image
not
available

BP 367.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

CLASS OF 1828

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1866.

Zweiter Band.

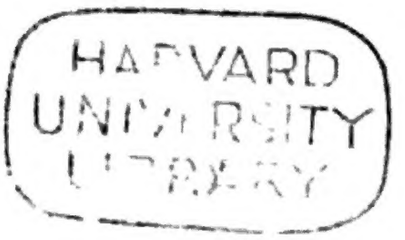
Göttingen.

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1866.

Digitized by Google

BP 367.1



1874 Bruno 1.3.
Skinner Fund.

Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
W. Fr. Kaestner.

4 63-112
1-72

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück. 4. Juli 1866.

Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Von Adolf Friedrich von Schack. 2 Bde. Berlin 1865. Verlag von Wilhelm Hertz (Bd. I. XII und 348 Seiten. Bd. II 385 Seiten in Octav).

Die Betrachtung der noch in ihren Trümmern herrlichen Denkmäler der Spanischen Araber erregten in dem Verf. des uns vorliegenden Werks das Verlangen nach einer näheren Bekanntschaft mit dem Geistesleben und namentlich der Poesie jenes Volkes. »Ich wünschte«, sagt er, »die Hallen der arabischen Schlösser, wie mit den Gestalten der Menschen, welche durch sie hingeschritten, so auch mit den Gesängen, die einst in ihnen erklungen, beleben zu können.« Diesen Wunsch zu erreichen, gab es keinen andern Weg, als ein eifriges, selbständiges Studium der erhaltenen Erzeugnisse dieser Literatur, und der Verf. liess sich die grosse Mühe desselben nicht verdriessen. Mit welchem Erfolg sein Streben belohnt ward, zeigt dies Werk, in welchem er auch solchen, die nicht denselben

Digitized by Google

beschwerlichen Weg zurücklegen können oder wollen, ein Bild der arabischen Poesie und Kunst in Spanien und Sicilien giebt. Alles, was zu einem solchen Unternehmen erforderlich ist, steht ihm zu Gebot: gründliche Sprach- und Geschichtskenntniss nicht bloss auf diesem speciellen Gebiet, sondern hinsichtlich der Literatur und Kunst der verschiedensten Völker, eine genaue Bekanntschaft mit dem herrlichen Schauplatz, ein feiner Sinn für alles Schöne und Grosse, eine warme, aber durchaus nicht blinde, Liebe zum morgenländischen Geiste, und endlich eine glückliche Gabe der Darstellung und Reproduction in gebundener und ungebundener Rede.

Obgleich von Spanien ausgehend hat der Vf. doch den glücklichen Gedanken gehabt, auch die Denkmäler der Sicilischen Araber in seine Betrachtung zu ziehen. Die grosse Aehnlichkeit des Charakters der arabischen Kunstschöpfungen beider Länder durch die Aehnlichkeit der äussern und innern Verhältnisse bedingt, tritt so erst recht zum Vorschein.

Wie man erwarten wird, tritt die Betrachtung der Poesie in den Vordergrund. Wir erhalten keine Literaturgeschichte, aber die Auswahl der poetischen Gruppen und Individuen, welche uns vorgeführt werden, ist so gut getroffen, dass wir so ziemlich mit allen wichtigen Epochen und Gattungen des ganzen Literaturgebietes durch charakteristische Beispiele bekannt gemacht und nach und nach über alle Theile orientiert werden. Selbst über die Grenzen jenes hinaus werden wir bisweilen geführt, aber nicht planlos, sondern damit wir unsern Gegenstand durch Betrachtung seiner Beziehungen zu andern durch Vergleichungen desto besser beurtheilen lernen.

Obgleich die Vertheilung des Stoffes nicht

Digitized by Google

systematisch ist, schliesst sie sich doch gern der Entwicklung der Geschichte an. Mit Geschick weiss der Verf. die wichtigsten Züge der politischen Geschichte, ohne welche durchaus kein Verständniss dieser Poesie denkbar wäre, in sein Werk einzuflechten. Ueberall stützt er sich hier auf gründliche Forschungen, d. h. für Spanien vorwiegend auf die hier fast allein in Betracht kommenden, Epoche machenden Arbeiten Dozy's, für Sicilien auf die Werke Amari's; daneben hat er es an eignem historischen Quellenstudium nicht fehlen lassen.

Die Einleitung schildert in grossen Zügen die Entwicklung der arabischen Poesie bis zu den Anfängen einer eignen spanisch-arabischen Literatur. Ref., der sich gerade mit dieser Periode viel beschäftigt hat, kann zwar nicht jedes hier ausgesprochene Urtheil und noch weniger jede einzelne Angabe für richtig erklären, steht aber dessen ungeachtet nicht an, diesen Abschnitt allen denen zu empfehlen, welche sich mit der alten, echt arabischen Dichtung bekannt machen wollen. Auch in den spätern Theilen des Werks kommen, wie leicht begreiflich, zuweilen Rückblicke auf diese alte Poesie vor, welche ja der Ursprung und das beständige Muster der späteren ist. Wir bemerken übrigens, dass die Masse des aus der ersten Periode Erhaltenen weit grösser ist, als es nach einigen Andeutungen unseres Buches scheinen könnte, welches fast nur die Moallakât, die Hamâsa und »das grosse Buch der Gesänge« erwähnt. Ferner heben wir zur Vermeidung von Missverständnissen hervor, dass die kleinen Gedichte, aus denen die Hamâsa besteht, mit wenigen Ausnahmen nicht ursprünglich selbständig, sondern kurze Bruchstücke grosser Kassîden sind. Die Leichtigkeit, mit der solche

Digitized by Google

Bruchstücke ausgeschieden und wie selbständige Gedichte verwandt werden können, ist eben besonders charakteristisch für den losen Zusammenhang des arabischen Gedichts.

Zu der Periode der spanischen Araber übergehend bespricht der Verf. zuerst den Charakter derselben im Allgemeinen. Es ist ihm nicht entgangen, dass dieselbe der übrigen arabischen Poesie weit weniger selbständig gegenüber steht, als es zu erwarten wäre. Ich glaube sogar, dass die Selbständigkeit noch etwas geringer ist, als man aus seiner Darstellung schliessen sollte. Es wäre sehr erwünscht gewesen, wenn Herr von Schack den Leser bisweilen einen Blick auf die parallele Entwicklung der Dichtung im Orient hätte werfen lassen. Bei dem regen geistigen Verkehr aller arabischen Länder unter einander und der nicht abzuleugnenden Beschränktheit der Pfade, auf denen die arabische Cultur sich fortbildete, kann die grosse Aehnlichkeit der spanisch-sicilischen mit der gleichzeitigen morgenländischen Poesie übrigens doch nicht so sehr befremden. Was die andalusischen Dichter hauptsächlich von den alten unterscheidet, finden wir fast ebenso bei denen Syriens, Irâks und Aegyptens. Leider sehn wir in beiden Theilen der arabischen Welt denselben Hauptfehler, die durch zu strenge Befolgung der alten Muster in Stoff und Form bedingte Künstlichkeit, ja Unwahrheit, nur dass freilich auf europäischem Boden die Beibehaltung von Dingen, die im Wüstenleben des Mutterlandes wurzelten, noch ein grelleres Missverhältniss zeigt, als in den doch der Urheimath immer näher stehenden Ländern des Ostens. Und wenn sich daneben doch auch in der arabischen Poesie die Rechte des Lebens geltend machen und diese sich wieder als un-

Digitized by Google

mittelbarer Ausdruck der Gedanken und Empfindungen kund thut, so geschieht das in Ost und West doch auf sehr gleichartige Weise. Ich will nicht leugnen, dass die Weise Spaniens der unsrigen wohl etwas näher steht, aber gross ist der Unterschied nicht. Der alten Beduinenpoesie gegenüber hat die ganze spätere arabische Dichtung, wo sie sich nicht gewaltsam in der Bahn jener bewegt, ein moderneres Gepräge und macht einen weniger fremdartigen Eindruck auf uns.

Natürlich kann sich aber der Dichter Spaniens und Siciliens nicht ganz den eigenthümlichen Einflüssen seiner Heimath entziehn. Die entzückende Pracht der Natur, der Nichts in Vorderasien gleichkommt und welche auf den Bewohner der sonnenverbrannten Länder Afrikas denselben fast berauschenden Eindruck macht, wie auf den Bewohner der kalten Nordländer, wird sich, wenigstens etwas, in seinen Gedichten wiederspiegeln: der Dichter besingt heiteren Lebensgenuss, zu dem eine solche Natur einladet, mit Vorliebe und malt uns Feste, wie sie in der Weise nur im südlichsten Europa am Platze sind. Und auf der andern Seite müssen sich die wechselvollen Geschicke Andalusiens, namentlich der Kampf gegen die, seit sie sich einmal wieder erhoben haben, trotz aller augenblicklichen Rückschritte immer mehr und mehr siegreich vordringenden Christen in den Liedern der Sänger ausdrücken. Einige der kräftigsten und schönsten der vom Verf. übersetzten Gedichte betreffen gerade diesen vielhundertjährigen Kampf; die düstere Ahnung, dass die Tage des Islâms auf spanischem Boden gezählt sind, tritt uns hier entgegen, während andre Lieder mit Siegesvertrauen zum heiligen Krieg auffor-

Digitized by Google

dern oder hohe Siege besingen. Eine eigenthümliche Wirkung erzielt der Vf. dadurch, dass er solchen Liedern gleichzeitige von den christlichen Feinden gegenüberstellt; trotz des bittersten Hasses sind die Grundgedanken auf beiden Seiten einander ganz ähnlich, wie denn ja überhaupt die christliche Welt des Mittelalters der islâmischen weit ähnlicher war, als die der Neuzeit. Auch darin tritt uns, wie hier mit Recht hervorgehoben wird, eine Aehnlichkeit mittelalterlich christlicher und Andalusischer Poesie entgegen, dass wir auch in dieser viele Spuren der zarten Galanterie erblicken, welche jener den Hauptstoff lieferte. Doch ist hier festzuhalten, dass dieser ritterliche Frauendienst seine tiefen Wurzeln in der Denk- und Dichtweise der alten Wüstenaraber hat und für die Muslime nicht etwa erst ein Erzeugniss Spanischen Bodens ist.

Der Verf. führt uns die Andalusische Poesie in vielen charakteristischen Beispielen vor und sucht uns durch seine Erläuterungen das richtige Verständniss derselben zu verschaffen. Das an wechselvollen, ja romanhaften Schicksalen reiche Leben der bedeutendsten Dichter Spaniens giebt ihm Gelegenheit, seiner Darstellung noch einen ganz andern Reiz zu geben, als er einer literargeschichtlichen sonst eigen zu sein pflegt. Namentlich verweise ich hier auf die ausführliche Erzählung der Thaten und Leiden des hochbegabten Fürsten und Dichters Almotamid aus dem Geschlecht des Abbâd, der als verwöhnter Liebling des Glücks aufwuchs, um im Kerker vor Noth und Gram zu enden. Die Besprechung der Arabischen Poesie Siciliens schliesst sich leicht hieran. Die Verschiedenheit der Sicilischen Dichtweise von der Andalusischen ist im Ganzen so gering, dass es leicht gewesen wäre,

Digitized by Google

beide Gebiete ganz zusammenzustellen, wenn eine solche Behandlung nicht die nothwendige Hinweisung auf die geschichtlichen Verhältnisse gestört hätte. Natürlich musste Sicilien, auf dem die Araber doch nur auf kurze Zeit festen Fuss gefasst und von dessen Dichtern nur Wenige einen wirklich bedeutenden Ruf erlangt hatten, in verhältnissmässiger Kürze besprochen werden. Charakteristisch ist es, dass der grösste dieser Dichter, Ibn Hamdîs, sein Vaterland verliess, als es wieder unter christliche Herrschaft gefallen war; trotz seiner zärtlichen Sehnsucht nach Sicilien und trotz der grossen Toleranz der Normannischen Eroberer konnte er es nicht über sich gewinnen, in ein nicht islâmisches Land zurückzukehren.

Durch zahlreiche Uebersetzungen Arabischer Gedichte sucht der Verf. den Leser in die von ihm behandelte Literatur wirklich einzuführen. Man wird bei dem Uebersetzer des Persischen Heldengedichtes grosse Erwartungen haben, und diese werden denn auch vollständig befriedigt. Diese Uebersetzungen gehören entschieden zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geleistet ist. Mit Recht sagt der Verf., dass man an ihnen ein sorgfältiges Studium der oft äusserst schwierigen Originale nicht vermissen werde. Ref. hat einige der übersetzten Gedichte genau mit dem Urtext verglichen und hat dabei wohl hie und da eine Stelle gefunden, die er anders auffassen würde, aber durchgängig eine tüchtige Kenntniss der Feinheiten der Arabischen Sprache angetroffen, wie sie nur sehr wenigen Uebersetzern Arabischer Poesie eigen ist. Allerdings übersetzt der Verf. oft ziemlich frei, aber kein Verständiger wird ihm das verargen. Wo es sich darum handelt, eine ganz fremdartige Anschauungs-

Digitized by Google

und Ausdrucksweise uns erst mundgerecht zu machen, da wird man es ihm selbst verzeihen, wenn er jene oft etwas modificiert und in die unsrige überträgt. Unumgänglich nöthig ist es, wo man nicht ganz auf ein rasches Verständniss verzichten will, oft paraphrastisch zu werden, einen kurzen Commentar gleichsam in den Text aufzunehmen, dem Bilde die Bedeutung desselben beizugeben, die der Araber schon kennt. Freilich wird es hier schwierig, das richtige Mass einzuhalten. Umschreibung und beigesetzte Erklärung können leicht wesentliche Eigenschaften des poetischen Ausdrucks verletzen; der scharf zugespitzte, künstliche, spielende Stil der Arabischen Dichter verträgt sich mit dieser Behandlung nicht leicht. Für unsern Geschmack werden diese freilich dadurch entschieden gewinnen, aber die Araber legen ja gerade auf solche Dinge den allergrössten Werth. Dennoch wird kein Uebersetzer uns etwas Geniessbares vorsetzen, der sich in dieser Beziehung nicht grosse Freiheiten erlaubt und manche rhetorische Feinheit verwischt, auf welche der Dichter selbst stolz gewesen ist. Der Verf. hat, mit einem Wort, die Originale für unsern Geschmack in mancher Hinsicht verbessert. Freilich geht er mitunter hierin wohl etwas zu weit, indem er durch kleine Wendungen Geschmacklosigkeiten, die nun einmal ganz im Arabischen Sinn sind und dort für Schönheiten gelten, zu ganz erträglichen Hyperbeln umwandelt. Wenn z. B. Ibn Hamdîs sagt (Amari, Bibl. ar. sic. S. 550 unten): »Und wäre das Wasser der Thräne nicht salzig, so hielte ich meine Thränen für seine (Sicilien's) Flüsse«, so ist das eine für uns ungeniessbare Ausdrucksweise, auf die doch der Dichter ohne Zweifel sich viel zu Gute ge-

Digitized by Goog

than hat. Er will sagen: »meine Thränen sind so reichlich, wie das Wasser der Ströme Siciliens, so dass ich sie geradezu damit verwechseln könnte: aber das geht doch nicht, da sie salzig sind, während doch jene Flüsse süsses Wasser führen«. Somit hat er zugleich sein tiefes Leid ausgedrückt, und die Reichlichkeit und den Wohlgeschmack der Sicilischen Gewässer gepriesen. Der Verf. setzt dies durch seine Uebersetzung (II, 20)

»Reichlich, wie auf Sicilien's begrünten Au'n die Flüsse,
»Doch bitt'rer strömen immerdar ach! meine Zährengüsse«.

in eine für uns leidlichere und doch reichere Ausdrucksweise um, der man aber freilich das seltsam Pointierte des Originals nicht mehr ansieht. Ich hebe diese Eigenthümlichkeit nur deshalb hervor, damit man nicht glaube, dass die Originale dieser Europäisch-Arabischen Gedichte unsrem Geschmack so sehr viel näher stehen, als die der andern Araber, weil die Uebersetzungen sich zum Theil wie Deutsche Originale lesen.

Mit Recht hat der Verf. es verschmäht, Unmögliches leisten und in Deutscher Sprache Arabische Versmaasse darstellen zu wollen. Ref. hat sich über diesen Punkt schon anderweitig erklärt. Durchgängig bedient sich Hr. v. Schack einfacher trochäischer und jambischer Rhythmen und zwar besonders gern der zur Wiedergabe der Arabischen Langzeilen sehr geeigneten längeren (7 und 8 füssigen) Verse. Wir brauchen eben nichts mehr zum Lobe dieser Uebersetzungen zu sagen, als dass sie sich grösstentheils leicht und fliessend wie Deutsche Originale lesen und mit wenigen Ausnahmen den gelungensten Leistun-

Digitized by Google

gen Rückerts auf diesem Gebiete an die Seite treten.

So sehr der Verf. für die Schönheiten der orientalischen Kunstschöpfungen empfänglich ist, so wird er doch nie parteiisch für dieselben. Keinen Augenblick ist es ihm zweifelhaft, wie hoch die Werke des Griechischen Alterthum's über denen der Araber erhaben sind. Die hauptsächlichste Schwäche des Arabischen Geistes, die geringe Fähigkeit, die Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenzufassen, die Einheit zu erkennen und zu erstreben, die aus Vielem besteht, ist ihm nicht entgangen. So ist er denn auch sehr vorsichtig in der Betrachtung des Einflusses Arabischer Kunst und Bildung auf Europäische, weit mehr, als man es bei einem Liebhaber jener voraussetzen würde. Ein längerer Abschnitt behandelt den Zusammenhang der Arabischen und Romanischen, namentlich Spanischen Poesie, hinsichtlich dessen so sehr verschiedene Urtheile laut geworden sind. Ref. muss gestehen, dass ihm diese Gegenstände zu wenig bekannt sind, als dass er sich darüber ein Urtheil erlauben möchte; doch scheint ihm allerdings der Verf. ganz Recht darin zu haben, wenn er zwar keine tiefere Einwirkung, wohl aber gewisse Einflüsse äusserlicher Art, wie die Uebertragung einiger Reimformen und einzelner poetischer Ausdrucksweisen aus der Arabischen auf die Romanische Poesie annimmt.

Von der Poesie geht das Werk zu den andern Künsten über. Von den bildenden Künsten im engern Sinne ist wenig zu reden. Der Vf. hat darin Recht, dass die islamische Welt nie ganz der Malerei und Skulptur ermangelt habe, dass aber die Araber wenig Neigung und Geschick gehabt, auf diesem Gebiete Grosses zu

leisten. Uebrigens lässt sich, um das beiläufig zu bemerken, zwar nicht aus dem Koran (die Stelle Sûra 5, 93 handelt von ganz andern Dingen *)), wohl aber aus der mündlichen Ueberlieferung nachweisen, dass das vollständige Bilderverbot ganz im Sinne des Propheten ist. Von der Musik der Araber wird wenig gesprochen, dagegen desto mehr von ihrer Baukunst in Spanien und Sicilien. Hinsichtlich dieser Abschnitte stehen wir dem Verf. ganz und gar als Schüler gegenüber. Hr. v. Schack berichtet hier auf Grund sorgfältiger, an Ort und Stelle unternommener Forschungen, welche noch durch seine gleichfalls auf eigner Anschauung beruhende Kenntniss der Bauwerke des heutigen Orients unterstützt wird. So führt er uns denn durch die traurigen Reste der Araber in der gänzlich verfallenen Chalifenstadt Cordova, durch die unscheinbaren Trümmer des übrigen Spaniens und Siciliens, um uns endlich die herrlichen Bauten Granada's betreten zu lassen, die, obwohl in tiefem Verfall, doch zum Theil noch heute werth wären, Königen zur Wohnung zu dienen. Ueberall weiss der Verf. auf das Anmuthigste für Abwechselung zu sorgen, ohne je Ueberflüssiges herbeizuziehen. Wenn er einmal ein wenig mehr in das Technische des Bau's hat eingehen müssen, so belohnt er den Eifer des aufmerksamen Lesers sofort durch eine geschichtliche Betrachtung oder eine Schilderung der umgebenden Natur, durch die erst das Verständniss jener recht vermittelt wird. Den tragischen Eindruck, den die ganze Geschichte der Spanischen Araber macht, hat er wiederholt Gelegenheit eindringlich auf uns wirken zu las-

*) *Anßâb* sind die Steine, auf denen geopfert wird; vergl. v. 5.

Digitized by Google

sen. Vor Allem ist dies der Fall bei dem Schlussabschnitt, der Perle des ganzen Werkes. Mit Recht hat der Verf. hier Alles zusammengefasst, was er uns von der Geschichte und Cultur desjenigen Spanisch - Arabischen Reiches sagen will, welches allein die übrigen mehr als 2 Jahrhunderte überdauerte, noch einmal eine hohe Kunstblüthe hervorbrachte und so in jeder Weise geeignet ist, einem Werke, wie dem vorliegenden, als Gegenstand der Schlussbetrachtung zu dienen. Der Verf. schildert uns die wahrhaft paradiesische Lage Granada's, inmitten deren seine Zauberschlösser sich erheben. Er führt uns in den Wunderbau der Alhambra, die allein genügen würde, uns von der Bildung ihrer Erbauer einen sehr hohen Begriff zu gewähren. Mit kurzen Worten stellt er uns dann in dem Falle dieser letzten Feste des Islâms den Untergang des Spanischen Araberthums überhaupt dar. Es sind traurige, überaus traurige Betrachtungen, die sich daran knüpfen. In sehr vieler Hinsicht werden wir mit den Siegern sympathisieren; aber sehen wir, wie diese die Schöpfungen der Besiegten in blinder Wuth vertilgen, wie sie die blühendsten Landschaften ihres eignen Landes aus Fanatismus und Trägheit zur Wüste werden lassen, wie sie die ihnen von jenen Jahrhunderte lang gewährte Glaubensfreiheit mit dem grausamsten Druck belohnen, und wie ihnen endlich der Glaube den Vorwand giebt, die heiligsten Schwüre zu brechen und jede Menschlichkeit aus den Augen zu setzen, da wendet sich das Auge mit Abscheu von ihnen ab, und mit wehmüthiger Theilnahme folgen wir den Arabern bis zu ihrer letzten Erhebung unter einem angeblichen Spross des erlauchten Omaijadenhauses, unter dem Spanien

Digitized by Google

die allerhöchste Blüthe genossen hatte, und bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung aus dem fortan tief verfallenen Lande.

Der Beifall, den die bisherigen Leistungen des Verf.'s gefunden haben, lässt hoffen, dass auch dieses vortreffliche Werk die gebührende Theilnahme finden werde, wenn demselben auch nicht eine Stimmung entgegen kommt, wie die, welche zu den Zeiten der Romantiker für weit weniger bedeutende orientalische Leistungen Begeisterung erweckte. Möge der Verf. sich durch einen recht allgemeinen Beifall von Seiten der Kenner und Freunde dieser Literatur veranlasst sehen, auch noch anderen Perioden der Arabischen Poesie ähnliche Arbeiten zu widmen!

Kiel. Th. Nöldeke.

Histoire naturelle et médicale des nouveaux médicaments introduits dans la thérapeutique depuis 1830 jusqu'a nos jours; par Victor Guibert, Docteur en sciences naturelles; Docteur en médecine, en chirurgie et accouchements, Professeur de mathématiques supérieures et de physique au Collége communal de Louvain etc. Ouvrage couronné (Médaille d'or) par la Société des Sciences médicales et naturelles de Bruxelles. Deuxième édition, revue et augmentée. Bruxelles, librairie médicale de H. Manceaux. 1865. XXI und 681 Seiten in Octav.

Zusammenstellungen der in bestimmten Epochen in die Materia medica eingeführten Medicamente gehören in der medicinischen Literatur nicht zu den Seltenheiten. Sie sind nicht allein

Digitized by Google

von historischem Interesse, insofern sie uns einen Einblick gewähren in die therapeutischen Anschauungen desjenigen Zeitraums, welchen sie umfassen; sie sind auch wichtig für den Praktiker, in so weit sie wie gewöhnlich die in neuerer Zeit eingeführten Arzneimittel behandeln, welche in den gewöhnlichen Handbüchern der Pharmakologie insgemein mit einem gewaltigen Wust obsoleter und unbrauchbarer Droguen umgeben sind. Es ist zwar auch nicht alles Neue gut und nicht alles in Vergessenheit Gerathene unbedeutend, aber der praktische Arzt schwimmt mit dem Strome der Zeit und wenn er in frühern Jahrhunderten sich mit Vorliebe den kostbaren Specereien des Abendlandes und der neuen Welt zuwendete, so ist es in den letzten drei Decennien besonders die Arbeit der Chemiker, welche ihn anlockt. Reine Pflanzenstoffe will er haben, Alkaloide, Glykoside und wie sie alle heissen mögen; ferner die Producte der trockenen Destillation und anderer chemischer Processe, die dem Pharmakologen sogar zu einer ganz neuen Classe von Medicamenten, zu derjenigen der Anaesthetica verhalfen, und diese sogenannten chemischen Artefacte sind es denn auch vorzugsweise, welche das vorliegende Werk Guibert's ihm in reichlichster Auswahl darbietet.

Für das Jahr 1858 stellte die Société des Sciences médicales et naturelles de Bruxelles folgende Preisfrage: »Quels sont les médicaments nouveaux dont s'est enrichie depuis ces vingt-cinq dernières années la matière médicale? Discuter leur valeur thérapeutique, en s'appuyant autant que possible sur des faits cliniques. Tracer l'histoire et donner une étude complète de chacun d'eux«.

Digitized by

Die Preisrichter (Leroy, Van den Corput, Crocq, Henriette et Rieken) ertheilten der Arbeit von Guibert auf Grund eines vortrefflichen Berichtes von Rieken am ersten August 1859 den Preis. Dieselbe erschien im Jahre 1860, nicht unwesentlich bereichert durch die von Rieken in seinem Berichte gegebenen Notizen und durch das von 1858—1860 durch den Autor selbst zusammengetragene Material über neue Entdeckungen im Gebiete der Materia medica. Dass Guiberts Schrift des Preises wirklich würdig war, beweist das rasche Vergriffensein der ersten Auflage; die Vorrede der zweiten, jetzt vorliegenden ist datirt vom 5. December 1864. Das frühe Erscheinen derselben ist um so auffallender, als inzwischen durch Herrn Dr. Richard Hagen die erste Auflage in einer so trefflichen Bearbeitung dem deutschen Publikum zugängig gemacht wurde, dass wir diese Arbeit bei Weitem über das Original stellen müssen. (Die seit 1830 in die Therapie eingeführten Arzneistoffe und deren Bereitungsweisen. Leipzig. 1863). Wir können selbst der Hagen'schen Bearbeitung der ersten Auflage den Ruhm nicht streitig machen, dass sie an Reichhaltigkeit und sachlicher Verarbeitung des Inhalts auch der zweiten Auflage von Guibert in vielen Punkten überlegen ist. Es konnten zwar von Hagen die auf das Jahr 1864 und einen Theil von 1863 bezüglichen pharmakologischen Arbeiten selbstverständlich nicht verwerthet werden und hierin hat die zweite Auflage von Guibert unstreitig einen Vorzug. Aber davon abgesehen ist der Inhalt eben so reichhaltig und die einzelnen Abschnitte mit grösserer Sorgfalt und Ausführlichkeit gearbeitet, so dass die Seitenzahl um fast 200 grös-

Digitized by

ser ist als bei Guibert, wobei wir noch berücksichtigen müssen, dass die Fassung weit knapper und präciser als bei dem französischen Autor ist. Wir bedauern, dass Guibert das auf Grundlagen der ersten Auflage seiner Preisschrift gearbeitete Buch Hagen's nicht für die zweite Auflage verwerthete, er würde dadurch manche werthvolle Ergänzungen, namentlich in Bezug auf deutsche Publicationen acquirirt haben und zur Kenntniss mancher Irrthümer gelangt sein. Nehmen wir z. B. einen Stoff heraus, der vorzugsweise gründlich in pharmakodynamischer und therapeutischer Hinsicht erforscht ist, das Coniin. Hier hat Guibert in Ansehung der Entdeckung desselben die Angabe, es sei von Gieseke und Brandes zuerst im Jahre 1826 dargestellt, während Brandes gar nichts damit zu thun hat und das Jahr der Entdeckung 1827 ist; Hagen gibt den richtigen Entdecker an. Bei Letzterem ist des Verhältnisses des Coniins zu Methylconiin nach von Planta und Kekulé ausführlich erörtert, wobei nur der Irrthum begangen wird, zu behaupten, es fehle bis jetzt eine physiologisch-toxikologische Prüfung des Methylconiins, während eine solche schon von Ihmsen (Disquisitiones physiologo-toxicologicae de Coniino etc. Diss. Petropoli, 1857.) vorliegt; auch das Conhydrin von Wertheim wird bei Hagen besprochen. In der neuen Auflage von Guibert ist von den genannten Stoffen viel weniger ausführlich die Rede.

Die physiologische Wirkung des Coniins behandelt Hagen auf fast eben so viel Seiten wie Guibert ihr Zeilen widmete; Letzterer kennt ausser den alten Angaben von Christison nichts Ausländisches über die physiologische de

Digitized by Google

Wirkung des Alcaloids, während Hagen alle bis zum Jahre 1863 erschienenen Arbeiten, sowohl die von Leonides van Praag in seiner toxikologischen Studie über das Coniin (Reil's Journ. Bd. 1. Heft 1. S. 1) zusammengestellten, als die von ihm übersehenen und später erschienenen, mit alleiniger Ausnahme der ihm unbekannt gebliebenen Dissertation von Ihmsen gründlich und erschöpfend berücksichtigt hat. In therapeutischer Beziehung gedenkt Guibert in der zweiten Auflage nur der Anwendung bei scrophulösen Augenentzündungen nach Fronmüller und Mauthner, gegen Keuchhusten nach Spengler, gegen Zahncaries, Hautkrankheiten und Neuralgieen ohne Angabe von Gewährsmännern, endlich gegen Tetanus und Hydrophobie, wobei als Bürge Oesterlen's Handbuch der Arzneimittellehre nach der Ausgabe von 1845 citirt wird. Hagen hat für alle genannten Krankheiten Ergänzungen aus der medicinischen Literatur, besonders aus den das Coniin betreffenden Aufsätzen von Murawjeff, W. Reil, Reuling und Salzer, Nega u.s.w. gesammelt und führt ausserdem die therapeutischen Erfahrungen der genannten Autoren und Anderer gegen Carcinom, Magenkrebs, Gastralgie, Tuberculose, Intermittens und Typhus an. Da die Letzteren schon in W. Reil's Materia medica der reinen chemischen Pflanzenstoffe (Berlin 1857) ziemlich ausführlich zusammengestellt sind, ist es überhaupt sehr befremdend, dass sie in keine der beiden Auflagen von Guibert übergingen.

Es wäre uns ein Leichtes, eine Reihe anderer Stoffe als Beispiele auszuwählen, aus denen sich die eingehendere und detaillirtere Behandlungsweise Hagens evident ergibt; wir halten

Digitized by Google

es jedoch für zweckmässig statt dessen summarisch den Inhalt beider Werke durchzugehen, wodurch uns einerseits ein Einblick in das auch von Hagen adoptirte Guibert'sche System der Arzneimittel gestattet und andererseits die Möglichkeit gegeben wird das Verhältniss der ersten und der zweiten Auflage des Guibert'schen Buches genauer kennen zu lernen. Was das System anlangt, so brauchen wir nicht weitläuftig zu erörtern, dass die einzelnen Classen der Medicamente kaum unter einen leitenden Gesichtspunkt der Eintheilung zu bringen sind und dass insbesondere die eingehaltene Reihenfolge eine ganz willkührliche, des In- und Zusammenhanges entbehrende ist, wodurch dann nah verwandte Classen von Medicamenten in auffallender Weise getrennt werden. So bilden verschiedene auf das Rückenmark wirkende Stoffe die achte Classe und sind von den Narcoticis, welche Guibert in der 14ten unterbrachte, getrennt durch die Abtheilungen der Contrastimulantia, Emollientia, Adhaesiva, Alterantia und Antispasmodica.

Die erste Classe enthält die *Adstringentia* und zwar sowohl in der ersten als in der zweiten Ausgabe von Guibert 15 verschiedene Stoffe. Bei Hagen ist Sulfas aluminae et vinci nicht in einem besonderen Abschnitte erörtert, dagegen sind Alumina acetica et depurata, sowie die im Nachtrage unter dem Namen Paleae Cibotii zusammengefassten Spreuhaare ostasiatischer Farne hinzugefügt.

Die zweite Classe umfasst die *Reconstituentia* in der zweiten Auflage 39 an der Zahl, wovon 4 in der ersten Auflage sich nicht finden; bei Hagen fehlen Ferrum pyrophosphoricum, Ferrum et Kali pyrophosphoricum, Manganum et

Digitized by Google

Ferrum pomatum, Manganum aceticum, Aqua oxygenata und Maltum, die letzteren beiden gewiss mit Recht, da die Anwendung beider Mittel gewiss von sehr viel älterem Datum ist; die Aqua oxygenata als Arzneimittel erwähnt schon E. H. W. Münchmeyer in seiner Commentatio de viribus oxygenii in procreandis et sanandis morbis. Götting. 1801. Das Malz als Heilmittel gegen Scorbut ist schon 1764 von Macbride (Hist. account of a new method of treat scurvy) erprobt; diese beiden von Guibert in der neuesten Ausgabe hinzugefügten Stoffe gehören somit eigentlich nicht hinein. Bei Hagen sind hinzugefügt: Ferrum carbogenio reductum, Extractum sanguinis bovini, Extractum carnis, Extractum carnis frigide paratum. Die letzten beiden Zusätze sind gewiss nicht ohne Bedeutung.

Von den in der dritten Classe enthaltenen 39 *Febrifugis* treffen wir in der ersten Auflage schon auf 34; bei Hagen vermissen wir aus der Reihe derselben nur die sehr unwichtigen Chininum nitricum, Phillyrinum sulfuricum (aus Phillyrea latifolia dargestellt und von Jachette in Ferrara gegen Intermittens empfohlen) und Chuguiraga, ein Antitypicum aus Quito; dagegen haben wir hier besondere Abschnitte über Chininum hypophosphoricum, Ch. tartaricum, Chinidinum und Salze, Absynthinum, Hieracium Pilosella, Xanthium spinosum und Calcaria sulfurica usta.

Hieran schliessen sich als folgende Classe die *Remedia amara*, 5 an der Zahl, darunter neu eingeschaltet und bei Hagen fehlend Emilia rigidula eine Composite Guyana's, die von französischen Aerzten neuerdings empfohlen ist.

Hierauf folgen die *Stimulantia*, im Ganzen 26,

unter diesen 4 neu hinzugefügte, bei Hagen fehlen die sehr wichtigen Capitel über Coca, Coaltar und Carbolsäure, insoweit letztere nicht bloss als Substitut des Kreosot's in der modernen Pharmakologie eine Rolle spielt.

Die nun an die Reihe kommenden *Diuretica* (10) sind in allen 3 Büchern gleich.

Bei den 9 *Evacuantien* fehlt die von Guibert nachgetragene Magnesia lactica bei Hagen, dagegen hat Letzterer besondere Abschnitte über Magnesia boro-tartarica, Kali-Magnesia boro-tartarica, Chathartin und Mannit. An diese Stelle wäre auch besser die von Guibert bei den Alterantien nachgetragene Radix podophylli peltati, welche Hagen nicht aufgenommen hat, gerückt.

Unter den 4 als *Excitantia syst. muscul.* bezeichneten Stoffen sind 2, das Mutterkorn des Weizens und ein amerikanisches Wehen treibendes Mittel, Caulophyllum thalictroïdes neu, beide fehlen bei Hagen.

Die 5 *Contrastimulantia*, wovon Veratrum viride in der ersten Auflage fehlt, sind in der zweiten und bei Hagen identisch; ebenso die *Emollientia* (2).

Den 6 in Guibert's beiden Auflagen enthaltenen *Adhaesivis* fügt Hagen noch Cautschuk terebinthinatum, Caseïnum cum Calcaria usta und Charta oleata hinzu.

Die 12te Classe umfasst in der neuen Auflage von Guibert 46 *Medicamenta alterantia*, von welchen 12 neu hinzugefügt sind. Bei Hagen fehlen davon Natrum chloricum, Serrum et Chininum jodatum, Bromoforme, Ammonium, Ammonium jodatum, Ammonium bromatum, Thallium et Thalliumsalze, Alcalicitrate, Fucus vesicolosus und Podophyllum peltatum; hiervon

Digitized by Google

ist Ammonium jedenfalls überflüssig und ebenso der Blasentang, welcher schon 1769 von Russel als Arzneimittel verwendet wurde; dagegen finden sich bei Hagen und nicht bei Guibert in besonderen Abschnitten Hydrargyrum bijodatum et bichloratum cum Hydrargyro protochlorato, Calcium jodatum, Natrium bromatum, Hydrargyrum perbromatum und Argentum muriaticum ammoniatum und ausserdem im Anhange noch das Signum anacahuite.

Von den 23 *Antispasmodicis* sind 8 neu; es fehlen davon bei Hagen Hyraceum, Indigo, Actaea racemosa, Sarracenia purpuria, Selinum palustre, Peucedanum austriacum und Anilin.

Zu den 19 in der ersten Auflage enthaltenen *Narcoticis* hat Guibert 3 Stoffe: Bignonia catalpa, Curare und die Calabarbohne, welche wir bei Hagen und zwar die letzteren sehr ungern vermissen, hinzugefügt; das Oleum aethereum Aesculi Hippocastani ist kein genügender Ersatz dafür.

Anaesthetica hat Guibert in der letzten Auflage 28, darunter ein neues; bei Hagen treffen wir noch Chloruretum amylicum und Spiritus pyroxilicus an.

Sehr überlegen ist Hagen in Bezug auf *Anthelminthica;* hier hat Guibert den 6 in der ersten Auflage abgehandelten 2 hinzugefügt, von welchen das Kali picronitricum bei Hagen sich nicht findet, dafür aber hat die deutsche Bearbeitung noch als besondere Artikel Hydrargyrum santonicum oxydulatum, Cormus Pannae, Semina Crescentiae Cujete, Semina cucurbitae, Nux Arecae catechu, Capsulae Schebti und eine grosse Reihe neu eingeführter abyssinischer Bandwurmmittel.

In der letzten Classe sind die *Vesicantia* und

Digitized by Google

Caustica zusammengefasst; bei Guibert beträgt ihre Zahl in der ersten Auflage 13, in der zweiten 15; bei Hagen vermissen wir Cortex Passerinae Tartonrairae und die Raupe vom Bombyx processionnea, bei Guibert die durch Hagen hinzugefügten Chloruretum Bromii und Acidum nitricum solidefactum.

Die vorstehende Uebersicht beweist, dass wenn auch in der deutschen Bearbeitung einzelne und zwar nicht unwichtige Stoffe fehlen, welche Guibert in die zweite Auflage recipirt hat, doch in letzterer fast eben so viele von Hagen seinem Buche einverleibte Medicamente unberücksichtigt geblieben sind. In Bezug auf die erste Auflage ergibt sich bei Guibert ein Zuwachs von etwa 50 neuen Artikeln, unter denen einzelne, z. B. die Coca, Calabarbohne, Carbolsäure von grösserem Interesse sind. Ein weiterer Zuwachs von mehr als 50 Mitteln würde sich durch die von Hagen berücksichtigten, von Guibert jedoch in die zweite Auflage nicht aufgenommenen, so wie diejenigen neueren Medicamente, welche von beiden Schriftstellern übersehen sind, leicht herstellen lassen. In Bezug auf die von beiden Autoren nicht berücksichtigten Arzneimittel neueren Datums, würden besonders die beträchtlichen Bereicherungen, welche von Nordamerika aus der Arzneischatz in den letzten Jahren erfahren hat, ein bedeutendes Contingent liefern. Ohne auf diese näher einzugehen, bemerken wir nur, dass die grossen amerikanischen Handbücher der Materia medica von Wood (A treatise on therapeutics and pharmacology or Materia medica by George B. Wood. Philadelphia. 1856.) u. Stillé (Therapeutics and Materia medica. A systematic treatise on the action and uses of medicinal

agents, including their description and history. By Alfred Stillé. Second edition, revised and enlarged. Philadelphia. 1864.) besonders zur Vervollständigung der betreffenden Arbeiten benutzt werden können; auch hat W. Reil in seiner oben erwähnten Materia medica der reinen Pflanzenstoffe nach den 1855 in Newjork erschienenen positive medical agents eine Reihe amerikanischer reiner Pflanzenstoffe mitgetheilt, und von demselben Autor findet sich nach Wood eine Zusammenstellung der weniger bekannten amerikanischen Medicamente im Journal für Pharmakodynamik Band 2. Heft 2. pag. 262. Guibert hat zwar manche aus Nordamerika zu uns gekommene Droguen in die zweite Auflage aufgenommen, z. B. Podophyllum, Caulophyllum und das indianische Pockenmittel Saracenia; es fehlt aber noch eine viel grössere Anzahl, wie denn z. B. allein bei der Classe der Adstringentia Rubus villosus und trivialis, Geranium maculatum, Geum rivale, Heuchera americana, Statice caroliniana und Diospyros virginiana einzuschalten sein würden. Eine weitere Ausbeute, jedoch von geringerem Umfange liefert die neue britische Pharmacopoe, aus welcher z. B. aus der Classe der Adstringentien die Früchte von Aeglae adarmelos (Fructus belae) hinzuzufügen sind. Ausserdem haben aber auch sowohl Guibert als Hagen einige in deutschen und französischen periodischen Schriften empfohlene neue Medicamente übersehen, von welchen wir nur aus den letzten Jahren auf einzelne aufmerksam machen wollen. Das wichtigste von allen dürfte das Narcein sein, das nach der Empfehlung von Claude Bernard sich vielen Klinikern als bestes hypnotisch wirkendes Alkaloid des Opiums bewährt hat. Die-

Digitized by Google

sem zunächst stellen sich die Sulfite und Hyposulfite der Alkalien als Grundlage der antifermentativen Methode von Polli, welche besonders in Italien, Frankreich und England Anhänger fand, und die von Bernatzik physiologisch und therapeutisch geprüften Bestandtheile der Cubeben. Hieran reihen sich als nicht unwichtiges Vesicans das Cardol, als blutstillendes Mittel die von Piazza empfohlene Verbindung von Eisensesquichlorid und Kochsalz, das Nitroglycerin, die von Rodolfi gerühmte Calcaria muriatica, die von Derblich aus der dalmatinischen Volksmedicin in den Arzneischatz eingeführten Blätter des Olivenbaums, die als besonders wirksames Antasthmaticum von M' Veach erprobten Herba Datura Tatulae, die Laminaria digitata Lamour. von Sloan bei Stricturen u. s. w. angewendet, die Radix Corniulae (Nurtuak) als Ersatzmittel des Salep, das Arsentannat nach Gastinel's Empfehlung und das arsenigsaure Antimonoxyd nach Papillaud, die nesselnden Medusen nach Hunnius, die Laits medicamenteux von Bouyer, das Amylnitrit, ein eigenthümliches Anaestheticum nach Richardson, verschiedene Bromverbindungen, wie Bromlithium und Bromcadmium, von englischen Aerzten nach Art des Bromkaliums gegen Epilepsie und andere Neurosen verwendet, die Paludina vivipara, jetzt in Frankreich für Tuberculöse als Ersatz der gewöhnlichen Weinbergsschnecke besonders gemästet, übrigens wie viele andere Präparate der neuern französischen Pharmaceutik nichts als eine Spielerei.

Da ein genaues Eingehen auf die einzelnen Capitel des Guibert'schen Werkes uns zu weit führen würde, so heben wir nur einige Auslassungen hervor, welche uns von grösserem

Digitized by Google

Interesse scheinen, insofern sie sich auch auf die deutsche Bearbeitung beziehen. So ist beim Zincum tannicum der Hauptempfehler dieses Mittels gegen Blennorhoe, Dr. Th. Piderit in Valparaiso (vergl. Deutsche Klinik. 1855. Nr. 14), unerwähnt gelassen. Derselbe Autor hat auch das Plumbum tannicum gegen Dysenterie empfohlen, was sowohl Hagen als Guibert übersehen haben.

Die Paullinia (Guarana) würde nach unserer Ansicht, wenn sie schon ursprünglich auch als adstringirendes Mittel empfohlen und angewendet ist, doch wegen des ihre Hauptwirkung begründenden Gehaltes an Coffeïn zu diesem letzteren Stoffe besser zu stellen sein.

Bei Ferrum aceticum ist die Arbeit von Filippo Lussana (Gaz. med. Lomb. 1863 und 1864) unerwähnt geblieben; bei den Mangansalzen fehlt die äussere Anwendung gegen Drüsengeschwülste nach Hoppe.

Die Folia juglandis sind mit Unrecht als neu eingeführtes Arzneimittel aufgenommen worden, indem sie schon in vorigem Jahrhunderte neben den Wallnussschalen in Gebrauch gezogen wurden; vergl. Gottl. Frid. Spindler, praes. Büchner, de nuce Juglande ejusq. usu medica. Erf. 1743. Erwähnt hätte auch noch werden sollen die Dissertation von Guil. Nic. Koopman, de virtute medica foliorum Juglandis regiae in Scrophulosi. Trajecti ad Rhen. 1845.

Bei der Malamborinde ist unberücksichtigt geblieben die hauptsächlichste Arbeit von Prof. Bacchetti in Pisa: Sulla scorza die Malambo. Firenze. 1858. Der von Guibert eingeschaltete Artikel über die Coca ist unseres Erachtens etwas dürftig ausgefallen, obschon wir nicht die übertriebenen Hoffnungen einzelner Autoren über

Digitized by Google

den Nutzen theilen, welchen die Einführung dieses südamerikanischen narkotischen Genussmittels in den Arzneischatz bieten kann. Der interessante Aufsatz von E. von Bibra (Reil's Journ. Bd, I. Heft 4. p. 443), die Preisschrift von Montegazza, die Angaben von Schroff über Coca und Cocaïn, endlich die Studien von Fronmüller über Cocaïn (Prag. Vierteljahrschrift. 1863. Heft III. p. 109) scheinen an Guibert spurlos vorüber gegangen zu sein. Die neuern chemischen Arbeiten über die Zusammensetzung des Cocaïn von Lossen sind ebenfalls unerwähnt geblieben. Bei dem Amylalcohol, welchen Guibert als neues Capitel unter die Stimulantien aufgenommen hat, finden sich leider nur Angaben über die Wirkung bei Phthisis nach amerikanischen Quellen; die wichtige Anwendung, welche Magnus Huss, der bekannte Monograph des Alkoholismus, gegen das Zittern der Säufer von dem Fermentoleum solani gemacht hat, wird mit keiner Silbe gedacht, und gerade wegen dieser hätte das Mittel Aufnahme finden müssen. Ebenso scheinen die physiologischen Arbeiten über den Amylalkohol Guibert entgangen zu sein. Die ersten Experimente mit diesem Stoffe sind nicht an der von ihm angegebenen Stelle veröffentlicht, sondern rühren von Deutschen her; diesen, von Mitscherlich und Fürst angestellten Versuchen schliesst sich aus neuerer Zeit eine sehr sorgfältige französische Arbeit an, die im Jahre 1863 in Strassburg erschienene These von P. A. Cros: Action de l'alcool amylique sur l'organisme.

Narcissus pseudonarcissus ist mit Unrecht zu den neuen Medicamenten gezählt, was um so auffallender ist, da im Texte selbst die aus dem Anfange dieses Jahrhunderts datirenden

Digitized by Google

Arbeiten von Loiseleur und Lejeune citirt sind. Beim Anilin ist die Brochüre von Sonnenkalb über Anilin und Anilinfarben unbenutzt geblieben; ausserdem hätten in Bezug auf die toxischen Eigenschaften Knaggs, Letheby, Docendlicker und Charvet Berücksichtigung verdient.

In Bezug auf das Solanin haben Guibert und Hagen die interessante Arbeit von Zwenger und Kind, welche diesen Stoff gewissermassen als einen Uebergang von den Glykosiden zu den Alkaloiden erscheinen lässt, unberücksichtigt gelassen; in der neuen Auflage von Guibert fehlen auch die Angaben, welche Julius Clarus schon im Jahre 1857 über die physiologische Wirkung des Solanins und der Dulcamara gemacht hat. Hinsichtlich des Aconitins vermissen wir bei Guibert sowohl die Versuche Schroff's mit dem Aconitine pure von Morson als die im Jahre 1864 veröffentlichten physiologischen und therapeutischen Experimente von Hott und Gubler mit einem von dem Ersteren nach einer neuen Methode dargestellten Aconitin, das selbst das Morson'sche noch bedeutend an Giftigkeit übertrifft; überhaupt sind die Wirkungsdifferenzen des deutschen und englischen Aconitins nicht in genügender Weise dargelegt. Der neu hinzugefügte Artikel über Curare ist ziemlich mangelhaft ausgefallen. Die verschiedenen Arten des amerikanischen Pfeilgiftes, die bezüglich ihrer Abstammung und der Stärke ihrer toxischen Wirkung wesentlich von einander abweichen, scheinen Guibert unbekannt geblieben zu sein. Die Arbeiten von Heintz über das Curarin und selbstverständlich auch die allerneuste von Preyer und Claude Bernard sind nicht

Digitized by Google

erwähnt. Die über die Behandlung des Tetanus mit Curare angeführten Thatsachen sind keineswegs erschöpfend; einen viel genauern Catalog der hierher gehörigen Fälle haben 1863 Moroni und F. dell'Acque in ihrer grösseren Arbeit über amerikanisches Pfeilgift (Annal. univers. di medicina. Oct.—Dec.) geliefert, in welcher mit statistischen Gründen der Werth des Mittels für die Behandlung des Tetanus dargelegt wird. Auch bei der Calabarbohne hat Guibert einzelne Aufsätze, z. B. von Bacchetti und Regnoli unberücksichtigt gelassen.

Wir erwähnen noch als eine sehr wesentliche Vervollständigung der zweiten Auflage des Guibert'schen Handbuchs ein reichliches alphabetisches Sachregister, welches übrigens auch in entsprechender Weise schon von Hagen der deutschen Bearbeitung hinzugefügt ist.

Theod. Husemann.

Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen von Dr. Jakob Eduard Polak, ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule von Teheran. — Zweiter Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1865.

Mit derselben Frische und Sicherheit, in derselben lehrreichen, lebendigen und unterhaltenden Weise, mit welcher der kundige und vielerfahrene Verfasser in dem I. Theile seines Werkes (den wir in Stück 34 Jahrgang 1865 dieser Blätter dem Leser empfohlen haben) das »Familienleben der Perser«, gewisse »Persische Nationalfeste«, die »Versuche zur

Digitized by Google

Einführung Europäischer Civilisation in Persien« etc. geschildert hat, behandelt er in diesem zweiten Bande seines Buches mehrere andere von ihm lose aneinander gereihte Capitel der Persischen Ethnographie, namentlich die »Boden-Cultur«, »Industrie und Handel«, die »Polizei und öffentliche Sicherheit in den Städten« und mit besonderer Umständlichkeit »die Heilkunde« und »die Krankheiten und Epidemien« des heutigen Persiens (ein Thema, das dem Verf. als einem Mediziner vor Allem am Herzen liegen musste).

Die specifisch-persische Heilkunde schöpft noch heutiges Tages ihre Weisheit aus Galen und aus dem Kanon des Avicenna, den die Persischen Hekims (Aerzte), vorzugsweise Juden, auswendig lernen und dessen Recepte sie abschreiben. Doch setzt im Uebrigen der Perser bei jedermann, der Anspruch auf Bildung macht, medicinische Kenntnisse voraus. Medicinische Bücher fehlen in keiner Hausbibliothek und daher glauben sich in Persien selbst die Damen zur Verordnung von Heilmitteln berechtigt. Von den Latwergen, Pillen, Elixiren und Hausmittelchen aller Art, welche diese Damen nach alter Ueberlieferung und jene Hekims nach Avicenna in den hundert und aber hundert Krankheitsfällen anzuwenden pflegen, entwirft uns der Verf. ein so eingehendes Bild, wie es, so viel ich weiss, uns bisher noch kein früherer Reisender gegeben hat. Mehrere in Persien endemische und zuweilen epidemische Krankheiten hat der Verfasser während seines mehrjährigen Aufenthaltes im Lande selber beobachtet und behandelt, und was er zur Charakteristik solcher Krankheiten z. B. über den eigenthümlichen sogenannten »Aleppo-Knoten«, über den »Aussatz«, über das Persische Fieber etc. beibringt,

Digitized by Google

ist fast alles ebenso neu als im höchsten Grade interessant. Er berücksichtigt dabei auch immer sowohl die verschiedenen Provinzen und Lokalitäten des grossen Landes, von denen jede an ihren eigenen Leiden laborirt, während manche in gewissen Fällen sofort Genesung bringen, als auch die verschiedenen theils nomadischen, theils ansässigen Völkerstämme, aus denen die bunte Bevölkerung des Landes zusammengesetzt ist. Namentlich vergisst er dabei auch die mehrfach nach Persien verschlagenen armen Neger und ihren Antheil an den dort einheimischen Leiden nicht. Den Reisenden und Einwanderern aus Europa hat er in dem Kapitel »Acclimatisation« einen eigenen kleinen äusserst nützlichen Katechismus für ihr Verhalten im Oriente gegeben. Und seine darin enthaltenen Rathschläge unterstützt er durch eine Krankheitsgeschichte und Sterblichkeits-Statistik fast aller der in dem letzten Jahrzehend nach Persien gekommenen Europäer, deren Schicksale er fleissig verfolgt hat.

Die Perser sind eins der ältesten Cultur-Völker, welche die Geschichte kennt, und so sehr auch Missregierung, Dynastienwechsel, Bürger- und Religionskriege, verheerende Invasionen der Tataren und Nomaden das Land und Volk zerrüttet und depotenzirt haben, so hat doch die ackerbauende und gewerbetreibende Klasse alle Stürme überlebt, und hat sich immer wieder der Cultur des Bodens mit Eifer und Ausdauer zugewandt. Selbst in den nördlichen und östlichen Ländern Chiwa, Buchara, Afghanistan etc., welche einst zum Persischen Reiche gehörten und in denen jetzt die Nomaden gebieten, bilden die unterjochten Persischen Ureinwohner unter dem Namen der »Tadschik«

Digitized by Google

die Hauptmasse der Ackerbau, Gewerbe und Handel treibenden Stadtbürger. In seinen Capiteln: »Industrie und Handel«, »Viehzucht und Boden-Cultur« giebt der Verf. reichhaltige Berichte über diesen Kern des Volks der Perser und über alle zahlreichen Zweige und Richtungen ihrer Thätigkeit, die verschiedenen Bodenculturen, alle von ihnen cultivirten Pflanzen und Früchte, ihre zum Theil bewundernswürdigen und sehr eigenthümlichen Künste und Gewerbe. Doch gedeiht bei den Persern nur, was schon von der Urväter Zeiten her betrieben wurde. Alle Unternehmungen zur Einführung neuerer Europäischer Industriezweige haben ein klägliches Ende genommen. Da der Talg in Persien in Fülle zu den niedrigsten Preisen zu haben ist, so glaubte man Stearin mit grossem Vortheil produciren zu können, liess einen Europäischen Fabrikdirektor kommen und gründete mit grossen Kosten eine Stearin-Fabrik. Aber die ungeschickten Hände der Persischen Arbeiter verdarben den Mechanismus der Pressen. In den zur Bereitung der Schwefelsäure eingerichteten Bleikammern erzielten sie eine Säure, die kaum stärker war als eine etwas milde Limonade. Endlich zeigte man dem Schah einige Pfunde Stearinkerzen mit dem königlich Persischen Stempel vor. Die böse Welt sagte zwar, diese Kerzen seien dazu aus Europa verschrieben gewesen. Der Schah besah sie aber, fand sie gut, schenkte dem Fabrikdirektor ein Ehrenkleid, und damit hatte das ganze Unternehmen — ein Ende. — Aehnlich ging es mit einer Papiermühle, einer Glasfabrik, einer Zuckerraffinerie und Spinnfabrik. Für die Anlage der letzteren hatte man die Dampfmaschinen und Apparate mit unsäglicher Mühe aus Russland

Digitized by Google

herbeigeschafft, nämlich meist durch Menschenhände unter Aufgebot ganzer Dorfschaften, so dass die Anlagekosten nicht weniger als 150,000 Dukaten verschlangen. Eine Quantität Garn von wenigen Pfunden, die wieder dem Könige vorgezeigt wurden, war und blieb die einzige Frucht aller dieser Mühen und Kosten.

Ueberhaupt scheint in Persien bei allem, was von oben her die Regierung zum Wohle des Ganzen unternimmt und anordnet, noch viel mehr Ungeschick, böser Wille, Bestechlichkeit, Kabale und Habgier im Wege zu stehen als in andern Ländern. Ueber die Denk- und Handlungsweise der despotischen Schahs, über die Missverwaltung ihrer Grossveziere, über die Unsitten der Hofdiener und Beamten, über die Intriguen der Heerführer und Gouverneure in den Provinzen hat unser Verfasser, der als Königlicher Hof- und Leibarzt den Springfedern und Triebfäden aller Ereignisse und Dinge im Lande so nahe stand, ein sehr bemerkenswerthes Capitel: »Nassereddin Schah, seine Regierung und sein Hof.« Was der Verfasser von den militärischen Einrichtungen des Königreichs und von der Weise der Persischen Kriegsführung sagt, ist haarsträubend. Militär-Aerzte z. B. kennt man kaum in den Persischen Armeen. Der Staat kümmert sich nur um die kampffähigen Soldaten. Der Verwundete wird seinem Schicksale überlassen und bleibt hülflos auf dem Schlachtfelde liegen, wo ihm der Sieger den Kopf abschneidet. Bei all den vielen Expeditionen gegen den Chan von Chiwa, gegen Herat, Merw etc., bei den täglichen Gränzscharmützeln gegen die Turkomanen, hörte der Vf. nie von einer an einem Soldaten ausgeführten Amputation. Nie sah er einen Invaliden aus

Digitized by Google

dem Kriege zurückkehren, woraus er schliesst, dass alle in einem Gefechte Verwundeten ohne Ausnahme umkommen. In der That kehrt auch selten mehr als die Hälfte des Truppenkörpers von einer Expedition zurück, d. h. von den gemeinen Soldaten. Denn die Persischen Offiziere allerdings wissen besser für sich zu sorgen und sich unter allen Umständen Comfort und Sicherheit zu verschaffen. Während der Schlacht z. B. stecken sie meistens in einer Grube, die ihnen ihre Leute oft eigens zu diesem Zwecke graben müssen. Bei einer dieser unheilvollen, so viel Menschenleben kostenden Expeditionen wollte der Verf. einen der von ihm zum Militär-Arzt ausgebildeten jungen Perser mitschicken und wünschte, dass man demselben einige chirurgische Instrumente zur Amputation mitgäbe. Man erlaubte dem jungen Manne mitzugehen, aber die Instrumente wurden ihm verweigert, aus Furcht »er könne damit ein Unheil anstiften«.

Wenn man einen Blick auf die allgemeine Lage des Landes und Volkes der Perser wirft, so findet man eine Dynastie, welche nur noch schwache Wurzel gefasst hat, eine entartete Aristokratie und Priesterkaste, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrscher anerkannt wird, weil er nicht aus der allein zum Kalifat berechtigten Familie des Propheten stammt. In allen Provinzen, die den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben sind, herrscht Unzufriedenheit, die südlichen, die von jeher schwer zu regieren waren, sind stets in heller Empörung, die östlichen werden von den Turkomanen beständig bedrängt und entvölkert. Die reichen und ergiebigen Reiche am Kaspischen Meere wünschen nichts sehnlicher als eine Russische

Digitized by Google

Occupation. Die Industrie liegt darnieder. Selbst die alten im Lande eingebürgerten Künste haben Rückschritte gemacht, und das Neue findet, wie gesagt, keinen günstigen Boden. Aus alle dem möchte man schliessen, dass das Land eine Beute der Europäischen Mächte werden und dass namentlich das Gebiet am Kaspischen Meere an Russland fallen müsse. Aber doch sieht man auf der andern Seite auch nicht ein, wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten sein würde. In einem solchen alten Culturlande, wie Persien es ist, kann man nicht tabula rasa machen. Ein grosses Reich geht nur unter, wenn die Masse seiner Bewohner der Depravation verfiel. Dies ist in Persien bei aller Verderbtheit in gewissen Kasten und Regierungskreisen nicht der Fall. Den Kern des Volkes bildet eine kräftige und aufgeweckte Rasse. Die Persischen Ackerbauer und Handwerker sind fleissig und geschickt. Der Persische Kaufmann ist sehr einfach und sittsam in seiner Lebensweise. Die Familienbande sind bei ihm innig. Die eheliche Treue steht ihm hoch. Er ist durch und durch ehrlich im geschäftlichen Verkehr, pünktlich in Einhaltung seiner Verbindlichkeiten, vorsichtig und dabei doch rührig und von einem nicht geringen Unternehmungsgeiste beseelt. Er bereist nicht nur ganz Asien, namentlich Hindustan, China, Turkestan, den Kaukasus, sondern auch Egypten, die Türkei und Russland. Obgleich bei den Gewalthabern und Beamten und in den Häusern der unter einander hadernden Grossen und unter ihren Dienern Unterschlagungen, Diebereien und Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung sind, so sind dergleichen Vorkommnisse in den Privatbeziehungen der Bürger unter sich äusserst selten.

Digitized by Google

Verreist z. B. ein Persischer Kaufmann, sei es auch auf mehrere Monate, so schliesst er einfach sein Magazin zu, legt ein leichtes Vorlegeschloss an die Thür und befestigt an demselben mit einem Bindfaden sein in Wachs abgedrucktes Siegel. Er zahlt die Miethe für die Dauer seiner Abwesenheit voraus und kann sicher sein, bei der Rückkehr alles in unverletztem Zustande wieder vorzufinden. Denn die Unverletzlichkeit des Siegels ist ein Fundamentalgesetz persischer Sitte. Während seines einjährigen Aufenthalts in Teheran hörte der Verf. nur drei Mal, dass mittels Einbruch Waaren entwendet worden seien, in allen Fällen gelang es den Nachforschungen der Polizei, die Diebe ausfindig zu machen. Von welcher Europäischen Hauptstadt könnte man Aehnliches sagen? Einem Volk, bei dem dergleichen »Fundamentalgesetze« in Fleisch und Blut existiren, steht noch eine Zukunft bevor, und man kann nicht umhin, an eine Wiedererhebung aus seiner gegenwärtigen Lethargie zu glauben. »Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, sie wird die Erinnerung an ihre Selbständigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer nur Kraft zum Widerstande schöpfen«. Es wird namentlich Russland nach des Verf.'s Meinung nie gelingen sich die Persischen Provinzen zu assimiliren, auch nicht durch etwaige Errichtung einer Secundo-Genitur im Kaukasus, die übrigens dem Mutterlande keines Falls grossen Segen bringen könnte. »Dasjenige Volk jedoch, welchem wegen seiner Bildungsfähigkeit, seines kriegerischen Muthes, seines Selbstvertrauens und Unabhängigkeitsgefühls mit der Zeit die Herrschaft über Central-Asien zufallen wird,

Digitized by Google

dürften die Afghanen von rein iranischer Abstammung sein«.

Ob wir von diesem originellen und reichhaltigen Buche noch einen dritten Theil zu erwarten und zu hoffen haben und was er enthalten möge, wird uns nicht gesagt.

Bremen. J. G. Kohl.

La Contre-Révolution en Alsace de 1789 à 1793. Pièces et documents relatifs à cette époque. Publiés par F. C. Heitz. Strasbourg, Heitz, imprimeur-libraire. 1865. II. und 332 Seiten in Octav.

Es setzt einen eben so sorgfältigen als nachhaltigen Sammelfleiss voraus, der, abgesehen von officiellen Veröffentlichungen der Behörden und augenblicklichen Parteiführer, diese Fluth von Pamphlets, Sendschreiben und fliegenden Blättern, die theils aus heimlichen Pressen hervorgingen, theils von der Fremde in das französische Grenzland hineingeschleudert wurden, immer aber für die politischen Machthaber den Gegenstand scharfer Verfolgungen abgaben, zu einem chronologisch geordneten Ganzen zusammentragen konnte. Wir erhalten in ihnen, die einerseits von dem in Sitte und Recht rüchsichtslos einschneidenden Verfahren der Bewegungspartei zeugen und von der andern Seite den Zweck haben, den Umsturz der bestehenden Ordnung zu verhindern oder doch aufzuhalten und abzuschwächen, die authentischen Documente zur Geschichte der Revolution im Elsass. Ein überaus schätzenswerthes Seitenstück zu zwei früheren Schriften des Verfassers, seinen Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider und seinen Sociétés politiques de Strasbourg pendant les années

Digitized by

1790 à 1795 *). Nur dass Referent den Wunsch nicht unterdrücken kann, es möchte der Herausgeber, anstatt sich mit dem Abdruck dieser bunten Menge von Pièces zu begnügen, einige geschichtliche Erläuterungen, Nachweisungen über Persönlichkeiten, locale Zustände und Ereignisse beigegeben haben.

Gerade im Elsass, wo mehr als in einem andern Theile Frankreichs Verträge und verbriefte Privilegien, an welche sich das Interesse fast aller Schichten der Bevölkerung knüpfte, zu Recht bestanden, musste der von Paris ausgehende Sturm auf einen eben so vielseitigen als hartnäckigen Widerstand stossen. Die Partei der einheimischen Neuerer war hier verhältnissmässig eine so geringe, die Stimmung, namentlich im Landvolke, das in beiden Confessionen mit voller Liebe der kirchlichen Ordnung anhing, den hergebrachten Verhältnissen eine so günstige, dass, wenn Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig den Wünschen und Plänen des muthigen Wurmser entsprochen hätte, die Waffen der Coalition voraussichtlich im Elsass ein günstigeres Terrain gefunden haben würden als in der Champagne.

Die theils unverkürzt, theils in mehr oder minder gedrängten Auszügen zusammengestellten Proclamationen und Flugschriften beginnen mit dem Ausgange des Jahres 1789 und spiegeln, mehr als Memoiren und geschichtliche Abhandlungen, die beim Städter und Bauer, dem Adel und Clerus vorherrschenden Zustände und Stimmungen ab. Neben den gebieterisch warnenden Erlassen der neuen Municipalität von Strasburg, den verlockenden Worten der Contrerevolutionairs kein Gehör leisten zu wol-

*) Eine Anzeige dieser Schrift findet sich im Jahrgange 1864, S. 1993 ff. dieser Blätter.

Digitized by Google

len, den phrasenreichen Apologien der Umgestaltung des politischen Lebens, den beim öffentlichen Ankläger vorgebrachten Denunciationen und den in energischer Kürze abgefassten Tagesbefehlen von St. Just und Lebas, begegnen wir hier einem nicht ohne den Uebermuth des Humors abgefassten Liede gegen die Contrerevolution und deren Revenants, dessen beide ersten Strophe mitgetheilt werden mögen. Sie lauten:

Enfin, grâce à nos prélats,
Nous aurons la guerre
Avec tous les potentats
Sur mer et sur terre:
Va-t'en voir s'ils viennent, Jean.

Germains, Espagnols, Anglais,
Pandours et Tolpatches
Vont venir à nos Français
Couper les moustaches:
Va-t'en s'ils viennent, Jean.

Die Auszüge aus den Protocollen des Criminalgerichts des Departement du Bas Rhin in Bezug auf die Untersuchung (1793) gegen bewaffnete Banden, welche unter dem Rufe »Vive le roi, au diable la nation!« in verschiedenen Districten aufgetaucht waren, erhärten zur Genüge, dass die Opposition im Elsass nicht, wie man sie in Paris aufzufassen beliebte, nur aus einigen verkommenen Aristokraten bestand.

Bei weitem zahlreicher sind die schriftlichen Demonstrationen der gegenüberstehenden Partei. Es häufen sich die Promemorias des im Elsass begüterten höheren Reichsadels und des Clerus, welche die Bevölkerung zur nachdrücklichen Behauptung bestehender Verträge aufrufen und sie beschwören, sich nicht »pour la prétendue nation française« in die Schanze zu schlagen. Eine ebenso nüchterne als schlagende Darstel-

Digitized by Google

lung der materiellen Uebelstände, welche der Umsturz bestehender Ordnung herbeigeführt, ist an diejenigen gerichtet, »welche gutherzig glauben und sich Patrioten nennen ohne zu wissen warum« und schliesst mit der Herzensergiessung: »Au diable la nouvelle constitution ainsi que ses auteurs insensés!« Ein »treumeinender Elsässer« beweist seinen Landsleuten, dass, wenn die Kirchen- und Klostergüter eingezogen würden, die Erhaltung der Geistlichkeit einen unerschwinglichen Kostenaufwand für die Gemeinen abgeben werde. Die Bürgerschaft Colmars lässt der National-Versammlung eine scharfe Adresse gegen die politische und bürgerliche Stellung der Juden zugehen. In anderen Veröffentlichungen spielt die bitterste Ironie über die Liebhaberei am Prunken in der Uniform der Nationalgarde, während man sich geduldig seines guten Rechts berauben lasse, Eingriffe in die Verwaltung von Angelegenheiten der Gemeine gestatte und sein klingendes Geld gegen werthlose Assignaten umtauschen müsse.

Sendschreiben der Art, theils in ernster, theils in naiver Sprache, bald in Gesprächsform, bald in der Haltung von Deductionen, häufen sich und sind meist an Städter gerichtet, die auf den ehrbaren, mannhaften Sinn des mit Treue am Herkommen hangenden Landvolks verwiesen werden. Ein alter Soldat beschwört in einem derben Aufruf seine Cameraden, nicht in Männern, die sich des Niederbrennens von Schlössern und der Vertreibung von Adlichen und Priestern berühmten, die Patrioten Frankreichs erkennen, noch weniger den Umtrieben derer gleichgültig zusehen zu wollen, welche durch geflissentliches Lockern militärischer Zucht den Soldatenstand verunglimpfen. Ein Avis aux troupes (December

Digitized by Google

1790) fordert die Regimenter auf, des Fahneneides eingedenk zu bleiben und im Gehorsam gegen den König nicht zu wanken. Der Baron von Flachslanden sendet (Junius 1790) als Mitglied der National-Versammlung dem elsassischen Adel sein Mandat zurück, weil es ihm unmöglich falle, der Leidenschaft gebietender Parteien gegenüber seine und seiner Wähler Ueberzeugung zur Geltung zu bringen. Wie das Domcapitel zu Strasburg wegen der ihm vorenthaltenen Pfründen Protest einlegt, so mit den Chorherrn die ganze Gemeine zu Zabern wegen Gewaltthaten gegen das dortige Stift. Auf die Zuschrift eines Pfarrers an seine Amtsbrüder, in der er vor der Hintansetzung des priesterlichen Gelübdes warnt, folgt die feierliche Erklärung (14. Dec. 1790) der gesammten katholischen Geistlichkeit Strasburgs, dass sie von den durch die Kirche ihr auferlegten Verpflichtungen nimmer abweichen werde.

In der bittersten Satyre schildert (1791) Le voyage des trois rois die bei der gläubigen Gemeine Strasburgs erfolgte Ankunft von drei jacobinischen Commissairen, die den dort noch verehrten Christus aufsuchen. Gold, heisst es hier, bringen sie nicht, denn die plötzlich reich gewordenen Könige des Clubs bewahren es für sich selbst; auch nicht Myrrhen, denn sie haben solche in den Boudoirs ihrer Maitressen verbraucht; noch weniger Weihrauch, dessen Lieferungen aus Arabien nicht ausreichen, um auf den Altären neugeschaffener Götter verdampft zu werden. Und, so lautet der Schluss, auch diese Magier werden dem zeitigen Herodes die Sorge nicht benehmen, dass Jesus Christus wahrhaftig in Strasburg wiedergeboren sei. Die Proclamation eben dieser Commissaire, sich an der Erhebung des jungen Frankreichs mit ganzer Kraft betheiligen zu wollen, ruft eine Schaar von Parodien hervor, ernste und spöttische Widerlegungen in gebundener und ungebundener Rede. So das »Gegengift« gegen die Verläumdungen der Jacobiner, der »Neuverbesserte Strasburger National-Katechismus« etc. Bischöflichen Pastoralschreiben zur Seite stösst man auf die mit der schneidensten Ironie (Januar 1792) abgefasste »Patriotische Litaney von der allerheiligsten National-Versammlung«. In einer Travestie auf die Marseillaise werden die Emigrés, ein Condé an ihrer Spitze, zur Rettung des tief gesunkenen Vaterlandes aufgerufen.

Als Supplemente sind dem Werke einige Documents contre-révolutionaires beigegeben, welche dem Zeitraum von 1794 bis 1799 ihre Entstehung verdanken.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück. 11. Juli 1866.

Epistulae Pauli et catholicae fere integrae ex libro Porphyrii episcopi palimpsesto saeculi octavi vel noni nuper ex Oriente allato rara textus antiquitate insigni eruit atque edidit Aenoth. Frideric. Constantinus Tischendorf, Dr. theol. et phil. u. s. w. — Auch mit der Aufschrift Monumenta sacra inedita. Nova collectio. Volumen Quintum. — Lipsiae, J. C. Hinrichs, 1865. — XXIII u. 364 S. in gr. Quart. Mit dem Abbilde eines Blattes der Handschrift.

Apocalypses apocryphae Mosis, Esdrae, Pauli, Iohannis, item Mariae dormitio. Additis Evangeliorum et Actuum apocryphorum supplementis. Maximam partem nunc primum edidit Constantinus Tischendorf u. s. w. Lipsiae, Hermann Mendelssohn, 1866. — LXIV u. 172 S. in Octav.

Dies sind wieder zwei im Allgemeinen so zu sagen Biblische Druckwerke welche man dem unermüdlichen Eifer Tischendorf's verdankt. Die Gelegenheit zur Herausgabe des ersten der beiden wurde ihm sehr unvermuthet im J. 1862 geboten, als er in Petersburg eine von dem dama-

Digitized by Google

ligen Russischen Archimandriten jetzt Bischof Porphyrios aus dem Morgenlande mitgebrachte Griechische Pergament-Handschrift untersuchte unter deren jetziger Schrift sich ihm nach Anwendung der bekannten künstlichen Mittel eine ältere Abschrift des ganzen Neuen Testaments mit Ausnahme der Evangelien enthüllte. Obgleich diese Abschrift sich bei näherer Untersuchung nicht als in die jetzt so kurz gewordene Reihe der frühesten Biblischen Handschriften gehörend zu erkennen gab und Tischendorf selbst sie frühestens in das achte Jahrhundert setzen möchte, so hielt er sie doch einer vollständigen Wiedergabe werth; und diese erfolgt hier nun in der aus den übrigen Bänden seiner *Monumenta* bekannten Weise. Wirklich können ja auch noch manche spätere Handschriften aus einem sehr vorzüglichen älteren Wortgefüge geflossen sein: ein grosses Beispiel gibt davon beim Griechischen Neuen Testamente *cd. L.* in seiner nahen Verwandtschaft mit *B* oder dem berühmten *Vaticanus*. Einige der denkwürdigsten Lesarten in den N.T.lichen Briefen welche diese so wieder ins Leben zurückgerufene Handschrift enthält, zählt der Herausgeber in der Vorrede auf, wo er auch von seinem ganzen Verfahren bei der Herausgabe dieses Werkes sowohl im Allgemeinen als im Besondern eine sehr genaue Rechenschaft gibt. Die Handschrift stellt die 7 Katholischen Briefe vor die Paulusbriefe, und weist innerhalb dieser dem Hebräerbriefe seine Stelle vor den Hirtenbriefen an. Diese Stellung des Hebräerbriefes war freilich folgerichtig sobald man ihn für einen Paulusbrief hielt: man musste ihn dann den Paulusbriefen an die Gemeinden anschliessen, weil die Paulusbriefe an einzelne Männer nach ältester

Digitized by Google

Sitte von diesen streng gesondert wurden; allein da alle Paulusbriefe schon seit den frühesten Zeiten innerhalb dieser zwei Schichten rein nach ihrer Länge an einander gereihet wurden, so beweist die Stellung des Hebräerbriefes erst am Ende aller Sendschreiben an die Gemeinden dennoch deutlich wie wenig dieser Brief ursprünglich als ein wirklicher Paulusbrief galt. Noch mehr jedoch als hierin zeigt sich bei unserer Handschrift die alte Quelle woraus sie geflossen sein muss dárin dass sie die *Martyria Petri et Pauli* (wie Tischendorf diesen Abschnitt ohne nähere Beschreibung nennt) zwischen die Paulussendschreiben und die Apokalypse eingeschaltet enthält: dies ist wie in allen ähnlichen Fällen immer noch ein Zeugniss von der ältesten Freiheit in der Bestimmung des Kanons des NTs. Zwar verhält es sich mit diesem *Apocryphon* ähnlich wie mit dem eben besprochenen Hebräerbriefe: wäre es von Anfang an durch ein allgemeineres Einverständniss in den Kanon aufgenommen gewesen, so würde es seinen Platz hinter Lukas' Apostelgeschichte empfangen haben, welche in dieser Handschrift vor den Katholischen und den Paulusbriefen steht; dárin also dass es erst vor der Apokalypse Aufnahme gefunden hat, liegt noch ein deutlicher Beweis dass dieses Geschichtsstück in den ältesten Zeiten nur zerstreut von einigen der Aufnahme in den Kanon für würdig gehalten wurde. Allein immerhin können wir hier noch mit Recht ein Zeichen finden dass die Handschrift auf eine alte Quelle zurückgeht. Uebrigens will Tischendorf den Abdruck der Apostelgeschichte und der Apokalypse mit einigen anderen Urkunden erst in dem folgenden Bande dieser *Monumenta* geben: wir sind, wie heute die Sorge um das be-

Digitized by Google

ste Wortgefüge der NTlichen Bücher sich gestalten muss, ammeisten auf diese beiden Bücher gespannt, und wollen so lieber erst beim Erscheinen des so angekündigten nächsten Bandes auf eine nähere Würdigung dieses neuen Hülfsmittels für die beste Feststellung des NTlichen Wortes zurückkehren.

Hier möchten wir etwas mehr über die zweite der oben bemerkten Veröffentlichungen reden. Tischendorf hatte ihr Erscheinen schon 1851 in einem Aufsatze der Studien und Kritiken angekündigt, und die zu ihr gehörenden handschriftlichen Stoffe grösstentheils schon damals gesammelt: auch jetzt enthält dieser Band keineswegs alle die Werke welche hierher zu ziehen wären und die man am besten als *Apocalypses apocryphae Veteris et Novi Testamenti* bezeichnen könnte. Denn nirgends fliessen die beiden Testamente so in einander wie auf diesem Gebiete, sodass man eine vollständige Sammlung aller dieser Werke unstreitig am besten so wie eben gesagt bezeichnen würde. Die *Acta Apostolorum apocrypha* gab Tischendorf schon 1851, die *Evangelia apocrypha* 1853 heraus: er kündigt jetzt hier p. X ein *Corpus Novi Testamenti apocryphum* an, in welches ausser den apokryphen Sendschreiben alle die Bücher der drei von ihm bis jetzt veröffentlichten Bände mit manchen neuen Zusätzen aufgenommen werden sollen. Dann hätte man endlich das ganze grosse Werk von J. A. Fabricius so vereinigt und vermehrt wie es unsre Zeit fordert; und wir brauchen kaum weiter zu sagen wie wünschenswerth die Vollendung eines solchen Werkes wäre. Allein was die Apokalypsen betrifft, so bezweifeln wir ob der Unterschied der beiden Testamente sich hier gut

durchführen lasse. Von Christen geschriebene Bücher zum AT. zu rechnen widerstrebt unserm Sinne: die Neigung und die Kunst unter Alttestamentlichen Namen Apokalypsen zu schreiben erstreckte sich aber unter den Christen bis ins volle Mittelalter hinein, ja lebte unter ihnen aus besonderen Antrieben neu auf, und trieb ein sichtbar sehr reiches und mannichfaches Schriftthum hervor. Auch ältere Apokalypsen wurden unter der Hand von Christen vielfach umgebildet und neu so herausgegeben wie wir sie jetzt gewöhnlich besitzen: während doch dies ganze Schriftthum von Apokalypsen keineswegs so wie die Evangelien und Briefe erst aus christlicher Schöpfung hervorging, sondern eine reine Fortsetzung und Neubelebung des Alttestamentlichen war. So fliessen hier beide Testamente zusammen, auch unter dem Namen von Mose von Jesaja Daniel und Ezra wurden christliche Zukunftsahnungen enthüllt; und es wird immer am besten sein, will man einmal an allgemeine Sammlungen denken, auf diesem Gebiete beide Testamente nicht zu trennen und insofern das von J. A. Fabricius gegebene Beispiel zu verlassen.

Betrachten wir jedoch die hier veröffentlichten Stücke etwas näher. Das erste S. 1—23 wird nur sehr uneigentlich eine Apokalypse Mose's genannt: es ist vielmehr eine blosse Erzählung über den Tod Adam's; aber diese wird hier in Nachahmung des Buchs der Jubiläen só eingekleidet alsob sie Mose'n geoffenbart sei als er durch Michael auf dem Sinai die beiden Gesetzesplatten empfangen habe. Es wundert uns dass der Herausgeber S. X f. nicht auf das von Dillmann im fünften Jahrbuche der Biblischen Wissenschaft

Digitized by Google

(1853) aus dem Aethiopischen übersetzte und erläuterte »Adambuch des Morgenlandes« hingewiesen hat als das Hauptbuch welches man jetzt bei allen Fragen über den Ursprung und den Inhalt solcher Erzählungen über Adam vergleichen muss. Dass die hier zum ersten Male gedruckte Erzählung aus jenem Buche nicht entlehnt ist, sieht man freilich sogleich aus den Namen womit hier die Namen Kain und Abel »verdolmetscht« werden: jener heist hier *Διάφωτος*, dieser *Ἀμιλαβές* während in jenem S. 67 das Hebräische ganz anders erklärt wird. Aber der Sinn dieser »Verdolmetschungen« ist selbst sehr unklar. Dass die Worte Griechische sein sollen, sieht man aus dem Zusammenhange der Rede; auch wird der zweite Name in einer der vier Handschriften aus welchen der Herausgeber sein Wortgefüge zusammensetzt, sogar ächt Griechisch als *Ἀμιλαβέστατος* gegeben. Und doch ist der Sinn beider Wörter só sehr unsicher dass man eher vermuthen könnte sie seien schon bevor unser Erzähler sie gebrauchte anderweitig viel gebraucht und daher auch leicht viel entstellt gewesen. Wenn nun *διάφαυμα* das Zwielicht bedeuten kann da es einem Syrischen Plurale oder vielmehr Duale ܕܘ̈ܢ in dem neulich gedruckten Syrischen Protw. Jacobi c. 23 entspricht, so könnte *Διάφωτος* vielleicht den von vorne an wie im Zwielichte zwischen Tag und Nacht und zwischen Bösem und Gutem schwebenden Kain bezeichnen: doch gibt eine der Handschriften die Lesart *Ἀδιάφωτος*, was nach dem gewöhnlichen Griechischen leichter zu verstehen sein und eher den geraden Gegensatz zu dem *Ἀμιλαβές* bilden würde. Dieser Name soll nämlich wol ohne Zweifel den Abel als den

Digitized by Google

Fleckenlosen andeuten: das Sanskritische मल: oder मल्ल für unser Mahl, Flecken wird aber im Griechischen zu *σπῖλος*, und von diesem Worte würde man ausgehen müssen.

Die folgende »Apokalypse Ezra's« S. 24—33 ist offenbar von einem ganz anderen Griechischen Schriftsteller: sie zerstört aber die Hoffnung dass das sogenannte vierte Ezrabuch sich noch jetzt in einer der bekannten Europäischen Bücherschätze Griechisch wiederfinde; man müsste dies Griechische Buch vielleicht sonst noch irgendwo auffinden, welche Hoffnung wir noch nicht aufzugeben brauchen; aber Tischendorf wenigstens welcher mehr als hundert Griechische und Lateinische Handschriften von Apokryphen benutzte, hat es nirgends gefunden. Mit der Entstehung des hier gedruckten Griechischen Büchleins verhält es sich vielmehr, wie wir nicht zweifeln, so wie mit der so mancher ähnlichen, worauf wir in der neulich gegebenen Uebersicht Syrischer Stücke (vgl. oben S. 660) hinwiesen. Man hat noch immer nicht bemerkt dass so viele dieser christlichen Bücher völlig den Indischen *Mahâtmjâni* entsprechen: es sind kleine Festbücher, entstanden um an den Gedächtnisstagen der Heiligen gebraucht zu werden, oft gewiss hervorgegangen aus Reden welche an den nächsten Orten der Verehrung solcher Heiligen gehalten waren. Bei dem vorliegenden Büchlein sieht man das noch leichter als sonst: die Erzählung der Unterredungen zwischen Ezra und Gott schliesst mit dem 18ten October als dem Todestage Ezra's, ohne dass auch nur das Jahr dieses Todes so wie in dem älteren Buche bestimmt wäre. Nun hat der Verfasser dieses kleinen Ezrabuches zwar das ältere und grössere welches wir jetzt gewöhnlich das vierte Ezra-

Digitized by Google

buch nennen den deutlichsten Merkmalen nach gekannt und benutzt, vorne auch manches daraus wörtlich wiederholt: allein das Ganze ist ein neues Gebilde von christlicher Hand.

Das längste der hier veröffentlichten Stücke ist die »Apokalypse des Paulus« S. 34 bis 69: bei ihm können wir aber auch am deutlichsten sehen wann und wie es entstand. Es muss alsbald nach Theodosius I. Tode geschrieben sein, da dieser selbst in ihm genannt wird, wird aber auch schon um dieselbe Zeit von anderen Schriftstellern erwähnt; und ging offenbar aus der Erfindung eines Mönches hervor der die Strafen welche die Areianer verdienten sich und anderen nicht schwarz genug schildern konnte und darum den Paulus nach Art der Schilderungen der Bücher Henókh in Himmel und Hölle herumreisen lässt auch um diese Strafen beschreiben zu können. Es trifft sich nun zufällig dass eine alte Syrische Uebersetzung dieser Paulusenthüllung von dem viel verdienten Amerikanischen Missionar Perkins unter den Nestorianern gefunden und mit einer Englischen Uebersetzung 1864 im *Journal of the American Oriental Society* veröffentlicht ist: wir erwähnen dies hier auch um damit die Uebersicht der neuesten Syrischen Druckwerke welche wir oben S. 641 ff. gaben zu ergänzen. Diese altSyrische Uebersetzung enthält fast durchgehends noch ausführlichere Schilderungen und eine etwas andere Vertheilung des Stoffes: allein wir möchten nicht mit dem jetzigen Herausgeber des Griechischen behaupten dieses wie er es aus zwei Handschriften hier drucken lässt gebe das ursprünglichere Wortgefüge. Die ausschweifenden Schilderungen solcher Bücher findet man vielmehr in späteren Abschriften leicht immer

Digitized by Google

weiter verkürzt. Jedenfalls aber ergibt sich aus diesen verschiedenen Gestaltungen des Buches dass es einst sehr viel gelesen wurde. — Ganz dasselbe scheint uns bei der Apokalypse des Johannes S. 70—94 der Fall zu sein, welche zwar schon 1804 von dem Dänen Birch herausgegeben wurde, hier aber nach mehrern anderen Handschriften neu hergestellt erscheint. Die Kunst darin ist höchst gering, und das Stück auch insofern das gerade Gegentheil der ächten Johannesoffenbarung im NT. — Von anderen Apokalypsen gibt der Herausgeber S. XX—XXXIII nur kürzere Auszüge und Nachrichten: aber auch hier übergeht er völlig die wichtigen Aufschlüsse von Dillmann über die Petrus - Klemens - Apokalypse nach einer Aethiopischen Handschrift in unsern Gel. Nachrichten 1858. S. 185 ff.

Von S. 95—136 theilt der Herausgeber eine Griechische und zwei Lateinische Bearbeitungen der Himmelfahrt der Maria mit, jene zum ersten Male nach fünf Handschriften gedruckt. Dies ist dasselbe Büchlein von welchem nach seinen Syrischen Uebersetzungen in den Gel. Anz. vom vorigen Jahre S. 1018 ff. und von diesem oben S. 657 ff. soviel geredet ist dass wir hier nicht darauf zurückkommen möchten; man wird bei einer Vergleichung sehen dass die Syrische Lesart welche wir dort bei Gelegenheit des Apostels Matthäos verbessert herstellten, sich nun wirklich durch das Griechische bestätigt. Dies Stück gehört nicht zu den Apokalypsen: man könnte es eher zu einem Anhange der apokryphen Evangelien machen. Aber der Herausgeber veröffentlicht in diesem Werke auch sonst manche Nachträge zu seinen Ausgaben der apokryphen Evangelien und besonders der Apostel-

Digitized by Google

geschichten, worauf näher einzugehen es uns hier an Raum gebricht.

Man sieht aus alle dem wie vieles hier noch nicht veröffentlicht ist, auch abgesehen von den künftigen neuen Funden welche auf diesem lange so sehr vernachlässigten Felde nicht ausbleiben werden und denen wir besonders in den Handschriften der verschiedenen Morgenländischen Sprachen entgegensehen können. Dass manche dieser Stücke sowohl an Inhalt als an Kunst sehr mittelmässig sind, zeigt die Erfahrung: aber als Urkunden der Geschichte ihrer Zeit sind sie von grösstem Werthe; und jedenfalls mag man solche Stücke lieber ganz als, wie hier bei einigen geschieht, nur halb oder sonst bruchstückweise mitgetheilt lesen. Da die Stücke gewöhnlich sehr nachlässig geschrieben sind, sofern sie aber einst ungemein häufig gelesen wurden in höchst verschiedenen Gestaltungen und Fassungen uns entgegentreten, ausserdem die Griechische Sprache hier unwillkürlich Hebräischartig und sonst unreiner ist, so kostet die Herausgabe derselben, wenn sie den an sie heute zu stellenden Aufgaben genügen will, viel Mühe. Man erkennt das auch an dieser Ausgabe. Sie ist ohne eine Erklärung der schwierigeren Stellen gelassen; auch die Biblischen Stellen worauf angespielt wird und die nicht immer leicht zu finden sind, werden nicht angezeigt. Solche Zusätze bilden auch nicht das was ein erster Herausgeber nothwendig leisten muss. Aber das Griechische Wortgefüge ist bisweilen auch ganz unlesbar gelassen, weil seine Herstellung schwieriger ist. So steht S. 29, 19 in der Handschrift nach der Angabe des Herausgebers ein *ἐπὸ*: das ist ohne Sinn; und weder *ἐπάνω* noch *ὑπὸ οὐρανόν* an welches

beides er denken und dieses letztere vorziehen möchte, würde zu dem Sinne und Zusammenhange der Rede passen. Der Herausgeber lässt daher hier bloss eine Lücke im Wortgefüge: doch würde wie es scheint ein Wort wie *ἐποπτεύων* gut passen. Da man indessen den meisten Stücken hier eine reiche Auswahl aus den Lesarten sehr abweichender Handschriften hinzugefügt findet, so kann man auch durch dieses Hülfsmittel an vielen Stellen etwas lesbareres herstellen. Wir können wenigstens ganz dankbar dafür sein dass alle solche zu lange vernachlässigte Stücke uns in einer im ganzen recht lesbaren und durchaus zuverlässigen sorgfältig vollendeten Ausgabe dargeboten werden.

H. E.

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. I. Band. Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1865.

Mit dem besonderen Titel: Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik und Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Ludwig Stamm, Pastor zu St. Ludgeri in Helmstedt. Dritte Auflage, besorgt von Dr. Moritz Heyne, Docenten an der Universität zu Halle. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1865. XVI und 387 Seiten in Octav.

Das erste Erscheinen der Stammschen Ulfilasausgabe begrüsste ich in diesen Anzeigen im Jahre 1858, von Seite 1301 bis 1315, und sagte

Digitized by Google

von ihr, dass sie von allen Ausgaben der gothischen Denkmäler zum Handgebrauch unstreitig die bei Weitem zweckmässigste sei und sich ohne Zweifel bald einer weiten Verbreitung werde zu erfreuen haben. Zu erfreulicher Bestätigung der ausgesprochenen Erwartung tritt nun schon die dritte Auflage entgegen, die zugleich als erster Band einer Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler angekündigt wird, von der als zweiter Band in diesem Jahre auch bereits eine neue Ausgabe des Heliand, über die ich demnächst noch besonders berichten will, erschienen ist, der weiter auch noch die übrigen altniederdeutschen Denkmäler sich anschliessen sollen, so wie dann der Otfried und noch anderes.

Die Vorrede zur ersten Auflage ist einfach wieder abgedruckt und ebenso die Einleitung; die Grammatik und das Wörterbuch haben nur hie und da einige nothwendige Verbesserungen erfahren, der Text selbst aber hat so wesentliche Umgestaltungen erfahren, dass wir nicht umhin können, die neue Auflage in diesen Blättern noch mal einer neuen Besprechung zu unterziehen. Herr Doctor Heyne berichtet in seiner Vorrede, wie er einen grossen Theil des durch Uppströms Wiederdurchsicht der gothischen Handschriften in Italien Gewonnenen für seine Ausgabe schon habe benutzen können: so darf man seinen Text augenblicklich als den einzig brauchbaren unserer gothischen Denkmäler bezeichnen. Aber auch rein äusserlich hat er manches vor dem Stammschen voraus, der Druck ist viel gefälliger, das unpassende *w* ist überall durch *hv* ersetzt und dann sind auch die störenden zahllosen Sternchen ausgemerzt, die zum grossen Theil nur auf ganz unnütze

Digitized by Google

Aenderungsvorschläge Massmanns hinwiesen. Ohne diesen letzteren Ballast sind die Anmerkungen sehr erfreulich zusammengeschmolzen und finden zu grosser Bequemlichkeit sich jetzt gleich unter den Text gestellt. Zwischen Anmerkungen und Text aber sind, so weit sich deren in den gothischen Handschriften finden, die auf den Rand geschriebenen Worte eingetragen, die von Stamm leider fast ganz und gar unberücksichtigt gelassen waren. Ueber die Vertheilung des gothischen Textes nach den verschiedenen Handschriften und Handschriftenstücken machen die Anmerkungen auch die nöthigen Mittheilungen. Die handschriftliche Ueberlieferung ist im Ganzen sehr schonend behandelt, offenbare Versehen sind natürlicher Weise geändert, einzelnes ist allerdings auch der Aenderung verfallen, das unseres Erachtens hätte unversehrt bleiben sollen.

Im Einzelnen mag noch das Folgende bemerkt sein. Dass der aus der Johanneserklärung entnommene dritte Vers des elften Matthäuscapitels keines Weges mit dem Matthäustext genau übereinstimmt, hätte irgend wie bemerklich gemacht werden sollen. Die Aenderung *usstigg* für *usstagg* Matthäus 5, 29, so viele Freunde sie auch haben mag, bleibt durchaus unberechtigt; *hvarjôh* für *hvarjanôh* Matthäus 27, 15 mindestens bedenklich. Zu Vers 64 ist nicht bemerkt, dass die Handschrift *þridjin* statt *þridjan* hat. Solche untergeordnete Dinge wie *Galeilaian* statt *Galeilaia* Markus 3, 7 oder noch viel mehr *Gaumaurjam* statt *Gaumaurrjam* Markus 6, 11 durften unangetastet bleiben. Markus 9, 18 ist das handschriftliche *usdreibeina* in *usdribeina* geändert, während doch zum Beispiel 5, 10 *usdrébi* für *usdribi* gehalten ist. Markus 10, 46 ist *Bar-*

Digitized by Google

teimaiaus in *Barteimaius* geändert, während viele andere Nominative auf *aus* mit Recht unverändert gelassen sind; dass der Genetiv *Teimaiaus* dort unmittelbar vorausgeht, kann nicht massgebend sein. Auch hätte Markus 6, 22 *dauhtar* stehen bleiben sollen, mag es nun wirklich für *dauhtr* geschrieben, oder als absoluter Accusativ, von dem die Schlussbemerkung zu §. 86 der Grammatik handelt, zu fassen sein. Lukas 4, 17 hat die Handschrift nicht, wie angegeben ist, *praufetus* sondern *prafetus*. Lukas 10, 5 ist *þanei gardê* statt des handschriftlichen *þanê gardei* gegeben, obwohl auch sonst *ei* und *ê* mehrfach für einander stehen, wo sie nicht Anstoss gegeben haben; 15, 27 ist *ufsnaiþ* gesetzt statt des handschriftlichen *afsnaiþ*, das recht wohl hätte bleiben dürfen, wie dann auch *afsneiþan* »abschneiden, tödten«, das nur auf jener Stelle beruht, im Wörterbuch bewahrt ist. Johannes 15, 5 ist *sa* statt des handschriftlichen *sva* gegeben, obwohl auch *οὕτως* als griechische Lesart für *οὗτος* angegeben wird. Johannes 9, 28 hätte *Môsês* unversehrt bleiben sollen, da auch sonst vielerlei Schwanken in Behandlung der fremden Namen vorkömmt. Bei der Schonung von Formen wie *gavondondans* für *gavundondans* Lukas 20, 12 durfte auch sehr wohl *gêbêna* statt *gêbeina* Lukas 20, 10, *andavaurdê* statt *andavaurdi* Lukas 20, 26, *andbahtiþ* statt *andbahteiþ* Johannes 12, 26, und ähnliches festgehalten werden: ganz gewiss darf bei einer Herausgabe des Ulfilas in Bezug auf die Behandlung des Textes nicht das als massgebend gelten, ob die einzelnen Formen etwa so oder so gleich bequemer zu verstehen sein mögen.

Für die gothischen Evangelien haben wir seit mehr als zehn Jahren die allein noch massge-

Digitized by Google

bende Ausgabe Uppströms in Händen, die schon von Stamm und zum Beispiel auch von Massmann benutzt werden konnte, für die paulinischen Briefe hat zuerst Heyne eine Anzahl der Ergebnisse von Uppströms neuer Durchsicht der italienischen Handschriften in dieser seiner neuen Ausgabe verwerthen können. Heyne schätzt die Anzahl der neuen Lesarten auf gegen hundert und funfzig. Davon kommen gegen sechzig allein auf den Brief an die Römer, in Bezug auf den der Herausgeber sich an meinen Aufsatz »Ueber den handschriftlichen Text der gothischen Uebersetzung des Briefes an die Römer« in der Pfeifferschen Germania (10, Seite 225 bis 236) anschliessen konnte, der selbst im Wesentlichen nichts anderes ist als ein eingehender Bericht über die mir noch durch Uppström selbst direct aus Upsala zugesandten ersten Blätter der neuen Ausgabe der paulinischen Briefe.

Einzelnes ist in der neuen Ausgabe nicht genau genug wieder gegeben, so steht Römer 7, 8 am Schluss *vas naus* statt des handschriftlichen *naus vas;* 8, 38 *nih libains* statt *ni libains;* 9, 25 *Osaien* statt *Osaiïn;* 11, 12 *iþ aþþan jabai* statt *ïþ jabai ;* 11, 25 *brôþrjus unveisans* statt *unveisans broþrjus.* In den Anmerkungen ist zu Römer 9, 19 verdruckt *antstandiþ* statt *andstandiþ,* zu 11, 14 *briggan* statt *briggau,* zu 11, 19 *quiþis* , was zu Irrthümern veranlassen könnte, statt *qiþis.* Römer 16, 23 ist gegeben *Gaius,* während Uppström aus der Handschrift *Gaïus* anführt, worin die Puncte über dem *i* nicht so ohne Weiteres wegbleiben dürfen, wenn sie auch sonst, obwohl im Gothischen jedes silbenanlautende *i* mit den bei-

Digitized by Google

den Puncten geschrieben wird, überall fortgelassen sind.

Zum ersten Korintherbriefe kann ich aus neuen Upsaler Blättern noch einiges nachtragen. Uppström giebt 1, 12 *Pavlus* statt *Pavlaus* und ebenso 1, 13 das zweite Mal; im selben Verse fehlt nicht *Xristus*, sondern ist wie gewöhnlich mit Abkürzung geschrieben; 1, 14 giebt Uppström auch *Gaïu* statt *Gaiu*. Weiter finden wir bei ihm 4, 6 *þô þan* statt des bisher gelesenen von Heyne in *þata þan* veränderten *aþþan*, ebenda *þairhgaleikôda* statt *þairhgaleikônda*, wo er aber vielleicht gegen die Handschrift änderte; 4, 10 *frôdai in Xristau*, welche letztere Form wieder als mit Verkürzung geschrieben gekennzeichnet ist; 5, 6 *niu vituþ* statt *ni vituþ*; 5, 11 *gamêlida* statt *sai melida*. Im selben Verse ist *aiþþau* nicht als fehlend bezeichnet und dann noch *vilva* beigebracht statt *vilvs*. Weitere Besserungen Uppströms sind 7, 5 *bidjan* statt *bidan* und *þaþrôh þan* statt *þaþroþ-þan*, 7, 12 *jas-só* statt *jah so*; 7, 17 *ainhvarjatôh* statt *ainhvarjanôh*; 7, 21 *magt freis* statt *freis magt*. Im 16ten Verse des siebenten Capitels hätte nicht zweimal das handschriftliche *kannt* in *kant* verändert werden sollen. Das folgende Capitel erhält durch Uppström Vers 12 *svaþþan* statt des bisherigen *aþþan*, zu dem also kein (*sva*) hinzugefügt werden durfte. Dann sind noch anzuführen 9, 1 *niu ïm freis* statt *ni im freis*; ebenda *fraujan unsarana* statt *fraujan*; 9, 8 *ïbai* statt *iba*; 9, 9 *auhsunns* statt *auhsunus* oder *auhsans*, 9, 24 *spaurd* statt *spraud*, das in den Ausgaben aber bereits aufgegeben war und so auch von Heyne; 9, 25 *gaþarbaiþ* statt *gaþarbiþ*. Zu 10, 19 giebt Massmann als Randwort *vaihts*,

Digitized by Google

das Heyne ebenso wenig anführt, als Loebe etwas darüber bemerkt; es bleibt zu erwarten, was Uppströms Anmerkungen darüber bringen werden. Aus seinem Text entnehmen wir noch 10, 22 *fraujin* statt *fraujan;* 11, 6 nur *gahuljai* statt *gahuljai haubiþ sein;* 11, 21 nur *ma* statt *seinamma;* 11, 22 *ibai auk* statt *ïbai:* 11, 25 zu Anfang *svah* statt *sva.* Ueber die Mitte dieses letzteren Verses reichen meine Upsaler Blätter noch nicht hinaus, deren letzte mir schon Uppströms Sohn, der Studiosus Wilhelm Uppström, zuzusenden die Güte gehabt hat.

Vom ersten Korintherbriefe an beschränken sich die zu grossem Theil allerdings sehr wichtigen Besserungen Heynes auf briefliche Mittheilungen Uppströms an Franz Pfeiffer, die in der Germania (Jahrgang 11, Seite 93 bis 96) so eben veröffentlicht werden; aus einem noch reicheren Lesartenverzeichniss, das Uppström mir mitgetheilt hat, kann ich noch einiges nachtragen. Zu Korinther 1, 15, 33 ist die Randbemerkung *fravardjard* anzuführen vergessen, ebenso eine zu 2, 1, 8, und dass *laiktjô* am Rande der Handschrift sich findet, ist mehrfach verschwiegen, so Korinther 1, 15, 58; 2, 3, 4; Efeser 5, 2 und 5, 5. Korinther 2, 3, 3 hat nach Uppströms Angabe Handschrift B *svartizla,* A aber *svartiza.* Korinther 2, 4, 17 ist statt des handschriftlichen *hveiht* ein *leiht* in den Text gesetzt, in den Bemerkungen aber irrthümlich gesagt, dass die Handschrift *veiht* habe. Korinther 2, 10, 13 hat statt der angegebenen Lücke Uppström ganz deutlich gelesen *ni ïnu mitaþ hvôpam;* 2, 13, 3 weist Uppström die Lesart *siukeiþ* statt *siukiþ* als nicht vorhanden zurück. Galater 2, 6 hat nach meinen Mittheilungen nicht B sondern A das richtige *andsitiþ,* und B *and-*

Digitized by Google

sitaiþ. Weitere Besserungen, die ich aus Uppströms Briefen an mich noch mittheilen kann, sind Kolosser 1, 7 *at* statt *af*; 3, 12 *gavalidai* statt *gavalisai*, während Heyne als handschriftliche Lesart, die er auch im Text giebt, *gasalidai* anführt; 3, 13 *silbam* statt *silbans;* Thessalonicher 1, 3, 12 *friaþva* statt *friaþvai;* 2, 1, 6 *izvis* statt *uns;* 2, 1, 9 *fraveit* (das bei Heyne fehlt) *andnimand* statt *usgiband;* 2, 1, 10 *veiham seinaim* statt *veiham ïs;* ebenda *du ïzvis* statt *in ïzvis;* und noch im selben Verse *daga jainamma* statt *jainamma daga;* 2, 2, 1 *brôþrjus* statt *broþruns;* 2, 2, 4 *blôtinassus* statt *blôtinassu;* im selben Verse *ïn alh* statt *in;* und eben da *gasitan ustaiknjandan* statt *alh sitan;* 2, 3, 1 *gabidjaiþ* statt *ei bidjaiþ*, wonach *gabidjan* im Wörterbuch nachzutragen ist; Timotheus 1, 3, 6 *satidana* statt *satidina;* 1, 4, 15 *þo sido þus* statt *þo sido þize;* 1, 5, 2 *sineigôs* statt *sêneigôs;* 1, 6, 3 *aljaleikô*, das im Wörterbuch nachzutragen ist, statt *aljalaikôs;* Timotheus 2, 2, 17 *ïst* statt *vêsun*; 2, 4, 16 *miþvas* statt *miþvasa.* Kolosser 1, 4 giebt Uppström statt des mangelhaften *fravaurté*, wie noch als Lesart aus der Handschrift B angeführt wird, nur das richtige *fravaurhte;* ebenso leugnet er Kolosser 1, 14 das *ama* statt des richtigen *ana* als handschriftliche Lesart, und im selben Verse steht nach ihm nicht *ggin* mit einem Strich drüber in der Handschrift, sondern mit übergeschriebener Silbe *al*, dass also die volle Form *galgin* entsteht; Kolosser 4, 8 bringt Uppström aus der Handschrift *kunnjau* statt *kunnjai.* In den Anmerkungen zu Thessalonicher 1, 4, 14 ist *tiuhiþ* L. verdruckt statt *tiuhaiþ* L; das richtige *tiuhiþ* ist als Lesart der Handschrift richtig aufgestellt, aber es hätte auch dabei auf

Digitized by Google

Uppström, der es festgestellt hat, verwiesen sein sollen, wie überhaupt bei jeder durch ihn gebesserten Stelle, was durchaus nicht immer geschehen ist. Zum ersten Briefe an Timotheus giebt Uppström in der Ueberschrift die Form *Teimaauþaiau*, nicht mit *ai* in der ersten Silbe, wie noch in der Anmerkung geschrieben ist; Timotheus 1, 1, 14 schreibt mir Uppström als sichere Lesart der Handschrift *ufarassida*; 1, 4, 3 steht nach ihm irriges *gaþarbam antê* in Handschrift B. In der Johanneserklärung, der sogenannten *Skeireins*, hätte wohl 1, c das handschriftliche *gaagvein* und 3, d *minizei* gehalten werden können. Im Anfang des sechsten Bruchstücks steht in der Handschrift nicht *sama*, wie Uppström ursprünglich hat drucken lassen, sondern nach einer nachträglichen brieflichen Mittheilung allerdings *silba*, und ebenso in der Mitte desselben Bruchstücks nicht *in mundai* sondern *innuman;* beide nachträglichen Besserungen giebt auch Uppströms in der Germania abgedrucktes Schreiben an Pfeiffer, S. 96. In 6, b ist als frühere Lesart in den Anmerkungen nur *þuhtu* angeführt; aber Massmann meinte *þuhta* zu lesen.

Aus dem Angeführten wird zur Genüge deutlich hervorgehn, dass alle früheren vollständigen Ausgaben des Ulfilas in Bezug auf den Text jetzt als völlig veraltet und unbrauchbar geworden anzusehen sind und gegenwärtig nur der Heynesche Text, wie viel auch bereits in ihm nachgebessert werden muss, als einigermassen brauchbar bezeichnet werden kann. Als hinreichend gereinigt, so weit das überhaupt zunächst zu denken ist, wird unser gothischer Text freilich erst dann gelten können, wenn Herr Professor Säve in Upsala die von Uppström selbst noch vorbereitete Ausgabe der

Digitized by Google

paulinischen Briefe vollendet haben wird, was wahrscheinlich noch ziemlich lange dauern wird, da der neue Herausgeber über die grosse Schwierigkeit klagt, in die fremden Vorarbeiten sich ganz hineinzuarbeiten. Weiter aber ist ja nun noch hervorzuheben, dass plötzlich alle unsere Ulfilasausgaben dadurch gleichsam wieder zu einer neuen Unvollständigkeit gekommen sind, dass Herr Doctor Reifferscheid, wie gewiss zu allgemeiner freudiger Aufregung eben die Zeitungen melden, vor Kurzem in Turin einige neue Ulfilasblätter aufgefunden hat, die zu der einen Mailänder Handschrift zugehören, und wenn ich recht verstanden einiges aus den ersten sechs Capiteln des Römerbriefes enthalten müssen. Hoffentlich wird dieser kostbare Schatz recht bald von einem recht handschriftenkundigen und auch der gothischen Sprache nicht ganz Unkundigen gehoben werden.

Die von Stamm zugegebene im Ganzen sehr lobenswerthe Grammatik ist nur an einzelnen Stellen einer Nachbesserung unterzogen; so sind die Adjective mit Grundformen auf *i* aufgegeben und als solche auf *ja* denen auf *a* angeschlossen, wornach denn die auf *u* nicht mehr die dritte, sondern die zweite starke Declination der Adjectiva bilden. Der falsche Superlativ *undarais ts* ist §. 32 nicht mehr erwähnt; die pronominellen *þê* §. 39 und *hvê* §. 41 heissen nicht mehr Dativformen, sondern Instrumentalformen. Zu §. 46 ist eine Anmerkung fortgefallen, die auf einigen unrichtigen Lesarten beruhte, wie Galater 5, 10 *bairaiþ* statt *bairai þô*, Kolosser 3, 15 *svignjaiþ* statt *svignjai þan* und Thessalonicher 1, 4, 14 *tiuhaiþ* statt *tiuhiþ*, die durch Uppström beseitigt sind, durch dessen Entdeckungen eben auch vieles in der go-

Digitized by Google

thischen Grammatik umgestaltet ist. Das Passivparticip zu *fraþjan* ist §. 52 als *fraþans* angesetzt und damit das unrichtig gebildete frühere *frôþans* beseitigt; neben dem letzteren hatte Stamm auch zu *standan* ein *stôþans* angesetzt, das jetzt auch entfernt, aber durch ein sicher ganz unrichtiges *standans* ersetzt ist, da doch im gothischen *standan* der innere Nasal unzweifelhaft nur präsentisch ist. Zu §. 88 ist der Schluss der Anmerkung gestrichen, da er fast nur auf unrichtigen Lesarten beruhte. Einige Berichtigungen hätten wohl noch hinzugefügt werden können, so durfte §. 27, 2 die Bemerkung zugefügt werden, dass die ungeschlechtige Adjectivform auf *ata* niemals prädicativ steht. Im 24sten Paragraphen steht noch *Abjaþar* als Beispiel, obwohl Markus 2, 26 *Abiaþar* hergestellt ist und damit jene Form mit *j* ganz beseitigt. Als ursprünglicher Ausgang des schwachen Präteritums durfte nicht mehr *daþ*, *dast*, *dad* stehen, aus denen niemals *da*, *dés*, *da* werden konnten, sondern *dida*, *didés*, *dida*. Das von Stamm angesetzte Particip *vits* ist durchaus undenkbar; die Verbalformen auf *dau* und *ndau* hätten nicht mehr als mediale Conjunctivformen, sondern als active Imperativformen aufgeführt werden sollen. Noch wird §. 55 zum Adverb *sunjaba* ein adjectivisches *sunis* angesetzt, obwohl alle Adjectivformen auf *is* jetzt beseitigt sind. Anderes heben wir hier nicht weiter hervor, da Herr Doctor Heyne bei einer etwaigen neuen Auflage seines Ulfilas die Absicht hat, nur ein Wörterbuch zuzugeben und die Grammatik als zu einer Textausgabe durchaus nicht unmittelbar zugehörig ganz fort zu lassen. Er darf statt dessen nur auf seine vortreffliche kurze Grammatik der altgermani-

Digitized by Google

schen Sprachstämme Gothisch, Althochdeutsch, Altsächsisch, Angelsächsisch, Altfriesisch, Altnordisch, Theil I (Paderborn 1862) verweisen, über die ich in diesen Anzeigen von Seite 1825 bis 1837 des 1862sten Jahrgangs gesprochen habe.

Das Wörterbuch ist im Wesentlichen auch so geblieben, wie Stamm es gegeben hatte; manche einzelne Unrichtigkeiten sind aber entfernt und dann auch sehr viele der unnöthig oder auch ganz irrig angesetzten besternten Formen fortgelassen. Mancherlei nachzubesserndes ausser dem im Vorausgehenden bereits Berührten lässt sich indess noch hervorheben. Mit Unrecht ist der Comparativ *azêtizo* zum Adverb *azêtaba* gestellt statt zum Adjectiv *azêts*, das seines Sterns daher zu entkleiden ist. Als Nominative durften nicht mehr *airzis, fairnis, dauþublis* angegeben werden. Manche Formen sind noch aufgeführt, die aufgehört haben zu existiren, so *gaandjan, gahugjan, gavalis;* dagegen müssen noch eingetragen werden *seinaigairns*, eigensüchtig (Timotheus 2, 3, 2 am Rande), *sildaleiknar*, bewundert werden (Thessalonicher 2, 1, 10), *suþns*, Magen (Timotheus 1, 5, 23 am Rand), *undarists*, unterster. Weiter bemerken wir, dass *andlêtnan* weniger »aufgelöst werden, sich auflösen« heissen kann, als »entlassen werden, abscheiden«, *in sailjan* nur »in Seile binden«, *in gaqreiftai visan* nicht »vorhanden sein«, worüber ich in Kuhns Zeitschrift (5, 159) eingehender gehandelt habe, *tarnjan* nicht »verhüllen«, sonder »zerstören«. Neben *gaits* steht noch als Genetivform unrichtiges *gaitsais* statt *gaitais; keian* ist eine durchaus ungothische Form, die richtig nur *kijan* lauten kann; *veit-vôds* ist unrichtig getheilt, es ist gar keine Zusammensetzung, als welche es auch in der Grammatik §. 63 aufge-

Digitized by Google

führt ist, sondern ein einfaches Wort, wie in Benfeys Orient und Occident 2, 730 weiter begründet ist. Nur als starkes Verbum kann *hlifan*, stehlen, angesetzt werden, wie aus *hlêfi* Efeser 4, 28 hervorgeht. Ganz unwahrscheinlich ist die Form *skaþ*, statt *skaþis*, da es nur Korinther 2, 12, 13 in der Verbindung *þata skaþis* für *τὴν ἀδικίαν ταύτην* vorkommt; eben so unwahrscheinlich ist *knôda* statt *knôds*. Zu *Lystra* durfte kein Dativ *Lystrôs* mehr genannt sein, *gakaran* muss heissen *gakarôn; kaureins* muss heissen *kaurei; Oseas* muss heissen *Osaias* oder *Osaia; veigan*, kämpfen, durfte nur *veihan* heissen. Neben dem männlichen *urruns* musste ein gleichlautendes weibliches *urruns* »Ausgang« angesetzt werden, wie sich aus Lukas 9, 31 deutlich ergiebt. Neben *þaurfts* ist noch der unrichtige Comparativ *þaurftozo* angegeben; neben *Teimauþaius* war die Form mit anlautendem *Th* zu beseitigen. Zu *jah-jah* ist nicht mehr »sei es dass — oder« zu fügen, da Timotheus 1, 5, 10 jetzt anders gelesen wird; *vilvs*, räuberisch, ist nur in der Form *vilva* belegt, *vastizla* kann nicht mehr als weibliche Bildung gelten.

Sehr zweckmässig sind in einem Nachtrage noch alle die Wörter zusammengestellt, die nach den Uppströmschen Berichtigungen als auf falschen Lesarten beruhend aus den gothischen Wörterbüchern zu streichen sind; es sind gegen funfzig.

Dorpat. Leo Meyer.

Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555. Von Wilhelm Maurenbrecher. Nebst einem Anhang von Aktenstücken aus dem

Digitized by Google

spanischen Staatsarchiv von Simancas. Düsseldorf, Verlagshandlung von Julius Buddeus. 1865. XIV, 346 und 184* Seiten in Octav.

Wenige Abschnitte deutscher Geschichte haben in neuerer Zeit so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und so mannigfache Bereicherung von den verschiedensten Seiten her erfahren wie die Regierung Karl V. Einheimische und fremde Forscher haben gewetteifert neues wichtiges Material zu Tage zu fördern und einzelne Theile oder Seiten seiner Geschichte aufzuklären und monographisch zu behandeln. Nachdem zuerst die deutschen und belgischen Archive ausgebeutet sind, die französischen, englischen und manche italienische, für einige Verhältnisse auch die der nordischen Reiche interessante Beiträge geliefert haben, sind neuerdings auch die Schätze von Simancas zugänglich geworden, aus denen des Vatican wenigstens einzelne bedeutende Stücke gehoben. So gelingt es immer mehr ein auch im einzelnen genaues Bild von der umfassenden Thätigkeit des Mannes und den mannigfachen Verwickelungen seiner Zeit zu gewinnen: die Umrisse, welche zuletzt Ranke mit Meisterhand entworfen, erhalten vollere Ausführung, die Mittel zu einer immer vollständigeren Erkenntnis wie der Einzelheiten so auch des allgemeinen Ganges der Ereignisse werden geboten.

Einen nicht unwichtigen Beitrag hierzu giebt das Buch von Maurenbrecher. Der Verf. besuchte Simancas zunächst, um Materialien für die Geschichte Maximilian II. zu sammeln: er wandte sich dann aber der Regierung des Vetters, des weitgebietenden Philipp II. zu, und wie als Einleitung dazu zogen auch die späteren Jahre des Vaters seine Aufmerksamkeit auf sich. Was er

Digitized by Google

da an neuem urkundlichen Stoff gewonnen, theilt er wenigstens zum Theil in den Beilagen zu diesem Bande mit, und verwerthet dasselbe zugleich zu einer Darstellung der letzten Jahre des Kaisers oder wenigstens einer besonders wichtigen Seite der Verhältnisse welche denselben damals beschäftigten.

Der Titel stellt die Beziehungen Karls zu den Protestanten als den Mittelpunkt der Arbeit hin. Sieht man aber auf den Inhalt und namentlich auf das Neue und Eigenthümliche welches sie bringt, so möchte man eher die Beziehungen zu dem Papst als den Haupt-Gegenstand der Darstellung bezeichnen. Ueber diese verbreitet sich der Verfasser mit grosser Ausführlichkeit und in ganzem Umfang: nicht blos die eigentlich kirchlichen Verhältnisse, auch die politischen, die hier in Betracht kommenden italienischen Angelegenheiten, besonders die Farnesischen Pläne werden eingehend behandelt. Der Verf. schöpft besonders aus der Correspondenz Karls mit den Gesandten in Rom Vega und Mendoza (vgl. über diesen besonders S. 151) und mit einem Hauptvertreter der kaiserlichen Politik Gonzaga. Diese war wohl schon früher von Affo benutzt, jene zum Theil aus den Papieren des verstorbenen Dr. Heine (der schon vor mehr als 20 Jahren in Simancas arbeitete und manches heim brachte, was dann erst später andere, zum Theil auch die Spanier selbst bekannt gemacht) von Döllinger herausgegeben, doch hat Maurenbrecher wichtige Ergänzungen geliefert. Er benutzt ausserdem was andere ältere und neuere Publicationen, von Pallavicini, Bucholtz, Lanz, Ribier, Lämmer u. a., mittheilen und macht es möglich die so wechselreichen Beziehungen zur römischen Curie, die Einflüsse bald kirchlicher,

Digitized by Google

bald politischer Art, welche hier wirksam waren, und dann vor allem auch die Rückwirkungen davon auf die deutschen Verhältnisse, auf die Stellung zu den Protestanten genau zu verfolgen.

Auch über die deutschen Angelegenheiten selbst, die Vorbereitungen zum Schmalkaldischen Kriege, den Augsburger Reichstag von 1547/48, die Pläne zur Succession Philipps in Deutschland u. s. w. ist manches Neue beigebracht; interessant sind die in den Beilagen gegebenen Mittheilungen aus den Briefen Karls an Philipp während der Jahre 1546—1548. Doch so gar wichtige Aufklärungen gewinnen wir hier nicht. Der Krieg selbst ist nur kurz behandelt, über die Verhältnisse zu Moritz von Sachsen vor und nach demselben nichts wesentlich Neues geboten: hier folgt die Darstellung meist Langenn und Voigt.

Dagegen ist die Frage nach dem Charakter des Kriegs ausführlicher behandelt, auch über Karls Pläne und Aussichten nach dem Siege eingehender gesprochen. Bei beidem aber wird man am ersten zu einem gewissen Widerspruch herausgefordert.

Hr. Maurenbrecher betont entschieden und wiederholt (S. 96. 106 ff.), dass der Schmalkaldener Krieg für den Kaiser ein Religionskrieg gewesen sei, in diesem Sinne von Karl unternommen. Was er beibringt, ergiebt aber eigentlich nur, dass dem Papst gegenüber derselbe so dargestellt, dass, um die Hülfe Roms zu gewinnen, eine Seite herausgekehrt ward, die sicher auch in Betracht kam, die aber nicht die einzige, ja für den Augenblick wenigstens nicht die vorherrschende war. Denn als ein Krieg zunächst und wesentlich gegen die Ketzer

Digitized by Google

kann doch nicht ein solcher angesehen werden, in dem der Kaiser Protestanten als Bundesgenossen hatte, denen er bedeutende Zugeständnisse auch in Beziehung auf religiöse Fragen machte, kirchliche Güter als Lohn ihrer Hülfe in Aussicht stellte. Es mag der ränkevollen Politik Karls zugetraut werden, dass, wenn er unter Beistand von Moritz und andern einen Theil der protestantischen Stände bewältigt hatte, er später gern dazu fortgeschritten wäre, auch diese mit Gewalt oder List zu dem alten Glauben hinüberzuziehen, aber die Aussicht lag in weiter Ferne und kam jetzt nicht zur Frage. Jetzt handelte es sich um solche Stände, welche zugleich eine feindliche Haltung im Reich eingenommen hatten, und die Behauptung Karls, dass er den Krieg unternehme wegen des Ungehorsams gegen ihn, um Rache oder Strafe zu nehmen wegen Gewaltthätigkeiten, die sich jene in der Braunschweigischen Sache und sonst erlaubten, wenn sie auch zur Beschwichtigung der Gemüther und Trennung der Gegner dienen sollte, entbehrte doch keineswegs der Wahrheit, sie entsprach vielmehr wohl der Lage der Dinge und der Sinnesart des Kaisers, welche den Widerstand, den seine Bestrebungen auf kirchlichem und politischem Gebiet bei den Schmalkaldenern gefunden, besonders empfinden, diesen zu brechen als seine erste und vornehmste Aufgabe betrachten musste. Für Karl lagen die verschiedenen Interessen nicht scharf getrennt: immer kommen auch entgegengesetzte Gesichtspunkte in Betracht; das Kirchliche und Politische greift unmittelbar in einander. Hr. Maurenbrecher führt ja selbst ein ander Mal aus (S. 172), wie beides in einander verwachsen gewesen, wie man nicht entscheiden könnte, ob das kirchliche

Digitized by Google

Gefühl oder die politische Tendenz das Vorherrschende gewesen. So war es auch hier. Nicht politische Interessen allein führten zu dem Bruch mit den Protestanten: aber ebensowenig war es ausschliesslich und rein der kirchliche Eifer welcher Karl trieb. Es ist verkehrt, diesem Kampf und anderen, die später zwischen Katholischen und Protestanten geführt sind, den religiösen Charakter abzusprechen, weil zugleich andere Rücksichten und Absichten in Frage kamen, aber ebensowenig wird man den Krieg, wie er nun unternommen und geführt worden ist, einen blossen Religionskrieg nennen dürfen.

Den Sieg, den Karl erfocht, sieht der Verf. als einen sehr entscheidenden an; die Gefahren für die protestantische Religion, für die Zukunft Deutschlands schildert er mit lebhaften Farben (S. 190 ff.): die kaiserliche Politik habe »die deutsche Nation mit absoluter Gewaltherrschaft« bedroht (S. 236). Aber nachher kommt er doch selber zu dem Resultat, dass der Sieg Karls »in vielen und gerade recht wesentlichen Beziehungen nur ein scheinbarer gewesen« (S. 266). Sehen wir die Massregeln an welche Karl ergriff, so entfernen sie sich doch nicht eben von den Wegen, auf denen man in der letzten Zeit bei der Neuordnung der Reichsverhältnisse gewandelt: die Besetzung des Kammergerichts, eine Steuer zur Unterhaltung desselben, ein neuer Schwäbischer Bund ausgedehnt auf das ganze Reich, das waren die Dinge um welche es sich handelte. Manches kam gar nicht einmal zu Stande, wie eben jener Bund; der Plan, dem Sohn die Nachfolge im Reich nach dem Bruder zu verschaffen, der in mancher Beziehung wohl wichtiger war als alles andere, schei-

Digitized by Google

terte: und wäre er durchgeführt, ist zu glauben, dass Philipp mehr erreicht hätte als Karl, in Deutschland mehr durchgesetzt als in den ihm unmittelbar untergebenen Niederlanden?

Es ist nicht ohne Bedenken, dergestalt ein an sich richtig Erkanntes einseitig hervorzuheben, so scharf herauszustellen. Die Geschichte hat sicher die Aufgabe, die zu Grunde liegenden Richtungen in der Mannigfaltigkeit der Ereignisse zu erkennen, entgegengesetzte Strebungen und Kräfte zu erfassen und ins Licht zu stellen. Aber sie soll sich hüten, nicht die Gegensätze schroffer, die Tendenzen durchgreifender hinzustellen als sie wirklich waren, den Personen mehr von bewusster Absicht zu leihen als in ihren Handlungen vorliegt; vor allem es vermeiden, sich in Worten zu ergehen, die ins Weite greifen und an die Stelle bestimmter thatsächlicher Verhältnisse allgemeine, aber unsichere Behauptungen setzen. Von »absoluter Gewaltherrschaft« ist Karl auch in dem Moment höchster Macht weit genug entfernt gewesen; und ob er in Deutschland je darnach gestrebt, wird zweifelhaft bleiben.

An anderen Stellen erklärt sich der Verf. auch selbst gegen das Ausmalen wenigstens plötzlicher Contraste: »die Liebe Karls zu Moritz, sagt er (S. 292), und der schwarze Undank, mit dem Moritz diese Liebe gelohnt habe, eigneten sich vortrefflich zu melodramatischer Verarbeitung; der geschichtlichen Wahrheit entsprechen diese Dinge durchaus nicht«. Aber ausmalen thut auch er gerade hier. Eben für Moritz hat er eine grosse Vorliebe, im Gegensatz zur theologischen Geschichtschreibung, welche so manche Flecken an ihm finde (S. 104): er urtheilt, er sei »der politisch bedeutendste,

Digitized by Google

ja der einzige politische Kopf unter allen deutschen Fürsten und Staatsmännern jener Zeit« gewesen; als politische Virtuosität wird sein Verhalten gegen den Kaiser bezeichnet. Karl der »politische Meister« habe hier seines gleichen, einen überlegenen Gegner gefunden. Ich denke, man muss dabei grosse Bedenken haben. Diese politische Meisterschaft ist am Ende doch nur das Geschick zu täuschen, auf Umwegen, mit List und selbst Tücke, Vortheile zu erreichen, zuerst für sich, dann allerdings auch für allgemeinere Interessen. Von wirklich hohen staatsmännischen Plänen des Fürsten weiss der Verf. nichts zu sagen, sein Verhalten nicht als patriotisch oder dem Vaterlande förderlich hinzustellen. Die Verbindung mit Frankreich, die Zustimmung zur Abtretung deutscher Lande an König Heinreich II. wird nur damit gerechtfertigt: »es habe keine andere Möglichkeit gegeben, die antinationale Regierung dieses Kaisers von der Nation abzuwerfen als eine schmähliche Vereinigung mit dem nationalen Feinde« (S. 272). Aber diese war schwerlich erforderlich, wenn Moritz vorher, statt bei Karl, bei den Glaubensgenossen gestanden hätte. Es ist ganz recht, wenn Hr. Maurenbrecher sagt: »Ich glaube, unsere Nation wird sich schwer für einen Fürsten begeistern lassen, der durch solche Mittel Deutschland aus den Händen spanisch-katholischen Joches befreit hat«; aber er musste hinzusetzen, dass derselbe selbst erst dazu geholfen, die Gefahr eines solchen Joches heraufzuführen, dass ohne ihn sie schwerlich so weit gekommen wäre wie sie kam; er musste auch den Nachweis bringen, dass sie dann nachher wirklich so gross war, dass sie ohne solche »schmähliche« Zugeständnisse nicht abgewandt werden

Digitized by Google

konnte. Der Verf. denkt an die Möglichkeit, dass Moritz nach der deutschen Königskrone gestrebt habe, ohne freich die Behauptung aussprechen zu wollen; wenn er aber hinzusetzt: »die deutsche Nation wäre gewiss, ich wage es hinzuzusetzen, unter diesem sächsischen Moritz nicht schlecht berathen und geleitet gewesen«, so denkt er sich in Moritz offenbar einen Mann, der den Protestantismus hätte wahren und durchführen und zugleich eine kräftigere Einigung der Nation begründen können. Allein trägt er da nicht Wünsche und Hoffnungen anderer Zeit in jene Jahre hinüber? Von solchen Strebungen, von nationaler Politik ist im 16. Jahrhundert nichts zu finden, nichts beim Kaiser, dessen Sieg nur verblendeter Parteieifer als ein Heil für Deutschland wünschen kann; nichts bei den Fürsten, die, wenn sie politischen Interessen nachgingen, immer nur den eignen Vortheil verfolgten.

Allgemeinere Gesichtspunkte, Hingebung an ein Höheres finden wir auf religiösem Gebiet. Wohl auch bei den Anhängern der alten Lehre, aber mehr bei den Bekennern des evangelischen Glaubens. Die Geschichte hat sicher kein Recht, über eine Persönlichkeit wie den Churfürsten Johann Friedrich nur von dem Standpunkt des politischen Erfolges aus zu urtheilen. Die Geschichtschreibung soll freilich keine »theologische« oder »moralisirende« sein, aber sie darf ebensowenig zu einer Verherrlichung der Macht, des Ehrgeizes, der kalten Berechnung führen. Zuletzt sind es doch nur die sittlichen Ideen und ihre Vertreter, welche auf dauernde Wirkung und eben damit auch auf geschichtliche Anerkennung Anspruch haben.

Ich deute so auf Abwege hin, die heutzutage

Digitized by Google

leicht namentlich dem jüngeren Historiker gefährlich werden können. Je bedeutender das Talent Maurenbrechers, je mehr der Anerkennung werth sein Streben nach Durchdringung des Stoffs und lebendiger Vergegenwärtigung der Dinge und Personen, mit denen er es zu thun hat, ist, je mehr mag man wünschen, dass er alles was dahin führen kann zu vermeiden wisse.

Auch die Dartstellung verdient alles Lob; nur dass sie gedrungener, präciser sein könnte, und der Ausdruck sich frei zu halten hat von gewissen gesuchten und häufig wiederkehrenden Wendungen (»dieser Kaiser, dieser Pabst, dieser Spanier, dieser Habsburger, dieser Moritz« und dgl. begegnet fast auf jeder Seite). Das Streben piquant zu sein in Sachen und Worten möge nie in unserer Wissenschaft der Wahrheit und dem Ernst in Inhalt und Form Abbruch thun.

G. Waitz.

Contes des paysans et des pâtres slaves. Traduits en français et rapprochés de leur source indienne par Alexandre Chodzko, Chargé du cours de langue et littérature slave au Collège de France. Paris, L. Hachette et Comp. 1864. IV u. 406. S. in Octav.

Vorstehendes Buch scheint bisher in Deutschland ganz unbekannt geblieben zu sein, und zwar durchaus unverdienter Weise, weshalb gegenwärtige Anzeige desselben noch nicht zu spät kommen wird. Der allgemein gehaltene Titel 'Märchen slavischer Bauern und Hirten' könnte zu der Annahme verleiten, als enthalte es Märchen aller oder doch der meisten

Digitized by Google

slavischen Völker, dem ist aber nicht so. Es enthält vielmehr nur (drei) czechische, (acht) slowakische und (zehn) polnische Märchen. Die czechischen, S. 31 le soleil ou les trois cheveux d'or du veillard Vsévède, S. 77 la vierge aux cheveux d'or und S. 285 l'oiseau du feu, sind nach Aufzeichnungen Karl Jaromir Erben's (Maï, Prag 1858, 1859, 1860) übersetzt und waren uns Deutschen schon durch die Uebersetzung in Alfred Waldau's Böhmischem Märchenbuch, Prag 1860, S. 587, 13 u. 131, bekannt. Die slowakischen Märchen sind aus der Sammlung übersetzt, welche eine Dame Božena Němec (mit weiblicher Endung: Němcová) unter dem Titel Slovenskè Pohadki a Povesti (Slow. Märchen und Erzählungen) 1858 zu Prag herausgegeben hat. Bereits Josef Wenzig in seinem Westslavischen Märchenschatz, Leipzig 1857, und A. Waldau a. a. O. haben mehrere Märchen nach den Originalen dieser Dame übersetzt; Chodzko hat aber bis auf zwei, S. 15 les douze mois und S. 30 le rêve, welche auch von Wenzig S. 20 u. S. 10 übersetzt sind, grade nur solche übersetzt, welche uns bisher in keiner deutschen Uebersetzung bekannt waren. Die polnischen Märchen endlich sind der Sammlung entnommen, welche Glinski unter dem Titel 'Baïarz Polski' 1853 zu Wilna herausgegeben hat, 'd'après le récit oral des villageois ruthènes du district lituanien de Novogrodek, pays natal de Mickiewicz, où le grand poëte aimait à puiser ses premières inspirations.' Hr. Ch. scheint der erste zu sein, der Märchen dieser Sammlung in eine nicht slavische Sprache übersetzt hat. Ref. wenigstens erinnert sich nicht, bisher etwas über dieselbe oder aus ihr gehört oder gelesen zu haben. Nach dem Citat S. 103 muss die Glinskische Sammlung wenigstens 4

Bände umfassen und somit kann nur ein sehr kleiner Theil derselben übersetzt sein.

Zu bedauern ist, dass Hr. Ch. diesen übersetzten Märchen nicht auch noch Märchen andrer slavischer Völker, namentlich der Serben und der Russen, beigefügt hat. Bekanntlich hat Wuk Stephanowitsch Karadschitsch sehr schöne serbische Volksmärchen gesammelt, die uns Deutschen durch die Uebersetzung seiner Tochter Wilhelmine zugänglich gemacht worden sind, und in Russland sind — abgesehen von früheren durch A. Dietrich und J. N. Vogl verdeutschten Aufzeichnungen — in neuerer Zeit durch Afanasjew und Chudjakow reiche Schätze gehoben, wovon bisher leider nur einiges wenige von A. Schiefner in Benfey's Or. u. Occ. II, 174, 539, III, 93 und von Gustave Chavannes in seinem sehr lesenswerthen Aufsatze 'Die russischen Volksmärchen' in dem Sammelwerk 'Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert', Bd. 9, S. 89—132 übersetzt ist. Hr. Ch. spricht auffallenderweise S. 375 in seinem 'Epilogue' nur von den Heldenliedern, nicht von den Prosamärchen der Serben.

Ueber das Verhältniss der Uebersetzung zu den Originalen kann Ref., dem die letzteren verschlossen sind, nicht urtheilen. Aus der Uebereinstimmung aber mit der deutschen Uebersetzung der auch von Wenzig oder Waldau übersetzten Märchen ergibt sich, dass diese treu übersetzt sein müssen, und auch die übrigen machen ganz den Eindruck, als seien sie treu übersetzt.

Herr Ch. hat aber die Märchen nicht bloss übersetzt, sondern auch wie der Titel sagt, 'rapprochés de leur source indienne'. Diese Quelle ist die indische Mythologie, aus welcher der Vf. in zahlreichen Noten mit Belegen aus den fran-

Digitized by Google

zösischen Uebersetzungen des Rig-Veda, Ramayana, Mahabharata, Baghavat-Purana (von Langlois, Fauche, Foucaux, Pavie, Burnouf) viele Namen, Gestalten, Züge und Anschauungen der Märchen herleitet. Wir wollen und können nicht in das Einzelne eingehen und bemerken nur, dass der Vf., dem Benfey's Untersuchungen unbekannt sind, gleich so manchen andern Märchenforschern nur zu geneigt ist in allen Märchen entstellte Urmythen zu sehen.

Auf die so anziehende und für die Erforschung des Ursprungs der Volks-Märchen unerlässliche Vergleichung der Märchen anderer Nationen hat sich der Vf. nicht eingelassen. Nur zwei oder dreimal erinnert er an slavische Varianten und S. 51 vergleicht er ein Grimmsches Märchen, dessen Uebereinstimmung er sich dadurch erklärt, dass W. Grimm eine grosse Zahl von Märchen in Erdmannsdorf in Schlesien — also auf ursprünglich slavischem Gebiet — gesammelt habe, was jedoch ein arger Irrthum ist. W. Grimm hat keine Märchen in Erdmannsdorf gesammelt, sondern nur das kurze Vorwort zur 6. Aufl. der Märchen dort geschrieben, und speciell das von Hn Ch. verglichene Märchen, welches bereits in der 1. Ausg. stand, ist aus Hessen.

Möge es mir gestattet sein, auf den folgenden Seiten zu den einzelnen Märchen die mir bekannten verwandten Märchen kurz nachzuweisen. Ich beginne mit den czechischen Märchen. Mit dem 'von den drei Goldhaaren des Vševed' (S. 31) vgl. man das, wie oben bemerkt, auch von Chodzko angeführte Grimmsche Märchen No. 29, zu welchem W. Grimm in den Anmerkungen viele, aber noch nicht alle Varianten nachgewiesen hat. Zu dem 'von der Jungfrau mit den Goldhaaren' (S. 77) sind zu ver-

Digitized by Google

gleichen das jüdische Märchen bei Grimm KM. III, 111, Pröhle Märchen für die Jugend N. 18, Grimm No. 17 und v. Hahn Griechische u. albanesische Märchen No. 37. Zu dem 'vom Feuervogel' (S. 285), welches nach S. 286 sich bei allen Slaven findet, vgl. Grimm No. 57 und meine Bemerkungen im Or. u. Occ. II, 686 zu Campbell's gaelischen Märchen No. 46. Von den slowakischen Märchen ist *'Conversations avec les dieux ou un voyage dans le soleil et dans la lune'* (S. 95) nur eine Variante des czechischen Märchens von den drei Goldhaaren des Vševed, und eine andre, aber fast ganz gleiche slowakische Aufzeichnung von Dexner ist von Wenzig S. 36 übersetzt. Zu dem Märchen *'les douze mois'* (S. 15) vgl. Grimm No. 13. *'La veillée ou l'homme large, l'homme long et l'homme aux yeux de braise'* (S. 177) findet sich auch czechisch bei Erben und übersetzt bei Wenzig S. 130 und bei Waldau S. 325, und man vgl. über dieses Märchen Benfey im Ausland 1858, S. 1020 ff. 1038 ff., 1067 ff., zu dessen Nachweisen man noch Curtze Volksüberlieferungen aus Waldeck S. 75 und Kuhn Westfälische Sagen etc. II, 239 hinzufüge. *'Kinkach Martinko'* (S. 340) ist eine hübsche Variante zu Grimm No. 55. Das Märchen *'Le temps et les rois des éléments'* (S. 8) erinnert, insofern der Held seine ihm geraubte Frau unter hundert ihr ganz gleichen Frauen heraus erkennen muss, an ein anderes slowakisches, von Ch. nicht übersetztes Märchen bei Waldau S. 248 (s. besonders S. 265) und an Vernaleken österreichische Kinder- und Hausmärchen No. 49. Die Aufgabe eine bestimmte Jungfrau unter mehreren ganz ähnlichen herauszuerkennen begegnet übrigens auch in dem erwähnten böhmischen Märchen von der Jungfrau mit den Goldhaa-

Digitized by Google

ren (Ch. S. 90) und in den Parallelen bei Pröhle und v. Hahn, ferner bei Ch. S. 300, Straparola V, 1, Grimm KM. No. 62, Schönwerth Aus der Oberpfalz II, 223 und schon in einem Märchen Somadeva's, s. Or. u. Occ. II, 213. Zu den übrigen slowakischen Märchen S. 1 '*le roi du temps*', S. 53 '*le rève*' und S. 62 '*l'enfant perdu*' weiss ich keine Parallelen anzuführen. Wenden wir uns nun zu den polnischen Märchen. Das schöne Märchen oder die schöne Legende (S. 103) von dem Räuber Maday war schon in zwei polnischen Varianten bekannt, bei K. W. Woycicki Polnische Volkssagen und Märchen (Aus dem Polnischen von F. H. Lwestam, Berlin 1839) S. 74 und bei Haupt und Schmaler Volkslieder der Wenden II, 315, aber die Glinskische Fassung ist die schönste und reichste. Dieselbe Legende wird mit mehr oder weniger Abweichungen auch bei den Wenden in der Lausitz, in Litauen, in der Walachei, in Siebenbürgen, in Dänemark und mehrfach in Deutschland erzählt, wie ich gelegentlich anderswo nachweisen werde. '*L'histoire du prince Stugobyl et du chevalier invisible*' (S. 193) ist mit geringer Abweichung dasselbe Märchen wie das russische vom starken Bulat bei Dietrich Russische Volksm. No. 10 und bei Vogl Die ältesten Volksm. der Russen S. 55; abweichender ist das griechische Märchen No. 37 bei v. Hahn, in welches zugleich das oben erwähnte Märchen von der Jungfrau mit den Goldhaaren verwebt ist. Zu dem Märchen '*l'esprit des steppes*' (S. 205), welcher Titel sich übrigens nur auf den unwesentlichen Eingang bezieht, vgl. man das russische Märchen bei Dietrich No. 2 und Vogl S. 1, wo ebenfalls das Wunderpferd, die alte Hexe und der Zauberer Kastschei (Kostschei), dessen Leben an ein in mehreren in einander geschachtelten Gegen-

Digitized by Google

ständen steckendes Ei auf einer fernen Insel geknüpft ist. Zu letzterem Punkt vgl. meine Bemerkungen im Or. u. Occid.. II, 101 ff. Die alte gute Hexe Schaga in ihrer Hütte, 'posée sur une patte de coq, comme sur un pivot tournant', kommt auch in dem später zu erwähnenden Märchen vom Prinzen mit der goldenen Hand vor und in einem von Chavannes a. a. O. S. 110 mitgetheilten russischen Märchen. '*L'impérissable*' (S. 249) ist trotz verschiedenem Eingang und vielen Abweichungen im Einzelnen doch wesentlich dasselbe wie ein böhmisches Märchen bei Waldau S. 368 (nach Košjin z Radostowa). Auch Campbell's gaelisches Märchen No. 17, welches ich im Or. u. Occ. II, 300 besprochen habe, ist eine freilich noch stärker abweichende Darstellung desselben Stoffs. Wenn in dem polnischen Märchen der Held und seine Brüder von ihrer Geburt jede Stunde um sechs Wochen wachsen, so dass sie nach zwei Jahren erwachsen sind, so findet sich ein solches schnelles Wachsen nach Stunden öfter in den russischen Märchen, s. Dietrich S. 1, 70, 115, 144. Auch die Schilderung der in diesem Märchen als böses Wesen auftretenden alten Schaga findet sich russisch, s. Chavannes a. a. O. S. 96 f. und 111 ff. und v. Busse Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde S. 109. '*Le pleur des perles*' (S. 315) ist eine sehr schöne Variante zu Grimm No. 135. Mit dem Märchen '*la paresse*' (S. 331) stimmt bis auf unbedeutende Kleinigkeiten genau überein das russische Märchen No. 13 bei Dietrich und mit ihnen vgl. man Basile's Pentamerone I, 3, Grundtvig Gamle danske Minder i Folkemunde, ny Samling, S. 308, v. Hahn No. 8 und das Odenwälder Märchen in Wolf's Ztschr. f. deutsche Mythol. I, 38. Das polnische und das russische Märchen sind

Digitized by Google

in sofern entstellt, als, während in den übrigen der Dümmling wünscht, dass die Prinzessin, die ihn ausgelacht hat, ein Kind bekommen möge, in diesen beiden gar nichts vom Lachen der Prinzessin vorkömmt und der Dümmling wünscht, dass die Prinzessin sich in ihn verlieben möge, wozu der weitere Verlauf nicht recht passt. '*La nappe nourricière, la verge fouetteuse, la ceinture qui devient l'eau et le chapeau fulminant*' (S. 349) gehört zu Grimm No. 54. Ein eigenthümlich schöner Zug des polnischen Märchens ist der, dass der Dümmling mit einem Baumstumpf im Wald inniges Mitleiden hat und ihm, da alle andern Bäume Mützen von grünem Laub haben, seine eigne Mütze aufsetzt und schenkt, wofür eine alte Eiche, deren Sohn jener Baum ist, ihm dann das Tischtuch schenkt. Schön ist auch, dass aus den Blutstropfen des unter dem Fenster der Prinzessin getödteten Helden ein Apfelbaum rasch emporwächst, von welchem ein Apfel in das Zimmer der Prinzessin fällt und, von ihren Thränen benetzt, wieder zum Menschen wird. Verwandt mit diesem Märchen und zum Theil mit dem von Fortunats Söhnen und ähnlichen (vergl. meine Nachweise im Orient und Occident II, 125) ist S. 143 '*le tapis volant, le bonnet invisible, la bague aurifère et le baton assommeur*'. Drei der Wunschdinge gewinnt der Held durch List, indem drei Teufel sich um dieselben streiten und ihn auffordern die Theilung für sie vorzunehmen, — ein vielfach vorkommender Zug, über welchen man meine Nachweise zu dem 10ten Volksmärchen aus Venetien im 7ten Bande des Jahrbuchs für romanische und englische Literatur vergleiche. Zu den beiden Märchen

Digitized by Google

'*Le nain*' (S. 125) und '*le prince de la main d'or*' (S. 225) als ganzen weiss ich keine Parallelen; im einzelnen bestehen sie grossentheils aus geläufigen Märchenmotiven. In dem erstgenannten Märchen kömmt der eigenthümliche Zug vor, dass der Held, um einen Hasen aus den Klauen einer grossen Eule zu befreien, einen Todtenschädel, der im Weg liegt, ergreift und damit die Eule todt wirft, worauf der Schädel zu sprechen anfängt und ihm erzählt, dass er einem Selbstmörder gehört habe und von Gott verurtheilt sei, so lange im Koth herumzurollen, bis er einem Geschöpf Gottes das Leben gerettet habe, was nun nach 777 Jahren geschehen sei. Wenn in demselben Märchen der Prinz durch die Ohren des Wunderpferdes kriecht und dadurch übermenschliche Stärke gewinnt, die er später nach wiederholtem, aber umgekehrtem Durchkriechen wieder verliert, so ist zu bemerken, dass derartiges wunderbares Durchkriechen durch die Ohren der Zauberpferde in den russischen Märchen häufig ist, s. Dietrich S. 47 und 135 und Chavannes S. 102, 105 ff., 115. Es scheint dies ein den polnischen und russischen Märchen ganz eigener Zug. Der Riesenkopf unseres Märchens endlich, vor welchem ein gewisses Schwert liegt, kömmt ebenfalls in einem russischen Märchen bei Dietrich S. 236 und Vogl S. 247 vor. — Zu dem noch übrigen Märchen vom Prinzen mit der Goldhand nur zwei Bemerkungen. Das wunderbare Knäuel, das, wenn man es hinwirft, einem den Weg weist, begegnet uns auch bei Grimm No. 49, Wenzig S. 107, Busse S. 115, Dietrich S. 52 und in 1001 Nacht, s. Benfey Pantschat. I, 488. Das Märchen schliesst, ebenso wie das oben besprochene '*le tapis volant*', damit, dass der Held, um die Hand der Geliebten zu erhalten, sechs von ihr gegebene Räthsel lösen muss. Die zwölf Räthsel der beiden Märchen sind übrigens einfache Volksräthsel, wie sie überall vorkommen.

Wir schliessen unsere Anzeige mit aufrichtigem Dank für die allen Freunden der Märchenlitteratur, welche der slavischen Sprachen nicht mächtig sind, gewiss hochwillkommene Gabe des Herrn Chodzko.

Weimar. Reinhold Köhler.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück. 18. Juli 1866.

Geschichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt und Carl Ritter von Oscar Peschel. — Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern, Maximilian II., herausgegeben durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. München. J. G. Cotta 1865.

Seit dem Zeitalter der Entdeckungen, seit dem Anfange der grossen Seefahrten der Europäer hat die Geschichte der Erdkunde oder der fortschreitenden Erkenntniss der Beschaffenheit unseres Globus schon manchen denkenden Mann beschäftigt. Namentlich fanden begreiflicher Weise zunächst die grossen Seereisen und Weltumsegelungen in fast allen Ländern Europas zahlreiche Geschichtschreiber. Einzelne Partien der Erdkunde (z. B. die Geschichte der Landkarten) wurden schon im Anfange des 18. Jahrhunderts in Deutschland von Einigen bearbeitet. Die Geschichte verwandter Wissenschaften (z. B. der Astronomie und der Mathematik) hat in neuerer Zeit namentlich in Frankreich

Digitized by Google

ausgezeichnete Darsteller gefunden. Auch die Entwickelung der Geschichte aller der Disciplinen und Kenntnisse, welche die eigentliche Erdkunde constituirten, zusammengenommen wurde schon vor 100 Jahren von den Franzosen d'Anville und Vaugondy versucht. Natürlich gab es auch von Anfang herein keinen Geographen, der nicht auch zugleich etwas Geschichte seiner Wissenschaft vortragen musste. Was in neuerer Zeit Humboldt in seinen »Kritischen Untersuchungen« und C. Ritter in seinen »Vorlesungen über Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen« für den Gegenstand gethan haben, ist allgemein bekannt. Allein schwerlich thut man allen diesen und anderen Versuchen oder Beiträgen zu einer Geschichte der Geographie grosses Unrecht, wenn man schnell über sie hinweggeht, um zum Genusse und zur Betrachtung der vorliegenden Arbeit zu gelangen. Denn noch keiner der Vorgänger des Herrn Dr. O. Peschel, der sich übrigens schon durch sein früheres treffliches Werk: »Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen« und andere geschätzte Schriften allgemeine Anerkennung erwarb, hat sich bei seiner Geschichte der Erdkunde sowohl in Bezug auf Zeit als in Bezug auf die zu berücksichtigenden Gegenstände die Grenzen so weit und doch zugleich so scharf gestellt, und auch keinem ist es gelungen, seinen grossartigen Gegenstand so wohl und leicht geordnet in so knappem Raume (einem Bande von circa 700 Octavseiten) zusammenzufassen und in so ernster, würdiger, kurzer und doch klarer Sprache darzulegen, wie er es gethan hat. — Bei der Lektüre und dem Studium seines Buchs wird man in der That von Bewunderung für den Verf. hingerissen, für seine umfassende Kenntniss und Gelehrsamkeit,

die ihn so urtheilsfähig macht, für seine Umsicht nach allen Seiten, die ihn nichts Wichtiges übersehen lässt, für seine Methode in der Anordnung des Stoffs, für seine Genauigkeit und Sorgfalt, die sein Buch auch in den Details, auch in den kleinsten Citaten so zuverlässig macht, für die Höhe seiner allgemeinen Bildung und seines guten Geschmacks, der ihn überall das schöne Maass und den angemessenen Ausdruck finden lässt. Und der, welcher zur Anzeige eines solchen Buchs aufgefordert ist, hat sich nur zu hüten, dass seine Beurtheilung nicht in einen blossen Panegyricus ausarte. Uebrigens verzichtet auch billiger Weise Ref. von vornherein auf eine allseitige Beurtheilung des vorliegenden Werkes, das in Bezug auf seine mathematischen, physikalischen, astronomischen Partien von Anderen geprüft werden wird. Es versteht sich von selbst, dass bei einer so umfangreichen und in so viele Nachbargebiete einschlagenden Arbeit, wie die vorliegende, Viele ihre Stimmen abgeben werden. Ganz unberufen fühlt sich indess der Unterzeichnete zu dem ihm gewordenen Auftrage nicht, da er wenigstens mehre der vom Verf. überschauten Gebiete selber während seines Lebens durchstreifte, da er namentlich die Geschichte der Entdeckungsreisen studirt und geprüft und dieselbe in einer Reihe (freilich unpublicirter) Bände dargestellt hat, da er insbesondere auch die Geschichte der Kartographie stets eifrig verfolgte und auf zehnjährigen Reisen überall alle für die Geschichte der Geographie interessanten und in Manuscripten und seltenen Büchern versteckten Weltkarten copirt und gesammelt hat.— Ein Kritiker darf nicht ganz verzagen, wenn er wenigstens einzelne Partieen seines Autors rich-

Digitized by Google

tig zu würdigen vermag, und wenn dann für das übrige das ex ungue leonem gelten kann. — So viel glaubte Ref. hier zu seiner eigenen Rechtfertigung sagen zu müssen.

Da das vorliegende Werk ein historisches ist, so sind seine vornehmsten Abschnitte chronologische. Der ganze Stoff ist in der Hauptsache nach der Zeitfolge geordnet, die verschiedenen Branchen des grossen Stammes der Erdkunde bilden in allen diesen Hauptgruppen die Neben- und Unterabtheilungen. — Der Verf. betrachtet zuerst »das geographische Wissen im classischen Alterthume«, und dann »den Verfall der Wissenschaft im frühen Mittelalter«. Den »Arabern und ihren Glaubensgenossen« widmet er einen eigenen Hauptabschnitt und eben so der »Zeit der Scholastiker« oder der Kunde des späten Mittelalters. Weiterhin gelangt er zum »Zeitraum der grossen Entdeckungen vom Infanten Heinrich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts« und kommt endlich zu dem, was er »das Zeitalter der Messungen« oder die Neuzeit nennt.

In jeder dieser verschiedenen Perioden betrachtet der Verf. den Zustand der Erdkunde wieder unter drei Unterabtheilungen oder Rubriken, von denen er die erste »Räumliche Begränzung des Wissens«, die zweite »mathematische Geographie« und die dritte das »Naturwissen« oder die physikalische Erdkunde nennt.

Unter der ersten Rubrik: »Räumliche Begränzung des Wissens« zeigt er, wie klein das war, was man zu Herodot's und später zu der Römer Zeiten den orbis terrarum nannte, wie bedeutend dieser Kreis später durch die Normannen im Norden und durch die Araber im Osten und Süden erweitert und wie endlich in der Neuzeit durch

Digitized by Google

die Entdeckungsreisen der Italiener, Portugiesen, Spanier, und später der Holländer und Briten der ganze Globus enthüllt und der Ocean in allen seinen Partieen bis zu den beiden Polen hinauf durchfurcht und offenbar gemacht wurde. Es ist dabei keine irgendwie wichtige Unternehmung und Fahrt vergessen. Jeder Fortschritt, jede Erweiterung nach irgend einer Richtung hin ist vorsichtig bezeichnet und jedem Pioniere ist seine Rolle und sein Verdienst auf gerechter Waage zugemessen. Diese Partie der Geschichte der Erdkunde wurde schon früher, wie gesagt, oft bearbeitet, schwerlich aber weder von einem Spanier, Briten oder Franzosen in so unparteiischer, kritischer, und zugleich bündiger und befriedigender Weise wie hier von unserm deutschen Landsmann. An seiner sicheren Hand schreitet der Leser durch die Jahrhunderte und erlebt es mit ihm, wie sich das Bild der ganzen Schöpfung allmälich und Schritt für Schritt vor den Augen der Menschheit entrollt. Manche Daten und Zeitpunkte der Chronologie der Reisen sind erst durch den Verf. kritisch untersucht und festgestellt worden. Durch passende und gelegentliche Einschaltung von Copien alter Karten und bildlichen Darstellungen der Umrisse der bekannt gewordenen Continente hat der Verf. dafür gesorgt, dass dabei auch dem Auge etwas geboten werde.

Unter der Rubrik »Mathematische Geographie« entwickelt der Verfasser die anfänglich sehr verkehrten und nachher berichtigten Begriffe und Vorstellungen, welche man sich in den ältesten und späteren Zeiten von der Gestalt, der Grösse und der Bewegung der Erde machte, und verfolgt die ersten unsicheren Versuche und dann die neuen vollkommenen Me-

Digitized by Google

thoden zur Bestimmung der Breiten und Längen. Auch in diesem Fache hatte zwar der Verfasser in den verschiedenen trefflichen Werken über die Geschichte der Astronomie wohl Vorgänger. Aber die Verarbeitung, Concentrirung und Gruppirung des Stoffes, wie er sie für seinen Zweck nöthig hatte, und seine meisterhafte Darstellung ist wieder sein eigenes Verdienst. Nicht selten setzt er den Leser durch einen einzigen kurzen Paragraphen, auf einer einzigen kleinen Seite seines Werkes, in Erstaunen über die Menge von schwierigen Fragen und Knoten, die er berührte, und über die Art der Zusammenfassung der Resultate, zu denen er erst nach Beantwortung jener Fragen und nach Lösung jener Knoten gelangen konnte. Die reichhaltigen Noten und sorgfältigen Nachweise unter dem Text enthalten viele interessante Winke über die weitreichenden Studien des Verfassers. Sie enthalten oft in wenigen Zeilen die Schlichtung einer streitigen Frage, einer ganzen Polemik, und dienen dem Texte als zuverlässige Stützen und Säulen. Sie erscheinen nie als gelehrter Zierrath, sondern als solides Fundament, auf dem der Verf. den ganzen Bau seines Werkes aufgeführt hat. Bei den mathematischen Erörterungen geht der Verf. auch immer in die so äusserst interessante und für das Verständniss des Gegenstandes so nöthige Geschichte der mathematischen Instrumente ein, doch nie umständlicher als es sein Plan erforderte. Jeder Abschnitt der »Mathematischen Geographie« schliesst mit einer Geschichte der Kartographie in dem betreffenden Zeitraum. Auch in diesem Fache ist zwar von Jomard, Humboldt, Santarem, Lelewel und anderen Manches geschehen. Aber schwerlich hat man

Digitized by Google

je zuvor alle Schritte der ganzen Kunst der bildlichen Darstellung der Erdräume so methodisch und übersichtlich bis zur Wurzel und bis zu ihren gelungensten Produktionen verfolgt, wie der Verf. dies in den wenigen diesem Gegenstande gewidmeten Capiteln seines Buchs gethan hat.

Unter der dritten Rubrik seiner Perioden: »Stand des Naturwissens« geht der Verf. auf eine Menge vielfach völlig neuer historischer Untersuchungen ein und giebt einer ganzen Reihe von Nebenzweigen der Geographie, die bisher so zu sagen noch gar keine Geschichte hatten, ihr historisches Fundament. Er behandelt die Höhenkunde, die Geologie, die Hydrographie, die Meteorologie, den Erdmagnetismus, die Erwärmung der Erde, die oceanischen und athmosphärischen Strömungen, den Luftdruck, die feuchten Niederschläge, die Ortskunde der Gewächse und Thiere, die Ethnographie und Bevölkerungsstatistik. Bei jedem der Gegenstände, auf welche diese Namen hindeuten, zeigt er zuerst die Unwissenheit, welche in Bezug auf sie obwaltete, die Irrthümer und wunderlichen Hypothesen, denen man sich überliess, dann die Erklärungen und Deutungen, welche man versuchte, und die Systeme und Anschauungen, welche zu verschiedenen Zeiten vorherrschten, und zeigt endlich, wie man dann in der Neuzeit überall das Richtige fand, und wer es fand und wie dann jede Disciplin fertig und in das Gebiet der Erdkunde eingeschlossen und eingereiht wurde.

Die genannten Rubriken geht der Verf. in jeder seiner grossen chronologischen Abtheilungen durch. Ausserdem aber hat er seinem »Zeitalter der Messungen« (der Neuzeit) an ge-

Digitized by Google

eigneter Stelle ein eigenes Capitel eingefügt, welches die Geschichte der wissenschaftlichen Reisen und der wissenschaftlichen Entdecker behandelt. Dieser Abschnitt ist wohl, wie freilich so Vieles in dem Werke, durchaus neu. So oft auch Geschichten der grossen Eklat machenden Weltfahrten zur Eroberung und Entdeckung bearbeitet wurden, so hat doch, so viel ich mich erinnere, noch Niemand versucht, die Geschichte der wissenschaftlichen Reisen unserer neuen Gelehrten und Naturforscher in dem Zusammenhange und der Weise zu schildern, wie es der Verf. hier gethan hat. Und doch ist sie gewiss eben so wichtig und bedeutsam, wie jene, und bildet ohne Zweifel eine ganz eigenthümliche Branche der Geschichte der geographischen Disciplinen. Aber allerdings war sie viel schwieriger darzustellen und konnte nur das Produkt grosser Gelehrsamkeit und eines tief eingehenden Studiums sein. Der Verf. giebt jeder Reise und jedem wissenschaftlichen Entdecker eine eigene kleine kritische Musterabhandlung, in der er ihn würdigt und ihm seinen Platz in der Geschichte der Wissenschaft anweist.

Der Verf. schliesst sein ganzes Werk mit einer Betrachtung der »Vergleichenden Erdkunde«. Erst nachdem »durch Erdbogengrössen«, sagt er, »der Flächeninhalt unseres Planeten festgestellt, vom Flüssigen das Trockene geschieden, von diesem als unbewohnbar die Eisgefilde abgetrennt, die plastischen Unebenheiten gemessen, die Tiefen der Meere mit dem Lothe betastet, die Vertheilung von Sonnenschein und Regen ermittelt, die Reviere der Culturgewächse begränzt, die Verbreitungsgebiete der Thiere festgestellt worden waren, dann erst ver-

Digitized by Google

mochte, wenn sich geographische und historische Kenntnisse vereinigten, die Wissenschaft die Fragen zu lösen, ob nicht der Schauplatz, der unserm Geschlecht gleichsam als Gefäss zur Entwickelung seiner Cultur angewiesen ist, einem absichtsvollen Mechanismus gleiche und das Fortrücken und die Ausbreitung menschlicher Gesittung gesetzmässig vorgeschrieben war, als die Erde ihr modernes Antlitz gewonnen hatte. Nun erst erhob sich die Erdkunde aus einer Dienerin zur Lehrerin der Geschichte. Ja sie vermochte nun sogar mit Sehergabe Künftiges vorherzusagen. Solchen grossen Geheimnissen hat man sich seit Strabo nur in Deutschland genähert und zwar erst in neuester Zeit nach unscheinbaren Anfängen«. Humboldt und Ritter, die Schöpfer der vergleichenden Erdkunde, und eine schöne Schilderung ihrer Wirksamkeit und des Umfangs ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit bilden daher das letzte Capitel des ganzen Werkes.

Das grossartige auf Veranlassung und mit Unterstützung des jüngst verstorbenen und viel betrauerten Königs Maximilian II. von Baiern ins Leben gerufene Unternehmen sollte vorzugsweise der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland gewidmet sein. Nun wird es zwar bei den Werken der Wissenschaft, an denen die ganze Republik der Gelehrten mitarbeitet und bei denen keine Landsmannschaft gilt, noch schwerer sein als bei der Geschichte der Schöpfungen der Politik, auch nur für einen Augenblick den Fortschritt der ganzen gebildeten Welt aus dem Auge zu lassen. Und namentlich war es bei der Erdkunde, wo ganz Europa zugriff, unmöglich, immer die Verdienste des »Inlandes« von denen des »Auslandes«

Digitized by Google

zu scheiden. Demnach hat der Verf., um der Haupttendenz des Werkes, an dem er mitarbeitete, zu entsprechen, überall vorzugsweise die Verdienste der Deutschen hervorgehoben und mit patriotischer Wärme auf sie Nachdruck gelegt. Zudem hat er in einer eigenen kleinen Abhandlung noch eine besondere Uebersicht der deutschen Leistungen auf dem Gebiete der Erdkunde gegeben. Diese Abhandlung, die auch schon in mehren Zeitschriften abgedruckt wurde, sollte eigentlich nach dem Plane des Verf.'s als Schlusscapitel das ganze Werk krönen. Sie wurde aber auf Wunsch der »historischen Commission« als »Vorwort« dem Werke vorangeschickt. — In derselben zeigt der Verf., dass wir Deutschen im Fache der Erdkunde zwei Mal dem übrigen Europa das Banner und Licht vorangetragen haben. Ein Mal im 16. Jahrhundert in der Zeit von Regiomontan bis auf Kepler, nachdem die Italiener uns vorangegangen waren, und dann zum zweiten Male im 19. Jahrh., nachdem in der Zwischenzeit die Mittelpunkte der wissenschaftlichen geographischen Bestrebungen in Holland, Frankreich und England gewesen waren. Nicht sehr gross sind freilich von jeher die Verdienste der Deutschen um die räumliche Erweiterung unseres Wissens von der Erde gewesen, weil es uns an Seetüchtigkeit und politischer Einigkeit und an solchen mächtigen Regierungen und Staatsmännern fehlte, welche bei anderen Völkern kostspielige Entdeckungsreisen und Eroberungen jenseits des Oceans ins Leben riefen. Auch auf dem Gebiete der mathematischen Geographie, das nur ein Mal zur Zeit des Copernicus und Kepler von deutscher Geisteskraft beherrscht wurde, bei den Unternehmungen zur Bestimmung der Grösse

Digitized by Google

und Gestalt der Erde gingen uns Andere, namentlich die Franzosen, voran. Auch in der geometrischen Landesvermessung, in der Berechnung der Höhen von Berggipfeln war dies der Fall, wie wir denn überall, wo es etwas zu messen gab, die Franzosen in erster Reihe gefunden haben. Ueberall dagegen, wo es galt, durch Vergleiche der angehäuften Messungen zu höheren Wahrheiten und Gesetzen sich zu erheben, begegnen wir meistens den Deutschen. Besonders gross sind die Verdienste der Deutschen um die Erkenntniss des inneren Baues der Erdrinde. Die vergleichende Hypsometrie, die Begründung der mathematischen Klimatologie, die Pflanzengeographie und noch ausschliesslicher als diese die Ortskunde der Thiere, desgleichen die Statistik in der Länderbeschreibung sind Schöpfungen des deutschen Geistes. Eben so gehören Anthropologie und Sprachenkunde zu ihren vornehmsten Fächern. Die grössten geographischen Offenbarungen kamen aus dem Munde eines Deutschen, Carl Ritter's, von dem man wohl sagen kann, er habe die naturwissenschaftliche Erdkunde erst belebt und beseelt, er habe zuerst in dem Antlitz der einzelnen Welttheile, welche er die grossen Individuen der Erde genannt hat, geheimnissvoll wirkende Persönlichkeiten erkannt und ihre Verrichtungen in der Geschichte unseres Geschlechts nachgewiesen.

»Wer die Geschichte der Erdkunde zur Hand nimmt, um darin die Ehren des deutschen Volkes verzeichnet zu finden, der wird gemischten Eindrücken entgegengehen. Er wird gewahren, dass er einer Nation angehöre, die reich an Zierden und arm an Thaten ist. Wo hohe Aufgaben nur durch die Kräfte eines Staats gelöst werden können, zeigt unsere Geschichte nichts

Digitized by Google

als eine Reihe versäumter Gelegenheiten. Wo es aber dem Einzelnen möglich war, ohne öffentlichen Beistand der Wissenschaft grosse Dienste zu leisten oder wo fremde Nationen thatenlustig nach Werkzeugen suchten, da haben sich stets Deutsche herbeigedrängt, und die Zahl der Unsrigen, die als Märtyrer der Wissenschaft in die Gefahr gingen, ist bis auf die Gegenwart ruhmwürdig gross gewesen.«

Ohne Zweifel ist es auch kein geringer von einem Deutschen der Wissenschaft der Erdkunde geleisteter Dienst, ihre Geschichte so dargestellt zu haben, wie es unser verehrter Landsmann O. Peschel gethan hat. Auch hiefür mögen die anderen Völker sich bei uns bedanken. Und die Musen werden Ursache finden, sich zu gratuliren, wenn sie durch das Unternehmen des Königs Max unvergesslichen Andenkens für alle ihre verschiedenen Fächer mit einem solchen Angebinde werden beschenkt werden, wie unser Verf. es der Erdkunde gegeben hat.

Zum Schlusse sollte ich es wohl nicht unterlassen noch zu bemerken, dass dem Werke zu grosser Bequemlichkeit des Lesers sowohl ein systematisches Inhaltsverzeichniss vorangesetzt als auch ein sorgfältiges und wohl gewähltes Namen- Ort- und Sachregister hinten angehängt ist.

Bremen. J. G. Kohl.

Ino Leukothea, zwei antike Bronzen von Neuwied und München erklärt von Friedrich Ritschl. Mit 3 Tafeln. Bonn bei Adolph Marcus 1865. 42 Seiten in Quart.

Ottfried Müller hat im Handbuche der Archäologie der Kunst am Schlusse seiner kurzen

Digitized by Google

Schilderung der Formen der Wasserdämonen gesagt: »Unter den übrigen zahlreichen Personen der See sind ohne Zweifel noch Entdeckungen zu machen, da die Feinheit der Bezeichnung der alten Kunst von der Kunsterklärung noch keineswegs erreicht ist«. Eine solche Entdeckung glaubt Ritschl in seiner Abhandlung, welche mit einiger Erweiterung eine Wiederholung seines in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (Heft XXXVII, Bonn 1864, S. 72—102 mit Tafel I u. II) abgedruckten Aufsatzes ist, durch Nachweisung von Kunstdarstellungen der Ino-Leukothea bieten zu können.

Nachdem im 1. und 2. Abschnitte der Arbeit die Bedeutung der Leukothea mit ihrem Kinde, dem Melikertes-Palämon, im Mythos und im Kultus gezeigt ist, wobei die Existenz von Kunstdarstellungen beider im Alterthume sich ergiebt, tritt R. den Beweis an, dass auch wir noch Darstellungen und zwar Idealbilder der Leukothea unter unserm Denkmälervorrathe besitzen; was man bisher hierher gezogen habe, sei indessen nur theils Fremdartiges oder Unsicheres, theils seiner Bedeutung nach Untergeordnetes. R. bespricht im 3. Abschnitte diese bisher auf Leukothea gedeuteten Bildwerke kurz und lässt u. A. als richtig so gedeutet ein Blacassches Vasenbild, welches sich auf Tafel II, 3 auch in Abbildung beigegeben findet, bestehen. Dieses Vasenbild hat aber nichts mit Leukothea zu thun, es ist vielmehr augenfällig eine gar nicht ganz übel gelungene, wenigstens sehr sprechende karikirte Darstellung einer bekannten Scene der Odyssee, in der der durch Namensbeischrift bezeichnete Held nackt mit wildem Haar und Bart, so wie er dem Meere entronnen ist, etwas wie ein grosses Blatt vorhaltend, ὡς ξύ-

Digitized by Google

σοιτο περὶ χροΐ μήδεα φωτός, einer »Schönen« naht, die gelähmt vor Entsetzen mit offenem Munde und schlaff herabsinkenden Armen auf der Flucht vor der fremden Erscheinung in die Kniee sinkt. Schon Overbeck hätte in seiner Gallerie heroïscher Bildwerke (S. 751 f.) die von Panofka ausgehende Deutung dieser Fratze auf Leukothea nicht gelten lassen sollen, hätte dafür zu Panofkas Entschädigung dessen wenigstens in der Hauptsache richtige Deutung eines Berliner Vasenbildes als Karikatur der Blendung Polyphems (Panofka Parodieen und Karikaturen auf Werken der klassischen Kunst. Abh. der k. Ak. der Wiss. zu Berlin 1851, S. 7, Tafel III, 1) an betreffender Stelle aufnehmen können. In einem Anhange auf S. 38 ff. trägt R. zu den Bildwerken, auf welchen man bereits früher eine Darstellung der Leukothea annahm, den Wiener Cameo nach (Müller-Wieseler Denkm. der alten Kunst II, Taf. VI, 75). Er nimmt hier wieder wie einzelne frühere Erklärer eine zweimalige Darstellung der Leukothea sowohl als auch des Palämon an, einmal oben, einmal unten. Es wundert mich, dass man bei den Erklärungsversuchen noch nicht im Gegentheil darauf gekommen ist, in dem Knaben und dem Mädchen unten zu beiden Seiten des isthmischen Felsens Personifikationen der Häfen *Λέχαιον* und *Κεγχρεαί* zu vermuthen; ich werde durch Philostr. sen. imag. II, 16 darauf geführt, wo es heisst, neben dem Isthmos sei *μειράκιον μὲν ἐν δεξιᾷ, Λέχαιον δή οἶμαι· κόραι δ' ἐν ἀριστερᾷ, Κεγχρεαί που τάχα.*

Der 4. Abschnitt der Ritschlschen Abhandlung, der eigentliche Kern derselben, beschäftigt sich mit einem bei Neuwied gefundenen weiblichen Brustbilde von Bronze (Taf. I, 1. II, 1)

Digitized by Google

welches hinten flach und hohl zur reliefartigen Aufsetzung an irgend einem Geräthe bestimmt gewesen sein muss. In diesem Brustbilde glaubt nämlich R. eine Idealdarstellung der Ino-Leukothea, welche, wie er den künstlerischen Werth jedenfalls erheblich überschätzend meint, auf ein namhaftes Original eines griechischen Meisters zurückgehen müsse, erkannt zu haben. Es ist, wie gesagt, das Brustbild einer Frau; ihr Gewand sinkt von der linken Schulter herab, deckt aber noch die Brust. Ihr Haar fällt aufgelöst theils nach vorn, über das Hinterhaupt zieht sich schleierartig ein Gewandstück herab. Sie trägt ein Diadem. Den Kopf, der in starker Wendung nach rechts und oben aufblickend gerichtet ist, stützt sie einigermassen geziert mit der linken Hand. Ein Ausdruck des Schmerzes, der Wehmuth zieht leise durch das Ganze, liegt stärker ausgesprochen namentlich um den Mund. Als besonderes Beizeichen windet sich unter der linken Brust ein Fisch hin, also ebenso angebracht, wie das Attribut des Blitzes an einer auch sonst in Styl und Ausdruck verwandten Bronzebüste des Zeus (Müller-Wieseler Denkmäler der alten Kunst II, Taf. II, 29). Wir haben hiernach jedenfalls das Brustbild eines Wasserwesens vor uns, dessen von Ritschl aufgestellte Benennung als Leukothea nun allerdings meiner Meinung nach ein Fehlgriff ist. Zum Theil auf Anlass von mir mündlich geäusserter Bedenken hat denn auch schon Michaelis gegen die Richtigkeit der Ritschlschen Benennung, wie sie zuerst in den Jahrbüchern des rheinischen Vereins a. a. O. veröffentlicht war, mit Gründen Einsprache gethan (s. Anaglyphum Vaticanum ed. et expl. Ad. Michaelis, Gratulationsschrift der Tübinger Universität zum

Digitized by Google

Wiener Universitätsjubiläum. Tübingen 1865. S. XIX ff.). Davon hat R. bei der zweiten Veröffentlichung seiner Abhandlung nicht Kenntniss genommen. Deshalb würde ich jedoch, handelte es sich einzig und allein darum, ob wir hier ein Leukotheabild vor uns hätten oder nicht, die Sache nicht noch ein Mal besonders zur Sprache bringen. Der Gegenstand darf jedoch ein Interesse im höheren Grade und darum eine eingehendere Besprechung beanspruchen, insofern der Ritschlsche Irrthum bei Erklärung der Neuwieder Bronze lehrreich in Bezug auf Methode und Erfordernisse der Untersuchung ist und ferner Anlass bietet, auf eine, wie mir scheint, höchst bedeutsame und doch noch nicht genügend allgemein erkannte und gewürdigte kunstgeschichtliche Erscheinung recht ausdrücklich hinzuweisen.

Dargestellt ist in der Neuwieder Bronze ein weibliches Wasserwesen und zwar als Wasserherrin, Wassergöttin durch die Stirnkrone ausgezeichnet. Unter den Meerherrinnen ist sie aber als grade die Leukothea bestimmt charakterisirt durch das Gewandstück, welches über den Hinterkopf gezogen ist; denn das ist in vielleicht gegen die homerische Vorstellung etwas veränderter Form das homerische den Odysseus rettende *κρήδεμνον*, welches ursprünglich als ein schleierartiges Kopftuch zu denken ist. Dieses *κρήδεμνον* war ja nach Clemens Alex. (protrept. 4, §. 57, p. 50 Pott: *ἀπὸ τοῦ κρηδέμνου τὴν Ἰνώ*), wie schon O. Müller betont hat, das feste Kennzeichen der Leukotheabilder. So führt Ritschl den äusseren Beweis für seine Benennung, noch hinzufügend, dass die Hand wie im Begriffe erscheine den Schleier vom Haupte zu ziehen, um ihn als Schutzmittel in Meeres-

Digitized by Google

noth zu verwenden. Das Letztere wird man aber bei einigem Blicke für Körperformen und -bewegungen nicht zugeben können; so berührt eine Hand nicht ein Gewand um es zu fassen, zu heben, vielmehr stützt hier die Hand, wie schon gesagt mit etwas Ziererei, den Kopf in die zwei gebogenen und drei gestreckten Finger. Auf der Kopfbedeckung allein beruht also der ganze äussere Beweis dafür, dass unter den verschiedenen Meerwesen grade Leukothea gemeint sei. Die Autorität der angeführten Stelle des Clemens, die das namentlich stützen soll, ist nun zunächst eine sehr missliche. Da steht auch *ἀπὸ τοῦ κύκνου τὸν Δία*, wovon ich wohl wissen möchte, mit welchem Rechte das gelten soll; da steht ferner auch *τὴν Δηὼ ἀπὸ τῆς συμφορᾶς*, wodurch Newton vor einiger Zeit ebenfalls auf eine unhaltbare, desshalb von ihm selbst auch gleich bezweifelte Deutung geführt wurde (s. a history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae II, 2, S. 400). Aber möchte es auch sein, dass Clemens mit seinem *κρήδεμνον* der Leukotheabilder Recht hätte, obgleich von diesem sonst in der ganzen späteren Litteratur bei noch so häufiger Erwähnung der Leukothea nicht die Rede ist und obwohl es auf der ganz sicheren Leukotheadarstellung der korinthischen Münzen fehlt, so folgt doch nicht, dass darum eine jede Meerfrau mit einem Kopftuche eine Leukothea ist, zumal im vorliegenden Falle, wo Michaelis schon ganz richtig gesehen hat, dass statt eines besonderen Kopftuches sehr wohl auch das über den Hinterkopf gezogene Obergewand gemeint sein kann. Auf diese Kopfbedeckung allein gestützt ist eine Benennung der Neuwieder Bronze als Leukothea nur eine aller zwingenden Wahrscheinlichkeit entbehrende

Vermuthung. Andere Gründe fehlen aber gänzlich. Allerdings führt R. ausser den eben besprochenen äusseren auch noch einen inneren Grund für seine Benennung auf; dieser ist jedoch wiederum nicht stichhaltig. Der Bronzekopf soll nämlich durch seinen wehmüthigen, schwermüthigen Ausdruck als der Kopf der »flebilis Ino« charakterisirt sein; die Erinnerungen an das Leid ihrer Schicksale sollen auch der unsterblich Gewordenen, der Göttin noch trübe den Sinn durchziehen.

Solche Wehmuth in den Zügen und dazu passend die Wendung des Kopfes mit dem Blicke seitwärts nach oben ist nun aber nicht nur, wie das auch R. wieder anerkannt hat, auch den übrigen Seegöttern eigen, sondern findet sich auch sonst häufig in Werken der spätgriechischen, griechisch-römischen Kunst. Diese Periode zeigt gradezu eine Vorliebe für derartige Gefühlsstimmungen, drückt sie in der Kunst sogar häufig auch aus, wo der dargestellte Gegenstand es gar nicht fordert. Mit andern Worten es ist das ein Stück von dem Manierirten, von dem die spätgriechische Kunst etwa von Alexanders Zeit an nicht frei zu sprechen ist. Für die Geschichte des griechischen Geistes bei weitem nicht genug verwerthet liegt hierin eine dem oft besprochenen Lächeln der altgriechischen Gestalten entgegengesetzte Erscheinung. Wie jenes Lächeln, jene lustig heraustretenden Augen der alten Werke Abzeichen der Kunst einer frühen naiveren Zeit sind, so entspringt dieses wehmüthige Wesen — die Augen liegen düsterer tief in den Kopf eingesenkt — der Zeit des sinkenden Griechenthums, in welcher verwandte Anklänge auch auf andern Gebieten nicht fehlen werden. Den Beschauern, Beschrei-

Digitized by Google

bern, Erklärern einzelner Bildwerke ist dieser Zug oft genug aufgefallen; ich kann die Stellen hier nicht sammeln, in denen hie und da darauf aufmerksam gemacht ist, wie beispielsweise von Thiersch (Reisen in Italien I, S. 193) bei einem Ganymed in Venedig: »der Jüngling ist von einer überirdischen Schönheit um den Leib und um das mehr sinnvolle Wehmuth als Heiterkeit ausdrückende Angesicht umstrahlt«. Gewöhnlich hat man den Grund dafür dann in der Idee des Dargestellten gesucht, so z. B. also gesagt: alle Seewesen zeigen uns in den späteren Kunstdarstellungen solchen Zug der Wehmuth; das liegt im Elemente des Wassers, in dessen Wirkung auf die Stimmung des Menschen. Ich meine aber vielmehr, die Seegötter tragen diesen für ihre Natur freilich, wie uns scheint, passenden Zug besonders deshalb ausgebildet, weil ihre Gestalten, wie sie dann später kopirt und nachgeschaffen wurden, in der jüngeren attischen Schule, namentlich in Skopas Werkstatt entstanden und weil grade in den Werken dieser Schule das Sentiment stark herauszutreten begann. Man liebte und behandelte meisterhaft in der Folgezeit Stoffe, die solches Sentiment forderten oder doch zuliessen. Die Schöpfung des jüngeren Gorgonentypus gehört in diesen Zusammenhang, die Niobegruppe erwuchs auf diesem Boden, starke Schmerzaffekte kamen zu gepriesener Darstellung in der sterbenden Iokaste des Silanion, sie traten in dem Bilde der eroberten Stadt von Aristeides besonders in den Vordergrund; ein Herakles im brennenden Gewande der Deïaneira, später der Laokoon sind verwandte Erscheinungen. Das schönste unter den uns erhaltenen Stücken dieser Richtung ist der noch unerklärte Floren-

Digitized by Google

tiner Kopf, der sogenannte sterbende Alexander. Das Gefallen an schwungvoller Behandlung solcher Stoffe und die Meisterschaft nach dieser Seite hin steht den stilleren Werken der alten Zeit namentlich aus der altpeloponnesischen und der älterattischen Schule einigermassen vergleichbar gegenüber wie die Geschmacksrichtung der Caraccischen Schule mit ihrer ausgesprochenen Vorliebe für den gewaltigen Affekt gegenübersteht den Arbeiten voll stillerer Seeligkeit eines Francia, eines Perugino. Guido, Domenichino lassen gern auch ohne Noth den Sturmwind los, während bei jenen Aelteren nur ein milder Zephyr durch die Bilder weht. Die erregtere Weise haben dann in neuerer Zeit die Franzosen, wie im Alterthume die Römer mit vollem Beifalle aufgenommen. Hatte sich aber einmal in der späteren griechischen Kunst eine solche Vorliebe entwickelt, so fragte man nach und nach nicht mehr immer, ob der dargestellte Gegenstand jene Gefühlsstimmung fordere, so wenig wie die Manieristen anderer Zeiten gefragt haben, ob z. B. eine ganz unbewegte Figur auch ein wehendes Gewand um sich haben könne. Sobald man einmal die schwungvoll bewegten Gewänder liebte, sobald sie zum Schönheitsideale der Zeit gehörten, wurden sie angebracht, auch wo sie nicht passten. Dass so der sentimentale Zug in der späteren Kunst des Alterthums, auch wenn ihn der Stoff nicht forderte, also als eine subjektive Zuthat des Künstlers und seiner Zeit, den Gestalten gegeben wurde, das trat kürzlich an dem Beispiele einer Tellus auf dem von Michaelis herausgegebenen vatikanischen Relief besonders handgreiflich hervor. Da ist dieser auch wieder seitwärts hinauf gewundene Kopf, der Blick nach

Digitized by Google

oben, der Klagezug um den Mund Nichts als Manier. Was hat Tellus zu klagen? — Bei dem prachtvollen Marmorreliefkopfe im Louvre (Müller-Wieseler Denkm. der alt. Kunst II, Tf. LXXV, n. 970), in dessen Erklärung E. Q. Visconti wenigstens die richtige Sphäre getroffen zu haben scheint, mag der Ausdruck ebenso zu beurtheilen sein. Meine ganze Ausführung wird hinlänglich zeigen, wie ich den Schmerzeszug der Neuwieder Bronze ansehe; ich halte dafür, dass wir nicht gezwungen sind ihn auf die Idee des Dargestellten, also wie Ritschl meint auf eine »flebilis Ino« zu beziehen, sondern dass wir berechtigt sind, ihn einfach auf die Geschmacksrichtung der Entstehungszeit des Werkes zurückzuführen. Ebenso sind, um das hier einmal kurz auszusprechen, die charakteristischen Züge der freilich einer ganz anderen Periode angehörenden, oft genannten, früher Giustinianischen Statue nicht nothwendig auf die Idee des Dargestellten so wie bisher allgemein geschah, nicht auf die Idee grade einer Vesta zurückzuführen, sondern, wie ich überzeugt bin, auf die Geschmacksrichtung, die Kunstweise einer bestimmten Zeit und Schule, auf die Art eines Kalamis etwa, der in eben solchen Formen z. B. auch seine Sosandra gebildet haben mag.

Nach alle diesem bescheide ich mich also, wie auch Michaelis es vertheidigt hat, in der Bronze von Neuwied nur eine allgemeine Personifikation des Meeres, eine *Θάλασσα* griechisch gesagt, zu sehen. Das hat selbst auch noch mehr Wahrscheinlichkeit bei einem Funde in den römischen Rheinlanden. Der römischen Kunst sind solche Personifikationen wie Tellus u. s. w. ja bekanntlich besonders geläufig.

Wir kommen jetzt zum 5. Abschnitte der

Ritschlschen Abhandlung. In diesem hat R auf Christs Vorschlag endlich noch ein Bildwerk als eine antike Darstellung der Leukothea in Anspruch genommen, nämlich die Reliefigur einer Bronzeplatte im Münchener Antiquarium (Taf. III). Es ist eine nackte Frau die auf einem Seewidder gelagert über die Fluthen hinzieht; mit der Hand hebt sie ein in Bogen wehendes Gewandstück. Ehe wir hier nach dem Namen fragen, hat sich erst das ganze Werk überhaupt zu legitimiren. R. selbst nämlich berichtet schon von allerlei Zweiflern welche die Arbeit für modern haben halten wollen. Wäre dem so, so hätte der Künstler wahrscheinlich ohne etwa an Leukothea zu denken, das Motiv einer der vielen ähnlichen Nereïdengestalten auf Sarkophagen sich zum Vorbilde genommen, um sein ganz anmuthiges Relief zu schaffen. Und dass es sich so verhält, davon bin ich überzeugt, seit mir ganz kürzlich in München Herr Professor Christ freundlich gestattete, das Original in Ruhe zu prüfen. Schon das Reliefbild auf einer Platte, die zu gar Nichts gedient zu haben scheint, keine Spur einer Verbindung mit etwas Anderem, mit irgend einem Geräthe trägt, ist sehr gegen antike Weise, dagegen bei modernem Ursprunge ganz begreiflich; denn da macht man Bilder, die eben weiter Nichts sein sollten als Bilder. Die grüne jetzt zum Theil abgescheuerte Farbe ist leicht als ein Anstrich zu erkennen, der gewiss mit der Absicht eine schöne antike Patina nachzuahmen, gemacht ist. R. giebt an, dass Liebig den Anstrich untersucht und gefunden habe, dass er »sehr viel jünger« sei, als die Bronzetafel selbst. Wenn das richtig ist, wie ich gern annehme, so könnte, und das will denn

Digitized by Google

doch Ritschl schliesslich festhalten, das Relief selbst antik, nur mit einer gefälschten Patina in neuerer Zeit versehen sein. Ebensowohl könnte dasselbe dann aber auch, und das wäre meine Meinung, etwa im 17. Jahrhundert gemacht und im 18. angestrichen sein. »Sehr viel jünger« ist eben eine sehr unbestimmte Schätzung. Für meine Ueberzeugung, dass wir es überhaupt mit einem modernen Werke zu thun haben, kann ich mich weiter nun freilich nur auf einen »instinktiven Eindruck«, wie R. es nennt, berufen und muss es einem Jeden vollkommen überlassen, wie viel er darauf geben und wie er selbst urtheilen will. Nur für mich ist die Sache entschieden und ich komme demnach denn endlich auch hiermit auf das Gesammtergebniss, dass neue Entdeckungen von antiken Kunstdarstellungen der Leukothea in R.s Schrift nicht anzuerkennen sind.

Halle. Conze.

Le Talkhys d'Ibn Albannâ publié et traduit (d'après un Ms. inédit de la bibliothèque Bodléyenne coté Marsh 371, No. CCXVII du catalogue d'Uri) par Aristide Marre, professeur, Officier de l'instruction publique. Rome 1865. XII und 31 Seiten in Quart.

Passages relatifs à des sommations de séries de cubes extraits de deux manuscrits arabes inédits du British Museum de Londres, cotés Nos CCCCXVII et CCCCXIX des manuscrits orientaux, par M. F. Woepcke. Rome 1864. 25 Seiten in Quart.

Passages relatifs à des sommations de séries de cubes extraits de trois manuscrits arabes

Digitized by Google

inédits de la bibliothèque impériale de Paris cotés Nos 95½ 95⅓ et 952 du supplément arabe, par M. F. Woepcke. Rome 1864. 39 Seiten in Quart.

Wenn Colebrooke, indem er die Algebra des Mohammed Ben Musa aus dem 9. Jahrhundert mit dem Kholâsat al hissâb des Beha-Eddin, einem Compendium der Arithmetik und Geometrie aus dem 15. Jahrhundert, verglich, sich zu dem Schlusse verleiten liess, dass die Araber in der Zwischenzeit keine Fortschritte in der Algebra gemacht hätten, so war dieser Schluss ein in doppelter Weise unberechtigter. Erstens nemlich können populäre Werke über die Elemente einer Wissenschaft, wie es die beiden genannten Schriften sind, keinen Maassstab für die Entwickelung der Wissenschaft geben. Ausserdem konnte die Wissenschaft in der Zwischenzeit einen Höhepunkt erreicht haben und dann wieder gesunken sein, wie dies wirklich der Fall zu sein scheint. Ein bestimmtes Urtheil über den Umfang der algebraischen Kenntnisse der Araber wird sich erst dann fällen lassen, wenn die Werke einer grossen Anzahl arabischer Mathematiker, die bis jetzt kaum dem Namen nach bekannt sind, aus den Handschriften edirt sein werden. Als Wöpcke im Jahre 1854 seine Untersuchungen über die Geschichte der mathematischen Wissenschaften bei den Orientalen schrieb (Journ. asiat. Oct. Nov. 1854 p. 348 ff.) konnte er nicht mehr als vier arabische Werke über Algebra aufzählen, welche bis dahin vollständig oder im Auszuge erschienen waren, und zwar ausser den beiden Werken von Mahommed Ben Musa und Beha-Eddin, nur noch zwei von ihm selbst herausgegebene,

Digitized by Google

nemlich die Algebra des Omar Alkhajami und den Auszug aus dem Fakhrî. Ihm, dem leider so früh verstorbenen, verdankt man auch das Bekanntwerden der drei hier anzuzeigenden Schriften. Für die Herausgabe ist man dem Prinzen Balthasar Boncompagni verpflichtet, dessen rastlosem Eifer man das Bekanntwerden so vieler wichtiger Documente über die Geschichte der Mathematik im Mittelalter verdankt.

Ich werde diese Schriften nicht in der Ordnung besprechen, wie sie erschienen sind, sondern in einer Reihenfolge, welche geeigneter ist, ihren Werth und ihr wechselseitiges Verhältniss zu bestimmen. Ich bemerke auch hier gleich, dass ich, um Verwirrung zu vermeiden, die arabischen Wörter und Eigennamen unverändert in der Schreibweise wiederhole, wie sie sich in den zu besprechenden Schriften vorfinden.

Der Talkhys des Ibn Albannâ, welcher jetzt zum ersten Male vollständig in Uebersetzung erscheint, ist in einer arabischen Handschrift der Bodleianischen Bibliothek enthalten. Herr Marre giebt in der Vorrede eine ausführliche Beschreibung dieser Handschrift, die er jedoch nicht selbst gesehen hat. Die Beschreibung rührt vielmehr von dem verstorbenen Wöpcke her. Die Handschrift enthält vier verschiedene Schriften sehr verschiedenen Inhalts. Die vierte hat den Titel: Ketâb Talkhys amâli al hissâb l'-alâmet Abou'l Abbas Ahmed Ibn Albannâ. Wöpcke hatte eine Copie genommen und wollte eine Uebersetzung herausgeben. Der Fürst B. Boncompagni, welcher diese Copie besitzt, hat dem Herausgeber eine Abschrift derselben zukommen lassen, nach welcher die Uebersetzung gemacht ist. Nach einer Angabe in der Vorrede (p. IX) soll sich hinter der Uebersetzung

Digitize

der arabische Text finden, worauf sich auch das Wort publié in dem Titel beziehen wird. Das Exemplar, welches dem Referenten vorliegt, enthält jedoch nur die Uebersetzung.

Ibn Albannâ in Granada geboren, weswegen er auch Al Garnâti heisst, lebte in Marokko und hat daher den Beinamen Al Marakeschi. Dort lehrte er um das Jahr 1222 mit grossem Beifall die mathematischen Wissenschaften; er ist also ein Zeitgenosse von Leonardo Pisano. Wie sein Name Ibn Albannâ »Sohn des Baumeisters« heisst, so hat man auch bemerkt dass er mit Vorliebe Kunstausdrücke anwendet, die aus der Baukunst entlehnt sind. Ausser dem vorliegenden Werke Talkhys, dessen vollständiger oben angeführter Titel soviel als »kurzgefasste Erläuterung der arithmetischen Operationen« bedeutet, hat derselbe noch ein anderes arithmetisches Werk rafâ el hedjâb »die Aufhebung des Vorhanges« geschrieben. Wenn nun Herr Marre (p. 1 Not. 1) äussert, dass man von diesem letzteren Werke weiter Nichts wisse, als was Ibn Khaldoûn darüber sagt, in einer Stelle deren Text und Uebersetzung Wöpcke in dem Journ. Asiat. (Oct. Nov. 1854 p. 370 ff.) bekannt gemacht hat, so muss er offenbar, als er dies schrieb, die zweite hier anzuzeigende Schrift, obgleich diese schon im Jahre 1864 erschienen ist, noch nicht gekannt haben, da die eine Handschrift des British Museum, wie später genauer entwickelt werden soll, beträchtliche Auszüge aus dem rafâ el hedjâb enthält. Wirklich spricht Herr Marre in der Vorrede (p. XI) auch nur von den Commentaren zum Talkhys, die in den Pariser Handschriften sich finden und in der dritten hier anzuzeigenden Schrift vorkommen, während er die Commentare

in den Handschriften des British Museum gar nicht erwähnt, was er doch unfehlbar gethan haben würde, wenn er sie gekannt hätte.

Der Talkhys ist eine praktische Arithmetik, keine theoretische Entwickelung der Wissenschaft. Er giebt nur die Regeln, aber keine Beweise, auch nicht einmal erläuternde Beispiele und aus diesem Grunde hat er eine grosse Anzahl Commentatoren gefunden. Die Regeln sind, wie bei allen arabischen Arithmetikern, die wir kennen, in Worten, nicht in Formeln, ausgedrückt. Wahrscheinlich ist dieses Werk, wie schon Wöpcke vermuthet hat, nur ein Auszug aus einem Werke eines älteren Arithmetikers. Denn Ibn Kaldoûn sagt in der schon oben angeführten Stelle, Ibn Albannâ habe einen Auszug aus einem ausführlichen Werke über Arithmetik, welches Al-hiçârou' l-çaghir heisst, gemacht, welcher die Regeln der Operationen enthalte. Für uns fehlt also gerade das, was uns am meisten interessiren würde, nämlich die Art der Beweisführung.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil behandelt das Rechnen mit bekannten Zahlen und zerfällt wieder in drei Abschnitte. Der erste Abschnitt behandelt die ganzen Zahlen, der zweite die Brüche, der dritte die Quadratwurzeln. Nach einer Einleitung über die Zahlen überhaupt werden die vier Species Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren behandelt. Das Addiren behandelt aber nicht blos das Zusammenzählen der ganzen Zahlen überhaupt, sondern auch die Summation verschiedener Reihen und dieses ist die Stelle, welche besonders Wöpckes Aufmerksamkeit auf sich zog. Denn nicht blos die Regel für die Summirung einer geometrischen und einer arith-

Digitized by Google

metischen Reihe findet sich hier, nicht blos die Summe der Quadrate aller ganzen Zahlen und die Summe der Quadrate aller ungeraden Zahlen von der Einheit an bis zu einer bestimmten Zahl genommen, so wie die Summe der Quadrate aller geraden ganzen Zahlen von 2 bis zu einer bestimmten Zahl finden sich hier, sondern auch die Regeln zur Berechnung der Summen der entsprechenden Cuben, zu einer Zeit wo man im christlichen Europa noch lange Nichts von diesen Regeln wusste.

Bei der Subtraction ist mir aufgefallen, dass hier am Schlusse (p. 10) Regeln über die Rechnungsprobe bei Multiplication und Division vorkommen, während erst nachher diese Operationen definirt werden, auch ist hier schon von Brüchen die Rede. Ich möchte die ganze Stelle für eine spätere Interpolation halten. Bei der Multiplication kommen mancherlei wunderliche Regeln vor, die wahrscheinlich zur Erleichterung des Kopfrechnens dienen sollen. Bemerkenswerth ist hier auch die Entwickelung des Quadrats eines Polynoms (p. 11 not. 2). Der dritte Abschnitt behandelt, wie schon oben bemerkt wurde, die Ausziehung der Quadratwurzeln. Ich finde hier eine interessante Regel, welche Herr Marre nicht beachtet oder wenigstens nicht hinlänglich gewürdigt zu haben scheint. In unseren Zeichen ausgedrückt giebt nämlich Ibn Albannâ für den Fall, dass die Quadratwurzel aus dem unvollständigen Quadrate a^2+r gezogen werden soll, die Vorschrift, dass man, wenn $r=a$ oder $r<a$ ist, als Näherungswerth der Wurzel $a+\frac{r}{2a}$ nehmen soll, dagegen $a+\frac{r}{2a+1}$ wenn $r>a$. Nun bemerkt zwar Herr Marre, dass der

Digitized by Google

erste dieser Werthe zu gross, der zweite zu klein ist. Es wäre aber hervor zu heben gewesen, dass Ibn Albannâ schon gewusst hat, dass der Werth $a+\frac{r}{2a}$ sich dem wahren Werthe der Wurzel mehr nähert als der zweite $a+\frac{r}{2a+1}$ wenn $r<a$, während umgekehrt der zweite sich dem wahren Werthe mehr nähert, als der erste, wenn $r>a$, wie man durch unmittelbare Entwickelung leicht sieht. Freilich heisst es nun im Texte, dass man auch wenn $r=a$ ist, den Näherungswerth $a+\frac{r}{2a}$ nehmen soll, während in diesem Falle offenbar $a+\frac{r}{2a+1}$ dem Werthe der Wurzel näher kommt. Ob sich hier Ibn Albannâ geirrt hat, oder der Text fehlerhaft ist, kann ich nicht entscheiden. Dagegen scheint mir die darauf folgende Stelle jedenfalls einer Verbesserung zu bedürfen; wie sie hier steht, ist sie mir unverständlich und scheint auch dem Herausgeber unklar gewesen zu sein, da er sie nicht, wie er sonst immer thut, durch eine analytische Formel erläutert. Die Worte heissen: Et si tu veux raffiner l'approximation, tu dénommes par le double de la racine et tu soustrais le résultat de la racine, il reste une racine dont le carré est plus approché du nombre dont on demande la racine que le carré primitif. Die Aufklärung dazu liegt wohl in einer Stelle aus der Arithmetik des Alkalçâdî welche Wöpcke in der mehrfach erwähnten Abhandlung (Journ. As. Oct. Nov. 1854 p. 383) bekannt gemacht hat. Auch Alkalçâdî giebt dort

Digitized by Google

eine Regel zur näherungsweisen Berechnung der Quadratwurzel von a^2+r. Für $r=a$ oder $r<a$ stimmt seine Regel mit der des Ibn Albannâ zusammen. Dagegen hat er für $r>a$ eine andere Formel, welche einen Näherungswerth giebt, der ebenfals grösser als die Wurzel ist, nämlich $a+\frac{r+1}{2a+2}$ und zugleich, wie schon Wöpcke bemerkt, derselben in diesem Falle näher kommt, als $a+\frac{r}{2a}$. Für $r=a$ fallen beide Formeln zusammen und Alkalçâdî's Regel ist mithin allgemein richtig. Nun schlägt aber Alkalçâdî noch einen anderen Näherungswerth vor, der sich dem wahren Werthe noch genauer anschliesst, nämlich $a+\frac{r}{2a}-\frac{\left(\frac{r}{2a}\right)^2}{2\left(a+\frac{r}{2a}\right)}$ und dasselbe will wahrscheinlich Ibn Albannâ in der fraglichen Stelle sagen. Er bezeichnet nämlich — in der Uebersetzung — die Zahl a durch racine entière, während racine schlechthin den Näherungswerth der Wurzel bedeutet, als welchen wir hier $a+\frac{r}{2a}$ nehmen. Le double de la racine ist mithin $2\left(a+\frac{r}{2a}\right)$, dies soll im Nenner des von der Wurzel d. h. von $a+\frac{r}{2a}$ abzuziehenden Ausdrucks vorkommen, was wie man sieht, volkommen mit Alkalçâdî's Formel übereinstimmmt; vermuthlich soll also auch der Zähler des ab-

Digitized by Google

zuziehenden Ausdrucks bei Ibn Albannâ kein anderer als $\left(\frac{r}{2a}\right)^2$ sein, wonach der Text zu verbessern wäre. Wahrscheinlich wird, wer Gelegenheit hat, die Commentare zu vergleichen, in diesen weiteren Aufschluss finden. Ich bemerke noch, dass im Kholâsat al hissâb nur die Näherungsformel $a+\frac{r}{2a+1}$, ohne Unterscheidung der zwei Fälle, vorkommt, so dass sich in diesem Punkte allerdings ein theoretischer Rückschritt gegen die älteren arithmetischen Werke bemerken lässt. Interessant ist dass Ibn Albannâ auch schon die Regel gekannt hat, nach welcher man aus einem Ausdrucke von der Form $A\pm\sqrt{B}$ die Quadratwurzel auszieht (p. 24) und welche nach seiner Vorschrift die Gestalt hat.

$$\sqrt{a\pm\sqrt{b}}=\sqrt{\frac{a}{2}+\sqrt{\frac{a^2-b}{4}}}\pm\sqrt{\frac{a}{2}-\sqrt{\frac{a^2-b}{4}}}$$

Ich möchte glauben dass die Worte et la racine se rencontre en chacun de deux résultats den Sinn des Originals nicht ganz richtig ausdrücken, sie soll wohl sagen, dass man aus jedem der beiden Werthe $\frac{a}{2}+\sqrt{\frac{a^2-b}{4}}$ und $\frac{a}{2}-\sqrt{\frac{a^2-b}{4}}$ die Wurzel ziehen muss.

Bemerkenswerth ist noch in diesem Abschnitte die Verwandlung eines Ausdrucks von der Form $\frac{c}{a\pm\sqrt{b}}$ in einen anderen mit rationalem Nenner durch Multiplikation mit $a\mp\sqrt{b}$. Man erfährt hier zugleich, dass die Araber für die Beziehung

Digitized by Google

der zwei Grössen $a+\sqrt{b}$ und $a-\sqrt{b}$ besondere Kunstausdrücke gebildet hatten.

Der zweite Theil des Talkhys enthält die Proportionen, die eigenthümlich ausgedrückte regula falsi, die Auflösung der quadratischen Gleichungen, die Multiplication und Division der Potenzen durch Addition und Subtraktion der Exponenten. Aufgefallen sind mir die Worte (p. 28) Algèbr c'est la restauration, comme nous l'avons dit dans la première partie du livre, da in der That in dem ersten Theile Nichts der Art zu finden ist.

Die zweite und dritte hier zu besprechende Schrift hat Wöpcke offenbar zu einer Zeit bearbeitet, wo ihm der Talkhys noch nicht bekannt war. Sie enthalten nämlich, mit einigen Ausnahmen, Auszüge aus Commentaren über dieses Buch, welche damals das Interesse darboten, dass sie von der Summation der Cubikzahlen handeln, was natürlich jetzt, wo wir den Talkhys selbst kennen, wegfällt. Für uns haben diese Auszüge nur noch insofern Interesse, als sie zum Theil auch Beweise der Sätze enthalten, während im Talkhys, wie schon oben bemerkt wurde, solche durchaus nicht vorkommen, oder auch wegen sonst bemerkenswerther Notizen. In dieser Beziehung bieten nun namentlich die Auszüge aus den zwei Handschriften des British Museum verschiedenes sehr Beachtenswerthe. Die eine Handschrift (CCCCXVIII) enthält einen Commentar über den Talkhys von Chihâl Eddîn Aboûl Abbâs Ahmed Ben Radjab, bekannt unter dem Namen Ibn Almadjdi. Der Verf. ist zwischen 1446 und 1447 gestorben, und hat diesen Commentar 1431 geschrieben. Wöpcke hat aus dieser Handschrift, wie aus allen übrigen den Anfang und das Ende über-

Digitized by Google

setzt und dann die Stellen die sich auf die Summation der Cubikzahlen beziehen. Im Eingange bemerkt Ibn Almadjdi dass er die Stellen aus dem Talkhys mit der Phrase »l'auteur dit« anführen wird, dagegen die Stellen aus dem anderen Werke des Ibn Albannâ nämlich dem rafâ el hedjàb, mit den Worten »il a dit«. Nun kommen wirklich mehrere Stellen vor, die mit den Worten il a dit beginnen, dies sind also Fragmente aus dem rafâ el hedjàb. Ich habe schon oben hierauf gedeutet. Die Regel des Talkhys dass die Summe der Cuben aller ganzen Zahlen von der Einheit bis zu einer gewissen Zahl dem Quadrate der Summe dieser Zahlen gleich ist, beweist er, in die heutige Sprache der Analysis übertragen, in folgender Weise. Statt $1^3+2^3+\ldots+n^3$ kann man $1.1^2+2.2^2+\ldots+n.n^2$ schreiben, aber statt n^2 auch $\frac{(n-1)n}{2}+n+\frac{(n-1)n}{2}$ demnach ist $n.n^2=n^2+\frac{2n(n-1)n}{2}$, käme hierzu noch $\left(\frac{(n-1)n}{2}\right)^2$ so hättte man $\left[n+\frac{(n-1)n}{2}\right]^2$ oder $\left(\frac{n(n+1)}{2}\right)^2$. Könnte man also beweisen, dass bis zu einem gewissen n die Summe $1^3+2^3+\ldots+(n-1)^3$ den Werth $\left[\frac{(n-1)n}{2}\right]^2$ hat, so würde auch daraus folgen, dass $1^3+2^3+\ldots+n^3$ den Werth $\left(\frac{n(n+1)}{2}\right)^2$ hat, wofür man dann $(1+2+\ldots+n)^2$ schreiben kann. Nun ist wirklich, wenn man $n=2$ setzt, $1^3=\left(\frac{1.2}{2}\right)^2$,

Digitized by Google

also auch $1^3+2^3=(1+2)^2$ u. s. w. Ohne Zweifel ist p. 6 Z. 11 v. u. zu lesen: vous multiplierez chacun de ces nombres par son triangle et par le triangle du nombre précédent.

Ibn Almadjdi zeigt dann, dass die Summe der Cuben der geraden Zahlen vermittelst der Formel $2^3+4^3 \ldots +(2n)^3=8(1+2^3 \ldots +n^3)$ auf die vorhergehende Summation zurückgeführt werden kann, und findet dann, allerdings auf eine noch sehr unbeholfene Weise, die Summe der Cuben der ungeraden Zahlen, indem er von der Summe der Cuben aller ganzen Zahlen, die der Cuben der geraden Zahlen abzieht. Ein dann folgendes Fragment aus dem rafâ el hedjàb zeigt, dass dort auch die Summe der Quadrate und Cuben der auf einander folgenden Zahlen, unter der Voraussetzung dass man mit einer anderen Zahl, als der Einheit, beginnt, besprochen wird.

Das zweite Manuskript (CCCCXIX) des British Museum enthält eine mathematische Schrift unter dem Titel »der Schlüssel des Rechnens« von Djamchîd Ben Mas'oûd Ben Mahmoûd mit dem Beinamen Ghiyâth Alqâchânî. Der Verf. war ein Astronom, welcher an der Bearbeitung der bekannten astronomischen Tafeln von Ulug Beg Theil nahm, jedoch vor deren Vollendung, welche im Jahre 1437 statt fand, schon starb. Wöpcke hat die nichts weniger als bescheidene Vorrede übersetzt, weil sie mancherlei Nachrichten über andere Arbeiten des Djamchîd Ben Mas'oûd enthalten. Dann folgen einige sehr merkwürdige Regeln jedoch ohne Beweise. So wird zuerst die Reihe $1.2.3+2.3.4+3.4.5+4.5.6$ summirt, und die Regel angegeben, dass man um die Summe zu erhalten, die Summe $1+2+3+4+5$ mit dieser um die Einheit verminderten Summe

Digitized by Google

zu multipliciren hat, eine Regel deren Resultat mit der bekannten Summationsformel übereinstimmt. Die Summe der Quadrate und der Cuben der natürlichen Zahlen giebt er ebenso wie Ibn Albannâ, geht aber noch weiter. Er giebt nämlich auch eine Regel für die Summe der Biquadrate, die er so ausdrückt: man zieht von der Summe der Zahlen eine Einheit ab und nimmt den 5. Theil der Differenz, den so erhaltenen Werth addirt man zu der Summe der Zahlen und multiplicirt die so erhaltene Zahl mit der Summe der Quadrate dieser Zahlen. Auch dies stimmt mit den bekannten Formeln überein.

Von den Handschriften der pariser Bibliothek, aus welchen Wöpcke Auszüge gemacht hat, enthält die erste einen Commentar des Talkhys verfasst von dem schon oben erwähnten Alkalaçâdî, einem in Spanien geborenen arabischen Mathematiker, welcher 1486 gestorben ist. Sein ausführlicher Name ist Alî Ben Mohammed Ben Alî Alandalousî Albashtî. Der Auszug giebt die erste und letzte Seite und dann die Stellen, welche sich auf die Summation der Cuben beziehen. Beweise kommen nicht vor, sondern nur Beispiele, und so haben diese Stellen, wie schon oben bemerkt wurde, für die Geschichte der Mathematik, nach Bekanntwerdung des Talkhys kein Interesse mehr. Bemerkenswerth, weil es bei Ibn Albannâ nicht vorkommt, ist etwa nur, dass der Verf. zeigt, wie man rückwärts aus der bekannten Summe der Reihe $1^3+3^3+5^3\ldots+(2x-1)^3$ durch Wurzelausziehung den Werth des letzten Gliedes $2x-1$ finden kann. Und zwar, da diese Summe $x^2(2x^2-1)$ ist, so heisst die Vorschrift, man multiplicire diese Summe mit 8 und addire eine

Einheit hinzu, man erhält also $16x^4-8x^2+1$, hieraus zieht man die Quadratwurzel, erhält demnach $4x^2-1$, wozu man eine Einheit addirt, indem man dann nochmals die Quadratwurzel zieht und von dem Resultate die Einheit abzieht, findet man das Gesuchte. Bemerkenswerth ist auch noch Folgendes. Nachdem Alkalaçâdî von den Summirungen gesprochen hat, die mit der Einheit beginnen, sagt er (p. 10) man könne auch Summirungen ausführen, bei welchen das erste Glied der Reihe eine spätere Zahl als die Einheit ist. In der Uebersetzung fährt er nun fort. L'auteur n'a pas signalé ce (cas) dans le présent ouvrage, mais il l'a signalé dans les discours. Hierzu bemerkt Wöpcke, dies könne heissen Ibn Albannâ habe diese Regeln mündlich gelehrt, oder auch in einem Werke, welches den Titel »les discours« führt, oder auch in einem Werke, welches in discours d. h. in Bücher eingetheilt ist. Von einem Werke des Ibn Albannâ unter diesem Titel ist nun durchaus Nichts bekannt. Aus dem oben erwähnten Fragmente des rafâ el hedjàb, welches sich bei Ibn Almadjdi findet, wissen wir jetzt aber, dass gerade diese Regeln dort vorkommen. Es ist also wohl kaum zu bezweifeln, dass das arabische Wort, welches hier mit discours übersetzt ist, sich auf jenes Werk des Ibn Albannâ bezieht. Aus verschiedenen Gründen glaube ich schliessen zu dürfen, dass Wöpcke die Auszüge aus den Pariser Handschriften edirt hat, bevor ihm noch die Schrift des Ibn Almadjdi bekannt war, sonst würde er wahrscheinlich selbst auf diese Vermuthung gekommen sein. Etwas später (p. 11) wird auch die Schrift rafâ el hedjàb selbst erwähnt.

Die zweite Pariser Handschrift enthält eben-

Digitized by Google

falls einen Commentar zum Talkhys von einem unbekannten Verfasser. Hervorzuheben ist Einiges, was im Talkhys nicht vorkommt, wie z. B. die Behandlung der Aufgabe, aus der Summe der auf einander folgenden geraden oder ungeraden Zahlen die Anzahl der Glieder zu finden und umgekehrt.

Die dritte in demselben Bande enthaltene Handschrift ist ein arithmetisches Werk des mehrfach erwähnten Alkalaçâdî. Das einzige gegenwärtig noch Erwähnenswerthe des Auszuges ist etwa, dass auch hier gezeigt wird, wie man aus der bekannten Summe der Reihe $1^3 + 2^3 \ldots + x^3$ den Werth x finden kann, wie dies auch in dem oben besprochenen Commentar desselben Verfassers zum Talkhys vorkommt. Die vierte Handschrift, welche wieder einen Commentar zum Talkhys enthält, bietet in dem Auszuge zu keiner Bemerkung Veranlassung.

Sehr interessant dagegen ist der Auszug aus der fünften Handschrift. Diese enthält nämlich ein Werk über Algebra von Aboû Beqr Mohammed Ben Alhaçan Alqarkhî, welches dem Vezir Fakhr Almoulq gewidmet ist, der im Jahre 1016 gestorben ist. Der Verf. hat dieses Werk el Fakhrî genannt, wie Wöpcke vermuthet, zu Ehren des Vezirs, an dessen Namen Fakhr Almoulq erinnernd. Wöpcke hat eine ausführliche Analyse dieses Werkes in einer besonderen Schrift gegeben (Extrait du Fakhrî Paris 1853), die der Ref. leider nicht benutzen kann. Nach dem oben angegebenen Datum ist der Fakhrî zwei Jahrhunderte älter als der Talkhys und daher um so beachtenswerther. In dem vorliegenden Auszuge findet sich eine Regel eine Reihe von

Digitized by Google

der Form $1.2 + 2.3 + 3.4 + \ldots (x-1)x$ zu summiren, in unseren Zeichen lautet dieselbe: man nimmt $\frac{2}{3}(1+2+\ldots+x)(x-1)$. Dann folgt die Summation der Cuben $1^3 + 2^3 + \ldots + x^3 = (1+2+\ldots+x)^2$. Diese Regel beweist der Verf. auf folgende Weise. Man hat $(1+2+\ldots+x)^2 = x^2 + 2x(1+2\ldots+x-1) + (1+2+\ldots+x-1)^2$ aber $1+2\ldots+x-1 = \frac{x.x-1}{2}$ also $2x(1+2\ldots+x-1) = x^2(x-1)$ mithin $x^2 + x^2(x-1) = x^3$ und $(1.2\ldots x)^2 = x^3 + (1+2\ldots+x-1)^2$. Indem man nun wieder $(1+2+\ldots+x-1)^2$ in derselben Weise zerlegt, findet man schliesslich die Richtigkeit der Formel. Der Verfasser beweist dann dasselbe noch in einer anderen scharfsinnigen Weise durch eine Construction, wovon hier keine Darstellung gegeben werden kann. Dann folgt noch eine Regel um den Werth zu finden welchen man erhält, wenn man die zwei Reihen $1.3+3.5+\ldots+(2x-3)(2x-1)$ und $2.4+4.6\ldots+(2x-2)2x$ zusammen addirt.

Jedenfalls ergiebt sich hieraus, dass die Araber schon gegen den Anfang des 11 Jahrhunderts die Formel für die Summation der Cuben und sogar mehrere Beweise dieser Formel gekannt haben. Es ist mir um so auffallender, dass Wöpcke in einer Anmerkung (p. 7) äussert, die Regel für die Summation der Cuben gehöre Ibn Albannâ an. Es lässt sich aber, auch abgesehen von dem Fakhrî, bis jetzt noch gar nicht sagen, ob bei Ibn Albannâ überhaupt etwas Originelles vorkommt. Denn nach dem ausdrücklichen Zeugniss des Ibn Khaldoûn ist der Talkhys nur ein Auszug aus einem älteren Werke und auch bei dem rafâ el hedjàb hat Ibn Albannâ ältere Autoren vor Augen gehabt

Digitized by Google

(Journ. As. Oct. Nov. 1854 p. 370 ff.). So lange man diese älteren Schriften nicht kennt, bleibt es also zweifelhaft, ob die Mathematik dem Ibn Albannâ überhaupt irgend etwas Neues verdankt.

Stern.

F. Jagor Singapore — Malacca, Java. Reiseskizzen. Berlin 1866. 252 S. in Octav mit 24 Federzeichnungen.

Unter dem vorstehenden anspruchslosen Titel giebt der Verf. eine Reihe der manchfachsten Bilder des Tropenlebens, die bei der ansprechenden Darstellung einer Unterhaltungslectüre doch so reich an Inhalt sind, dass der Reisende par métier, der Naturforscher und der Statistiker eine gleich reichliche Ausbeute in ihnen finden werden.

Der Verf. führt uns zuerst Singapore vor Augen. Aus der warmen Schilderung einer tropischen Scenerie erhebt sich die junge Handelsstadt, die Alexandria den Ruf des Panama der alten Hemisphäre streitig macht mit ihrem bunten Treiben der manchfaltigsten Raçen. Alle die verschiedenen Artikel, die Singapore exportirt, werden in ihrer Eigenthümlichkeit, in dem Einfluss, den sie auf die socialen Zustände der Bevölkerung haben und in den oft wunderbaren Gewinnungsarten dargestellt.

Von dem lebendig regen Singapore kommen wir nach dem todten Malacca. Statt des bunten Handelstreiben führt uns der Verf. hier

Digitized by Google

in den Urwald in die Mission der Mintras und Jacuns und auf kleine Excursionen in die Umgebung von Malacca.

Am reichsten sind die Bilder aus Java. Die religieusen und socialen Zustände der Javanen, ihre Alterthümer, einige der javanischen Vulkane und am ausführlichsten die reichen Producte der Insel werden hier geschildert. Der Verf. sagt in der Einleitung er habe alle rein wissenschaftlichen Einzelnheiten weggelassen, sein Buch macht also keinen Anspruch ein wissenschaftliches Werk zu sein, aber Ref.. glaubt dass jeder der dasselbe lesen will, viel daraus lernen kann. Ausser den vielen werthvollen neuen Angaben für Geologie, Thier- und Pflanzengeographie und besonders für die Handelsverhältnisse ist alles was etwa sonst schon beschrieben worden, hier so lebendig und anschaulich dargestellt, dass gar manche Beziehung wenigstens für Ref. hier erst in das rechte Licht getreten ist und des Verf. Wunsch: »wer vieles bringt wird manchen etwas bringen« gewiss reichlich in Erfüllung gehen wird.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück. 25. Juli 1866.

Recueil des historiens des Gaules et de la France. Tome vingt-deuxième, contenant la troisième livraison des monuments des règnes de saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis X, de Philippe V et de Charles IV, despuis MCCXXVI jusqu'en MCCCXXVIII, publié par MM. de Wailly et Delisle, membres de l'Institut. Paris. Imprimerie impériale 1865. XLIV und 971 Seiten in Folio.

Die grosse Sammlung der Quellen der französischen Geschichte hat einen Schritt vorwärts gemacht. Vor 25 Jahren habe ich an anderer Stelle (Jahrb. f. wissensch. Kritik 1841. Nr. 88) über den 20. Band Bericht erstattet; zehn sind verflossen, seit der letzte zu Tage getreten ist.

Die nächste Bemerkung welche sich aufdrängt ist, dass in eben dieser Zeit von dem ähnlichen Quellenwerk deutscher Geschichte 14 Foliobände publiciert worden sind, und doch sind wir auch hier noch geneigt zu bedauern, dass nicht eine noch raschere Förderung möglich gewesen ist.

Digitized by Google

Ein französischer Berichterstatter hat freilich neulich gefunden, dass jeder Band des Recueil wenigstens fünfmal so viel werth sei als ein solcher der Monumenta. Allein er wird mit dieser Behauptung wohl selbst unter seinen Landsleuten ziemlich isoliert stehen, die es oft genug ausgesprochen haben, wie viel die bisherige Ausführung dieser Sammlung zu wünschen übrig gelassen.

Das soll uns aber nicht abhalten, bereitwilligst das Verdienst der einzelnen Herausgeber, den Werth jedes neuen Theiles anzuerkennen.

Jene haben in der langen Zeit mehrmals gewechselt. Im Jahre 1840 waren es Daunou und Naudet, 1855 Guigniaut und De Wailly; jetzt ist diesem Delisle zur Seite getreten, und die Arbeit liegt so in den Händen zweier Männer, die durch ihre Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte des Mittelalters und ihrer Hülfswissenschaften sich einen anerkannten Namen erworben haben und vorzugsweise berufen erscheinen im Auftrage der Akademie das von den Benedictinern angefangene Werk weiter zu führen.

Sie waren natürlich im wesentlichen an den Plan gebunden, nach welchem die ganze Sammlung angelegt ist. Doch hat dieser mit dem 20. Bande insofern eine Modification erfahren, als wenigstens die Quellen für eine grössere Periode zusammengefasst, nicht nach einzelnen Regierungen oder kürzern Abschnitten, wie es früher geschehen, zerschnitten werden sollen. Wenn der vorher angeführte Berichterstatter (in der Bibliothèque de l'Ecole des chartes) es für einen Hauptvorzug der französischen Sammlung vor der deutschen erklärt, dass man dort in wenigen Bänden alles auf eine Periode oder ein Ereignis Bezügliches vereinigt finde und so ohne

Digitized by Google

viel Zeit und Mühe eine Untersuchung anstellen könne, so muss man selbst das in Abrede stellen: die kleine Arbeit über den Eroberer der Normandie Rollo, welche mich neulich beschäftigte (s. Nachrichten d. J. Nr. 16), hat mich gelehrt, wie wenig das der Fall ist, und wie in der That beinahe kein Band der Sammlung seit dem 8ten ganz ohne Angaben über diese für französische Geschichte wichtige Persönlichkeit ist. Und wenn man einwenden wird, es sei das nur ein Zeichen, dass das zu Grunde liegende Princip, in einem oder ein paar Bänden alles zu vereinigen was über eine Periode in älteren oder späteren Werken sich finde, nicht streng genug durchgeführt sei, so ist zu bemerken, dass das eben nur bei einem solchen Zerreissen und Zerpflücken der einzelnen Aufzeichnungen möglich sein würde, dass man mit Recht davon zurückgetreten, dass es sich dabei in der That nicht mehr um eine Herausgabe von Quellenschriften, sondern einem Zurechtlegen des historischen Materials in Form von Annalen oder Regesten handeln müsste. Auch jetzt schon leiden die Benutzer der Sammlung genug unter dem Uebelstand, nur ausnahmsweise ein Werk in seiner Totalität und damit nach seinem Charakter und Werth beurtheilen zu können. Es handelt sich ja doch immer nicht blos um die Nachrichten an sich, sondern um ihren Zusammenhang, Gehalt und den Standpunkt des Autors im allgemeinen.

Dieser Band bringt zunächst nur einzelne Nachträge zu den in den beiden vorhergehenden publicierten Geschichtschreibern, Auszüge meist aus späteren Chroniken, einer des Gaufridus de Colone von Sens, einer Weltchronik (Historia satirica ... regum et pontificum) bis Kaiser Hein-

Digitized by Google

rich VII. u. s. w., die das Verdienst haben ungedruckt zu sein. Sie enthalten auch einiges zur deutschen Geschichte, und dürften, da eben nur Stücke gegeben sind, vielleicht noch weiter für diese in Betracht kommen.

Einen viel grösseren Theil des Bandes nehmen Werke in französischer Sprache ein. So weit solche in Prosa verfasst, sind sie auch früher berücksichtigt worden: namentlich die Chroniques de St. Denis haben von Anfang her einen Platz in den einzelnen Abtheilungen gefunden. Der Art ist hier eine freilich ziemlich nahe an den Roman streifende Chronik, die die Herausgeber mit einem der früheren Editoren nach Reims setzen, und eine späte Flandrische Chronik, die für die französisch-flandrischen Kriege Wichtigkeit hat. — Dagegen betrachten die Herausgeber es selbst als eine Neuerung, dass auch Reimchroniken Aufnahme gefunden haben, berufen sich aber darauf, dass wenigstens früher daran gedacht sei, des Robert Wace Geschichte der normannischen Herzoge (Roman de Rou) einen Platz einzuräumen, obschon man sich dann begnügt habe einzelne Stücke unter den Text, der als Quelle gedient, zu setzen. Und sicher ist hier Grund vorhanden, Werke dieser Art, insofern sie nicht blosse Bearbeitungen anderer Darstellungen sind, auszuschliessen. Es handelt sich aber hier, wie bei den vorhergenannten Stücken, fast ausschliesslich um schon früher gedruckte Werke, einen Theil der grossen Chronik des Philipp Mousket (wie der Name geschrieben wird; in der Einleitung wird vermuthet, dass derselbe unter dem Namen Mouquez in Rechnungen d. J. 1239 vorkomme), die vollständig in der belgischen Sammlung der Geschichtsquellen erschienen, eine kurze Reim-

Digitized by Google

chronik von St. Magloire, die ausführlichere welche einem Geffroi de Paris zugeschrieben wird, und das umfassende aber in Form und Inhalt wenig erquickliche Werk des Guiart von Orleans, »La branche des royaus lingnages«. Doch haben die Herausgeber meist Handschriften benutzen und den Text nach denselben verbessern können: eine die ihnen fehlte, aus der aber nach neuerer, beschädigter Abschrift ein kleineres ungedrucktes Stück gegeben wird, früher Nr. 4937 der Pariser Bibliothek, hat Delisle später als jetzt in der Bibliothek des Lord Ashburnham in England befindlich nachgewiesen (vgl. diese Anz. oben S. 688 N.).

Sowohl in den Einleitungen zu den einzelnen Werken wie in der Vorrede wird über die Autoren und anderes was in Betracht kommt gehandelt, doch meist kürzer als man wünschen möchte, indem wiederholt auf andere Ausführungen, in der Histoire litéraire de France und sonst, verwiesen wird.

Ist, wie gesagt, in der bisher besprochenen der Historiographie angehörigen Hälfte des Bandes nicht eben viel Neues enthalten, — was natürlich den Herausgebern am wenigsten zur Last fallen kann —, so bringt dagegen der andere Theil (S. 430—773) meist unbekanntes Material zur Geschichte dieser Periode französischer Geschichte.

Schon der vorige Band hat eine Art von Quellen berücksichtigt, die früher nicht in Betracht kamen, einfach weil sie nicht vorhanden waren, Rechnungsbücher über Einnahmen und Ausgaben der Könige, des Hofs. Wenn auch der Titel der Sammlung nur von Geschichtschreibern spricht, so ist sie doch von Anfang an auf Denkmäler aller Art ausgedehnt,

Digitized by Google

Urkunden, Gesetze, Briefe u. s. w., und darnach kann es nicht dem mindesten Bedenken unterliegen, dass auch solche Aktenstücke, wie sie hier geboten werden, ganz am Platze sind. Nur das erscheint vielleicht nicht ganz consequent, dass dieselben nicht, wie sonst bei Urkunden u. s. w. geschehen, eine Abtheilung für sich bilden, sondern theils dem vorhergehenden, theils diesem Band angefügt sind. Doch mochte man wohl Bedenken tragen, mit diesen für manche weniger zugänglichen Denkmälern einen ganzen Band zu füllen; auch sind einige Stücke erst in den letzten Jahren zugänglich geworden; es kommen jetzt zum Theil ältere als in dem vorigen Band zur Veröffentlichung.

Ein Theil derselben sind auf Wachstafeln geschrieben, und enthalten die Einzeichnungen, wie sie, bald rein chronologisch von Tag zu Tage, bald zugleich mit Rücksicht auf einzelne Abtheilungen des Dienstes, gemacht sind. Dahin gehören die des Petrus de Condeto von 1282—1286, des Johannes de S. Justo von 1301—4, andere aus den Jahren 1303, 1304, 1307, 1308, einige nur auszugsweise aufgenommen, zum Theil auch nur unvollständig erhalten. Die Entzifferung und Herstellung eines richtigen und verständlichen Textes hat oft nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Die Originale sind nur theilweise in Paris erhalten, andere in Reims, Genua und Florenz; gerade die letzten waren vorher veröffentlicht, der Text der Genuesischen aber hat nachträglich nicht unwesentliche Berichtigung erfahren, seit es vergönnt war die Anfangs verwehrte Reinigung vorzunehmen.

Anderer Art sind Abrechnungen (compoti) der praepositi und ballivi des Reiches aus den

Digitized by Google

Jahren 1234 und 1285, wie früher ähnliche von 1238 und 1248 mitgetheilt sind; eine Rechnung über die Hofhaltung von 1239, sodann Nachweise über Ausgaben oder Verwendungen bei bestimmten Gelegenheiten, der Ertheilung der Ritterwürde an königliche Prinzen 1237, 1241, dem Feldzug nach Aragon 1285, sehr ausführlich (S. 673—732) und für die Kriegsgeschichte wichtig, und anderes. Zuletzt sind Auszüge jetzt verlorner Denkmäler gegeben, die früher Ducange, Gaignières und Brussel gemacht und so gerettet haben.

Denn schon früher ist wohl erkannt, welche Bedeutung diese Aufzeichnungen für die Erforschung der inneren Geschichte Frankreichs, Verwaltung, Kriegswesen u. s. w. haben. Sind für uns die Stadtrechnungen eine erwünschte Quelle zur Aufklärung mancher wichtiger Verhältnisse, so ist es natürlich von noch ungleich grösserm Interesse, den Haushalt der Könige genau kennen zu lernen zu einer Zeit, wo wir in Deutschland auf ganz mangelhafte und unsichere Notizen verwiesen sind, wenn es gilt uns eine Vorstellung von den finanziellen Zuständen des Reichs zu machen. Und auch sonst lässt sich mancher Gewinn aus diesen Rechnungen ziehen, für die Kenntnis des wechselnden Aufenthalts der Könige z. B., wie es die Vorrede hervorhebt und an Beispielen zeigt.

Die ausführlichen Register geben Rechenschaft von der Menge von Personen und Orten, die namentlich in dem zweiten Theil des Bandes vorkommen. Ein lateinisches und französisches Glossar von den selteneren Worten. Doch liessen sich diese wohl noch etwas reicher wünschen: selbst wenn man Ducange als bekannt voraussetzt, bleibt noch manches undeutlich,

Digitized by Google

z. B. gleich in der ersten Rechnung des Petrus de Condeto »fossaria« als eine Hauptabtheilung des Dienstes (es hängt mit '»fodrum« zusammen).

Keiner kann verkennen, dass der Inhalt dieses Bandes in vieler Beziehung der Bearbeitung grössere Schwierigkeiten bot als irgend ein früherer. Diese im ganzen glücklich überwunden zu haben, ist ein Verdienst der Herausgeber, das man nicht gering anschlagen darf. Wie sie sich in der Arbeit getheilt, erfahren wir nicht; Hr. Delisle ist wohl erst später hinzugetreten (vgl. S. 166, wo er noch nicht als selbst betheiligt genannt wird). Wir können nur wünschen, dass beide rüstig das grosse Werk fortsetzen mögen. G. Waitz.

Manetho und der Turiner Königs-Papyrus, unter sich mit den Denkmälern und andern Urkunden verglichen und kritisch geprüft von Franz Joseph Lauth, k. Professor. Mit 10 Tafeln und einem Titelbilde. München bei Dr. C. Wolf und Sohn, 1865. 257 Seiten in gross Octav.

Les Zodiaques de Denderah. Mémoire où l'on établit que ce sont des calendriers commémoratifs de l'époque Gréco-Romaine. Par François Joseph Lauth. Avec 7 planches, dont 2 coloriées. Munich, imprimerie de Dr. C. Wolf et fils, 1865. 100 S. in Quart.

Sammlungen Aegyptischer Alterthümer sind jetzt innerhalb Deutscher Grenzen nicht nur in Berlin sondern auch in München und Wien angelegt: und an den oben verzeichneten Arbeiten des Hn. Lauth so wie an denen des Hn. Rei-

Digitized by Google

nisch in Wien zeigt sich allmälig dass sie auch für die Gelehrten dieser süddeutschen Länder nicht unfruchtbar angelegt sind. Die Abhandlung über Manethon führt die Untersuchung zwar nur bis zu der Zeit der Hykshôs herab, oder wie der Verf. in einer Nebenbemerkung der Aufschrift seines Werkes sagt, von Menes bis Amasis: was sich aber über diese erste und dunkelste Hälfte aller Königsgeschichte Aegyptens nach Manethon und anderen heute benutzbaren Hülfsmitteln sagen lässt, findet man hier mit Fleiss und Geschick zusammengestellt, ohne dass es dem Verf. auch solchen Aegyptischen Forschern unserer Zeit gegenüber wie Bunsen an Selbständigkeit fehlte. Um von dem eben Angedeuteten das was uns jetzt das für die Aegyptische Zeitrechnung bei weitem wichtigste zu sein scheint hier etwas näher zu berühren, so hütet sich der Verf. doch die ungemeine Verringerung der Zahlen dieser Zeitrechnung zu billigen welche in der neuesten Zeit herrschend werden zu wollen drohete. Eine fortlaufende Zeitrechnung etwa nach Jahren eines Aegyptischen Reiches von Menes oder einem andern grossen Könige an hat man sich bis jetzt in allen den so ungemein zahlreichen Ueberbleibseln Aegyptischer Schriftkunst zu finden umsonst bemühet; bei den neuesten Nachgrabungen im Gebiete des alten Tanis fand man zwar vor einigen Jahren eine Rechnung nach 400 Jahren, allein sie ergab sich nicht als der ältesten und reinsten Aegyptischen Sitte entsprechend, sondern mag eher zu den Sitten der Hykshôs gehört haben welche in jenem Theile Aegyptens damals herrschten und die auch nach anderen Merkmalen durchaus nicht so rohe Menschen waren als man sie den einseitigen

Aegyptischen Erzählungen zufolge sich leicht denkt. Hält man nun die einzelnen Zahlen der Königsherrschaften so wie wir sie nach Manethon jetzt nur aus dritter und vierter Hand besitzen schon an sich für wenig sicher, und versäumt die sonst im Alterthume namentlich im Alten Testamente zerstreuten Zeugnisse über die Zeitrechnung sorgfältig zu sammeln und zu beachten, so entsteht jenes beklagenswerthe Verfahren welches Deutsche Gelehrte der jüngsten Zeiten hier eingehalten haben und zu welchem dann desto leichter auch Fremde sich hinneigen. Man hat lehren wollen der Auszug Israel's aus Aegypten könne erst um 1320 vor Christus geschehen sein, und danach hat man dann auch die Manethonischen Jahreszahlen zurechtzustutzen unternommen. Bei den ungeheueren Zahlen der Altägyptischen Geschichte scheint eine solche Verminderung von geringer Bedeutung zu sein: allein man müsste dann den Alttestamentlichen Berichten aufs Neue allen Glauben absprechen und den Zustand jener unwissenschaftlichen Behandlung der Bibel zurückrufen welcher so viel Schaden angerichtet hat. Aber auch sonst ist es für die ganze Geschichte des Alterthumes nicht gleichgültig ob man ein so wichtiges Glied derselben so weit verrückt und gleichsam noch immer in der Schwebe hält. Der Verf. geht nun zwar auf die ganze zweite Hälfte der Manethonischen Zahlen noch nicht ein, gibt aber doch am Ende dieses Werkes eine Uebersicht wonach es ihm wahrscheinlich ist dass der Auszug in die Zeit von 1500—1450 falle. Das ist noch keine genauere Berechnung, aber sie scheint uns der geschichtlichen Wahrheit wenigstens näher zu stehen als die welche man bereits für die allein richtige halten wollte

Digitized by Google

und die wirklich von vielen die ihre Grundlage zu untersuchen zu unfähig sind in der neuesten Zeit schon für die allein zuverlässige gehalten ist. — Auch die Abhandlung über die zwei Thierkreisbilder im Tempel von Dendera enthält manche genauere Untersuchung über das Zeitalter und den Inhalt dieser beiden Denkbilder, so wie über die vielfachen Bestandtheile des Aegyptischen Jahres. Der Verf. erklärt sie nur deshalb Französisch geschrieben zu haben weil er sie für einen Pariser Druck bestimmte der dennoch zuletzt nicht ausgeführt werden konnte.

Wie jetzt die Aegyptologie steht, kommt bei ihr neben der gründlichsten Kenntniss des Koptischen nach allen seinen Mundarten und in seiner für uns verständlichen frühesten Gestaltung noch immer ungemein viel auf eine zuverlässigste und ausgebreitetste Anwendung allgemeiner Sprachkunde und Sprachwissenschaft an, um durch diese zu ersetzen was sonst fehlt. Hierin kann man nicht vorsichtig genug sein. Der Verf. will z. B. beweisen der Aegyptische Gott Thod (wie er ihn immer schreibt) habe seinen Namen von einem Semitischen Worte חד welches Herz und daher auch Einsicht und Weisheit bedeute: allein der Beweis welchen er dafür führt ist bloss dieser, weil der Apostel Lebbäos von einem Worte לֵב Herz seinen Namen habe, selbst aber seinen Namen mit Thaddäos wechsle, so müsse dies dasselbe bedeuten. Hierauf kommt der Verf. wiederholt zurück, in der ersten Schrift S. 3. 46. 63 f. 95, in der zweiten S. 29, und will es auch schon früher in einer Abhandlung der Zeitschrift der DMG. von 1863 bewiesen haben. Ein Wort wie *Θαδδαῖος* steht jedoch schon ansich den Lauten nach von einem *Ταανίτ* zu weit ab als dass

Digitized by Google

man es mit ihm zusammenbringen könnte; niemand kann ferner beweisen dass ein Wort wie Thaddäos dem Ursinne nach mit Lebbäos einerlei sei; und es gibt keine Semitische Sprache in welcher ein Wort wie חד soviel als Herz bedeutete. — Der Verf. will ferner S. 4. 54 und in der andern Schrift S. 32 den Namen des Nil sowohl mit einem hieroglyphischen nu-her oder nu-hel als mit dem Hebräischen נָהָר zusammenbringen. Hier würden vor allem jene zwei hieroglyphische Laute oder Worte näher zu untersuchen und jedes in seiner Urbedeutung festzustellen sein. Waren es aber wirklich zwei Worte wie der Verf. annehmen kann da er auch ein koptisches ⲛⲟⲩ ⲛ damit vergleicht, so entsteht die Frage wie es einem so völlig einfachen Worte wie das Semitische נָהָר ist entsprechen konnte; oder waren die Aegyptischen Laute nu-her bloss éin Wort, so erhebt sich die andere wie jenes koptische Wort ihm gleich sein könne. Allein dass das Semitische נָהָר nicht für den Nil gebraucht wurde, erhellt schon dáraus dass die Hebräer als sie in Aegypten wohnten für diesen den ächt Aegyptischen Namen יְאֹר in ihre eigne Sprache aufnahmen. — In der anderen Schrift sind es besonders die so vielfach dunkeln Aegyptischen Monatsnamen welche der Verf. ihrer Urbedeutung nach zu erläutern sich bemühet. Sehr dunkel ist z. B. der Name *Μεχίρ* oder, wie er gewiss ohne Unterschied im Laute auch geschrieben wird, *Μεχείρ*: unser Verf. meint er entspreche dem Griechischen *μάχαιρα* und bedeute ursprünglich unser auch wohl verwandtes Messer, dann den Schnitt des Getraides und den Erntemonat. Hätte dies alles einen Grund, so wundern wir uns nur dass der Verf. dann nicht auch das מְבֵרָה Gen.

Digitized by Google

49, 5 zu Hülfe rief, ein im Hebräischen selbst offenbar uraltes und später ganz ungewöhnlich gewordenes Wort welches manche Ausleger schon früher mit jenem Griechischen zusammengestellt haben. Allein wollte man dies alles auf einen wissenschaftlichen Grund bringen, so wären dazu noch ganz andere Vorbereitungen und Anstrengungen nöthig. Für jetzt ist den Entzifferern des Aegyptischen nichts so sehr zu rathen als jedes zu abgerissene und dazu an seiner Stelle unnöthige Errathen der Urbegriffe der Aegyptischen Wörter zu vermeiden. Die Bedeutung dieses Monatsnamens muss für sich im Aegyptischen feststehen. H. E.

Lehrbuch der pathologischen Gewebelehre. Zur Einführung in das Studium der pathologischen Anatomie von Dr. E. Rindfleisch, Professor der pathologischen Anatomie in Bonn. Erste Lieferung. Allgemeiner Theil, Anomalien des Blutes und der Gefässe. Mit 85 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1866. VIII und 200 Seiten in gross Octav.

Der allgemeine Theil (S. 3—140) enthält die Neurose, Involutionszustände, Infiltrationszustände, die Neubildungen und Geschwülste.

Vorangeschickt ist die Neurose, weil diese Vorgänge am leichtesten zu verstehen seien; unter den Involutionszuständen werden die Fett-, Schleim- und Colloid-Entartung untergebracht; die übrigen Entartungen unter den Infiltrations-Zuständen.

Was die sogenannte Amyloid-Substanz an-

langt, so wird dieselbe aus Fibrin abgeleitet obgleich diese Hypothese vom Verf. mit de nöthigen Reservation nur angedeutet wird. Di Amyloidkörper der Hirnsubstanz gehen wahrscheinlich aus Zellen hervor. Bei der Verkalkung wird auf das Lösungsvermögen freier Kohlensäure für kohlensaure Kalkerde etc. aufmerksam gemacht.

Die Blutkörperchen haltigen Zellen der Säuger werden für Fibrin-Ausscheidungen erklärt, die sich um Gruppen von Blutkörperchen gebildet haben. Es scheint hierbei der Umstand übersehen zu sein, dass diese Zellen deutliche Kerne darbieten können.

Bei der fettigen Infiltration wird die Fettleber der Tuberculösen als durch Fettmetastase vom Panniculus adiposus entstanden gedacht.

Die Virchow'schen Bluträume in Zellen werden für Hohlräume erklärt, die sich secundär um endogen entstandene Tochterzellen gebildet haben, und aus denen letztere ausgetreten sein können.

Die pathologische Neubildung wird in hyperplastische und heteroplastische eingetheilt. Unter der ersteren Rubrik sind die hyperplastischen Vorgänge am Knochensystem, die quergestreiften und glatten Muskeln, und die hyperplastischen Vorgänge an Epithel tragenden Häuten abgehandelt.

In Betreff der Bildung des Knochens wird auf Köllikers Darstellung verwiesen. Bei den quergestreiften Muskelfasern bestreitet Verf., dass die Dicke derselben in hypertrophischen Herzen zunehme, statuirt dagegen unvollkommene Spaltungen, wodurch neue Maschen entständen. Für die sonstige Entstehung quergestreifter Muskelfasern ist auf die Weismann'-

Digitized by Google

schen Beobachtungen am Frosch verwiesen, während doch bekanntlich die Vorgänge bei diesem Thiere erst durch Köllikers Nachweisungen von Nervenknospen innerhalb der Muskelfasern wirklich aufgeklärt wurden.

Für die catarrhalische Eiterbildung auf Schleimhäuten wird die Ansicht aufgestellt, die Eiterkörperchen gingen aus Bindegewebskörperchen der Schleimhaut hervor. Dieselben sollen sich zwischen dem Bindegewebe durchdrängen und so zur Absonderung gelangen. Es wird zur Unterstützung die Behauptung hinzugefügt, dass alle jungen Zellen spontane Beweglichkeit besässen. Nun kann die Bewegung offenbar nur durch Gestaltveränderungen, Ausstrecken von Fortsätzen etc. zu Stande kommen. Denn Niemand wird behaupten, eine kuglige Zelle, die kuglig bleibt, könne sich von selbst bewegen. Die von Huxley, Lieberkühn, Leuckart, Walter, Kölliker u. A. constatirten Bewegungserscheinungen an freischwimmenden Zellen sind nun aber bekanntlich keineswegs als Contractions-Erscheinungen aufzufassen. Vielmehr beruhen sie auf endosmotischen Erscheinungen, indem der austretende Flüssigkeitsstrom einzelne Parthieen der Zellenoberfläche mit emporhebt. Man sieht also, welch haltloser Hypothesenbau jetzt von Pathologen und Chirurgen auf der angeblich spontanen Beweglichkeit beliebiger Zellen aufgeführt wird.

Bei den Papillomen wird die Gefässeinrichtung als einem Wundernetz entsprechend beschrieben. Das Siphonom von Henle oder Cylindrom soll als Papilloma myxomatodes bezeichnet werden.

Die mehrfachen Kerne der Eiterkörperchen werden als Zerfall der Kerne vor der Auflösung

gedeutet. Gerade der gewöhnliche Eiter, wie er von gut granulirenden Wunden abgesondert wird, enthält nach dem Verf. vorwiegend einkernige Zellen. Die Abscessbildung soll ebenfalls zum Theil auf der spontanen Beweglichkeit der Eiterkörperchen beruhen. Dabei ist nur die Disciplin zu bewundern, welche diese frei beweglichen Wesen veranlasst sich zu so dichten Haufen zu concentriren — ungefähr wie es ein gut geführtes Bataillon thun würde. Wie viel einfacher und klarer ist doch die physikalische Vorstellung, dass es die elastischen Kräfte der pathologisch gespannten Gewebe sind, welche die Eiterflüssigkeit nebst ihren Körperchen nach den Punkten des geringsten Widerstandes hindrängen!

Die Narbencontraction ist als eine physicalische Erscheinung zu deuten, bei welcher Wasserabgabe eine Hauptrolle spielt.

Bei der Gefässneubildung wäre die Annahme möglich, dass die aus Zellen zusammengesetzten Capillargefässe in Folge des Entzündungs-Vorganges in einzelne Zellen aufgelöst und in Folge davon durchgängig würde.

Verf. hat wiederholt gesehen, dass die Bedeckung der Granulationsflächen nicht nur vom Rande her, sondern auch inselförmig in einzelnen Punkten auftritt. Diese Thatsache ist so leicht zu constatiren, dass es dem Ref. wirklich unbegreiflich ist, wie erfahrene Chirurgen neuerdings dieselbe haben läugnen können.

Einmal fand Verf. zahlreiche Nervenfasern in sogenannten irritabeln Granulationen, die wohl sicher doppelt-contourirte gewesen sein dürften (Ref.).

Die Eintheilung der heteroplastischen Neubildungen in entzündliche Heteroplasie und hetero-

Digitized by Google

plastische Geschwülste wird mit dem Satze motivirt, dass die pathologische Anatomie sich immer mehr als die Lehre von den anatomischen Krankheitsprocessen entpuppe. Wie sie das anfangen soll, wird so lange unverständlich bleiben, als man mit »Anatomie« die Lehre von den physicalischen Eigenschaften des Körpers und seiner einzelnen Theile bezeichnet. Es liegt hier dieselbe Unklarheit der Begriffe zu Grunde, welche z. B. in dem herrlichen Ausdruck von der formativen Reizbarkeit sich in einem so fundamentalen Widerspruch mit den Principien der exacten Naturforschung gesetzt hat, aber vielleicht gerade desshalb den Praktikern nicht unbequem erscheint. Was man zur Zeit nicht definiren kann, wird eben als »Reizung« angesehen.

Eine Definition des Ausdruckes »Geschwulst« wird vermieden, dafür der Satz aufgestellt: dass Entzündungen nicht spontan entstehen, aber spontan heilen; mit den Geschwülsten verhalte es sich umgekehrt. Der zweite Theil dieser Sätze ist nicht nur geistreich, sondern auch richtig; was den ersten anlangt, so gibt es leider sehr viele Entzündungen, die spontan d. h. aus unbekannter Ursache entstehen, während man die Entstehungsursachen sehr vieler Geschwülste hinlänglich zu kennen glaubt.

Ueber Ganglienzellen in Geschwülsten bemerkt Verf. dass sie seines Wissens noch niemals gefunden worden seien. Die bekannten Beobachtungen von Rokitansky, Virchow, Friedreich (Arch. f. pathol. Anat. XIII. S. 500) sind doch wohl nicht ganz in's Bereich der anatomischen Fabeln zu verweisen (s. auch Förster. Allg. path. Anat. 1865. S. 344).

Die Geschwülste werden in destructive und

Digitize

histioide eingetheilt. Bei der Infection des ganzen Körpers oder der Lymphdrüsen, bei den Carcinomen etc. soll es sich nicht um Zellentransporte, sondern um Verbreitung eines entweder höchst feinkörperlichen oder flüssigen Fermentes handeln. Ref. macht bei dieser Gelegenheit einmal wieder darauf aufmerksam, dass die vergrösserten Bindegewebskörperchen, in denen angeblich Zellen von Epitheliomen oder Carcinomen bei deren Wachsthume entstehen sollen, gewöhnlich mit transportirten Zellen halbgefüllte Lymphgefässe waren.

Zu den destructiven Geschwülsten werden Carcinome, Cancroide, Tuberkel, zu den histioiden die Sarcome, Lipome, Enchondrome, Myxome, Osteome, ferner die Combinations- und organopoëtischen Geschwülste gerechnet.

Unter den Carcinomen sind das weiche, das gemeine, das pigmentirte, das Colloid-Carcinom zu unterscheiden.

Die Zellen des ersteren haben zum Theil Membranen. Aus Theilungen von spindelförmigen Zellen des Stroma können nene Zellennester hervorgehen. Die Zellen sind also Abkömmlinge von Bindegewebskörperchen. Die Capillar-Gefässe können, wie es scheint, von Lymphgefässen scheidenartig umhüllt werden. Die Pigmentirung der schwarzen Carcinome beginnt zuweilen an den Epithelien der Gefässe.

Zu den Cancroiden werden Epitheliome, und zwar warzige, vernarbende, Cysten-Epitheliome und Perlkrebse, sowie Adenome gerechnet.

Die Epitheliome entstehen aus Wucherungen von Drüsen-Epithelien oder der Zellen des Rete Malpighii. Zuweilen finden sich Riffzellen. Uebrigens sind die Epithelialzellen als Product des Bindegewebes anzusehen.

Digitized by Google

Als Cysten-Epitheliome beschreibt Verf. Epitheliome, deren wesentliches Merkmal in einer schleimigen Erweichung umschriebener Abschnitte des Stroma zu finden ist. Dieselbe führt zur Bildung kleiner und grösserer bis erbsengrosser Schleimcysten im Inneren der Geschwulst.

Das Adenom beschränkt Verf. auf die Leber und Mamma, und definirt dasselbe als Hyperplasien des Drüsengewebes.

Die grauen Miliartuberkeln sitzen als einseitige Hervorragungen einzeln oder zu kleinen Gruppen vereinigt an den stärkeren arteriellen Stämmchen, während sie sich an den feineren Zweigen und den fast capillaren Gefässen als spindelförmige Varicositäten präsentiren, welche den ganzen Umfang des Gefässes einnehmen.

Die Bildung der Tuberkelzellen geht nach dem Verf. von den Bindegewebskörperchen der Adventitia aus.

Unter den Sarcomen sind zunächst Rundzellen-, Spindelzellen- und Fasersarcome zu unterscheiden. Einen Theil der Spindelzellensarcome rechnete J. Müller als Carcinoma fasciculatum zu den Krebsen. Varietäten sind: das Pigmentsarcom, das Sarcoma lipomatodes, myxomatodes, das verknöchernde, das grosszellige und das Riesenzellen-Sarcom.

Die Zellen des letzteren sollen aus freiwerdenden Knochenkörperchen in den centralen Osteosarcomen entstehen. Als Fasersarcom wird das Fibrom bezeichnet, und damit, wie es scheint, die Myome zusammengeworfen. Wenigstens erklärt Verf. (S. 128) die Unterscheidung zwischen Spindelzellen und glatten Muskelfasern für äusserst misslich, während doch das chemische Verhalten in Wahrheit die sichere Unter-

Digitized by Google

scheidung gibt. Uebrigens ist meistens schon ohne weitere Behandlung als mit Essigsäure das Myom an den stäbchenförmigen, oft S förmigen, glatten, nicht granulirten Kernen seiner Zellen sehr leicht zu erkennen (Ref.). Die cavernöse Geschwulst wird für eine Varietät des Fibroms erklärt; namentlich kann letzteres sich in eine cavernöse Geschwulst metamorphosiren. Die Fettzellen der Lipome werden aus Proliferation an Bindegewebskörperchen und deren secundärer Anfüllung mit Fett entstanden gedacht.

Unter den organopöetischen Geschwülsten werden die Dermoidcysten und die Fälle von Fötus in fötu abgehandelt. Verf. hält die letztere Deutungsweise für unrichtig und folgert aus den Beobachtungen, dass man es mit einer sehr weitgehenden Reproduction menschlicher Organe zu thun gehabt habe. Er gedenkt eines merkwürdigen Falles, wo in der Schädelhöhle eine Fötalanlage mit Augenpunkten, Mundöffnung und sieben Extremitäten eingeschlossen war.

Von den im speciellen Theil abzuhandelnden Gegenständen enthält diese Lieferung noch die Anomalien des Blutes und der Gefässe (S. 143—200).

Als anatomische Dyscrasien sind die Chlorosis, Leukämie und Melanämie aufgeführt. Bei der letzteren entsteht das Pigment in den intervasculären Strängen der Milzpulpe, wo das Milzblut am langsamsten strömt. Die Pigmentmassen gelangen aus ersteren in die cavernösen Milzvenen, welche dann in anderen Organen, am häufigsten im Gehirn und den Nieren stecken bleiben. Das neben den Gefässen auftretende schwarze Pigment der Leber ist dagegen nicht von einem Transport mittelst des Blutes, sondern von Hyperämie der Leber, Zerreissungen und

Digitized by Google

kleinen Extravasaten in der Capsula Glissonii und dem Leberparenchym abzuleiten.

Bei der Thrombosis wird auf die Organisation des Faserstoffes aufmerksam gemacht. Die Thromben unterbundener Arterien enthalten kein microscopisch nachweisbares Fibrin; zwischen den dichtgedrängten rothen Blutkörperchen liegen Lymphkörperchen, welche in verschiedenen Richtungen untereinander anastomosirende Ausläufer absenden. Ausserdem vascularisirt sich der Thrombus und zwar hauptsächlich von dem Lumen der Arterie aus, durch Eröffnung capillärer Blutwege längs der Fäden des beschriebenen Zellennetzes. Das Bindegewebsstroma des vollständig organisirten Thrombus soll direct aus der entfärbten Grundsubstanz der rothen Blutkörperchen hervorgehen.

In Betreff der Embolien wird darauf Gewicht gelegt, dass ein Embolus, welcher auf der Theilungsstelle einer grösseren Arterie reitet, leicht in viele kleinere zerfallen kann, die dann ausschliesslich im Verbreitungsbezirk der betreffenden Arterie stecken bleiben.

Die Betrachtung der Anomalien des Circulations-Apparates erstreckt sich auf die Krankheiten der Arterien und Venen, des Herzens und die angeborenen Anomalien des Circulations-Apparates.

Vorausgeschickt werden die Resultate einer speciellen Untersuchung, welche sich auf die Structur der Intima grösserer Arterien bezog. Verf. fand auf senkrechten Schnitten Lamellen, die aus feingestreiften wellig gebogenen Lagen von Bindegewebssubstanz bestehen. Zwischen denselben liegen abgeplattete, linsenförmige, kernhaltige Zellen. Auf Flächenschnittten aber zeigt sich, dass diese Zellen in weitere Lücken mit

Digitized

sternförmig verästelten und anastomosirenden Ausläufern eingeschlossen sind. Die Fettmetamorphose der Intimazellen stellt sich als eine Anfüllung der sternförmigen Hohlräume mit Fetttröpfchen dar. Die chronische Endarteriitis besteht in einer flach hügelförmigen Verdickung der Intima selbst, welche durch Wucherung der Zellen, die zu Nestern vereinigt sein können, und Neubildung von fasriger Grundsubstanz entsteht. Die Zellennester sind der Ausgangspunkt für neue Systeme concentrisch geschichteter Bindegewebslamellen, welche sich zwischen die vorhandenen einschalten und sie auseinanderdrängen.

Die pathologischen Vorgänge bei der Aneurysmen-Bildung werden ausführlich erörtert. Das Hauptgewicht wird auf locale Druckerhöhungen gelegt, welche durch Verengerungen des Arterienlumens vor der erweiterten Stelle bedingt sind. Verf. fand an Aneurysmen peripherischer Arterien fast immer eine locale Verdickung der Intima unterhalb des Aneurysma. Auch durch Muskelcontractionen wird die Verengerung bedingt: so soll ein Aneurisma der A. poplitea häufig die Belohnung derjenigen Bedienten sein, welche halbe Tage lang auf dem Hintertheile herrschaftlicher Carossen stehen müssen.

Nach der Phlebectasie werden die Teleangiectasieen erörtert. Die neuen Gefässe sollen durch Erweiterung anastomosirender Bindegewebskörperchen entstehen.

Die Herzkrankheiten werden durch schematische Abbildungen hypertrophischer Herzen in ihrer Lage erläutert. Bei den Klappenfehlern kommt namentlich die Schlusslinie der Klappen in Frage, welche an den Semilunarklappen $\frac{1}{4}$

Digitized by Google

bis 1 Linie näher an der Gefässwand liegt, als der freie Klappenrand.

Die Durchlöcherung des freien Randes wird durch diesen Umstand weniger schädlich; davon abgesehen stellt dieselbe, wenn sie höhere Grade erreicht, eine Analogie mit dem Verhalten der Atrioventricularklappen her. Die Ansatzpunkte der Semilunarklappen, wo zwei benachbarte zusammenstossen, werden nämlich als Analoga der Papillarmuskeln aufgefasst. Dass durch diese Darstellung die Einrichtung sämmtlicher Klappen auf dasselbe Princip zurückgeführt werden könne, wie Verf. behauptet, leuchtet dem Ref. nicht ein: die physiologisch-anatomische Darstellung hat sich doch offenbar an die Beobachtung zu halten, und wenn diese lehrt, wie es in der That der Fall ist, dass zwei Arten von Ventilen im Herzen vorkommen, so wird an dieser Thatsache nichts dadurch geändert, dass einige Ventile unter krankhaften Umständen ein oder mehrere Löcher bekommen können. Anders würde die Sache liegen, wenn vergleichende anatomische Untersuchungen Uebergänge zwischen beiden Arten von Ventilen nachwiesen, was jedoch bekanntlich auch nicht der Fall ist.

Die bekannten Ablagerungen von braungelben Pigmentkörnchen im Innern quergestreifter Muskelfasern bezeichnet Verf. als braune Atrophie. Hierbei ist zu bemerken, dass die Atrophie bis jetzt nicht nachgewiesen wurde, obgleich die braune Degeneration allerdings bei atrophischem Herzmuskel vorkommen kann.

Die schematische Darstellung der Entstehung der grossen Gefässstämme (Fg. 84) leidet an erheblichen Fehlern. Bekanntlich entsteht die A. subclavia dextra aus dem rechten Aortenbogen (nicht aus dem dritten Kiemenbogen), die A.

Digitized by Google

subclavia sinistra hat überhaupt nichts mit den Kiemenbogen zu schaffen, während Verf. sie ebenfalls aus dem dritten linken hervorgehen lässt. Auch wird der vierte Kiemenbogen zur A. carotis interna, während die Aa. carot. comm. den Verbindungsstücken des zweiten und dritten Kiemenbogens entsprechen. Diese durch Rathke festgestellten Thatsachen sind bislang nicht widerlegt worden.

In Beziehung auf den Situs inversus will Verf. die Asymmetrie des Herzens für Alles Asymmetrische, was der Thierleib zeigt, verantwortlich machen. Wie wenig zutreffend diese Behauptung ist, zeigt wohl am besten der bekannte Fall von Douglas Fox, in welchem die Aorta bei Situs inversus links von der Wirbelsäule verlief. Offenbar hatte in diesem Fall ausser der Lage-Umkehrung der Eingeweide ein Offenbleiben des eigentlich rechten (hier links gelegenen) Aortenbogens stattgefunden. Sicher ist die Lage der Eingeweide von der Lage des Embryo auf der Dotterkugel abhängig; ob aber die Kräfte, welche denselben auf die linke Seite wenden, vom Herzen stammen, ist mehr als zweifelhaft.

Die pathologische Anatomie der Klappenfehler des Herzens ist durch einen grösseren klinischen Excurs über die Symptome derselben erläutert.

Ueber die Bedeutung des Werkes im Ganzen wird sich natürlich erst urtheilen lassen, wenn dasselbe vollendet ist; es scheint auf einen nicht unbeträchtlichen Umfang berechnet zu sein. Im Allgemeinen macht die Darstellung mehr den Eindruck eines interessanten und mit einer Menge von anatomischen, allgemein-pathologischen und sparsameren klinischen

Digitized by Google

Excursen durchwebten Collegien-Vortrages, als den eines sich an die Sache haltenden Lehrbuches. Die microscopische pathologische Anatomie wird nicht geradezu vorausgesetzt, sondern stellenweise wenigstens eingehend berücksichtigt. In Bezug auf die eigentliche pathologische Gewebelehre hat Verf. in der Vorrede bemerkt, dass er sich hauptsächlich an eigene Beobachtungen zu halten gedenke. Wie die Darstellung zeigt, sind ausser den Schriften von Virchow, der häufig angeführt wird, eigentlich nur die im Archiv für pathologische Anatomie gedruckten Arbeiten berücksichtigt, während Verf. die sonstige Literatur entweder nicht kennt, oder doch sie näher zu studiren nicht für nöthig gefunden hat. Dass das Buch trotzdem — oder vielleicht gerade desshalb — auf norddeutschen Universitäten eine weite Verbreitung finden wird, die demselben wegen seiner lebendigen Darstellung und schönen Ausstattung auch sehr zu wünschen ist, dürfte unzweifelhaft sein. W. Krause.

Studj sopra la storia della pittura Italiana dei secoli XIV e XV e della scuola pittorica Veronese dai medj tempi fino a tutto il secolo XVIII del Dott. Cesare Bernasconi. Tipografia di Ansonio Rossi M.DCCC.LXIV. Auf dem Umschlage: Verona, libraria H. F. Münster 1865. 466 Seiten in Octav.

Der erste Theil dieser Studien war schon im Jahre 1859 durch Carlo Ferrari veröffentlicht worden und hatte zu wiederholten Bespre-

Digitized by

chungen und Erörterungen in den zu Modena erscheinenden Opuscoli religiosi, letterarj e morali Veranlassung gegeben. Hier ist der Inhalt derselben von neuem, namentlich mit Rücksicht auf die Einwendungen des Grafen Camillo Laderchi zu Ferrara ausgeführt. Sie scheinen indessen wenig bekannt geworden zu sein, da in der history of painting in Italy von Crowe und Cavalcaselle so wenig, als von Schnaase Rücksicht auf dieselben genommen ist. Sie verdienen aber ganz besondere Beachtung, da sie nicht allein Irrthümer des Vasari berichtigen, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung einer der interessantesten und zugleich dunkelsten Epochen der Kunstgeschichte liefern.

Es handelt sich nämlich um den Uebergang von der Schule des Giotto zu der Renaissance. Bisher wurden die berühmten Fresken des Masaccio in der Kapelle Brancacci in der Karmeliter-Kirche zu Florenz als tonangebend für die Renaissance betrachtet. Dann wurde von Ernst Förster auf die Gemälde der Kapelle S. Felice in und S. Giorgio bei S. Antonio in Padua aufmerksam gemacht, in denen er die ersten Spuren eines Colorits fand, welches sich über die braune Schattirung der Giottoschen Schule erhob und durch Einführung der grauen Uebergangs-Tinten das venetianische Colorit vorzubereiten schien. Woher kam nun aber dieser Umschwung? War es lediglich der Fortschritt auf der durch Giotto vorgezeichneten Bahn in Verbindung mit dem belebenden Einflusse der Beschäftigung mit dem classischen Alterthum, was solche Erscheinungen erklären konnte? Oder waren noch andere, fremdartige Einflüsse dabei wirksam? Dies Alles blieb im

Digitized by Google

Dunkeln. Man dachte wohl an Beziehungen zu der gleichzeitigen Entwickelung in den Niederlanden, und wirklich fanden sich Spuren, dass eine Verbindung mit den Ländern auf der Nordseite der Alpen stattgefunden habe, die auch in dieser Hinsicht wirksam sein konnte. Es fand sich, dass ein italiänischer Glasmaler nach Florenz berufen wurde, der in Lübeck arbeitete. Selvatico wies einige Verbindungen der paduaner Maler mit der niederländischen Schule, der scuola ponentina, nach. Ausserdem traf man einzelne deutsche oder niederländische Bilder in Italien an. Aber es liess sich doch nicht nachweisen, dass deutsche oder niederländische Maler in ähnlicher Weise in Italien thätig gewesen wären, wie dies von den deutschen Baumeistern, welche den gothischen Styl dort einführten, bekannt ist.

Herr Bernasconi sucht nun auf den Grund von zum Theil neuerdings bekannt gewordenen Documenten darzuthun, dass gegen Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Oberitalien selbständige Schulen existirt haben, welche sich zu hoher Berühmtheit erhoben, während die Schule der Giottisten immer mehr verfiel, und dass diese Schulen auf Florenz zurückwirkten, indem einige der bedeutendsten Künstler aus diesen Gegenden sich dort niederliessen, Künstler, über die Vasari nur äusserst dürftige und ganz fehlerhafte Nachrichten hatte.

Es sind fünf Maler, von welchen hier die Rede ist: Giovanni da Milano, Antonio Veneziano, Altichieri da Verona, Gentile da Fabriano und Vittor Pisano von Verona, bei Vasari Pisanello genannt. Sie gehören Gebieten an, welche in politischer Hinsicht damals die Florentiner weit überflügelt hatten. In Mailand

Digitized by Google

herrschten die Visconti, in Verona hielten die Scaligeri einen der glänzendsten Höfe, bis sie 1387 von den Visconti verdrängt wurden, die dann um 1406 diese Besitzung wieder an Venedig abtreten mussten. Dieses letztere triumphirte über Genua und entwickelte seine Macht auf der Terra ferma, und die Päbste, die in der Romagna Herrn waren, begannen nach der Rückkehr von Avignon wieder in Rom den höchsten Glanz zu entfalten.

Der Verf. knüpft zunächst an eine Erzählung des Sacchetti in der 136 Novelle. Andrea Orcagna, heisst es, habe einst die Frage aufgeworfen, wer nächst Giotto der grösste Maler sei? Einige hätten Cimabue, andre Stefano, andre Bernardo, andre Buffalmacco genannt. Da habe Taddeo Gaddi gesagt: es hat ohne Zweifel viele tüchtige Maler gegeben, aber diese Kunst ist herabgekommen und verfällt von Tage zu Tage. Daher, meint der Verf., erklärt es sich, dass Taddeo Gaddi bei seinem Tode seine beiden Söhne Agnolo und Giovanni keinem Florentiner, sondern zwei andern seiner Schüler, dem Jacopo von Casentino, um sie zu erziehen, und dem Giovanni von Mailand, um sie in der Kunst zu unterrichten, anvertraute. Dies erzählt Vasari. Bernasconi sucht jedoch zu beweisen, dass Giovanno da Milano unmöglich sein Schüler gewesen sein könne, sondern schon eine selbständige Ausbildung gehabt haben müsse, als er nach Florenz gekommen sei. Allein dieser Beweis ist auf so viele unsichere Voraussetzungen gebauet, dass es nicht wohl möglich ist, ihm darin unbedingt beizustimmen. Die Academie in Florenz besitzt ein Gemälde mit der Bezeichnug: Giovanni da Melano — MCCCLXV, welches einen nicht geringen Fortschritt in der

Digitized by Google

Zeichnung bekundet. Bernasconi hält es für dasselbe, welches Vasari in S. Croce als Erstlingswerk dieses Meisters namhaft macht; allein nach Crowe und Cavalcaselle (hist. of paint. in It. 1. 403) stammt es aus dem Kloster S. Girolamo sulla Costa. Die letztern machen uns mit einem bedeutenderen Werke in der städtischen Gallerie zu Prato bekannt, das den Namen Johannes de Mediolano, aber ohne Jahrszahl trägt, und sie schreiben demselben Künstler noch einige andre Gemälde in Florenz zu. Rumohr und nach ihm del Rio sprechen ferner überaus günstig von den Gemälden, welche er in der Unterkirche von S. Francesco zu Assisi gemalt habe. Allein Crowe und Cavalcaselle (1, 246) erinnern dagegen, dass diese Bilder aus dem Leben der Maria sich weder an der Stelle befinden, noch den Inhalt haben, welche Vasari angiebt. Sie schreiben diese Gemälde um ihrer Vorzüglichkeit willen dem Giotto zu. Es bleibt nun die Frage, ob Giovanni da Milano ein Schüler des Taddeo Gaddi war oder nicht. Ihn aus einer besondern Mailänder Schule, von der man weiter keine Spuren findet, hervorgehen zu lassen, ist in der That kein Grund. Aber allerdings unterscheidet er sich wesentlich von den Giottisten. Crowe und Cavalcaselle erkennen in ihm gewisse Vorzüge der sieneser Schule neben florentiner Compositionsweise, doch fügen sie hinzu, er habe die Maximen des Giotto nicht so gut bewahrt, als Taddeo Gaddi.

Später ist Giovanni nach Mailand zurückgegangen. Die Meinung des Luigi Calvi, dass er eine Person mit dem Architecten und Bildhauer Giovanni de Grassi sei, der 1391 erster Inge-

nieur des Mailänder Doms wurde, hat jedoch keinen Grund.

Besser begründet ist das, was Bernasconi von den übrigen vier Malern sagt. Der nächste ist Antonio Veneziano, der in Urkunden von Siena und Pisa als Antonius Francisci de Venetiis vorkommt. Baldinucci will ihn mit Berufung auf eine handschriftliche Notiz zu einem Florentiner machen, doch vermuthen Crowe und Cavalcaselle hier eine Verwechslung mit dem weit jüngern Antonius de Florentia. Er soll nach Vasari 1384 im Alter von 74 Jahren gestorben sein, allein er arbeitete im Campo Santo zu Pisa erweislich noch 1386. Hier malte er einen Theil der Geschichten des heil. Ranieri, und die Ueberreste davon sind das einzige, was von ihm übrig ist, wenn ihm nicht vielleicht ein Bild in Palermo mit der Bezeichnung: An.... nio Lon da Vinezia pinxit 1388 zugeschrieben werden muss. Vasari rühmt von den Geschichten des h. Ranieri besonders, dass sie ohne alle Retouche ganz al fresco gemalt seien. Crowe und Cavalcaselle bestätigen dieses Lob; Antonio hat nach ihrer Beschreibung nicht die Giottosche Farbe, sondern ein lichteres und weicheres Colorit. Sonst ist er weniger grossartig, als die früheren Giottisten, aber er bezeichnet einen technischen Fortschritt und ein wichtiges Glied in der Kette von Orcagna bis zu Masolino, Fra Angelico und Masccaio (Cr. u. Cav. 1, 480): Der dritte in der Reihe ist Altichieri (Aldighieri) von Verona. Dass er im 14. Jahrhundert grossen Ruf hatte, weist Bernasconi aus der Erwähnung bei Blondus Flavius (Italia illustrata, Basil. 1531) nach. Er war den Scaligeri befreundet, unter denen besonders Can Signorio um 1364 sich durch Baulust hervorthat. Von

Digitized by Google

seinen Gemälden in Verona ist jedoch nichts mehr mit Sicherheit nachzuweisen. Um so wichtiger sind die schon erwähnten ausgezeichneten Gemälde in Padua. Hier entsteht nun die Frage, ob sie dem Altichieri oder dem Jacopo d'Avanzo zuzuschreiben seien. Nach Vasari soll letzterer mit Altichieri rivalisirt und ihn übertroffen haben. Ueber den Antheil, den beide an der Malerei in den beiden Capellen haben, sind die verschiedenen Angaben schon von Schnaase (Gesch. der bild. Künste. 7, 2. S. 514 ff.) zusammengestellt, dessen Erörterungen natürlich dem B. unbekannt blieben. Den kleinen Ueberrest einer Inschrift in der Kapelle S. Giorgio, in dem E. Förster den Namen des Jacopo d'Avanzo zu lesen glaubte, erklärt unser Verf. nach wiederholter eigener Prüfung für unleserlich, und es muss allerdings bedenklich erscheinen, dass Selvatico etwas ganz anderes las, und Gonzati zwar ebenfalls den Namen des d'Avanzo, aber doch anders geschrieben, als bei Förster fand, nachdem eine unbekannte Hand die roth gemalten Buchstaben mit schwarzen Linien umzogen hatte. Nach einer von Gualandi entdeckten Urkunde ist nur Altichieri als der eigentliche Meister in beiden Capellen anzusehen, was auch schon Schnaase anerkannt hat. In Betreff des Jacopo d'Avanzo dagegen stellt B. eine Vermuthung auf, die viel für sich zu haben scheint. Er glaubt nämlich, dass Vasari einen mittelmässigen Giottisten Jacopo Avanzi in Bologna, der dort 1401 die Gemälde in der Mezzaratta malte, mit einem Jacopo verwechsele, der als Schüler des Altichieri diesem in S. Giorgio geholfen habe. Dieser letztere habe vielleicht in der contrada di Vanzo gewohnt und möge daher Davanzo genannt worden sein.

Digitized by

Vermuthlich sei er aber derselbe Jacopo da Verona, der später weit meisterhafter in S. Michele malte. Was Crowe und Cavalcaselle über den Bologneser Avanzi und die Gemälde in S. Michele urtheilen, stimmt damit ganz gut zusammen.

Ueber Gentile da Fabriano erfahren wir wenig Neues. Dass er nicht ein Schüler des Fra Angelico sein kann, wie Vasari will, ist längst anerkannt. Bernasconi weist aus Blondus Flavius nach, dass er vor 1450 gestorben ist, denn dieser schrieb im Jahre 1450 und sagt von ihm: er war der berühmteste Maler dieses Jahrhunderts in Fabriano.

Wichtiger ist, was wir über Vittor Pisano erfahren. Die Neuern nennen ihn nach Vasari's Vorgang: Pisanello, was jedoch nur einmal in einem vertrauten Briefe vorkommt. Vasari macht ihn ferner zu einem Schüler des Andrea del Castagno, was unmöglich ist, da schon Facius de viris illustribus, der 1455 oder 1456 schrieb, von ihm in der vergangenen Zeit spricht. Dagegen führt ihn Blondus Flavius (1450) noch als lebend auf. Sed unus superest — sagt er — qui fama caeteros nostri saeculi feliciter antecessit, Pisanus nomine. Dieser berühmteste Maler seiner Zeit ist hauptsächlich durch seine Medaillen mit Bildnissen bekannt, während er in Venedig, Mantua und Rom ausgedehnte und hochgepriesene Gemälde ausführte, von denen sich nichts erhalten hat. Bernasconi führt indessen einige Gemälde von ihm auf, die zum Theil freilich in einem traurigen Zustande sind. Er selbst besitzt von ihm eine trefflich erhaltene Madonna mit dem Kinde. Das Hauptbild ist aber die schon von Kugler (Gesch. der Malerei, Ausgabe 2 von Burkhard 1, 423) erwähnte

Digitized by Google

Himmelskönigin im Rosenhag aus S. Domenico, jetzt in der Galerie zu Verona, ein Gemälde von tief mystischem Inhalt, welches, wie Bernasconi sagt, die Worte des Facius bestätigt: in fingendis rerum formis sensibusque exprimendis ingenio prope poetico putatus est.

Die beiden zuletzt genannten Künstler stehen allerdings, wie der Verf. es behauptet, selbständig und fremdartig neben den Nachfolgern des Giotto. Altichieri dagegen hat in Zeichnung und Gruppirung manches, was ihn den letztern nahe bringt. Dagegen ist er im Colorit dem Gentile da Fabriano verwandt, und jedenfalls, wie das auch Schnaase anerkennt, den gleichzeitigen Florentinern überlegen. Der Verf. geht nicht auf eine Untersuchung der Frage ein, welches der Ursprung dieser Schulen, die den Giottisten den Rang ablaufen, gewesen sein könne. Wenn man aber darauf achtet, wie dasselbe weiche', lichte Colorit mit seinen grünlich-grauen Uebergangstinten, das mehrfach auf alten Bildern in Venedig, Bologna, Siena und Pisa vorkommt, auf den Mosaiken von Ravenna und in Miniaturen griechischer Manuscripte aus dem 10.—12. Jahrhundert angetroffen wird, so kann man nicht daran zweifeln, dass hier sich eine alte Tradition antiker Technik erhalten hat, während die Florentiner, Cimabue wie Giotto, nur die verkommene byzantinische Technik des 13. Jahrhunderts vor Augen hatten. Eben so wird es schwerlich zu leugnen sein, dass diese bessere byzantinische Technik, die am auffallendsten noch bei Fra Angelico zur Geltung kommt, nicht wenig dazu beigetragen hat, die glänzende Entwickelung der florentinischen Malerei im 15. Jahrhundert zu fördern.

Digitized by Google

Der Verf. geht auch hierauf nicht näher ein, obgleich er im Eingange den Gedanken angedeutet hat, dass durch die von ihm behandelten fremden Künstler der ursprüngliche Glanz der florentinischen Schule in den ersten Jahren des 15. Jahrh. hergestellt worden sei. Indessen behandelt er schliesslich noch die Frage nach den Meistern der Kapelle Brancacci in der Karmeliterkirche zu Florenz, die bekanntlich als der Ausgangspunkt der neuen Epoche der Renaissance betrachtet wird. Nach Vasari wären die dortigen Fresken von Masolino begonnen und nach dessen Tode von Masaccio bis auf Einige, die später Filippino ausgeführt hätte, vollendet. Seitdem nun aber urkundlich erwiesen ist, dass Masaccio nicht nach Masolino im J. 1443, sondern schon 1428 sein kurzes Leben beschloss, kann Vasari's Bericht nicht mehr massgebend sein. Bernasconi nimmt nun an, da nach dem Memoriale di molte statue e pitture della città di Firenze des Franc. Albertini von 1510 Masaccio die eine Hälfte der Gemälde, und Masolino die andere mit Ausnahme der von Philippus ausgeführten Kreuzigung Petri gemalt habe, dass die oberen Reihen der Gemälde auf beiden Seiten dem Masaccio, die untern dagegen dem Masolino gehören, und vindicirt daher dem letztern den grössern Ruhm. Crowe und Cavalcaselle urtheilen jedoch anders. Sie finden, dass zwischen den obern und untern Gemälden kein anderer Unterschied sei, als der der sorgsamern Ausführung in den letztern, den die grössere Nähe derselben bedinge. Deshalb meinen sie, Masolino könne nur die ersten, jetzt völlig verschwundenen Malereien an dem obersten Theile der Wände gemacht haben, und an dem, was noch in der Kapelle Brancacci zu sehen ist, habe

Digitized by Google

er keinen Theil. Ferner schreibt Bernasconi dem Filippo nur die Kreuzigung des Petrus zu, indem er sich an die Worte des Albertini hält, und versteht unter dem Philippus nicht mit Vasari den Filippino, sondern den Fra Filippo Lippi. Dieser letztern Ansicht hat allerdings Laderchi lebhaft widersprochen, indessen lässt sich nicht leugnen, dass Bernasconi seine Ansicht mit guten Gründen vertheidigt.

Zwei Anhänge der ersten Abtheilung enthalten 1) eine Abhandlung über den wahrscheinlichen Verfasser der von Morelli herausgegebenen notizia d'opere di disegno oder den sogenannten Anonymus des Morelli, wofür der Vf. den venetianischen Patrizier Marcantonio Michiel, Bibliothekar der Marciana hält, und 2) Abdrücke der oben erwähnten Verhandlungen aus den Opuscoli religiosi, letterarj e morali. Die zweite Abtheilung enthält eine Geschichte der veronesischen Maler. Der Vf. sucht darin darzuthun, dass es in Verona eine besondere Malerschule gegeben habe, welche nicht bloss von Mantegna und Venedig abhängig sei, sondern, wenn sie auch von den Fortschritten der venetianischen Kunst Vortheil ziehe und in gewissem Masse an denselben Theil nehme, doch mit einer gewissen Selbständigkeit auftrete. Obgleich Mantegna persönlich in Verona thätig war und mehrere Veroneser sich an ihn und Giovanni Bellini als Schüler und Nachahmer anschlossen, so blieb doch Domenico Morone, dessen Lehrer Nachahmer eines Stefano, eines Schülers des Vittor Pisano waren, zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Haupt der Veroneser Schule, und unter seinen Nachfolgern ragen Michel da Verona, Franz Morone, Bonifazio den man irrig für einen Venezianer halte, und Paolo Morando Cavazzola hervor, während Mantegna's Schule durch Liberale,

Digitized by

Franz Bonsignori und Franz Carotto, und die Ve
nezianische Schule durch Franz Torbido, genannt
Moro vertreten ist. Selbst der berühmteste alle
Veroneser, Paul Cagliari, bekannter unter dem Na
men Paul Veronese, der lange in Venedig lebte, un
allgemein als eine der ersten Grössen der veneziani
schen Schule betrachtet wird, hat sich unabhängi
von Venedig entwickelt und lange bevor er sic
dorthin begab, als selbständiger Künstler gewirkt
Wir müssen es uns versagen, auf diesen Theil de
verdienstlichen Arbeit, die allerdings einigermasse
vom Local-Patriotismus gefärbt sein dürfte, hie
weiter einzugehen.

Auch dieser zweiten Abtheilung sind mehrere
Anhänge beigefügt, nämlich 1) ein Beweis, dass di
Bonifacio, die im 16. Jahrhundert in Venedig al
Maler gelebt haben, und deren der Vf. drei an
nimmt, sämmtlich Veroneser gewesen seien; 2) ein
Abdruck des im J. 1851 zu Verona von Aleardo
Aleardi publicirten discorso über Paolo Morando,
genannt il Cavozzola; 3) ein Artikel über die Ka-
pelle S. Girolamo in der Strasse della Vittoria zu
Verona mit des Aleardi Beschreibung der Gemälde
der vier Evangelisten, mit denen Cavazzola diese
Kapelle geschmückt hat; endlich 4) ein Abdruck
eines Artikels von A. Segredo über des Vfs. Appen-
dice ai cenni intorno la vita e le opere di Antonio
Rizzo, Verona 1863, aus dem Archivio storico
italiano, Serie 3, Vol. 1. p. 200. Dieser Artikel steht
allerdings mit dem sonstigen Inhalte des Buches
in keiner Verbindung und soll nur auf die Verdien-
ste und noch erhaltenen Bauwerke des veronesi-
schen Architekten und Bildhauers aufmerksam
machen, welche der Verf. anderweit ans Licht
gezogen hat.

Fr. W. Unger.

Digitized by Google

Archiv für Anthropologie. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Herausgegeben von C. E. von Baer in St. Petersburg, E. Desor in Neuenburg, A. Ecker in Freiburg, W. His in Basel, L. Lindenschmidt in Mainz, G Lucae in Frankfurt a. M., L. Rütimeyer in Basel, H. Schaaffhausen in Bonn, C. Vogt in Genf, H. Welcker in Halle. Unter der Redaction von A. Ecker u. L. Lindenschmidt. Erstes Heft. Mit 46 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 3 lithographirten Tafeln. Braunschweig, Druck u. Verlag von F. Vieweg u. Sohn. 1866. 160 Seiten in Quart.

Wenn auch seit dem Beginne der Wissenschaft der Mensch in seinen Eigenschaften einen der wesentlichen Vorwürfe derselben gebildet hat, so versuchte man doch erst sehr spät auch auf seine bloss körperlichen Verhältnisse die Gesichtspuncte anzuwenden, welche bei der Beurtheilung und Eintheilung des Thierreichs sich bewährt hatten. Allerdings stellt Linné den Menschen als Homo sapiens an die Spitze seiner ausserdem die Affen und Fledermäuse umfassenden Säugethierordnung Primates und giebt dadurch seine Absicht den Menschen nach rein zoologischen Charakteren zu betrachten hinreichend zu erkennen, obgleich er selbst auf eine weitere Begründung der Gattung Homo nicht eingeht, sondern sich mit dem alten Ausspruch »nosce te ipsum« darüber hinwegsetzt.

Erst Buffon und Daubenton lieferten in dem zweiten Bande ihrer grossen Naturgeschichte eine Darstellung vom Menschen, welche im selben Sinne und in derselben Eintheilung abgefasst war, wie ihre folgenden so berühmten Artikel über die wichtigeren Säugethiere und man schreibt seit

Digitized by Google

der Zeit besonders Buffon das Verdienst de
Einführung des Menschen in die Naturgeschicht
zu. Aber es ist uns hier bekannt genug, wie die
ser Theil der Zoologie erst fruchtbringend un
anregend wurde, als Blumenbach in seiner s
berühmt gewordenen Doctordissertation de gene
ris humani varietate nativa (1775) schärfere Ge
sichtspuncte für die zoologische Betrachtun
des Menschen aufstellte und dann in einer Reih
weiterer Schriften besonders die Form des mensch
lichen Schädels einer genauen Untersuchung un
terwarf.

Damit war der Mensch vollgültig in die Zoo
logie eingeführt und wie theilweis unbewusst de
Mensch als Maassstab und Ausgangspunct in de
Darstellung von den Thieren angewendet wurde,
so wirkten nun die in der Thierkunde erprobte
Methoden eindringend und aufklärend zu eine
umfassenderen Erkenntniss der natürlichen Ei-
genschaften des Menschen. So sind wir jetzt im
Besitz der Grundzüge einer wissenschaftlichen
Anthropologie, indem wir darunter nicht mehr wie
eine Zeitlang früher eine encyclopädische Ueber-
sicht der menschlichen Anatomie und Physiologie,
nicht eine Völkerkunde oder eine menschliche
Psychologie verstehen, sondern die Lehre vom
Menschen im zoologischen Sinne, eine wahre Na-
turgeschichte des Menschen darunter begreifen.

In diesem Sinne zerfällt die Anthropologie
naturgemäss in drei verschiedene Abschnitte, in
deren erstem der Mensch nach seinen inneren
und äusseren Eigenschaften, unter denen bisher
noch die des Schädels eine Hauptrolle spielen,
nach seinen Varietäten und seiner Lebensweise
betrachtet wird, während der zweite die Verbrei-
tung des Menschen auf der Erde, die Ethnogra-

Digitized by Google

phie, der dritte endlich die Verbreitung des Menschen in der Zeit, die Paläontologie und Urgeschichte des Menschengeschlechts, behandelt.

Wenn nun bei den Thieren die Fülle der Thatsachen nach diesen drei Richtungen zusammengefasst für mehrere Abtheilungen so wächst, dass daraus in dem grossen Gebiete der Zoologie sich im Laufe der Zeit besondere Disciplinen, abzweigten, welche wie die Entomologie, Malacologie, Ornithologie oder wie die Paläontologie eigene Behandlungsmethoden, eigene Litteratur u. s. w. entwickelten, so sondert sich im selben Sinne von der Zoologie die Naturgeschichte des Menschen ab, die wenn sie sich auch nur mit einer zoologischen Art beschäftigt doch einen solchen Reichthum des Materials zu beherrschen hat und so vielseitig die verschiedenen Wissenszweige zur Hülfe herbeizieht, dass sie eine besondere und ausgedehnte Behandlung erfordert und verdient.

Bei dem grossen Aufschwung den seit Blumenbach die Anthropologie genommen, vor allem seit durch Retzius die Craniologie weiter ausgebildet und durch skandinavische und schweizer Forscher wichtige Thatsachen der Urgeschichte des Menschen festgestellt waren, liess auch die Theilnahme eines grösseren wissenschaftlichen Publikums, zu deren Erweckung bei uns Rud. Wagner's Verdienste hoch angeschlagen werden müssen, nicht auf sich warten und es bildeten sich in Paris, wie in London anthropologische Gesellschaften, welche in ihren Schriften den zahlreichen fast überall zerstreuten Beiträgen zu unserer Wissenschaft einen Vereinigungspunct boten. In Deutschland war besonders von Rud. Wagner seit der göttinger Anthropologenversammlung 1861 zu demsel-

Digitized by Google

ben Zwecke die Herausgabe einer anthropologischen Zeitschrift in Aussicht genommen, von der wir nun endlich die Freude haben das erste Heft vor uns zu sehen. Wenn auch zunächst die Zeitverhältnisse einem neuen wissenschaftlichen Unternehmen nicht günstig sein können, so bürgt doch der Name der Herausgeber und Begünder dieses neuen Archivs, ebenso wie derjenige des Verlegers, dass jede Anstrengung nicht gescheut werden wird, diesem wichtigen und dringend erwünschten Unternehmen einen sicheren Fortgang zu verschaffen.

Nach der einleitenden Abhandlung Ecker's wird dies Archiv sowohl Originalarbeiten, Uebersetzungen, Berichte über erschienene Arbeiten und Litteraturübersichten enthalten, wie auch kleine Mittheilungen und Correspondenzen aufnehmen, sodass dasselbe hoffentlich bei uns der ausserordentlichen Zerstreuung der einschlägigen Untersuchungen in zahllosen Gesellschaftsschriften und Fachjournalen Einhalt thun und dadurch, auch abgesehen von der in solcher festen Vereinigung aller Kräfte liegenden Anregung, einem wahren Bedürfniss abhelfen wird.

Schon dieses Heft des Archivs enthält sieben Abhandlungen von Vogt, Lindenschmidt, Ecker, His und Welcker, weitere Beiträge sind bereits eingegangen und so dürfen wir hoffen, dass es trotz der augenblicklichen Ungunst der Zeiten gedeiht und der deutschen Wissenschaft zur Zierde gereicht.

Keferstein.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück. 1. August 1866.

Händels Werke. Ausgabe der deutschen Händel-Gesellschaft VII. Jahrgang: Lieferung 19. 20. 21. Leipzig. Folio.

S. Bachs Werke. Herausgegeben von der Bach-Gesellschaft. Bd. 13. Leipzig. Folio.

Motetten von Pierluigi da Palestrina red. von Theodor de Witt. Bd. 1. 2. 3. Leipzig. Breitkopf und Härtel. Folio.

Von den obengenannten Sammelwerken Bericht und Rechenschaft zu geben steht auch den allgemein wissenschaftlichen Zeitschriften wohl an, nicht bloss darum weil sie Zeichen der Zeit sind, sondern weil die kritische Methode ihrer Herstellung sie den wissenschaftlichen Forschungen andrer Gebiete ebenbürtig zu machen anfängt. Denn dass die Tonwerke an geistiger Wirkung und typischen Kunstwerth anderen Kunstwerken nicht nachstehen ist schon länger erkannt; ziemlich jung aber ist die Bestrebung sie ihrem Range gemäss zu behandeln, und mindestens so viel philologische Arbeit dran zu wenden wie dem geringsten Abschnitzel poetischer

Digitized by Google

und plastischer Reliquien erwiesen wird. Freuen wir uns des Reichthums der Zeit, die neben so viel widerstreitenden Tagesforderungen noch Ueberfluss genug besitzt um solche Denkmäler zu errichten deren Werth nicht nach den Interessen des Augenblicks zu berechnen ist.

Das Händelwerk geht wie bisher einen rascheren Gang als viele ähnliche sogar bei Engländern, was um so mehr anzuerkennen, da die Arbeit mühevoll und nicht ohne manche persönliche Opfer ins Werk zu setzen ist. Von den heurigen drei Bänden wird der mittlere die Aufmerksamkeit der Betheiligten besonders anziehen, weil er ein fast unbekanntes, dazu eben so schönes als wunderliches Werk wieder bringt. Cardinal Panfili in Rom dichtete ein Oratorium Sieg der Zeit und Wahrheit, welches Händel 1708 in Rom componirte und 30 Jahre später in London umgestaltet und erweitert aufführte. Die Liebhaberei an allegorischen Festspielen, uns heute unbegreiflich, stand in dem Jahrh. nach 1650 in Blüthe; vielleicht dass sie Nahrung empfing aus dem damals aufblühenden neuen Oratorium, weil dieses eben vermöge der inwohnenden Kraft der Töne persönliches Leben abzubilden, vor anderen befähigt ist den trockenen Allegorien Reiz zu verleihen*), wie ja auch in Dantes göttlichem Drama das Allegorische

*) Dies kommt merkwürdig zu Tage in Purcells King Arthur (1680), wo unter andern Naturgenien auch die Dämonen des Frostes auftreten, deren schneeiges Costüm wohl kaum so bildhaft war wie ihre rauh zitternden Singstimmen es wirklich sind. Auch die dämonischen Gestalten in Gryphius Carl Stuart gehören hieher, wo neben anderen auch ein Chor der Religionen und Ketzereien einen sogenannten Reigen bildet, dergleichen man damals als Nachahmung griechischer Chöre gelten liess.

Digitized by Google

nur darum poetisch wirkt. weil es nicht etwa nur personificirt, sondern von wirklichen Persönlichkeiten getragen wird. — Der Inhalt des Textes ist, zu zeigen wie der Zeit und Wahrheit alle Schönheit Lust und Lüge endlich weichen müsse. Diese trockne Lehre entwickelt sich vor unserer Seele in sinnenfälligen Gebilden, die insofern personähnlich empfunden werden als sie dem dramatischen Typus nachgeahmt und mit ethischer Bewegung durchzogen sind, wodurch sie eben sowohl über die reine Allegorie sich empor heben als sie hinter der reinen Poesie zurückstehen. Damit man nicht mit Hohnlächeln erinnere, das sei nur eine Variation der alten Sünde, schlechte Texte in schöne Musik zu setzen, so versuche man die Namen Time Truth Beauty Pleasure Deceit aus der abstracten Fassung in concrete zu übersetzen, etwa in: Zeus und Athene . . . . Aphrodite Dionysos und Hermes . . . so möchte sich ein Kampf des Licht- und Nacht-Reiches den Tönen sinnverwandt unterlegen lassen. Zwar verkennen wir nicht dass diese mythischen Personen denen der händelschen Allegorien nicht genau entsprechen: aber diese Unebenheit würde eben so wenig schaden, wie die in der H.-Ausg. gegebene Uebertragung von Pleasure durch »Weltsinn«, während das allgemeinere: Lust, Wollust, *Ἡδονή* wohl richtiger wäre. Jedenfalls wäre die mythische Personification in sich fester als die schwankenden Begriffe die in sich selbst wandelbar sind, indem z. B. der Name Pleasure mit joy und delight wechselt, Counsel mit Truth, Deceit mit Error, Time mit Wahrheit. Bewundernswerth bleibt nun der Tondichter, der aus den Gespenstern des Wortdichters lebendige Gestalten gemacht hat, gleichwie im Allegro

Digitized by Google

und Pensieroso aus den Eigenschaften wirklich eigene Menschen. Zudem ist die fast dramatische Wendung des Textes dass die übrigen bösen Mächte tödtlich überwunden werden, dagegen die Schönheit sich in freier Liebe zur Wahrheit bekehrt, hier durch die musicalische Charakteristik nachgeahmt, indem sich die Personen untereinander steigern und wandeln: Pleasure erscheint zu Anfang edler und bestimmter, Beauty unbestimmter, was sich im letzten Akte umkehrt. — Wie Händel sein Werk lieb gehabt, das beweist seine Arbeit daran im 24, 53 und 73 Lebensjahr. Die hier vorliegende Gestalt ist die aus der letzten Lebenszeit; der für den nächstjährigen 24. Band versprochene Wiederabdruck der ältesten Ausgabe von 1708 wird anziehende Vergleiche von Jugend und Alter gewähren.

Die einzelnen Personen betrachtend merken wir dass Time und Pleasure am schärfsten gegensätzlich charakterisirt sind, ihnen zunächst Beauty, zwischen denen die übrigen vermittelnd zuweilen blassere Züge zeigen. Die Schönheit tritt zuerst mild und zagend auf (p. 15), bald hebt sie sich fröhlich keck der Weisheit entgegen (29), dann in siegreichem Gefühl sogar der obersten Gewalt widersagend (106), wendet sie sich endlich der erkannten Wahrheit zu in warmen herzlichen Tönen (140). — Der Genius der Zeit ist von Anfang bis zu Ende einheitlichen Charakters: männlich, grossartig, voll schweren Ernstes (33. 112. 150). Von den übrigen ist Pleasure oder Weltlust die munterste und charakterloseste Gestalt, Deceit der Lügenvater hartnäckig im Charakter, Counsel Weisheit lehrhaft altklug, etwas steif; bedeutend ist ihre Steigerung von der Arie S. 25

Digitized by Go

zu der S. 108. — Leider finden sich keine eigentlich dramatische Duette oder Terzette; der Principienstreit ist nirgend musikalisch ineinander gewirkt ausser in den nicht eben bildhaften Recitativen, und kommt nur annähernd zum Vorschein in den Sätzen von Solo und Chor. Unter den Chorsätzen sind die der Freude zugewandten denen der Weisheit und Wahrheit schön entgegengestellt, mit einfachen Mitteln Grosses wirkend, wie Händel liebt; merkenswerth sind die damals ungewöhnlichen doppelzweistimmigen statt der vierstimmigen S. 58. 82.

Das Oratorium Belsazar, im Jahr 1744, Händels 60. Lebensjahr componirt, trägt wie die übrigen aus denselben Zeitraum Züge unvergänglicher Jugend, doch ist es anderen Kernwerken verglichen minder volksthümlich ergreifend, ob wegen der Länge der Recitative oder wegen der Textgestalt überhaupt, ist schwer zu sagen. Der umfangreiche in edler Sprache gehaltne aber mit überflüssiger Rhetorik durchflochtene Text ist von H. mehrmal erheblich gekürzt und hätte von andrer Hand wohl noch mehr Kürzung erfahren, da eben diese Wortgebilde ermüdend sind weil sie nicht wie Picanders Passionslieder mystisch, sondern in englischer Weise moralisch reflexionsreich sind. Wir wundern uns dessen bei Ch. Jennens, Händels Freund, der die Textwahl zu Messias und Israel obwohl mit rein biblischen Worten doch in selbständiger poetischer Freiheit so trefflich ausgeführt hat. Ungeachtet jener Mängel ist jedoch das Werk wie es vorliegt wirksam gegliedert in den dramatischen Fortschritt von Belsazars Uebermuth, Jehovas Flammenschrift, Daniels Weissagung und Cyrus Sieg. Das wider einander Ringen dieser Kräfte ist in klarer Personenzeich-

Digitized by Google

geniale Wunderwerke; das sind sie nicht, aber Clavierauszüge gibt es freilich verschiedener Art! und diese neuen händelschen gehören unter die besten, gleich den älteren zu den mozartschen Opern in den Breitkopf-Härtelschen Ausgaben, deren Redacteur zu bescheiden war sich zu nennen, und doch Lissts Geistreichigkeit mindestens ebenbürtig war. — Ausserdem ist zu loben, dass in dieser H.-Ausgabe die Pedanterie der Doppelnoten bei zweisprachigem Texte aufgegeben ist z. B. 15, 1, 1—36, 3, 2—166, 3, 2 und öfter — da jene peinliche Doppelschrift zumal bei Recitativen Augen und Verstand verwirrt statt wie man will hülfreich zu sein.

Die Instrumentation des Oratoriums ist sparsam wie bei den meisten händelschen, indem er durchgehends Geigenquartett, nur an Glanz- und Wendepunkten stärkere Farben gebraucht, z. B. im Messias zum Halleluja und Amen nach alter Aufschrift nichts als Trump and Drum = Trompete und Pauke. Diese Enthaltsamkeit ist weder Armuth noch Unkenntniss der Instrumentaleffecte, sondern freier Wille, den Menschenton und die Wahrheit der Melodien durch sich selbst wirken zu lassen. Die nach modernem Sinne fast einfach zu nennende Ouverture ist doch reich an Kunstgehalt: zwar hört man die typische Weise jener Zeit und Hs Lieblingswendungen bald durch, aber es ist doch etwas Sonderliches was diese Tonbilder vorbereiten, im Maestoso offener, heroischer, im Allegro mehr verhüllt, dazu fremdartig durch die ungewöhnliche Ausweichung, aus dem Grundton nicht sogleich zur Dominante sondern erst durch die entlegene Untersecunde = Septima Toni — weiter zu gehen. Zwischen dies munter bewegliche Thema treten S. 3, 3, 3—5, die abweichenden

Digitized by Google

Töne eines ernst rührenden Gesanges, gleichsam ein Vorklang des Gegensatzes zu Belsazar. Uebrigens war die spätere Art, den Inhalt des Drama in der Ouverture vorzubilden, damals wenigstens nicht Grundsatz, und die Einleitungen zu Maccabäus, Samson, Alexander, Josua tragen mehr den Charakter allgemeiner Stimmungsgemälde als specifischer dramatischer Vorhallen an sich.

Das dritte Stück des Jahrgangs enthält 8 Instrumental-Concerte, die uns einen Einblick gewähren in die Gemüthsergötzung jener Zeit wo die Fingerkünste noch nicht europäische Ereignisse waren. Die vorliegenden Stücke sind grossentheils gesunde ansprechende Musik leichteren und ernsteren Inhalts; gegen die Claviersachen der 3. Lieferung gehalten werden die Orchestersätze heute Vielen als das Geringere erscheinen, doch wird die richtige und vollständige Aufführung, und zwar mit Clavier (Vorrede S. IV. was auch für manche bachische Instrumentalien gilt) sie in besseres Licht stellen; die edle Freudigkeit des Händelschen Genius bezeugt sich auch hier, und einzelne Sätze werden ihre vollgültige Wirkung thun, selbst wenn sie in die heut übliche Gesellschaft romantischer Hexen und Kobolde mitten hinein geschoben werden. Es ist manchmal viel leichtes Gangwerk mit geringer Modulation und stehenden Phrasen, was uns mannigfaltig gewöhnten und verwöhnten nicht mundet; dagegen blitzt es kräftig wo Händel allein spricht nach seiner eingebornen Natur, heroisch, prächtig oder Liebe in süssen Tönen singend. Das sanghafte Marschlied im II. Concerto grosso S. 25, von 5 Geigen und 2 Bläsern auszuführen, würde sich bald Gönner erwerben; desgleichen das

Digitized

kurze Adagio S. 31 mit der munteren Fuge, die ein schwieriges Thema witzig und klangvoll, zuletzt in umgekehrter Melodie, interessant durchführt. — Dem stolzen Eingange von Conc. IV nebst geist- und tonreichem Allegro möchte man ein kräftigeres Finale wünschen; diese sonderbare Constructionsart, den Fortgang nicht steigernd sondern sinkend zu halten, wendet Händel in diesen Concerten mehrmals an; seit Haydn ist sie mit Recht verlassen. — Die Fuge im Conc. V S. 46 ist schon länger bekannt, hier aber richtiger in Geigenklang ausgelegt als in der uns gewohnten Orgelweise. — Der schönste von den Sätzen ist wohl das *Concerto grosso* in C, bei edler Einfachheit der Construction doch reich an bedeutenden Momenten, dessen erster und dritter Theil Begeisterung wecken wird; der liedartige Schlusssatz wird minder durchdringen, da er, obwohl klar melodirt und gegliedert, eine gewisse alterthümliche Steifheit an sich trägt.

Von den übrigen 4 Concerten scheint uns das II das anmuthendste; nach Weise der Suiten-Form sind hier alle Theilsätze in gleicher Tonart gehalten; sonderbar dass H. selbst eine Variante des ersten Satzes gegeben hat, die in andrer Tonart steht; sie ist übrigens rhythmisch und melodisch wohlgebildeter als die erste, und laut Vorwort p. IV die spätere.

* * *

Der 13. Band der Bach-Gesellschaft zerfällt in 3 Lieferungen: I. 4 Trauungs-Cantaten — II. 6 englische und 6 französische Suiten (II. Band der Clavierwerke) — III. Trauer-Ode auf den Tod der Churfürstin und Königin Christiane Eberhardine, August des Starken Gemahlin. — Die

Digitized by Google

Trauungs-Cantaten sind hier zum erstenmal herausgegeben, wenngleich mehrere Sätze derselben aus anderen Werken zusammengestellt und anderweit bekannt sind. Die erste derselben beginnt mit einer kunstreich gearbeiteten Fuge von gewaltiger Tonkraft, der ein gemüthvoll rührendes Basslied folgt — in derselben Tonart Gdur, die im II. Theil des Weihnachtsoratoriums dem zarten Wiegenliede, im Matthäus der liebreichen Bassarie unterliegt, und die Händel sanfte Wehmuth malend im Maccabäus verwendet — ein Zeichen von dem Sinne der Tonarten den man rechnend ableugnen will und doch hörend vernehmen muss. — Aus der zweiten Cantate ist die spannende Einleitungssinfonie, und das schöne Männerduett »der Herr segne euch« heraus zu heben; der Schlusschor prächtig beginnend, ergeht sich nachher in einem doppelten Contrapunct zum Amen, welcher kunstreich geführt aber gar nicht erbaulich ist, und zudem die Stimmen instrumentalisirt auf eine Weise, wie nur S. Bach sich erlaubt hat. S. 88 u. fgd. — Die schönste dieser Cantaten ist wohl die dritte und bei aller Kunst doch fasslich und eingänglich; unbekannt ist die Choralmelodie S. 128, wahrscheinlich selbsterfunden wie deren öfter bei Bach vorkommen, deren jedoch keine volksthümlich geworden ist.

Die englischen und französischen Suiten die die II. Lieferung d. Jahrggs bilden, sind allen Freunden Bachs längst bekannt; sie erscheinen hier in neuem Gewande schön hergestellt, doch vermissen wir Bemerkungen über die älteste Edition und anderes Kritische, dergleichen die übrigen Werke betreffend den Vorworten reichlich beigegeben ist.

Die dritte Lieferung enthält die vielbespro-

Digitized by Google

chene Trauerode: ein reiches Tonbild, zu dessen bedeutsamen Tönen der elende Text von Gottsched so sehr in Disharmonie steht, dass der Herausgeber W. Rust sich entschloss einen angemesseneren (auf Allerseelentag) zu dichten, was ihm recht gut und den Sängern zu Dank gelungen ist.

Bei Gelegenheit dieser Lieferung können wir nicht umhin die früher schon ausgesprochene Frage zu erneuern, weshalb nicht neben den reichlich gegebenen Vocalien unsres Meisters, deren vorzüglichste grössere ja dankenswerth hergestellt sind, häufigere Instrumentalien erscheinen? Von den bisherigen 13 Bänden sind nur zweie rein instrumental, und es sind doch dieser Kategorie soviele, und weit mehr als manche Vocalien unbestritten vollendete, dass die Inhaber der Bach-Ausgabe ihrer wahrhaft bedürfen. Man wende nicht ein, dass der grössere Theil der Cantaten dieser Ausgabe bisher unbekannt gewesen, und die Instrumentalien in vielen neuen Ausgaben gangbar sind. Aber so gut wie die Matthäus-Partitur trotz der marxschlesingerschen neu gedruckt ward, so darf die bisherige Publication auch kein Hinderniss für die Instrumentalien sein: und auch hier ist manches z. B. die Orchestersachen, die Doppel-Claviersonaten und ähnliches noch nicht in aller Händen, andres ganz unbekannt, anderes noch kritisch zu bearbeiten.

* * *

Eine Gesammt-Ausgabe von Palestrina ist noch nicht vorhanden und wird nicht leicht unternommen werden, ehe nicht von kirchlicher Seite her Wunsch und Förderniss hinzutritt. Der päbstliche Capellmeister Baini († 1844)

Digitized by Google

kat eine Gesammtausgabe beabsichtet aber wegen Ungewissheit des Erfolges aufgegeben, und das heutige Italien wird zu solchem Monumente weder Zeit noch Mittel besitzen, obgleich äusserlich genommen ein solches leichter als unsre Händel- und Bach-Ausgaben herzustellen wäre, da von Pal. Werken eine ansehnliche Zahl schon bei seinem Leben in correcten lesbaren Drucken erschienen. Ungeachtet ihrer unsterblichen Schönheit sind sie den Katholiken nicht so gekannt und geliebt wie sie sollten, was wir dem Zustand der heutigen Tonübung und der Verweltlichung des Klerus eher schuld geben als dem empfänglichen Volke, das die ewigen Werke sobald sie objectiv vorgeführt werden gar wohl versteht.

Ueber die Anlage der vorliegenden de Wittschen Sammlung, die nach des Sammlers unerwarteten Tode von andrer Hand veröffentlicht ist, geben uns die zwei Vorworte keine Auskunft, auch nicht ob sie soll fortgesetzt werden; jedenfalls ist sie werthvoll sowohl durch saubre, ja glänzende Herstellung, als weil sie grossentheils Unbekanntes bringt, Bekanntes aber, wie das Surge illuminare Jerusalem Bd. 3. N. 28 gegen frühere Ausgaben z. B. von Winterfeld (Gabrieli III) kritisch berichtigt darstellt.

Ehe wir über Zweck und Ausdehnung der Wittschen Ausgabe näher unterrichtet sind, müssen wir dieselbe zunächst auf das Künstlerische gerichtet halten; doch kommt sie auch dem Kirchendienst zu gute, sofern er das Dargebotene vernünftig ergreift und sich nicht durch zeitsinnige Musikmacher von der richtigen Bahn ablenken lässt zum Rückfall in den sogenannten Kirchenstyl der Wiener Schule, den man dort kürzlich entdeckt und den Altmeistern eben-

Digitized by Google

bürtig gefunden hat: Mozart und Haydn — heisst es — seien nicht bloss ehrenwerthe Männer sondern fromme und gute Katholiken, daher dürfe man keinesweges der Reaction beistimmen welche ihre Messen unkirchlich finde; der Typus des Styls allein thue es nicht, Merkmale des Kirchlichen könne Niemand nachweisen oder widerlegen, die Menschheit sei im Fortschritt, mithin auch die Kirche u. s. w. Freilich, so wenig wie überhaupt Merkmale zur Wesenschau helfen oder gar sie ersetzen, so wenig kann auch das Heilige und Schöne, die heilige Schönheit durch merkbare äussere Zeichen erwiesen werden. Das Tonreich ist weit, die Zusammenklänge zu allen Zeiten consonirend oder dissonirend; nach Ch. Beauquier »Sur la musique instrumentale« (Paris 1866) kommt es nur auf die Stimmung an um etwas kirchlich zu finden — »melancholische Exaltation, geheimnissvolle Stille, Weihrauchduft hinter buntem Fensterglas« da meint er, sässe das Kirchliche, was darüber hinaus so titulirt werde sei doctrinäre Einbildung. Nun, die gesinnungstüchtigen Literaten mögen Recht haben, dass das innere Zeugniss der empfangenden Seele nicht jedermanns Sache ist; dennoch bleibt es wahr dass unbefangene Musikfreunde die die Kirche nicht bloss von Hörensagen kennen, auch einigermassen fähig sind nicht bloss Scherz und Ernst zu unterscheiden, sondern auch zu merken wo eitle Lüstlichkeit walte und wo keusche Wahrheit: dieses Wahrhaftige, Un-eitle kündet sich dem Gemüthe gewisser an als irgend eine kritische Wissenschaft erweisen kann; es ist die innere Wärme der Empfindung die in allem Künstlerischen die Herzen gefangen führt, und Gleiches wirkt wie es in des

Digitized by Google

Werkmeisters Seele geboren und gewollt war. Solche Werke kann wer je durch sie berührt ist hundertmal hören und jedesmal sich erneut fühlen zum Aufschwung in die Region die über dem endlichen Urtheil ist; und solche Wirkung erleben wir an den kirchlichen Meistern des 16. Jahrhunderts insbesondere dann, wenn ihre Tonsätze einfältig d. h. ohne gesuchten Ausdruck in gesunder Tonreinheit und klarer Rhythmik vorgeführt werden; alle Künstlichkeit der sentimentalen Dynamik wird zu schanden vor jener einfachen Grösse die ihren Vortrag in sich selbst trägt, weil ihre Tonlagen und Stimmführungen, überhaupt ihre gesammte Tonbildlichkeit auf der natürlichen Tonordnung beruht, die aller künstlerischen Ordnungen Hintergrund ist und darum wirkt was sie soll, daher denn Hohes und Niederes, Aufschwung und Demuth von selbst vernehmlich wird, sobald man ehrlich singt was geschrieben steht. Dass es sich so verhalte muss man erproben, entweder an heiliger Stätte oder in stiller Häuslichkeit — nur nicht im blendenden Concertsaal, wo das typische Applaudiren gebildeter Thebaner allen Kunsttypus gründlich zerstört. — Die typische Objectivität des Ausdrucks, wie sie der kirchliche Geist auch in der Architectur fordert, ist aber deshalb noch nicht Starrheit, Kälte, Gleichförmigkeit; vielmehr tritt statt des uniformen Pfaffenthums und gefürchteten Consistorial-Drucks die freie Besonderheit der Kunstwerke ebenfalls zu Tage, aber in edler Erhöhung der lebendigen Volksthümer und Persönlichkeiten. Wie nun alle Künste auch im kirchlichen Bereich das Urbildliche unwillkührlich individualisiren, nicht umgekehrt die individuellen Objecte willkührlich verschönern, scheinbar idealisiren wollen: das

Digitized by Google

zeigt sich in unbeschreiblicher Wirklichkeit bei den bevorzugten Meistern, während die lüsternen Reize sinnlicher Malerei die vorzugsweise bei Rationalisten und Jesuiten (z. B. Roothaan) für kirchliche Kunst gelten, keine ewige, kaum zeitliche Wirklichkeit haben. — Persönliche Volksthümlichkeit innerhalb des heiligen Bezirks äussert sich dem aufmerksamen Hörer unzweideutig; und eben so gewiss wie in S. Bach die bejahende Seite des hallischen Pietismus, in Händel die stolze Hoheit der englischen Kirche durchklingt, so nehmen wir auch bei den älteren Meistern individuelle Züge wahr die das Gemüth bedeutsam freundlich berühren. Ganz anders spricht der heroische schwere Ernst in den Spaniern Vittoria und Morales, anders Palestrinas klarer wallender Schönheitsglanz, anders Hasslers männliche Innigkeit und Orl. Lassos bildkräftiges Behagen. Ein Vorzug gebührt Palestrina wegen des reinen Wohllauts und der saubersten nie bloss äusserlichen Technik, während die tiefgläubige Empfindung der Deutschen und Spanier ihn oft übertrifft.

Indem wir weiter als die kritische Anzeige fordert auf das Künstlerische eingehen, hoffen wir zugleich den Kirchlichen und den Kunstfreunden die Sehnsucht nach dem Vollkommnen zu wecken das in diesen drei Bänden reichlich geboten wird, und bezeichnen als besonders verständliche und eingängliche mehrere der unbekannten die den oft gehörten O bone Jesu — Popule meus und ähnlichen weit vorangehen. — Aus dem ersten Bande, der nach dem Druck der Gebrüder Dorici in Rom (1569) wiederholt ist, heben sich heraus; N 1: O admirabile Commercium — N 3: O Antoni eremita — N. 6: Alleluja, tulerunt Dominum mit liedhafter Canti-

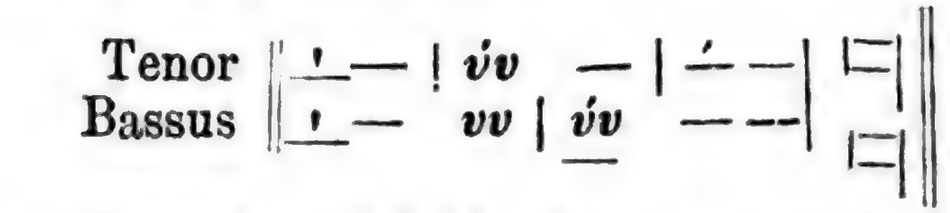
Digitized by Google

lene zu Anfang, dergleichen die Niederländer vor Orl. Lassus häufig haben — N 8: O lux beata Trinitas — N 13: Beatus Laurentius, mit Cantus firmus im II. Tenor*) — N 32: Tu es Petrus, dessen mildheitre Schönheit wohl einen Vergleich zulässt mit der ernsten, ja herben Fassung derselben Worte bei Willaert, der glänzenden bei Al. Scarlatti. Merkenswerth ist, dass Palestrina und die Römer bei übrigens richtiger Sylbendeclamation den eigentlichen Wortausdruck weniger heraus treten lassen als die Deutschen; wohl ist der allgemeine Inhalt durchblickend, die Wendepuncte schön bezeichnet; aber das Pathos der Betonung dessen wir gewohnt sind, ist nicht das Regelnde; doch thut dieser Mangel dem Gehalt der Tonbilder keinen Eintrag, wie u. a. der ruhige Legendenton von N. 23: Unus ex duobus qui secuti sunt Dominum erat Andreas frater Simonis Petri, Alleluja — ein sinnreiches altkatholisches Tonbild gewährt, gleich den bei Niederländern gesungenen Ueberschriften z. B. »Lamentationes Jeremiae Prophetae: Aleph« — — — wo die Zahlbuchstaben mit feierlichen Melismen umkränzt gar nicht lächerlich klingen, sondern wie Säulen im Gewölbe stehen, trennend und bindend, als kräftige Achsen strömender Bewegung. S. Commer Mus. Bat.

Aus dem zweiten Bande sind einzelne Stücke nach verschiedenen Rücksichten hervor zu heben: N. 5 O sacrum convivium — N. 8. Ascendo ad patrem meum — N. 16 Peccantem

*) Wobei die Benennung *Tenor secundus* am Rande v. p. 61 dem modernen Sprachgebrauch entnommen ist, während in Palestrinas Zeit der C. f. allezeit Prima Vox hiess, und die Benennungen Primus Secundus etc. nicht nach der Ton-Höhe gezählt werden.

me quotidie timor mortis conturbat — N. 23 Cantabo Domino in vita mea — N. 29 Laudate Dominum wegen des schönen, zuweilen specifischen Wort-Ausdrucks, dergleichen sich auch in dem sonst leichtblütigen N. 24 Tu es Petrus bei den Worten Claves regni coelorum p. 127 hervorthut, gegen die Gewohnheit der classischen Italiener. Noch andre von wunderbarer Schönheit wolle der geneigte Leser selbst nachlesen, namentlich Anfänge und Schlüsse, letztere von einer Grösse und rhythmischen Gewalt, die sonst niemand als S. Bach gleichkräftig zu dichten weiss z. B. hier II S. 36. 39; I p. 82. — Einige dieser Schlüsse würden wir jedoch anders taktiren als der Herausgeber, namentlich S. 70. 73. 109 wo statt der 4 letzten $\frac{4}{4}$-Tacte — — | *vv* — | — — ‖ 𝅝 vielmehr die metrische Vertheilung sein müsste — — *vv*| — 𝅗𝅥 𝅗𝅥 — ‖ 𝅝, da bekanntlich die letzte Note, als Longa, häufig in unbestimmt freiem Ausklang gehalten wird, bezüglich der übrigen aber die Taktstriche, die den Alten nicht üblich, unsre Sache sind und freie Interpretation zulassen; wobei dann auch zuweilen gleichzeitige Ober- und Unterstimmen verschiedene Gliederung haben z. B.



ein rhythmisches Gebilde das jener Zeit beliebt war und von herrlicher Wirkung ist. Dieselbe Formel findet sich häufig bei damaligen Italienern, z. B. in der trefflich schönen Messe von Franz Anerio 1620 (?), welche kürzlich neu herausgegeben ist in der Fortsetzung von Proskes Musica divina, Annus II Liber Missarum

p. 64. Wo bei Händel ähnliche Schlüsse vorkommen, da hat die neue deutsche H.Ausgabe es jedesmal im Clavierauszug durch doppelte Tactirung anschaulich gemacht. Auch Mozart gebraucht solche Doppelmessung einmal im ersten Don Juan-Finale, freilich in anderem Sinne. — Wegen der übrigen Tonsätze des II Theiles ist noch zu bemerken, dass viere davon Palestrinas Söhnen Angelo, Sylla, Rodulfo angehören, unter denen der mittlere mit heroischem Schwunge anhebt, die beiden anderen weniger eigenthümlich scheinen; doch ist es gewagt, aus einzelnen Beispielen zu urtheilen.

Vom dritten Theile sind N. 29 Lauda Sion und N. 31 Ave Regina voll edler Kraft und Schönheit, in N. 29 auch das Amen S. 143 auszuzeichnen, weil dieses Wort sonst weniger im römischen als im evangelischen Tonsatz hervortritt. — Bei der sorgfältigen Herstellung der Tonsätze sind wenige Errata stehen geblieben die wir glauben zum Besten der Sache notiren zu müssen. Es ist zu lesen P I: S. 3, 1, 5 Quinta Vox fis′ statt F′ — 125. 3, 4 Bassus muss d statt c singen — P II: 117, 1, 6 Cantus muss zwischen beiden Noten eine Minima Pause haben — 133, 2 fiducialiter — P III S. 37, 2, 3 muss die Quinta Vox b statt h singen. — Die Conjectur des ersten Gis in der Quinta Vox P I, p. 85, 3, 2 scheint nicht nothwendig begründet, da die Schrift des Originals für das Gegentheil spricht, und der 4 Tacte frühere Gang derselben Stimme c. cis ein sinnverwandtes Beispiel der Querständigkeit nach älterem Gebrauch bietet. — Eine widrige, sonst bei Palestrina ungewöhnliche Stimmführung befindet sich II, 154, 2 wo im letzten Tacte der Sextus den Leitton h verdoppelt; zwar ists technisch richtig, aber

Digitized by Google

übelklingend: hier wäre eine Emendation a
Platze, etwa a d' g statt a h.

Wer nun wie eine neuere Kunsttheorie thut i
mer aufs Neue sorgt um wissenschaftliche Fes
setzung dessen was kirchlich oder geistlich od
beides nicht sei: der wird, so lange dafür kei
exacte Formel erfunden ist, sich an die Reg
halten müssen: An ihren Früchten sollt ihr s
erkennen. Es wäre doch wohl auszumittel
welche Hörer von diesem oder jenem meh
ergriffen werden und warum — höher hinau
welche Art Gesang mehr Andacht, welche meh
Zerstreuung wirke — am höchsten gefragt: we
cherlei Gesang dem wirklich Bedürftigen s
zu Herzen ginge, dass er ihn im Leben un
Sterben, oder wie jener evangelische Cantor i
diesem und jenem Leben hören möchte. Un
solche Tonsätze sind allerdings vorhanden, vo
denen sich fromme und weltliche Leute einstim
mig sagen: das ist fromm, das klingt heili
das füllt die Seele — während so einstimmig
Urtheil schwerlich bei Jacob Meier Beers Hug
nottenchoral oder Rossinis Stabat laut wird
Und in Deutschland sind die sogenannten kirch
lichen Sympathien noch stark genug, dass ma
nicht Dinge die innerlich unvereinbar sind, ver
mengt, nicht in der Kirche Pelotonfeuer bei de
Exsequien des Marschalls, oder wie neulich in St
Eustache zu Paris zur Wandlung in der Messe ei
nen FFTrommelwirbel abseiten der Nationalgard
aufführen lässt — und dass man — wenigsten
nicht allgemein — die Meinung hegt eine neu
Kirche erfinden zu müssen, da sich die alt
nicht in unsre Bildungsstufe schicken wolle. Wi
haben in Deutschland noch kirchlichgesinnt
Künstler unter denen wir die evangelischen Grell
Herzog und Riegel, die katholischen Mettenleiter

Digitized by Google

Proske († 1863) und Esser in Ehren halten. Solche Künstler die noch an die Una Sancta Catholica in und ausser Rom glauben, werden an den besprochenen Werken trotz ihres persönlichen Bekenntnisses nicht nur Gefallen finden, sondern neue Saat aus alten Schatzkammern die unvergänglich fruchtet, daraus erlesen.

E. Krüger.

M. Tullii Ciceronis opera quae supersunt omnia. Ediderunt J. G. Baiter C. L. Kayser. Vol. VI. VII. VIII: Opera philosopha et politica. Recognovit J. G. Baiter. Leipzig Tauchnitz 1863—65. In Oct.

Diese Ausgabe schliesst sich eng an die von Baiter und Halm besorgte Züricher Ausgabe an, welche die Lesarten der den Text bestimmenden Handschriften vollständig mittheilt, und deren vierter Band enthaltend Ciceros philosophische und politische Schriften 1861 erschienen ist. Während aber in jener Ausgabe die Herausgeber die Arbeit so unter sich getheilt hatten, dass Halm die Academica, de legibus, de re publica, Cato und Laelius, Baiter die übrigen Schriften bearbeitete mit Ausnahme von de divinatione und Paradoxa, welche Christ übertragen waren, hat hier Baiter die Recension aller Schriften besorgt und nur eine Anzahl Vermuthungen Kaysers theils in den Text aufgenommen theils in den Vorreden mitgetheilt, wenn sie ihm zwar beachtenswerth, aber nicht evident genug erschienen. In diesen Vorreden nämlich theilt Baiter die wichtigsten Varianten der Handschr. und Vermuthungen der Herausgeber in einer so geschickten und sorgfältigen

Auswahl mit, dass dieselben ein sehr bequem
und erwünschtes Hülfsmittel für eine kritisch
Lectüre dieser Schriften sind. Baiters Krit
hat nicht den Scharfsinn Madvigs, der an
vielen Stellen des Cicero worin die Verderbni
besteht und was der Zusammenhang der G
danken erfordert mit fast mathematischer G
wissheit nachgewiesen hat, seine Conjecture
haben auch nicht das Anschmiegende an d
Buchstaben der Handschr., wodurch sich Halm
Vermuthungen auszeichnen, aber mit richtige
Takt und grosser Kenntniss des Ciceronische
Sprachgebrauchs hat er theils selbst an viele
Stellen das Rechte gefunden, theils unter de
Vermuthungen Andrer eine ansprechende Wah
getroffen, und manche bisher zu wenig beach
tete Conjectur an das Licht gezogen. Vo
Neuem hat er den Text einer gründlichen Prü
fung unterworfen und die seit 1861 erschiene
nen Arbeiten Andrer sorgfältig benutzt. S
weicht denn der Text an zahlreichen Stellen vo
der Züricher Ausgabe ab, sowohl in den Schrif
ten, die dort Halm und Christ als in denen
welche Baiter selbst bearbeitet hat. Häufig w
dort die Herausgeber, ohne sich für eine de
vorgebrachten Conjecturen zu entscheiden, das
Zeichen einer Verderbniss in den Text gesetzt
haben, nimmt B. hier, wie dies ja auch dem
Zweck der Ausgabe entsprechend ist, eine Ver-
muthung in den Text auf. Namentlich mancher
ansprechenden Conjectur Madvigs, Halms, Christs,
welche dort nur in den Anmerkungen angeführt
ist, gestattet er hier einen Platz in dem Texte,
wie er denn überhaupt weniger als die genann-
ten Herausgeber conservativ gegen die hand-
schriftliche Ueberlieferung ist und namentlich
immer mehr sich in der Ueberzeugung befestigte,

Digitized by Google

dass diese Schriften Ciceros durch eine Menge von Interpolationen entstellt sind.

Neues handschriftliches Material hat B. nur in Bezug auf die Schriften de senectute und de amicitia benutzen können. Von der ersteren nämlich hat Th. Mommsen in den Monatsberichten der Berliner Akademie die Lesarten einer Leydener Hdschr. des 10. Jahrh. mitgetheilt, die an Werth alle anderen Hdschr. mit Ausnahme der Pariser N. 6332 so übertrifft, dass so lange nicht etwa noch bessere Hülfsmittel auftauchen, der Text des Cato maior lediglich nach der ersten Hand jener Pariser und dieser Leydener Hdschr. fest gesetzt werden muss. Zugleich giebt uns diese Hdschr. einen interessanten Aufschluss wie die Abweichungen der jüngeren Hdschr. entstanden sind. Beide Hdschr. nämlich, die Pariser und Leydener, sind eine mit der anderen collationirt, und die Abweichungen der andern über der Zeile bemerkt; die Schreiber der jüngern Hdschr. haben nun bald der im Text bald der über der Zeile stehenden Lesart den Vorzug gegeben. Mit Recht hat B. einzelne Vorschläge, welche Mommsen auf Grund der Leydener Hdschr. gemacht hat, nicht aufgenommen. So nimmt er §. 10 an, dass nur durch ein Versehen des Abschreibers (wie denn überhaupt die Hdschr. an Lücken reich ist) nach quaestor in L die Worte deinde quadriennio post factus sum ausgefallen seien, während Mommsen quaestorque magistratum gessi schreiben wollte, was auch darum weniger Wahrscheinlichkeit hat, da die Leydener Hdschr. selbst quaestor quem magistratum bietet. Aber trotzdem hat die Hdschr. B. bestimmt an etwa 20 Stellen dieser kleinen Schrift von dem Text der Züricher Ausgabe abzugehen und eine sorgfältige Prüfung

Digitized by Google

dürfte die Zahl der zu ändernden Stellen noch vergrössern (s. Lahmeyer Philol. XXIII p. 479). Ein weiteres Hülfsmittel der Kritik bot B. eine früher Rheinauer, jetzt Züricher Hdschr. des 11. oder 12. Jahrh., deren Lesarten er vollständig im Philol. XXI p. 536 f. und p. 675 f. mitgetheilt hat. Sie bestätigt an einzelnen Stellen ein schon früher durch Conjectur gefundenes oder durch Nonius gebotenes Wort, z. B. §. 33 parti aetatis, wo die andern Hdschr. parcitatis oder Aehnliches haben, vgl. Non. p. 408, und hat namentlich §. 28 eine neue und entschieden richtige Lesart geboten. Hier las man bisher facitque persaepe ipsa sibi audientiam diserti senis compta et mitis oratio. Mit Grund nahm Seyffert an compta Anstoss und wollte temperata schreiben, das Richtige hat diese Hdschr. nämlich *composita*, vgl. Quint. VI 2. 9 affectus mites atque compositos. Aber im Ganzen hat doch diese Handschriften keinen höheren Werth als die von Halm benutzten Münchner und Baiter hat an ein paar Stellen ohne rechten Grund aus ihr eine Lesart aufgenommen. So lässt sich §. 24 Quamquam in *aliis* minus hoc mirum est — sed idem in iis elaborant wohl rechtfertigen, da der allgemeine Begriff numquam ulla fere maiora opera vorausgeht, welcher die jährlichen und für einen weiteren Zeitraum sorgenden Arbeiten zusammenfasst, und man hat nicht nöthig nach der Rheinauer Hdschr. quamquam in *his* zu schreiben. §. 58 dürfte die Lesart der älteren Hdschr. habeant igitur sibi arma, sibi equos vor Baiters sibi igitur hab. arma sogar vorzuziehen sein (Lahmeyer Phil. XXIII p. 478). Grundlos ist auch die Vermuthung, die B. zu §. 61 notum est totum carmen macht. Die Leydener Hdschr, die auch hier das bietet,

Digitized by Google

woraus alle Abweichungen entstanden sind, hat itiotum carmen, weshalb Mommsen id totum c. vorschlägt; der Schreiber der Rheinauer hat wie an anderen Stellen willkürlich das verdorbene Wort verändert in existimo carm. B. vermuthet deshalb existimo totum carmen.

Für de amicitia galt bisher als beste Handschrift eine Wolfenbütteler (n. 335) des 10. Jahrhunderts. Bald nach Vollendung der Züricher Ausgabe fand Halm jedoch noch eine Münchner des 10. Jahrh., aber alle andern übertrifft eine im Besitz des H. Didot in Paris befindliche, deren Lesarten Mommsen im Rhein. Mus. XVIII. p. 594 f. veröffentlicht hat, so sehr, dass Baiter auf ihre Auctorität hin an etwa 60 Stellen von der Züricher Ausgabe abgewichen ist. Ein Beispiel genügt, um die Trefflichkeit dieser Hdschr. zu zeigen. §. 8 hat C. Lange aus einer Hdschr. des Jac. Susius angeführt sed hi in pueris, Cato in perfecto et spectato viro, während unsre Hdschr. haben sed nec comparantur Cato in p. oder sed hi quidem nec Catoni comparantur in p., nur diese Hdschr. kommt dem unzweifelhaft richtigen in pueris nahe, da sie iniueris hat. Auch §. 49 ist ihr quid enim tam absurdum quam delectari multis inanibus rebus —, *animante* virtute praedito, qui amare — possit, non admodum delectari in jeder Beziehung dem *animo* der andern Handschriften vorzuziehen. Deshalb möchte ich auch B. beistimmen, dass er §. 54 die Worte sperni ab iis veteres amicitias, indulgeri novis eingeklammert hat, weil sie in dieser Handschr. fehlen, und sicherlich mit Recht hat er §. 55 nach derselben etenim cetera cum parant, cui parent nesciunt statt parantur — parentur geschrieben.

Digitized by Google

Wir wenden uns nun zu den Schriften, bei denen Baiter keine neuen Handschr. zu Gebote standen, und zeigen zuerst an ein paar Beispielen, wie sich seine Ausgabe zu den von Halm und Christ behandelten Schriften der Züricher Ausgabe verhält. Von dem Bruchstück der Academica posteriora existiren bekanntlich nur Handschr. des 15. Jahrh., als deren beste Halm mit Recht eine Danziger erkannt hat, freilich steht auch sie zu den andern Handschriften nur in demselben Verhältniss, das die jüngeren Handschr. andrer Ciceronischer Schriften unter einander haben, und wie gewaltig weichen diese schon von den Handschr. des 10. Jahrh. ab. Ein einigermassen sicherer Text lässt sich deshalb nicht herstellen, bis nicht etwa ältere Hülfsmittel gefunden werden, obwohl Halms Verdienste nicht gering anzuschlagen sind. Mit Recht hat sich aber Baiter nicht in der Weise an die Danziger Handschr. gebunden, wie er hätte thun müssen, wäre sie selbst oder eine ihr gleiche Handschr. die Quelle der übrigen. So hat nach ihr §. 3 Halm geschrieben id studium (nämlich die Philosophie) totaque ea *res* longe ceteris et studiis et artibus antecedat, während B. das dem Gedanken und Gegensatz weit angemessnere ea *ars* der Erfurter Hdschr. entnommen hat. — §. 16 hatte Halm nach den Hdschr. in den Text gesetzt: quod haec esset una *omnis* sapientia, non arbitrari se scire quod nesciat, aber von Anderem abgesehen wird hier die von B. aufgenommene Conjectur Lambins *hominis* schon durch einen Vergleich mit Plato Apol. p. 23 empfohlen, auf welche Stelle offenbar Bezug genommen ist *τῷ ὄντι ὁ θεὸς σοφὸς εἶναι καὶ ἐν χρησμῷ τοῦτο λέγειν, ὅτι ἡ ἀνθρωπίνη σοφία ὀλίγου τινὸς ἀξία ἐστίν* cet.

Digitized by Google

Eine empfehlenswerthe Conjectur hat Baiter §. 17 gemacht. Bisher las man illam autem Socraticam *dubitationem* de omnibus rebus et nulla adfirmatione adhibita consuetudinem disserendi. Halm hat nach der Danziger Handschrift dubitantem de omnibus geschrieben; dann ist aber die Verbindung durch et nicht zu erklären, denn das zu consuetudinem gehörige Particip dubitantem kann mit dem zu disserendi gehörigen Ablativ nulla — adhibita nicht durch et verbunden werden. Treffend ist deshalb Baiters Vermuthung dubitanter. Ebenso verdient Beifall seine Aenderung §. 39 *uti* quattuor initiis rerum illis quintam hanc naturam non adhiberet, denn ut in quattuor in., wie man bisher las, ist geradezu unlogisch. Dagegen giebt §. 33 Baiters Vermuthung: haec erat illis forma a Platone tradita, cuius quas acceperim *dissupationes*, si vultis, exponam nicht das, was der Gedanke verlangt, wenn sie auch dem disputationes der Hdschr. nahe steht. Cicero will ja doch die Abänderungen welche das Platonische System durch Aristoteles und Andre erlitten hat, kurz angeben, darum giebt Davis immutationes wenigstens einen ansprechenden Sinn. Schien dies Baiter eine zu gewaltsame Aenderung, so hätte er das Zeichen einer Verderbniss setzen sollen, wie er es mit Recht §. 35 gethan hat, wo Halm an den Worten Zeno cum — subtiliter dissereret et peracute moveretur keinen Anstoss genommen hatte. Aehnlich verhält es sich §. 1. B. schreibt nach Madvig atque illum complexi, ut mos est amicorum, *satis tum* longo intervallo ad suam villam reduximus. Die Handschr. haben *satis eum*, aber die Entfernung von Catos Villa ist schon in dem vorhergehenden durch paulumque cum

Digitized by Google

ab ejus villis abessemus angegeben, und ebenso wenig kann satis tum longo interv. zeitlich auffgefasst und mit complexi verbunden werden; denn nachdem der Inhalt des Verbums durch den Zusatz ut nos est amicorum verallgemeinert ist, kann nicht ein zweiter Zusatz satis — intervallo folgen, der zu dem ersten nicht passt. Halm hat auch hier Davis freieren Aenderung amicorum visentium se longo interv. den Vorzug gegeben. § 5 behielt Baiter bei, was die Handschr. haben: caelestia vel procul esse a nostra cognitione censent, vel, si maxime cognita essent, nihil tamen ad bene vivendum. Mit Recht fügt Halm vehere hinzu in kurzen Sätzen wie quid ad hoc, nihil ad rem wird valet, pertinet weggelassen, aber nicht der Infinitiv wahrer in längeren Perioden.

Ein günstigeren Geschick ist dem erhaltenen Buche der Academica priora insofern zum Theil geworden, als es mit den Büchern de finibus nat., de divinatione, de fato, Timaeus, Paradoxa, de legibus in einen Band zusammengefasst war, von dem wir in einer Wiener und einer Leipziger Hdschr. wenigstens Abschriften des 10. Jahrh. besitzen. Trotzdem ist der Text sehr verdorben, und man wird sich deshalb nicht wundern, dass die Zahl der Stellen, an denen B. von Halm abgewichen ist, nicht klein ist. Einzelne ausgezeichnete Verumthungen hat er selbst genannt. So § 20 laa man bisher nihil necesse est de gustatu et odoratu loqui, in quibus intellegentia, ubi vicious, est quaedam tamen. Aber müssen können wohl die Genüsse, nicht die Erkenntniss, die auf Geschmack und Geruch beruht, heissen. Madvig hatte deshalb ubicunque vermuthet, näher liegend und angemessner ist B's. vilior. § 10 haben die Hdschr. dicam enim nec

mea nec ea, in quibus, si non fuerint, vinci me malim quam vincere. Da der 2. Satz positiv sein muss, schrieb man entweder non vinci me oder, wie Halm thut, vinci non malim. B. schreibt nec mea et ea. Das unmittelbar vorhergehende nec konnte den Abschreiber leicht veranlassen auch an der zweiten Stelle *nec* statt *et* zu schreiben. Hierher rechne ich auch §. 94 *in* inlustribus igitur rebus insistis für inlustribus, vgl. in demselben §. in decumo insistis, und §. 137 P. Scipione [et] M. Marcello consulibus. An einzelnen Stellen hat B. Conjecturen Andrer aufgenommen, denen Halm zu wenig Beachtung geschenkt hat; so schreibt er §. 20 nach Madvig in quo (interiore tactu doloris aut voluptatis) Cyrenaici solo putant veri esse iudicium, *cui adsentiatur*. Halm behält das handschriftliche *quia sentiatur* bei, aber die Stellen, auf die er sich beruft: Sext. math. VII 191 *φασὶν οὖν οἱ Κυρηναϊκοὶ κριτήρια εἶναι τὰ πάθη καὶ μόνα καταλαμβάνεσθαι* und Acad. II 76 ea se sola percipere, quae tactu intumo sentiant, ut dolorem beweisen nichts. Dass eine Empfindung (sensus) auch durch die äussern Organe des Gehörs u. s. w. stattfinde, leugneten die Cyrenaiker nicht, doch meinten sie ermögliche diese Empfindung noch nicht die Gewissheit der Ueberzeugung (*κατάληψις*, perceptio), die sie allein der innern Empfindung zusprachen. Den Begriff *κατάληψις* übersetzt Cic. hier mit veri iudicium, cui adsentiatur d. i. cui adsentiendum sit (s. §. 39 u. 58), quia sentiatur wäre ein überflüssiger und nichts sagender Zusatz. §. 29 nec sapientem posse esse, qui aut cognoscendi initium ignoret aut extremum expetendi. *esse* vor initium, das Halm beibehält, hat B. mit Recht nach Lambin gestrichen, denn das Wissen von dem Vorhandensein eines

Digitized by Google

Ausgangspunktes der Erkenntniss und eines höchsten Gutes macht noch nicht den Weisen, sondern das Wissen von der Sache selbst. Ebenso hat er §. 33 mit Recht nach Manutius possit ita verum videri statt p. ita videri geschrieben; vergl. §. 34 ita mihi videatur verum, ut non possit item falsum videri; während freilich andrerseits auch manche Stellen sind, wo man dem Halmschen Text den Vorzug geben wird.

In geringer Zahl finden sich eigne Vermuthungen Baiters in den Büchern de re publica und de legibus, obwohl auch hier an manchen Stellen B. der handschriftlichen Ueberlieferung oder den Vermuthungen Anderer vor Halms Texte den Vorzug gegeben hat. Auf die einzelnen Stellen einzugehen würde zu weit führen, ich begnüge mich auf eine Vermuthung B.'s aufmerksam zu machen. de leg. II §. 9 stellt Cic. die einzelnen Gesetzesbestimmungen dem allgemeinen Gesetz gegenüber: a parvis enim, Quinte, didicimus 'si in ius vocat' atque eiusmodi leges alias nominare. Schon Heindorf Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. II. 435 schlug vor eiusmodi leges alias leges n., treffender ist Baiters *alia* eiusmodi leges nom. Die Hdschr. fügen nach atque *at* oder *ad* ein, worin wir eine Verstümmelung des ursprünglichen alia zu sehen haben.

An einer weit grösseren Anzahl von Stellen ist dagegen B. von der Züricher Ausgabe in den dort von Christ bearbeiteten Büchern de divinatione abgewichen. Mit Grund hat er hier einzelne Stellen ausgeschieden, die schon von Früheren als unächt bezeichnet waren, während Christ an ihnen keinen Anstoss genommen hat; so I §. 30 den Zusatz zu lituus: id est incurvum et leviter a summo inflexum bacillum, quod ab eius litui, qui canitur, similitudine nomen

Digitized by

invenit. Welchen Grund sollte wohl Cic. gehabt haben seinen Landsleuten den lituus so ausführlich zu beschreiben, und zwar an dieser Stelle, nachdem er schon vorher von ihm als einer bekannten Sache gesprochen? Es ist dies ein ebensolches Glossem wie Tusc. V §. 24 rotam, id est genus tormenti apud Graecos. Ebenso trage ich kein Bedenken B. beizustimmen, dass er I §. 65 nach Hottinger die folgenden Worte eingeklammert hat: sagire enim sentire acute est, ex quo sagae anus, quia multa scire volunt, et sagaces dicti canes; is igitur, qui ante sagit, quam oblata res est, dicitur praesagire, id est futura ante sentire. Die Stelle weicht von grammatischen Einzelheiten abgesehen im Tone so völlig von der übrigen Ciceronischen Darstellung ab, dass der Excurs eines Grammatikers unverkennbar ist, vergl. die ähnlichen Interpolationen Tusc. III 8. de fin. III 35. Beifall verdienen auch einzelne Umstellungen von Worten, die B. nach Hottingers oder Andrer Vorgang angenommen hat. So stellt er I §. 84 mit Recht das allgemeine Glied, das die einzelnen Begriffe zusammenfasst, si denique hoc semper ita putatum est, an den Schluss der Reihe, während es in der Hdschr. vor si summi philosophi steht, was um so weniger angeht, als man zu philosophi als Prädicat aus dem ersten Satze mecum faciunt ergänzen muss. Ebenso hat er mit Recht nach Meyer §. 115 die Worte quo de genere Apollinis operta prolata sunt um eine Zeile später nach credo etiam anhelitus quosdam fuisse terrarum, quibus inflatae mentes oracla funderent gestellt, statt nach similiter (näml. versibus) Marcius et Publicius vates cecinisse dicuntur. Von Verstellungen einzelner Satztheile finden sich bekanntlich im Text dieser Schriften viele Beispiele. Um von Baiters eignen

Digitized by Google

Conjecturen ein paar zu erwähnen so ist entschieden richtig die Hinzufügung von e §. 99 Caeciliae Quinti filiae *e* somnio — templum est — restitutum, vgl. §. 4 templum refecit ex Caeciliae somnio. I 15 hat die Vermuthung inest in rubetis (statt ranis) et ranunculis natura quaedam significans wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit als Klotz's bestiis, wenn auch die angeführte Stelle Plin. XXXII 50 nur beweist, dass diese Froschart als sympathetisches Mittel Liebe zu erregen und zu vertreiben gebraucht wurde. — Grösser freilich ist die Zahl der Stellen wo Christs Text vor der von B. angenommenen Lesart entschieden den Vorzug verdient. Ich führe nur aus dem 1. Buche de divinatione einzelne Stellen an. Ueberflüssig erscheint §. 4 Schütz Conjectur, die B. aufnimmt: cumque duobus modis animi incitarentur, uno furentes (statt furente) altero somniantes (st. somniante). Ebenso §. 5 veteri Academiae Peripateticis consentientibus, wo ich keinen Grund sehe von der Lesart der Hdschr. vetere Academia et Perip. cons. abzugehen. Ebenso §. 31 quarta parte quae erat reliqua in regiones (f. regione) distributa. Der ganze Weinberg heisst regio distributa, warum soll der vierte Theil nochmals in regiones eingetheilt sein? Etwa um von neuem die Vögel zu befragen? aber davon steht nichts hier. §. 49 schreibt B. nach Orelli quacunque incederet, arbusta virgulta *tesca* (f. tecta) pervertere. Aber tesca bezeichnet immer einen wüsten schaurigen Ort, passt also nicht in diese Schilderung der Verwüstung Italiens durch Hannibals Heereszug. An dem halbpoetischen tecta ist hier kein Anstoss zu nehmen. §. 62 behält B. das handschriftliche modo ait hoc modo illud; at ille quod sentit bei; aber at, das immer einen Einwurf oder

Digitized by Google

emphatischen Gegensatz bezeichnet, ist hier nicht am Platze; mit Recht hat Madvig illud ait, ille geschrieben. Sehr zu beachten sind eine Anzahl trefflicher Conjecturen von C. F. W. Müller, welche B. in seiner Vorrede mittheilt.

Wir wenden uns nun zu den Schriften, welche B. selbst in der Züricher Ausgabe behandelt hatte. Dass er auch hier den Text von Neuem einer gründlichen Prüfung unterworfen hat, zeigt jede Seite, dabei hat er Einzelnes selbst richtiger hergestellt, manche treffliche Emendation Andrer aufgenommen, aber freilich ist er auch an einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Stellen so von dem früheren Texte abgewichen, dass wir ihm nicht beistimmen können. Ich führe zunächst Einiges aus de finibus an. II 53 las man bisher: quae dicebantur a te, animi conscientia improbos excruciari, tum etiam poenae timore. Cic. stehender Gebrauch ist es derartige kurze Gegensätze, deren zweites Glied eine Steigerung enthält, mit cum — tum, nicht blos mit tum zu verbinden, mit Recht hat deshalb B. hier vor animi und de off. I 111 aequabilitas *cum* universae vitae tum singularum actionum dies cum hinzugefügt. I 38 hatte B. früher nach Madvig geschrieben non placuit Epicuro medium esse quiddam inter dolorem et voluptatem: illud enim ipsum, quod quibusdam medium videretur, cum omni dolore careret, non modo voluptatem esse. Aber worauf sich Madvig beruft vacuitas doloris, quae malo caret, dies rechtfertigt diesen Gebrauch noch nicht. Dort ist mit einer häufigen Metonymie die Empfindung, welche das Subject hat, auf den Zustand übertragen, in dem sich das Subject befindet, hier ist illud ipsum ein an sich inhaltsloser Begriff, der durch einen Satz mit cum nur erläu-

Digitized by Google

tert werden kann, wenn dieser Satz sein stimmtes Subject hat. Man muss deshalb weder annehmen, das Subject sei ausgefallen oder, wie B. jetzt nach Manutius und Ande thut, schreiben omni dol. carere. Mit Re hat B. Bakes Conjectur II 8 aufgenommen cundum motum, quo sensus titillaretur. Hdschr. haben hiaretur, Nonius, dem die frü ren Herausgeber folgten, hilaretur. Aber ve de fin. I 38 si ea sola voluptas esset, quae titillaret sensus. Tusc. III 47 nisi sensus quae titillaretur esset, wo ebenfalls die meisten Hdschr hilarentur haben. An allen Stellen überse Cic. Epicuros γαργαλιζειν. Mit Unrecht hat au Schoemann conjicirt (op. acad. III p. 399) V 33 einen Platz gefunden qui continetur commodissima naturae; an qui continentur « die Hdschr. haben und quia continetur, wie I vis schrieb, hatte schon Madvig Austoss genor men, ohne das Richtige zu finden. Da auch der besten Hdschr. nicht selten Worte ausgefall sind, flgt B. jetzt an einigen Stellen ein Wo hinzu, wo er sich früher bei der Ueberlieferu beruhigte: so III 8 vir cum omnibus *virtutibus* excellens, tum mecum — coniunctus, wo Klotz*reb* hinzufügt welche. II 69 sed emolumentum *e rimenta* communia esse dicuntur nach Lambi Richtig vielleicht auch I 59 nec vero stultis quisquam non horum morborum aliquo labore nemo igitur *stultus* non miser, wo Ursi und Davis eorum statt stultus hinzufügen wil ten, während Madvig meint, dass sich stultu leicht aus dem Vorhergehenden ergänze. Dage gen billige ich es nicht, dass er III 11 qui rei nilam virtutis expertem aut in totis aut in ti les numerant das Zeichen der Lücke nach vir tutis weglässt; denn es ist Cic. unmöglich zu

zutrauen, dass, während er unmittelbar darauf folgen lässt aut in bonis aut in malis, er das weggelassen haben soll, worauf sich in malis bezieht. Von anderen verfehlten Aenderungen erwähne ich nur IV 65 nec enim erat ille (Gracchus) sapiens — quis enim hoc aut quando aut ubi aut unde? B. schreibt statt quis jetzt qui, indem er zur Erläuterung hinzufügt qua ratione sapiens fieri potuit Gracchus? nam de aliis hic non quaeritur. Aber Cicero beruft sich zum Beweise, dass Gracchus nicht ein Weiser war, auf den stoischen Satz, dass für das Ideal der stoischen Weisheit sich historische Beispiele nicht finden lassen. Wollte man qui schreiben und Gracchus als Subject ergänzen, so würden die Fragen aut quando aut ubi verkehrt sein. III 36 maxime tamen his Stoicis. Lachmann zu Lucr. p. 231 hat gezeigt, dass his zu streichen ist, ihm ist B. früher gefolgt, während er jetzt his schreibt und Stoicis streicht, aber Lachmanns Ansicht gewinnt ausser durch die angeführten Beispiele auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, dass die Handschr. theils hisstoicis in einem Worte, theils instoicis haben, so dass die ursprüngliche Lesart istoicis gewesen zu sein scheint. Auch II 112 maria ambulavisset terram navigasset dürfte sich durch Berufung auf de off. III 42 stadium currit rechtfertigen lassen, so dass die Aendrung mari ambulav. terra navig. überflüssig ist. S. Haase zu Reissig Vorl. p. 691.

In den Tusculanen bin ich namentlich mit einer Anzahl Athetesen, die B. hier theils selbst zuerst, theils nach dem Vorgange Bakes und Cobets angenommen hat, nicht einverstanden. Mit denselben Gründen könnte man auch unzählige andre Worte, die überflüssig oder schlep-

pend sind, für unnicht erklären. Auf die 6 zelnen Stellen einzugehen würde zu weit führ ich erwähne daher einiges Andere, was mir nicht ohne Interesse ist. IV 19 ist die Dedi tion von pudor ausgeallen, und die folgend Worte sie quo fit ut puderem rubore sequa machen es wahrscheinlich, dass diese Definiti nicht mit der bei Diog. VII 112 αἰσχύνη φό ἀδοξίας übereinkommt, sondern die Wirkt der Scham angab. H. hat deshalb sehr ansp chend nach Gell. XIX 6 die Stelle ergänzt dorem metum sanguinem diffundentem. Uebl die Lesung des Verses IV 52 summam perfecit (für Haushofer, perficit) manu (für Ei schr. manus) restituit presulim insaniens kn man zweifelhaft sein. Mir gefällt am m sten Seyffert's Vermuthung summam reflexit manu rest. cet. Aber das ist sicher, dass insaniens zu dem Verse, nicht wie B. animmt, Circ. Worten gehört, denn da Circ. darüber w dass die insania oder furor unter Umständ nützlich sei, führt er diesen Vers an zum B weise, dass Ajax insaniens das Heil der Griech herstellte. V 35 haben die besten Hdschr. an an alter id seine non potes. In der Zürich Ausgabe schrieb B an to alter, jetzt schreibt er ain tu? an alter. Aber Wunder p. Planc. p. 16 Hand Turs. III p. 495 haben gezeigt, dass i die Frage ain tu die folgende Frage nur n ne oder ohne Partikel, nicht mit an ang schlossen wird. Das Wahrscheinlichste scheint mir ain tu? aliter cet.

Was die Bücher de officiis anbetrifft, so h sich B. jetzt durch eine Abhandlung Unge Philol. Suppl. Bd II. 1 zu der Ansicht bekeh men lassen, dass die jüngere Klasse der Hdsch als deren hauptsächlichster Repräsentant B

nensis c. dasteht, in Nichts eine bessere Ueberlieferung als die Hdschr. des 10. Jahrh., wie eine Bamberger, Berner u. A. enthalte, und darum an mehreren Stellen einzelne Worte und Lesarten, die er früher auf die Autorität des Bern. c. hin aufgenommen hatte, jetzt fallen lassen. Aber die Ergänzungen von Lücken, bei denen der Schreiber sogar die ähnlichen Buchstaben des nebenstehenden Wortes berücksichtigt haben müsste, die richtigen und zum Theil von Nonius bestätigten Lesarten, welche diese Hdschr. bieten, sind so zahlreich und von der Art, dass man sie unmöglich dem Scharfsinn eines Abschreibers des 11—14. Jahrh. zutrauen kann; dass sie daneben Zusätze und willkürliche Aendrungen in Menge enthalten, kann nicht geläugnet werden. Ueber manche Stellen, z. B. ob II 17 nach den ältern Hdschr. quaeque in tractatione belluarum fiunt, oder ob nach den jüngern in usu et tractatione zu schreiben, darüber lässt sich eine sichere Entscheidung nicht geben, so lange nicht etwa noch bessere Hdschr. der jüngeren Familie entdeckt werden, aber an einzelnen Stellen ist auch ohne dies dem was Bern. c. bietet der Vorzug zu geben vor Baiters jetzigem Text z. B. I 112 ut nonnumquam mortem sibi consciscere alius debeat, alius in eadem causa non debeat, wo B. nur alius non debeat für ächt anerkennen will, weil in den ältern Hdschr. die Worte alius — debeat fehlen, oder II 87, wo vellem etiam de utenda, wie Bern. c. für etiam de utenda bietet, viel witziger und angemessener ist als etiam de augenda was B. durch Conjectur in den Text setzt. Von anderen Aendrungen bemerke ich nur, dass B. jetzt mit Recht an vielen Stellen den Indicativ est gesetzt hat, wo er früher das sit der Hdschr.

vertheidigte, so I 51 ut est constitutum. 71
bus autem talis nulla est causa. 84 et si
timum est. 130 quorum in altero venustas
152 quorum una est. 160 quare hoc quidem
fectum est. Mit einzelnen Athetesen B. stim
ich auch in den Büchern de officiis nicht üb
ein, aber im Ganzen übertrifft doch diese A
gabe die von Klotz besorgte Stereotypa
Teubnerschen Sammlung ebenso an Eleganz
äusseren Ausstattung wie an Correctheit
methodischer Kritik.

Weimar. Heine.

R. Schirmer. Die Lehre von den Refractio
und Accommodations-Störungen des Auges. Ber
August Hirschwaldt. Jan. 1866. 101 S. in Oct

A. Nagel. Die Refractions- und Accomm
dations - Anomalien des Auges. Tübingen.
Laupp. März. 1866. 217 Seiten in Octav.

Beide Bücher behandeln die Abweichung
des dioptrischen Apparates, welche seinen op
schen Effect modificiren, und die Störungen
Accommodationsmuskels. Durch diese Gruppe
Krankheiten ist die Scheidung der Ophthalmolo
von der Chirurgie vollendet. Denn diese Anom
lien sind nur durch ein besonderes Studium zu b
greifen und erfordern Kenntnisse zu ihrem V
ständniss, deren die Chirurgie nicht bedarf.

Während nur wenige Vorarbeiten vorhand
waren, beschrieb Donders von 1858—1860
verschiedenen Formen dieser Abweichungen so vo
endet, dass nur noch geringe Ausbesserungen
seinen Arbeiten möglich waren. Die Forschung

wiesen so gewaltsam auf diese Anomalien hin, dass auch ohne Donders Arbeiten diese Gruppe umschrieben wäre, dennoch bleibt sein Verdienst dasselbe. Die ersten Arbeiten von Donders erschienen nach und nach im Archiv für Ophthalmologie, andere in niederländischen Journalen, viele waren in Dissertationen seiner Schüler niedergelegt; die erste Sammlung derselben ist von Moore in englischer Sprache verfasst.

Es war daher ein Desiderat, die Resultate dieser Forschungen in deutscher Sprache wiederzugeben. Dieser Arbeit haben sich die beiden vorliegenden Bücher unterzogen. Weniger also eigene Forschung, wie richtige Auffassung und exacte Fassung werden an ihnen zu loben sein. Beide Bücher sind aus Vorlesungen für Studirende hervorgegangen, sollen daher den Gegenstand einem grösseren Publicum zugänglich machen.

Schirmer gibt zunächst eine weitläufige mathematische Einleitung, welche ein Drittheil des Textes umfasst und jedenfalls überflüssig ist. In der weiteren Behandlung muss man öfters die richtige Auffassung vermissen, da Hauptsachen fehlen, Nebensachen betont sind. Auch die Fassung erscheint öfters ungelenk. Diese Uebelstände entspringen zumeist der zu kurzen Fassung, welcher die Fülle des Stoffes widerstrebt, und der allzu grossen Rücksichtnahme auf ein Publicum, welches dem Gegenstande ganz fremd ist.

Nagel dagegen hat die Aufgabe in sehr vollendeter Weise gelöst. Er setzt gewisse Vorkenntnisse und Liebe zum Studium voraus. Die Bemerkungen, welche Ref. gegen Einzelheiten macht, sollen den Werth des Buches nicht schmälern, da noch genug streitige Puncte in diesem Capitel liegen und richtige Discussion das Interesse nur erhöht.

Digitized by Google

Mit Vorliebe kommt N. wiederholt auf die Helmholtz'schen Hypothesen über das Zustandekommen der Accommodation zurück. Mit dieser lassen sich schwer vereinigen, dass bei völliger Accommodationsparalyse einige Verminderung der Refraction eintritt, und bei Calabarwirkung eine Herabrückung des Nahepunctes stattfindet. Die Hypothese der Elasticität nämlich, dass die Linse im Zustande der Ruhe dem Gleichgewicht ihrer Elasticität entgegengesetzt ist; sie widerspricht also den einen physiologischen Gesetzen und kann daher ohne den vollständigen Beweis nicht anerkannt werden.

Die Beweise für die angenommene Kurzsichtigkeit der Neugeborenen sind nicht stichhaltig; die stärkere Krümmung nach Donders' Hypothesen ist nur von der stärkeren Brechen Imbibition derselben her. Es muss dies hervorgehoben werden, weil dieselbe Erklärung später für die angeborene Myopie benutzt wird.

In der Bestimmung der Sehschärfe entscheidet sich N. mit grösster Strenge für die allein practisch brauchbaren Sehproben und Brillengläser (Minimum des Gesichtswinkels). Capital über die Unbrauchbarkeit der Gläser wird manches anticipirt, da z. B. M. [illegible], II. erst später erklärt wird. Sonst aber zeichnet sich gerade dies Capitel durch exacte Fassung aus.

Ungleich N. der jetzigen Gebrauchsweise folgend die Namen accommodatives und manifestes Asthenopie gebraucht, so sind dieselben doch nicht gut gewählt. Beide Formen der Asthenopie sind accommodativ und muscular. Insufficienz des rectus internus und des musculus ciliaris sind viel treffendere Bezeichnungen dieser Zustände.

Die Phänomene bei monolateraler Fixation erklärt N. sehr gut. Mit Hilfe der Vorstellung von dem Sehfeldantheil, welchen den vom ihm in einem frühern Buche *) entwickelten Theorien folgt dies ganz natürlich, ist aber doch unrichtig, da jeder Unbefangene erkennt, dass für das Secundäre für das Primäre gesetzt wird. Damit hängt auch zusammen, dass N. gegen Donders' Ansicht über Netzhautbilder bestreitet. Er hat dazu einigen Recht. Es darf nämlich Donders Müller gegenüber nicht behauptet; allein das Gefühl der Augenstellung, wie ihn N. an dieser Stelle setzen will, lässt sich nicht mit dem Thatsachen vereinigen, welche unabweisbar eine modificirte Identität verlangen. R.

*) Das Sehen mit zwei Augen. 1861.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück. 8. August 1866.

Achtzehn Hebräische Grabschriften aus der Krim. Ein Beitrag zur Biblischen Chronologie, Semitischen Paläographie und alten Ethnographie. Von D. Chwolson. Mit 9 Tafeln. (Aus den Mémoires de l'académie imp. des sciences de St. Pétersbourg). St. Petersburg, 1865. — VI und 187 Seiten in gross Quart.

Dies ist die erste ausführlicher und tiefer in die seit den letzten Jahrzehenden in der Krim entdeckten und jetzt in Petersburg gesammelten Jüdischen Alterthümer eingehende Schrift, welche ausserdem in den beigefügten treuen Abbildern meherer dieser Grabschriften noch einen besondern Werth besitzt. Diese Alterthümer bestehen theils in einer grossen Menge von Grabinschriften, theils in alten besonders Qaräischen Bibelhandschriften mit merkwürdigen längeren oder kürzeren Beischriften: und es sind zwar über sie schon manche Schriften veröffentlicht, wie noch zuletzt die von Dr. Ad. Neubauer. Allein der Verf. dieser neuesten Schrift beweist von der einen Seite und behauptet nach näherer

Einsicht der Alterthümer von der andern dass an den früheren Veröffentlichungen viel Irrthümliches und Irreführendes haftet. Wirklich kann Hr. Prof. Chwolson schon weil er als in Petersburg angestellt alle diese Alterthümer genau zu untersuchen die nächste Aufforderung und die beste Musse hatte, vieles vor ihren früheren Erklärern voraushaben; und wir mögen uns freuen dass ihre Erklärung und Veröffentlichung endlich in gute Hände gefallen ist. Er verheisst hier eine künftige Schrift worin alle die vielen Hunderte solcher Grabschriften und wir hoffen auch alle die Beischriften der Codices gesammelt herausgegeben werden sollen: wir wünschen nichts als dass der Verf. dieses nützliche Unternehmen recht bald ausführe. Schon in der vorliegenden Abhandlung nimmt er ausser den achtzehn Grabschriften von welchen er hier ausgeht, auf die Beischriften (dieser auch hier gebrauchte Name scheint jetzt glücklich eingebürgert zu sein) viel Rücksicht und zeigt sehr richtig dass man die einen immer zugleich durch die anderen verstehen müsse. Es scheint uns nicht nöthig dass diesem künftigen Werke viele ausführliche Erläuterungen hinzugefügt werden, zumal der Vf. in dieser Abhandlung schon manches sehr umständlich besprochen hat. Die zuverlässige und vollständige Veröffentlichung jener Alterthümer würde allein schon für sich unserer heutigen Wissenschaft mannigfach nützlich sein.

Indessen ist eine bedeutende Hauptsache hier bereits für unsre Erkenntniss gewonnen. Sowie diese Krimischen Alterthümer mit ihren vielen unerwarteten Seltsamkeiten in dem übrigen Europa etwas bekannter wurden, fanden sich alsbald Gelehrte unter uns welche ihre Aechtheit bezweifelten, ja sich sehr geringschätzig über

Digitized by Google

sie äusserten; und noch tauchen solche Zweifel offener oder versteckter an nicht wenigen Orten auf. Man sollte meinen die heutigen gelehrten Juden würden sich einstimmig gefreuet haben hier so unerwartete und nicht unrühmliche Zeugnisse über das einstige Leben ihrer Glaubensgenossen in wenig bekannten Erdstrichen zu entdecken: allein wenn man bedenkt wieviele aller ächten Wissenschaft widerstreitende verkehrte Bestrebungen gerade in der neuesten Zeit unter sovielen gelehrten Juden mitten in unseren Ländern wieder mächtig werden wollen, so begreift man wohl wie solche Missurtheile möglich werden können. Es sind vorzüglich die alten schweren Vorurtheile gegen die einst in der Krim ebenso wie in anderen östlichen und südlichen Ländern sehr mächtigen und rührigen Qaräer welche auch noch heute ja nach dem jetzt wehenden Zeitwinde heute wieder am ärgsten die in unsern Ländern wohnenden Rabbaniten oder Talmudverehrer in dieser Sache hindern wollen der Wahrheit die Ehre zu geben. Man will die besonderen Tugenden und Verdienste nicht anerkennen welche einst die Qaräer als Gegner der Talmudgläubigen auszeichneten: so möchte man denn sogar in reinen Fragen von Alterthum und Schriftthum die auffallenden Zeugnisse einer von der gewöhnlichen Jüdischen sehr abweichenden Bildung in jenen Ländern zweifelhaft machen, und scheuet sich nicht den Vorwurf des Betrugs und der Fälschung von Urkunden zu erheben. Dr. Chwolson steht allen diesen heutigen Bestrebungen gegen oder für die Qaräer ferner, und kann desto unbefangener urtheilen. Der Unterzeichnete steht einer solchen Einseitigkeit wo möglich noch ferner als der Verf., und hat schon früher an manchen Stellen öffentlich seine Meinung dáhin aus-

Digitized by Google

gesprochen dass zu einer solchen Verdächtigung jener Urkunden kein erkennbarer Grund vorliege. Diese Ansicht empfängt nun durch die grosse Abhandlung Chwolson's und besonders durch die Veröffentlichung der Abbilder von achtzehn Grabschriften eine willkommene Bestätigung. Es wird von jetzt an nicht mehr so leicht sein gewichtige Zeugnisse einer einstigen nicht so ganz unbedeutenden Geschichte welche sich durch viele Jahrh. hinzieht durch einiges oberflächliche Reden und Schreiben abzuläugnen. Uebrigens aber sind der neuen Fragen welche sich bei Gelegenheit jedem unerwarteten Funde aus dem Alterthume erheben, so viele und theilweise so schwierige dass wir hier nur einige mit Rücksicht auf die Ansichten des Verf. berühren können, und wir thun dies indem wir den drei wichtigen Hinsichten folgen welche der Verf. selbst in der Aufschrift seiner Abhandlung bezeichnet.

Wir haben jetzt erkannt dass in den Jüdischen Gemeinden der Krim gewiss schon seit den ersten Jahrhunderten nach Chr. nicht wenige als zwei und dann drei Zeitrechnungen herrschten von welchen wir bis dahin fast nichts wussten und die uns auf den ersten Blick umso mehr in Verwunderung setzen da wir gewohnt sind von ihnen ihrem Wesen nach auch schon in den letzten Jahrhunderten vor Chr. geherrscht haben könnten. Es sind dies die Zeitrechnungen nach Jahren »unserer Gefangenschaft«, nach Jahren »der Schöpfung« und nach Jahren »der Matarkier«. Hier stösst man sich unter uns heilig an jener Rechnung nach Jahren der Schöpfung (לבריאה), meinend eine solche Zeitrechnung sei nirgends in so frühen Jahrhunderten nachzuweisen. Der entgegnende wies jedoch schon vor mehreren Jahren durch seine Arbeiten über das vierte

Ezrabuch und noch zuletzt in dem Aufsatze über eine alte Armenische Uebersetzung desselben (Nachrichten 1865 s. 513—515) dass die Zeitrechnungen nach Jahren der Schöpfung schon in die letzten Jahrh. vor Chr. zurückgehen; und wir wundern uns dass der Verf. diesen Beweis übersehen hat, da er in dieser Frage schon für sich völlig entscheidend ist. Zwar weicht die Rechnung welcher das vierte Ezrabuch folgt bedeutend von der dieser Grabschriften ab; allein man weiss wie die verschiedenen Lesarten in Gen. c. 5 und c. 11 dazu die Veranlassung gaben, und kann daraus nur schliessen dass der Rechnung des vierten Ezrabuches die Hellenistischen, dieser aber die bei uns gewöhnlich gewordenen Massorethischen Lesarten zu Grunde gelegt sind. Inderthat beruhet die Rechnung »nach Jahren der Matarkier«, welche gegen jene um 151 Jahre geringer ist, ebenfalls nur auf einer abweichenden Zählung der Schöpfungsjahre, wie der Verf. beobachtet; und nach den bisjetzt vorgelegten Zeugnissen muss man ihm auch darin beistimmen dass diese Matarkische Zeitrechnung der unter den Juden in Folge der grossen Fehler des Seder-'Olam herrschend gewordenen Schöpfungsjahr-Rechnung entspricht und bei den Gemeinden in der Krim erst später eingeführt ist. Auch über ihren auf den ersten Anblick so seltsamen Namen kann man jetzt schon ganz sicher reden. Die Stadt Taman der Krimischen Küste gegenüber hiess auch Tamatarka oder Matarka, wahrscheinlich »das Türkische Taman« bedeutend: in ihr muss diese Zeitrechnung von den Talmudischen Schulen aus zuerst angenommen sein und sich von da aus allmälig in die Krim verbreitet haben, obgleich sie weniger richtig ist als die früher in ihr gewöhnliche.

Digitized by Google

Viel dunkler ist die Rechnung nach Jahren »unserer Gefangenschaft«, obgleich sie ihrem geschichtlichen Sinne nach für unsere wissenschaftlichen Zwecke bedeutender werden könnte als jene bloss aus späteren gelehrten Berechnungen hervorgegangenen nach der Schöpfung. Nach den hier mitgetheilten Urkunden scheint sie dazu die älteste zu sein, da sie auf solchen welche man allen Anzeichen nach für die älteste zu halten hat, vorkommt, und man gebrauchte wird; auch versteht sich sonst von selbst dass eine Zeitrechnung welche aus einem so bestimmten Ereignisse hervorgeht, nicht eher als dieses selbst vorkommen und doch nur aus rein gelehrten und zuletzt wenig begründeten Voraussetzungen zugegangenen welchen konnte. Dass man die Kyrischen Jahrzahlen nicht eher nach der zweiten Zerstörung Jerusalem's gegründet wurden und die »Gefangenschaft« welche sie meinten nicht die durch Titus verursachte sein kann, ist leicht zu erkennen. Dass die Zeitrechnung von der ersten Zerstörung Jerusalem's im J. 586 anhebt, lässt sich ebenfalls durch nichts erhärten; noch etwas scheinbarer könnte man in ihr eine Fortsetzung der im B. Hezegiel's begonnenen vermuthen welche mit dem J. 590 vor Chr. beginnt und welche weissagt von dem Neubaue Jerusalem's einen Sinn hatte, allein mit diesem hatte sie eben keinen Sinn mehr und wir können nicht nachweisen dass sie dennoch fortgesetzt wurde. Diese und andere Betrachtungen führen uns so zu der Annahme dass die »Gefangenschaft« nicht die Chaldäische sondern die Assyrische sein muss. Da erheben sich freilich sofort viele neue Bedenken. Wir wissen bis jetzt von einer solchen Rechnung nach Jahren der Assyrischen Gefangenschaft nichts weiter

allein eben sowohl wie die mit Hezeqiel im J. 599 aus Jerusalem fortgeführten bald, wie uns das B. Hezeqiel's deutlich zeigt, nach den Jahren ihrer Verbannung zählten, konnten auch die einst aus Samarien fortgeführten nach dem Anfangsjahre ihres Unglücks rechnen; wir können dieses wenigstens vorläufig nicht läugnen. Dann aber mussten die Gemeinden in welchen diese Zeitrechnung herkömmlich war sich für Nachkommen des Zehnstämmereiches halten; und dies wäre das erste rein geschichtliche Zeugniss von einer wirklichen Fortdauer solcher Nachkommen dieses Reiches in geschlossenen Gemeinden noch viele Jahrhunderte nach der Zerstörung Samariens. Allein diese Gemeinden waren, wie wir aus allen ihren Urkunden sehen, wenigstens in dén Zeiten aus welchen diese abstammen, ihrer gesammten Bildung nach vielmehr den Judäern gleich und zeigen nichts was an das eigenthümliche alte Samarische Gemeinwesen erinnert. So könnte man zum voraus alle Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Gemeinden mit der Zerstörung des Zehnstämmereiches bezweifeln: und doch würde der Zweifel keinen sichern Grund haben. Denn die früheste Jahreszahl welche wir nach dieser Rechnung hier finden, ist 702: es ist möglich dass jene Gemeinden damals schon seit vielen Jahrhunderten gänzlich die Bildung und Gelehrsamkeit des wiederhergestellten Jerusalem's angenommen hatten und sich zu dessen Tempel hielten, während sie noch immer wissen konnten dass ihre erste Gründung von der Zerstörung Samariens angehoben habe. Der Unterzeichnete hat ja auch sonst bewiesen dass jene der Assyrischen Zerstörung entstammten Gemeinden wie sie besonders im entfernteren Norden und Osten zerstreut waren keineswegs spurlos verschwanden. Sie konnten durch die

Digitized by Google

folgende Chaldäische Zerstörung nur wachsen, und mochten allmählig immer mehr verjudäischt werden ohne deshalb ihres Ursprungs ganz zu vergessen.

Eine andere Frage ist jedoch ob wir den rein geschichtlichen Werth dieser so für unsre Blicke wieder auftauchenden Zeitrechnung noch sicher zu erkennen vermögen. Chwolson meint sie beginne mit 696 vor Chr. und dies sei auch geschichtlich genau das Jahr der Zerstörung Samariens. Um dieses letztere als das entscheidende zu beweisen beruft er sich einmahl auf die Abhandlung eines Engländers Bosanquet welche zu demselben Ergebnisse hingeführt habe: wir halten aber diese Englische Abhandlung nicht für eine hinreichend zuverlässige. Zweitens auf die Angabe des Judäischen oder Samarischen Geschichtschreibers Demetrios unter Ptolemäos Philopator, welcher derselben Zeitrechnung folge. Allein wäre Samarien wirklich erst 696 v. Ch. zerstört, so würde zwischen dieser Zerstörung und der ersten Jerusalem's nur ein Zeitraum von 110 Jahren verflossen sein: nach der Angabe desselben Demetrios verflossen aber dazwischen $128\frac{1}{2}$ Jahre, und diese Mehrzahl von 18 bis 19 Jahren stimmt mit allen übrigen Merkmalen und Zeugnissen so vollkommen überein dass wir nichts mehr sicheres wünschen können. Die ganze Frage bedarf daher noch einer genaueren Untersuchung, und lässt sich nicht sofort in dieser Weise entscheiden. Und jedenfalls wird man zuvor weiter forschen müssen in welcher Zeit eine Zeitrechnung deren erstes uns bisjetzt bekanntes J. das 702ste ist, wirklich eingeführt sei. Denn dass sie (wie das Beispiel der im B. Hezeqiel's erwähnten zeigt) gleich am Anfange der Zerstörung Samariens festgesetzt und von da an immer erhalten werden konnte, ist möglich: ebenso möglich ist aber auch dass man sie

Digitized by Goog

erst viel später durch künstliche Berechnung feststellte und ins Leben einführte, zumahl die Bildung dieser Gemeinden wie wir sie jetzt sehen überhaupt keine Samarische mehr ist.

Alle Grabschriften erscheinen in der sogenannten Quadratschrift: sind jene ächt, so liegt darin ein neuer sehr gewichtiger Beweis für das hohe Alter dieser und für ihren frühen Gebrauch auch bei den Juden. Der Verf. hebt dieses sehr ausführlich hervor: wir stimmen ihm darin bei, und haben schon früher an anderen Orten darauf hingewiesen dass die Quadratschrift unter den Juden schon seit Ezra's Zeiten immer allgemeiner gebraucht sein muss. Sie konnte in jenen nördlichen Ländern umso früher herrschend werden da sie allen Zeichen nach eben von dort her sich verbreitete. Aber sie war auch schon in jenen Jahrhunderten aus welchen die ältesten dieser Grabschriften abstammen nach den Ländern nicht ganz gleichartig ausgebildet: sodass man aus einigen Abweichungen welche sie zu jenen Zeiten in Palästina zeigt nicht sofort auf die Unächtheit jener schliessen darf.

Ein anderes Ergebniss welches man aus ihnen ziehen kann, ist dass die Krim schon im ersten Jahrh. nach Chr. längst von Türkisch redenden Stämmen bewohnt gewesen sein muss. Man findet auf den Grabschriften mehere rein Türkische Eigennamen, und kann daraus schliessen dass die Jüdischen Gemeinden der Krim damals schon Jahrhunderte lang unter einer gar nicht so ungebildeten Bevölkerung Türkischen Stammes sich in Blüthe und Ansehen erhalten hatten. Diese Zeugnisse gehören so zu den ältesten über die Bevölkerung der Krim welche wir heute besitzen.

Die Sprache der Grabschriften ist dieselbe

Digitized by Google

welche man als die Neuhebräische bezeichnen kann, und die wir vorläufig aus der Schrift kennen. Wir finden nicht dass sie hier so ungeschickt gehandhabt sei. Viele Inschriften beginnen mit den Worten רבנן הוו «dies ist das Denkmal u. s. w.», andere haben זו לרבנן: allein wir brauchen dieses ja dann nicht als zu lesen und so zu verstehen auch ein Fehler gegen den Satzbau darin läge; wir können es ja lesen, da wir wissen dass jene vollere Ausspracho so vielfach werden konnte. — Die fromanen Oesterworte welche sich auf ihnen finden, veranlassen den Verf. zu ausführlichen Erklärungen gegen die oberflächlichen Ansichten Derer als Verfs eines Lebens Jesu: kann jedoch, scheint es uns, waren solche Erklärungen nöthig, da Jenan nach dieser Seite hin bei Sachverständigen nicht viel gilt. Wenn der Vf. aber klagt dass man den Talmude heute ein so wenig gründliches Verständniss wünsche, so sind solche Klagen (wie auch in den Gel. Anz. gelegentlich bemerkt wurde) gegen die neueren Juden richtig: dass man aber dabei die Geschichte des ersten christlichen Jahrhunderts ohne Kenntniss der dazu dienlichen Talmudischen Quellen bearbeite, ist so im Allgemeinen ausgedrückt nicht richtig. Möchten nur jene Quellen reiner flossen und mehr sichere Auskunft geben! Uebrigens bedeutet die Redensart B. 25 יצאו ידי שמעו auf der ältesten Grabschrift doch wohl nur mit Anspielung auf die Messianischen Hoffnungen «seine Ruhe sei in Eden zur Zeit der Rettung Israels»; und wie aus der Redensart B. 99 eine Bestätigung der in Rede stehenden aufgebrachten grundlosen Meinung vom Ursprunge der Sadduküer folgen könne, verstehen wir nicht.

Wir können schliesslich nur den Wunsch wie-

derholen dass doch recht bald alle die schon heute in Petersburg gesammelten Alterthümer vollständig veröffentlicht würden. Sogar die Zeilen der Grabsteine werden uns dann in den Verlauf und den Wechsel einer Geschichte vieler Jahrhunderte Blicke werfen lassen welche noch weit über diese Steine hinausreichen. Wir dürfen dabei nicht übersehen dass die Krimischen Grabinschriften sowie einige andre aus dem Kaukasus S. 26 f. welche man der neulichen Reise des Hrn Akademikers Dorn verdankt, nur in solchen Ländern gefunden sind wo Europäer herrschen: welche reichere Ausbeute lässt sich in jenen hoffen wohin bisjetzt keine christliche Macht dringt! H. E.

Histoire du royaume d'Austrasie, par Aug. Digot. Tome 1. 382 S. Tome 2. 375 S. Tome 3. 377 S. Tome 4. 398 S. in Octav. Nancy, Vagner 1863.

Histoire des Francs d'Austrasie par P. A. F. Gérard. Tome 1. X und 422 S. Tome 2. 413 S. in Octav. Bruxelles, Paris, Leipzig 1864.

Ein neuer Eifer für die Bearbeitung der fränkischen Geschichte ist erwacht; allein die östliche Hälfte des fränkischen Reichs, das sogenannte Austrasien, hat kurz nach einander drei Darstellungen seiner Geschichte in französischer Sprache erhalten, das Buch von Huguenin, über das ich früher (1864 Stück 1) Bericht erstattet habe, und die beiden welche hier zusammengestellt werden. Die Verf. gehören, zwei dem jetzigen Lothringen an, Gérard Belgien: alle drei also dem Boden des Landes, des-

Digitized by Google

sen Vergangenheit sie aufzuhellen bemüht sind. Dabei nehmen sie freilich einen sehr verschiedenen Standpunkt ein, und auch ihre Behandlungsweise ist sehr verschiedener Art.

Ich sehe hier von der frühe besprochenen, doch im ganzen sehr wenig befriedigenden Arbeit Huguenins ab. Ihr gegenüber haben die beiden Bücher welche hier vorliegen manche Vorzüge. Aber dass sie uns das gewährten, worauf es der historischen Wissenschaft ankommt, wird sich doch nicht sagen lassen.

Gérard giebt eine mehr gedrängte Uebersicht der fränkischen Geschichte von der ältesten Zeit bis zum Tode Karl des Grossen, die besondere Beziehung auf Austrasien tritt nur in einzelnen Ausführungen hervor. Dupré behandelt die Geschichte bis zur Thronbesteigung Pippins: ein letztes kurzes Kapitel beschäftigt sich allerdings noch mit der Wiederherstellung des fränkischen Reichs im Westen, ohne dass aber sonst auf die Geschichte Karls eingegangen würde. Der Verf. hilft sich auch mehr auf dem Boden Austrasiens, als es bei jenem der Fall ist. So hat er viel mehr Raum für die Behandlung der Einzelheiten: die vier ausgedruckten Tafeln geben eine ausführliche Darstellung alles dessen was irgend über die Geschichte des Landes überliefert ist, zahlreiche Exkurse behandeln einzelne Fragen der verschiedensten Art, auf die nachher noch mit einigen Worten zurückzukommen sein wird.

Hr. Digot schöpft überall aus den Quellen und hat eine umfassende Kenntnis dessen was hier in Betracht kommt; namentlich von den Lebensbeschreibungen der Kirche angehöriger Männer, dann von Urkunden, ausserdem Münzen und allem was sich etwa an andern Denkmälern finden lässt ist ein fleissiger Gebrauch gemacht.

Die französische Literatur kennt und benutzt er in umfassendem Masse; auch die deutsche ist ihm nicht unbekannt; er citirt, abgesehen von kleinern Werken, wie Eckhart, Harzheim, namentlich Grimm, Pertz, Rettberg, Jaffé, Merkel de Republica Alamannorum, Bonnell und Schöne über die Majores domus, die Schriften des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich; aber was er auch nur diese vollständig benutzt oder alle selbst eingesehen, ergiebt sich nicht*). Hier hätte Kaufmann wohl mehr Gelegenheit die deutschen Arbeiten auf diesem Gebiet kennen zu lernen; durch seine Thätigkeit an der Geschichte der Karolinger, die er früher mit Warnkönig zusammen publicirt hat, ward er auf das Wichtigste, was dieser auf der neuern deutschen Literatur beibrachte; so sind Hegewisch, Pertz, Loebell, die Deutsche Verf.-Gesch., Roth, Gregorovius, Weidekker u. a. hin und da benutzt. In ganzen aber überwiegen auch hier die französischen Arbeiten; der VI. hist nicht ungerne selbst längere Stellen aus solchen Guizot, Martin u. a. abschreiben, wenn auch manchmal um dagegen zu polemisiren; in der Regel sind die Quellen nach der Sammlung Bouquets, nicht nach den Monumenta Germaniae angeführt. Man hat auch nicht den Eindruck, dass der Verf. seine Darstellung

*) Die gelehrte und kritische Arbeit von Junghans über Chlodowich ist beiden Verfassern unbekannt geblieben, scheint aber überhaupt in Frankreich nicht die verdiente Beachtung gefunden zu haben, wie sie Bordier im Leuy de la Marche in einem der letzten Hefte der Bibliothèque de l'école des chartes rügt, wo bei einigen Punkten der Behandlung seine Resultate in der Geschichte jenes Königs auf dieselbe keine Rücksicht genommen wird, obschon sie den Gegenstand in einem bündigen Exkurs behandelt hatte.

unmittelbar auf die Zeugnisse der Quellen gegründet, sondern diese mehr nur an einzelnen Stellen eingesehen hat.

Auf eigentlich kritische Fragen lässt Gérard sich wenig ein; wo er von Untersuchungen der Art Kunde hat, respectiert er sie und nimmt wohl ihre Resultate bereitwillig an. So den Ursprung der Lex Salica in den Gebieten an der Schelde, die spätere Entstehung der Benedictien nach Roth (I, S. 134), die deutsche Herkunft der Karolinger, den fabelhaften Charakter der Gesta Francorum. Alles dies der Art ist dem Verf. geblieben, er trägt kein Bedenken (I, S. 208) die Schlacht Chlodovechs gegen die Alamannen nach Zülpich zu verlegen (nach Dopp S. 109 hielt daran fest, indem er die Einwendungen verschiedener Autoren zu widerlegen sucht, auf Sybels Aufsatz aber keine Rücksicht nimmt), die Eroberungen Chlodovechs sind durch Gefolgschaften gemacht (I, S. 150. 203); die Irmensäule wird zu einer „Hermes-Säule" (I, S. 190), „feudum" von „foederati" abgeleitet (I, S. 177), von dem Pseudo-Marcellin, wenn auch unter Hinweisung auf die Anfechtung seiner Echtheit, Gebrauch gemacht (II, S. 15), das Praeceptum de institutione episcopatuum per Saxoniam und das pro Trutmanis comite als echt benutzt (II, S. 232 ff.). Viel weiter geht in dieser Beziehung Dügel. Alle möglichen, auch die spätesten Vitae finden Gnade vor seinen Augen (nur einmal macht er eine Ausnahme, wo er den Einwendungen Rasparts und Bougots, Roth kennt er nicht, gegen die Benutzung der kirchlichen Güter für weltliche Zwecke durch Karl Martell beipflichtet, IV, S. 196; übrigens auch Gérard II, S. 37. 41, auf die andere Seite stellt); alle, auch die bedenklichsten, ja unzweifelhaft falschen

Urkunden Vertheidigung. Einen nicht kleinen Theil seiner Excurse verwendet er zu solchen Rechtfertigungen, von denen man im allgemeinen nur sagen kann, dass sie Gründe geltend machen, bei denen ziemlich alle Kritik aufhört und alles in Schutz genommen werden kann, was jemals Trug oder Fabelei auf den Markt gebracht hat. Trägt er doch kein Bedenken die Erzählung eines Autors des 16ten Jahrhunderts von der Bestätigung einer päpstlichen Urkunde für das Kloster Remiremont durch den griechischen Kaiser Heraclius für ganz glaubwürdig zu halten (II, S. 301 ff.). Skeptischer verhält er sich auf dem Gebiet der Numismatik, will keine Münze mit Namen fränkischer Könige, ausser von Theudebert, vor dem 7., 8. Jahrhundert gelten lassen, alle die sich finden auf die gleichnamigen späteren Herrscher beziehen (III, S. 44 ff.).

Dies verschiedene Verfahren hängt denn schon mit dem Standpunkt des Verfassers, der seiner ganzen Arbeit zu Grunde liegenden Auffassung zusammen. Das Buch mit allen seinen einzelnen Ausführungen erscheint fast nur als die Durchführung Eines Satzes, des nämlich, dass das Frankenreich nichts gewesen als ein Theil des römischen, dies niemals im Abendland untergegangen, sondern nur in etwas veränderten Formen fortbestanden, auch die Herrschaft der oströmischen Kaiser fortgedauert, bis Karl der Gr. das Kaiserthum in Westen in die Hand nahm und so der Verbindung mit dem Osten ein Ende machte, damit aber selbst wieder nur jenes alte Kaiserthum fortsetzte. Hierauf ist das ganze Werk angelegt, hierauf kommt die Darstellung immer zurück, dafür werden, so weit es geht, allerlei Beweise angeführt, wo diese fehlen, kühn

Digitized by Google

ergänzt was die Quellen verschweigen. Dabei ist der Verf. nicht einmal recht selbständig; früher Dubos, in neuerer Zeit Petigny haben ähnliche Ansichten vertreten, und was sie gesagt und behauptet, gilt hier auch meist als historische Thatsache, als sicherer Beweis, wird aber durch weitere willkürliche Annahmen ergänzt oder richtiger überboten. So soll Theodosius den Ripuariern die Niederlassung am linken Rheinufer erlaubt haben (I, S. 73). Die der Alamannen im Elsass erfolgte durch Autorisation des Kaisers, »à la condition, sans doute, de défendre le cours supérieur du Rhin contre de nouveaux envahisseurs« (I, S. 118); Chlodovech zögerte nicht, »selon toutes les probabilités«, beim Kaiser Zenon den Titel eines magister militum nachzusuchen (I, S. 164). In dieser Stellung haben er und seine Nachfolger die Herrschaft in Gallien, wenigstens über die Römer, geführt; das soll die Bezeichnung »princeps« bedeuten, die mitunter neben der als König, rex, in den lateinischen Quellen vorkommt (I, S. 256. II, S. 172. 180; später freilich habe das Wort etwas anderes bedeutet, IV, S. 91). Als magister militum dehnt Chlodovech seine Gewalt über das Gebiet der Alamannen aus (I, S. 173), im Auftrag des Kaisers greift er die Westgothen an (S. 181). Die Unterwerfung der andern deutschen Stämme ist zu betrachten »comme la suite et le complément des célèbres expéditions de Drusus, de Germanicus, de Tibère, de Marc-Aurèle et de Constantin« (S. 246). Theudebert freilich habe gedacht dem ein Ende zu machen, aber in der Weise dass er sich selbst zum Kaiser aufwarf; der von ihm gegen Constantinopel beabsichtigte Zug sei als ein Versuch zu betrachten, Justinian zu entthronen und sich an seine Stelle zu setzen

Digitized by Google

(S. 301 ff. 308). Die folgenden Könige geben solche vermessene Gedanken auf und fügen sich wieder in die Abhängigkeit von den rechtmässigen Kaisern; nur Dagobert kommt noch einmal auf einen ähnlichen Plan zurück, der aber nicht zur Ausführung gelangt (III, S. 185). Das Pippin nicht imperator gewesen, hält der Verf. nöthig ausführlich darzuthun (IV, S. 282). Auch damals bestand noch die Einheit des Reichs, doch versteht sich der Verf. hier zu dem freilich sehr beschränkenden Zusatz: »ou moins nominalement«. Und darauf, auf einige Namen und Formen, auf die allgemeine auch im Abendlande fortlebende Idee von dem Bestand des römischen Reichs, auf das Rechnen nach den oströmischen Kaisern in einigen Chroniken (übrigens mehr bei Isidor und Beda als in den fränkischen Denkmälern dieser Zeit), auf die den Kaisern gegebenen höheren Titel, umgekehrt auf eine gewisse Fortdauer, einen gewissen Einfluss römischer Verhältnisse unter den fränkischen Königen kommt dann auch alles hinaus, was der Verf. auszuführen hat. Wie weit er aber in letzterer Beziehung geht, zeigt, dass er nicht blos die römische Städteverfassung als unverändert fortbestehend ansieht (II, S. 251 ff.), dabei die Behauptung wagt (S. 261), es sei nicht erlaubt zu zweifeln, »que les corporations de scabini ou scabinei, que l'on trouve dans tous les bourgs à la fin du VIIIe et au commencement du IXe siècle, ne soient les anciens conseils locaux déguisés sous d'autres noms«, sondern ebenso die ganze Finanzverwaltung unter einem magister officiorum, von dem kein Denkmal etwas weiss (II, S. 205. III, S. 25), ausserdem aber das römische Heerwesen in der Weise dass sogar die römischen Legionen unter den fräu-

Digitized by Google

kischen Königen geblieben sein sollen (I, S. 175. III, S. 7): so begreift sich auch, dass er zwischen den Capitularien Karl des Gr. und den Novellen der byzantinischen Kaiser eine grosse Aehnlichkeit findet (IV, S. 294).

Durchaus abweichend ist der Standpunkt Gérards, und doch gelangt er zu in gewissem Masse ähnlichen Ansichten. Er denkt nicht an eine Fortdauer römischer Herrschaft im Westen, an eine Abhängigkeit der Franken von den Römern, er stellt sie vielmehr sehr bestimmt anderen deutschen Stämmen, den Westgothen, Burgundern, gegenüber; sie haben sich frei gehalten in älterer Zeit von römischer Civilisation und christlichem Einfluss (de la révolution chrétienne, wie es heisst): sie haben gekämpft nur »en vue de quelque intérêt propre, national, soit pour défendre leur liberté, soit pour faire la conquête d'un territoire« (I, S. 87). Alle seine Sympathien sind, wie er schon in einer frühern Schrift ausgesprochen, nicht für die »civilisation Romaine«, sondern für die »barbarie Franke«. Aber eben von da aus gelangt er zu der Anschauung, dass diese durch die Verbindung mit römischem Wesen nur umgestaltet, corrumpiert sei. In Chlodovechs Gewaltthaten (der »tuerie de princes chevelus« wie er sagt) erkennt er einen römischen Gedanken (I, S. 246); durch römischen und christlichen Einfluss wird eine »centralisation tyrannique« begünstigt, unter Karl zur Herrschaft gebracht (II, S. 340); dieser verräth die Sache der Franken, um sich zum Kaiserthum zu erheben (II, S. 251); aber auf der andern Seite erscheint auch die Feudalität in ihren Grundlagen als römisch (I, S. 177. II, S. 341), eben sie hat sammt der Hierarchie nur die deutsche Ordnung des Staats und Rechts

Digitized by Google

zersetzt. Wohl haben die Deutschen zu Anfang die Lage Galliens verbessert (I, S. 228), aber es machte sich später eine Reaction geltend: dieser erlag das deutsche »principe de liberté« (I, S. 171), und erst in der Revolution hat dies wieder obgesiegt (La révolution de 1789, loin d'être dirigée contre les Francs, fut donc le triomphe de leurs principes, II, S. 400). — Es ist unnöthig, das Einseitige, Uebertriebene dieser Ansichten besonders hervorzuheben: eine an sich berechtigte Opposition gegen die Herabsetzung des deutschen Elements in der Geschichte Frankreichs bei neuern Historikern hat zu dieser Verirrung nach der andern Seite geführt.

Dabei fehlt es nicht an manchen ganz richtigen und treffenden Bemerkungen. Ich hebe hervor, was über die Grundlagen der fränkischen Verfassung, wie sie von Chlodovech gelegt und bis zur Zeit Karl des Grossen beibehalten sind (I, S. 231), über die Verhältnisse der Karolinger zu der Geistlichkeit, über die Verbindung von Staat und Kirche unter Karl (II, S. 293 f.), über den Einfluss der Deutschen auf die socialen Verhältnisse u. s. w. gesagt wird. — Ausserdem sind es einige Punkte, die sich specieller auf die Geschichte des jetzigen Belgien beziehen, auf die der Verf. näher eingeht, wenn auch zum Theil an der Hand anderer monographischer Arbeiten, so auf das Terrain der Schlacht von Amblève (II, S. 21), die Lage von Leptinae (Estinnes-Basses, II, S. 69), Novum castellum (II, S. 80), Longlare (II, S. 112).

Auch Hr. Digot beschäftigt sich viel mit solchen Fragen, zum Theil in besonderen Excursen (Notes), über die Lage des castrum Wabrense, einer villa Colobrosa, den bei Fredegar erwähnten ducatus Dentelini, über die ebendort

Digitized by Google

vorkommenden pagi Colerensis, Suentensis, Turensis, über den Gebrauch von Francia; er giebt ein Verzeichnis der palatia der austrasischen Könige u. s. w. Andere Ausführungen beschäftigen sich mit dem Gebrauch römischer und deutscher Namen (II, S. 351 ff.), mit dem Nachweis, dass die Namen der merovingischen Könige nicht, wie behauptet worden, dem übrigen Volk fremd gewesen (I, S. 364 ff.), mit den merovingischen Kirchhöfen (III, S. 330 ff.), mit dem Münzsystem der Ripuarier (III, S. 319 ff. gegen die Ansicht Guérards von dem Silbersolidus zu 12 Denarien), mit dem Marculf, dem Autor der bekannten Formelsammlung, den der Verf. gegen Lebeufs meist allgemein angenommene Ansicht in dem von Jonas in der Vita Columbani genannten cellerarius wiederfinden will und nach Austrasien setzt (III, S. 325 ff.), ohne doch auch hier den Leser überzeugen zu können.

Sehr viel Sorgfalt ist auf die innern Verhältnisse gewandt. Die Darstellung beginnt mit einer Schilderung des Zustandes vom nordöstlichen Gallien am Anfang des 5ten Jahrhunderts; daran reihen sich in grosser Ausführlichkeit eben solche vom 6ten (II, S. 158 ff. III, S. 155), 7ten (III, S. 271 ff. IV, S. 1—68) und 8ten (IV, S. 208—270). Es kann nicht fehlen, dass das zu manchen Wiederholungen Anlass giebt. Auch macht der Verf. diese Unterscheidungen nicht, um die allmählichen Veränderungen und Umbildungen deutlicher zur Anschauung zu bringen; sondern er sagt fortwährend, es sei in den späteren Jahrhunderten wie in den früheren, namentlich dem mit Vorliebe geschilderten 6ten gewesen; er bemerkt ausdrücklich (IV, S. 208), auch der Wechsel der Dynastie habe zu keiner »transformation dans la constitution même de

Digitized by Google

l'Etat« Anlass gegeben, keine der alten Institutionen sei zu Grunde gegangen; nachher wird freilich anerkannt (S. 296), dass eine Umgestaltung seit Jahrhunderten auf fast unmerkliche Weise begonnen habe, um dann seit Karl dem Gr. reissende Fortschritte zu machen. Auf diese einzugehen aber unterlässt der Verfasser.

Ueberhaupt sind die verfassungsgeschichtlichen Abschnitte, wie schon die vorher angeführten Beispiele zeigen, wenig befriedigend. Es fehlt dem Verf. an Kenntnis der deutschen Institutionen und des Rechts überhaupt, dazu an Schärfe der Auffassung. Das fredum hält er für eine Abgabe, um die Könige zu entschädigen »de leurs depenses et de leurs efforts pour le maintien de la tranquillité et de la securité des marchands et des voyageurs, soit sur les routes, soit pendant les foires et les marchés« (III, S. 32); er spricht von »Beunengütern« als den alten römischen Beneficien der Veteranen und einem Gegensatz, den er als »Buitengüter« bezeichnet (I, S. 251). So ist es mehr ein Zufall, wenn manches richtig gefasst ist, die Identität von comes und grafio, centenarius und tunginus angenommen (III, S. 220. 227), die sogenannte Constitutio Chlothachars dem zweiten König dieses Namens beigelegt wird (III, S. 163; ebenso Gérard I, S. 323). Ganz dankenswerth sind dagegen die Zusammenstellungen über andere Verhältnisse, Handel, Verkehr, die kirchlichen Zustände, die Literatur. Der Verfasser giebt hier Beweise seiner umfassenden Belesenheit und seines Sammelfleisses, von denen man nur bedauern mag, dass sie nicht auf besserer wissenschaftlicher Grundlage ruhen.

Auch die äussere Geschichte, namentlich der späteren merovingischen Zeit, bedarf noch einer

Digitized by Google

ganz andern kritischen Behandlung, als die ist, von der Hr. Digot und ähnlich Hr. Gérard eine Vorstellung haben. Was hier zu thun, zeigt am besten der Arbeit Bonnells über die Anfänge des karolingischen Hauses (1866), die auch schon auf das Buch Digots wie auf das früher von Gérard in Gemeinschaft mit Warnkönig gearbeitete Rücksicht genommen hat, und mich hier eines Eingehens auf andere Theile der Darstellung überhebt.

G. Waitz.

Die deutschen Ansiedlungen in Russland, ihre Geschichte und ihre volkswirthschaftliche Bedeutung für die Vergangenheit und Zukunft. Studien über das Russische Kolonisationswesen und über die Herbeiziehung fremder Kulturkräfte nach Russland, von Friedrich Matthaei, Offizier der Königlich-Sächs.-Armee, corresp. Mitglied der kaiserl. freien ökonomischen Gesellschaft, sowie der Gartenbaugesellschaft zu St. Petersburg. Leipzig 1866. Verlag von Hermann Fries. In Octav.

Aus verschiedenen in dem vorliegenden Werke verstreuten Bemerkungen geht hervor, dass der Verf. desselben sich während seines Lebens sehr lange eifrig mit den Verhältnissen und der Lage der Landleute in Deutschland beschäftigte und bekannt machte, namentlich aber die Verhältnisse und Zustände der deutschen Ackerbaukolonien in Amerika, Ungarn und Russland studierte. Die ersten zwar scheint er nicht aus eigner Anschauung zu kennen. Dagegen reiste er in Ungarn hauptsächlich mit Rücksicht auf

die dort blühenden deutschen Colonien, über welche er auch bereits eine Schrift (in Brockhaus: Unsere Zeit. Jahrgang 1859) veröffentlichte. In Russland reiste er zu demselben Zwecke und nahm eine Schilderung dieser Reisen in Angriff. Seinem Reisewerke wollte er einige specielle Mittheilungen über die deutschen Colonien in Russland anhängen. Doch wuchs ihm der Stoff unter der Feder; neues interessantes Material wurde gesammelt, das Studium der deutschen Ansiedlungen in Russland führte ihn zum Studium des gesammten Kolonisationswesens, und da nun auch in Russland in neuester Zeit die Kolonisations-Frage wieder in den Vordergrund trat, und dazu auch einige Aufsehn machende Vorfälle sich ereigneten, welche sofortige Aufklärung und Belehrung über diese Frage in Deutschland wünschenswerth erscheinen liessen, so entschloss sich der Verfasser, seine Resultate und Ansichten darüber in einem eigenen Werke zu veröffentlichen, welches vorliegt.

Dasselbe zerfällt in zwei Haupttheile, einen historisch-statistischen und einen, wenn man will, theoretischen.

In dem ersten Theile (Seite 1 bis 214) giebt der Verfasser eine detaillirte Uebersicht über den Bestand der deutschen Colonien in Russland, ihre Bevölkerungs-Verhältnisse und ihre Geschichte. Im zweiten (S. 214 — 389) entwickelt er seine Ansichten darüber, wie jetzt in Russland deutsche Colonien mit Vortheil gestiftet werden können.

Die zahlreichen kleinen Paradiese, die wohlhäbigen und wohlgeordneten Dörfer, die lachenden Fluren und reizenden Obstgärten, welche deutscher Fleiss und Ausdauer unter Magyaren, Wallachen, Kosaken und Kirgisen an den Ufern

Digitized by Google

der Donau, des Dniepr, des Don, der Wolga und des Schwarzen Meeres geschaffen haben, bilden ein so goldiges und ruhmvolles Blatt in der Geschichte des deutschen Volks, dass man einem patriotischen deutschen Historiker kaum ein schöneres Thema aufgeben könnte, als eine Darstellung der Anpflanzung, des Gedeihens und des Aufschwungs dieser so merkwürdigen und segensreichen Colonien. Der Verfasser einer solchen Geschichte würde es dabei fast nur mit erfreulichen Dingen zu thun haben, mit Triumphen der Cultur über Wüstenei, mit zu Kornfeldern und Viehtriften verwandelten Steppen und Pusten, mit Ausbreitung des Weinbaus, der Seidenzucht und anderer Industriezweige in den Gebieten der Nomaden. Die 500 deutschen Dörfer in Russland wurden von sehr verschiedenen Gattungen von Deutschen verschiedenen Stammes und verschiedenen Glaubensbekenntnisses begründet, die einen kamen aus dem Norden, die anderen aus dem Süden Deutschlands. Die Gründer der meisten bekannten sich zur Evangelischen Confession, mehre zum Katholicismus. Viele waren Mennoniten, oder Anhänger anderer protestantischer Sekten. Obgleich man im Ganzen sagen kann, dass beinahe Alles, was sie, wenn sie überhaupt nur Deutsche waren, thaten und anfassten, gedieh und fleckte — (es kamen sogar Fälle vor, dass ziemlich unnütze deutsche Subjekte Colonien stifteten, in denen doch am Ende Fleiss und Sinnigkeit die Oberhand behielt und sich Alles mit der Zeit zum Guten wandte) —, so waren doch die Erfolge je nach dem Stamm, von dem das Reis genommen wurde, merklich verschieden, und die Betrachtungen, die ein Historiker darüber anstellen würde, könnten daher äusserst mannigfaltig und lehrreich sein.

Digitized by Google

Fast alle deutschen Colonien hatten anfänglich mit grossen Hindernissen zu kämpfen. Sogar Kriegszüge und blutige Kämpfe mit räuberischen Kirgisen und Kalmücken umstürmten die Wege der deutschen Colonisten an der Wolga. In manchen Colonie-Distrikten entstanden zu Zeiten religiöse Aufregungen und neue Sekten. In denen in Grusien war ein Mal die religiöse Aufregung so gross, dass die deutschen Bauern sich dort (noch in diesem Jahrhundert) wie einst im Mittelalter zu einem Kreuzzuge nach Jerusalem zusammenschaarten, und dass die Russische Regierung gegen diese merkwürdigen Kreuzritter Kosaken ins Feld rücken liess, um sie zur Raison zu bringen. — Fast alle drangen am Ende zu einer schönen und soliden Existenz durch. Viele mehrten sich wie das Volk Israels in der Fremde, griffen noch weiter um sich. Aus den alten Dörfen gingen neue hervor und namentlich haben die deutschen Wolga-Colonien, bis auf die letzten Jahre herab, immer neue Töchter-Colonien in die Steppe im Norden des Kaspischen Meeres hinausgesandt. Es fehlt diesem Allen nach der Geschichte jener 500 deutschen Dörfer auch nicht an interessanten Episoden, auch nicht an praktischem und Zeit-Interesse. Dann ist auch einem solchen Werke in neuerer Zeit vielfach vorgearbeitet. Einige deutsche Colonien-Gruppen in Russland haben schon tüchtige Historiker gefunden, so z. B. die im St. Petersburger Gouvernement in Herrn P. von Köppen. Mehre deutsche Reisende haben in ihren Reisewerken vortreffliches und reiches Material zu einer solchen Geschichte zusammengebracht, so der Freiherr v. Haxthausen, neuerdings Herr Alexander Petzholdt, und ferner Dr. W. Hamm in seinem Werke: »Südöstliche Step-

Digitized by Google

pen und Städte«. Frankfurt 1862. Und als besonders wichtig für den Gegenstand nennt endlich unser Verfasser das Werk von Busch: »Materialien zur Geschichte und Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Russland. St. Petersburg 1862.

Unser Verf. hat »nicht aus zehn Werken ein eilftes machen wollen«, sondern hat es vorgezogen, alle die in den eben genannten Werken enthaltenen Mittheilungen über einzelne Kolonisationsgruppen möglichst ungekürzt und im Originale vorzulegen. Wir erhalten daher in seinem »ersten Theile« nicht eine wohlgeordnete, digerirte und pragmatische Geschichte der deutschen Colonien, sondern nur wiederum Materialien zu einer solchen, die sämmtlichen 500 deutschen Colonien in Russland werden der Reihe nach und nach ihren Consistorial-Bezirken und Kirchspielen oder Gouvernements geordnet namhaft gemacht, dabei ihre Einwohnerzahl angegeben, und zwischendurch werden die die verschiedenen Gruppen betreffenden vollständigen Auszüge aus Köppen, Haxthausen, Petzholdt, Hamm etc. beigefügt. Natürlich konnte es hiebei an einigen Wiederholungen in dem Buche nicht fehlen. Auch sind viele aus Haxthausen etc. ziemlich allgemein bekannt gewordene Dinge noch ein Mal mitgetheilt. Mehre seiner »Auszüge« bringt der Verf. in einer Reihe von »Anhängen«. Unter diesen Anhängen befinden sich auch Jahresberichte von Schulzen-Aemtern und Berichte über den Viehstand der Kolonial-Bezirke in Südrussland im Jahre 1863, die aus agronomischen Zeitungen und aus Mittheilungen des kaiserlichen Ministeriums der Reichsdomänen genommen sind, und die zum Theil etwas allzugenau in das Detail der halben und ganzen Morgen Landes und

Digitized by Google

der halben und ganzen Kopeken eingehen, und doch am Ende nur vereinzelt dastehende und unvollständige Bruchstücke sind, welche dem Buche als wenig nutzbarer Ballast dienen. — Bei der intimen Kenntniss, die der Verf. von seinem Gegenstande hat, erscheint es wohl bedauernswerth, dass er sich nicht zu einer gut verarbeiteten und eingehenden Geschichte und zu einer übersichtlichen, zusammenhängenden und wohlgeordneten Statistik entschloss. Er hätte dann die Hälfte seiner 200 Seiten historisch-statistischen Materials sparen und namentlich auch vielleicht dabei noch so viel Platz und Kräfte gewinnen können, um das, was mir seinem Werke so sehr zu fehlen scheint, eine geographische Karte der deutschen Colonien in Russland, beizugeben. Wie äusserst interessant wäre uns ein solches chartographisches Bild gewesen, namentlich bei den vielen erst neuerdings gestifteten Wolga-Colonien, deren Positionen wir noch auf keiner der uns in Deutschland zugänglichen Karten erkennen können. Der Verf. nennt Hunderte von Namen, die für uns so zu sagen in der Luft schweben.

Viel bedeutsamer erscheint das vorliegende Buch in dem »zweiten Theile«, in welchem der Verf. die Erfahrungen, die er aus der Geschichte der deutschen Kolonisation in Russland gewonnen hat, und seine Rathschläge an die Deutschen mittheilt. Er betrachtet und erwägt hier seinen Gegenstand aus allen Gesichtspunkten mit einer ungemein befriedigenden Umständlichkeit und mit einer den höchsten Grad von Vertrauen erweckenden Kennerschaft. Vor allen Dingen bevorwortet er es, dass er es nur mit von der Regierung zu stiftenden »Kultur-Colonien« und nicht mit Arbeiter-Colonien, wie sie wohl von Russischen Privatleuten versucht würden, zu

Digitized by Google

thun haben will. Gegen diese letzteren eifert er überall, warnt Deutschland vor ihnen, belegt es durch viele traurige Beispiele von missglückten Versuchen und zeigt überzeugend die Gründe, warum sie nie Aussicht auf Gelingen gewähren. — Er wünscht, dass die Russische Regierung selbst das Colonisationswesen wieder in die Hand nehmen, und die Privaten sich desselben gänzlich enthalten mögen, und da die Russische Regierung in der Neuzeit im Ganzen noch wenig Neigung dazu an den Tag gelegt hat, russische Privatleute und Gutsbesitzer, die nach der Aufhebung der Leibeigenschaft nach frischer Arbeitskraft verlangen, sich dagegen mehrfach gerührt, ihre Agenten nach Deutschland geschickt und Deutsche angeworben haben, so ist das helle Licht, das unser von Wohlwollen und Unparteilichkeit beseelter Verf. auf den Gegenstand wirft, gerade jetzt um so willkommener. Man wird frappirt von der Wahrheit fast aller der Axiome, die er ausspricht, die er so einleuchtend zu machen versteht, und von der Unabweislichkeit der meisten der Forderungen, die er an eine Colonie, welche Aussicht auf Erfolg haben soll, stellt.

Er verlangt vor allen Dingen, dass der aus dem Vaterlande in die Fremde zu verpflanzende Ableger keinen allzuschwachen Schwarm, sondern eine gewisse compakte Masse darstelle, so wie auch dass die sämmtlichen Ansiedler einer Colonie derselben Heimath, demselben deutschen Landesstamm und derselben Confession angehören. Nur, wenn diess der Fall ist, schreitet die Pflanzung mit Kraft und in Einigkeit fort. Alle aus verschiedenen deutschen Stämmen und Religions-Sekten zusammengewürfelten Colonien haben lange Perioden der Unei-

Digitized by Google

nigkeit und Schwäche durchzumachen gehabt, bevor sie sich consolidirten (S. 216 ff.). Ferner müssen die Colonisten von Haus aus Landwirthe, eigentliche deutsche Bauern sein, und dabei nicht ganz dem besitzlosen Arbeiter-Stande angehören, vielmehr einigermassen bemittelt sein. Nur bei solchen Colonisten ist auf ein baldiges und freudiges Gedeihen zu hoffen. Die mit Handwerkern oder Leuten ohne Capital begründeten Colonien hatten zuweilen ein trauriges Schicksal (S. 221 ff.). Er verlangt ferner, dass die Regierung den Colonisten, ehe sie ins Land kommen, Häuser und Stallungen baue, so wie auch, dass sie dieselben, wie sie dies früher immer gethan hat, vor den einheimischen russischen Unterthanen mit gewissen Vorrechten und Privilegien versehe. Dabei scheinen ihm die in der letzten kaiserlichen Verordnung über deutsche Einwanderer (vom 18. Dec. 1861) hierüber enthaltenen Bestimmungen durchaus nicht weit und ansprechend genug. Namentlich verlangt er, dass den Einwanderern die Abgabenfreiheit auf mindestens 10 Jahre, und Freiheit vom russischen Militairdienste bis auf ihre Kindeskinder hinab gesichert werde (S. 242 ff.). Baare Geldvorschüsse für die Reise und für die Zeit der ersten Einrichtung, so wie Geschenke an Land, wie sie zur Zeit Katharinen's und Alexander's I. bewilligt wurden, will der Verf. nicht, weil er nur einigermassen wohlhabende Colonisten nach Russland zu ziehen wünscht, und weil die Colonisten jetzt mit Hülfe der Eisenbahnen leicht, billig und in wenigen Tagen an Ort und Stelle gelangen, wozu sie im vorigen Jahrh. oft ein Jahr und eine Ueberwinterung in Ungarn nöthig hatten. Die ihnen gebauten Häuser und das ihnen angewiesene Land

Digitized by Google

sollen die Colonisten bezahlen oder vergüten, doch allmälig und in nicht drückenden Raten, so wie ihre Kräfte es gestatten. Bei dem jetzt nach der Aufhebung der Leibeigenschaft so sehr gesunkenen Güter-Preise kann man ihnen das Land billig genug geben. Der deutsche Colonist kann jetzt in Russland für dasselbe Geld zehn Mal mehr Land kaufen, als er in Deutschland pachten kann.

Eben so wie ihre Nationalität, Sprache und Religion, will der Verf. den deutschen Colonien auch ihre heimische Gemeindeverfassung und einen gewissen Grad von Autonomie gesichert sehen, und er bezeichnet es als einen Fehler, dass in der schon erwähnten Kaiserlichen Verordnung von 1861 diese Ansicht nicht entschieden angenommen und ausgesprochen ist. Diejenigen deutschen Colonien, welche ihre Sprache, Religion und Verfassung vernachlässigen oder ablegen, verlieren dann auch ihren sie auszeichnenden deutschen Geist, verrussen und werden auch untauglich dazu den Einheimischen in Russland voranzuleuchten und die Cultur zu fördern.

Ganz vortrefflich findet Ref. das, was der Verf. darüber sagt, wie das Kirchen- und Schulwesen in den Colonien eingerichtet werden sollte, und warum namentlich der Prediger der neuen Colonie aus dem Mutterlande und wo möglich aus dem Mutterdorfe selber sein sollte (S. 271). Ausgezeichnet wohl begründet sind die Anforderungen, die er an einen guten Seelsorger und Schullehrer stellt, und die Durchführung der Wichtigkeit dieser Aemter für das Gedeihen einer neuen Stiftung.

Die Gründe dafür, dass nur der Staat die Colonisation in die Hand nehmen und leiten soll und dass russische Privatpersonen sich dessen

Digitized by Google

fast ganz enthalten sollen, stellt der Verf., der oft auf diesen Punkt zurückkommt, noch ein Mal der Reihe nach (auf S. 283 ff. seines Werkes) zusammen. Von den 500 deutschen Colonien, welche die russische Regierung seit etwa 100 Jahren stiftete, sind nur zwei missglückt, nämlich im Gouvernement Grodno die beiden Deutschen Dörfer Neudorf und Neubow, die in Folge eigenthümlicher Umstände nicht prosperirten, vielmehr demoralisirt, entdeutscht und völlig polonisirt wurden. Die Privat-Colonisation in Russland hat dagegen fast gar keine Erfolge, wohl aber viele traurige Erfahrungen aufzuweisen.

In einem andern, äusserst lehrreichen Abschnitte des zweiten Theils seines Werkes (Seite 293 fgg.) revidirt der Verf. das ganze grosse Colonisations-Terrain des russischen Reiches, um die Frage zu beantworten, o b Russland noch jetzt mit Erfolg deutsche Colonisten aufnehmen und w o es dieselben am vortheilhaftesten ansiedeln könne. Indem er ein detaillirtes Bild der Bevölkerungsdichtigkeit und des Anbaus in allen Gouvernements des Reichs entwirft und dasselbe mit den Zuständen in andern europäischen Ländern vergleicht, macht er es klar genug, dass Russland noch überall, selbst in seinen best bevölkerten Strichen, auch in der Nähe seiner Hauptstädte Petersburg und Moskau Raum genug darbiete, um deutsche Colonien einzuschieben. Zur Zeit Katharina's, wo die meisten der jetzt in Russland existirenden deutschen Colonien gestiftet wurden, war man hauptsächlich darauf aus, die den Türken und Tataren genommenen fast ganz leeren Enden des Reichs an der Wolga und am Pontus mit Bewohnern zu versehen. Im gegenwärtigen Augenblicke wie-

Digitized by Google

derum scheint es der russischen Regierung hauptsächlich darum zu thun zu sein, das westliche Russland, die eben erst beruhigten Polnischen Gouvernements, in denen die Macht des einheimischen Adels gebrochen ist und in denen so viele Ländereien und Güter zur Disposition stehen, mit deutschen Ansiedlern zu versehen. Unser Verf. glaubt zwar den deutschen Einwanderern auch in Polen ein günstiges Prognostikon stellen zu dürfen. Aber aus mehrfachen Gründen, die er (auf S. 311 fgg.) trefflich entwickelt, hält er doch die Colonisation gerade im Centrum von Russland in dem alten Moskowiter Lande für wichtig. Hier sind die klimatischen und Boden-Verhältnisse für den deutschen Bauer so viel günstiger als im Süden, Osten und Norden. Von hier aus, vom Herzen des Landes aus, von dem alle Lebensadern, auch alle neu geschaffenen Eisenbahnen ausgehen, müssen sich auch die wohlthätigen Folgen, die man sich von einer solchen Colonisation verspricht, weit besser durch den ganzen Körper des Volkes vertheilen. Auch bietet sich jetzt in Deutschland ein viel besseres Material zur Coloniestiftung dar. Seit Katharina's Zeit hat der deutsche Landmann selbst an Bildung bedeutend gewonnen. Seine landwirthschaftlichen Proceduren, seine Viehracen haben sich reformirt und veredelt. Und wenn man schon im vorigen Jahrhundert mit ziemlich rohem Material an dem Ende des Reichs unter äusserst fremdartigen und ungünstigen klimatischen Verhältnissen Colonien stiften konnte, die am Ende ein so schönes Resultat gaben, so wird man jetzt unter veränderten und günstiger gewordenen Umständen in Mittelrussland noch viel Schöneres leisten können.

In dem dritten Abschnitte des zweiten Theils

Digitized by Google

seines Werks (S. 321 fgg.) verlässt nun der Verf. den Boden der Geschichte ganz. Er entwickelt in demselben seinen eigenen Colonisations-Plan, welcher etwas ganz Neues in Vorschlag bringt. »Noch keine Colonisation ist bisher in der Art, die dem Verf. die beste dünkt, durchgeführt worden«. Das Eigenthümliche dieses neuen Plans besteht in der Hauptsache darin, dass nach der Idee des Verf. von dem einer jeden neuen Colonie zuzutheilenden Terrain erst ein Drittel ausgeschieden und zur Errichtung eines sogenannten »Stammgutes der Krone« benutzt werden soll. Der Zweck dieses »Kronstammgutes«, das unter der Leitung eines intelligenten Kaiserlichen Verwalters gestellt werden soll, und um welches sich dann die übrigen bäurischen Ansiedlungen der Colonisten gruppiren sollen, ist: der Krone mitten unter einer industriösen und landwirthschaftlich entwickelten Bevölkerung ein zweckmässig eingerichtetes und arrondirtes Gut zu schaffen, das dann zu einer Musterwirthschaft im grösseren Massstabe werden kann. Und um zu beweisen, dass so etwas recht gut glücken könne, weist dann der Verf. unter anderem auf die Kaiserliche Stammschäferei von Rambouillet in Frankreich hin, die sowohl für sich selbst als für das Land so viele Vortheile erzielt hat.

Im weiteren Verlaufe seines Werkes (S. 322—352) führt dann der Verf. mit grosser Umsicht und Sorgfalt das Ideal dieser seiner Kron-Stamm-Gut-Colonien weiter aus, zeigt, wie und durch welche Arbeitskraft er das Stammgut bewirthschaften will, wie und in welchen Proportionen die Ländereien je nach ihrer Bonität und Benutzungsweise, wie viel Ackerland, wie viel Wald-, Wiesen-, Weide-Land den Colonisten zuzuweisen sei, wie viel davon den Vollbauern,

Digitized by Google

den Kleinbauern, den Professionisten, den Kleinhäuslern, dem Pfarrer, dem Schulmeister etc. Das ausgeschiedene Stammgut soll dabei auch noch die Rolle eines reservirten Ländereien-Capitals übernehmen, von dem die Colonisten, wenn sie etwa hinterdrein noch mehr Land bedürfen, wenn bei Anwachs der Bevölkerung Filial-Colonien nöthig werden sollten, entnehmen (Land ankaufen) könnten.

Darnach kommt dann der Verf. zur eigentlichen Begründung der Colonie und Ueberführung der Colonisten, und erwähnt und verhandelt auch hier Alles, was dabei zu beschaffen und zu beachten sei. Sehr schön präcisirt er die Rolle, die dabei »der Regierungs-Commissär im Auslande« zu spielen habe, die Anforderungen, die man an einen solchen Mann stellen müsse (S. 341), bestimmt die beste Jahreszeit zur Einwanderung nach Russland, stellt Betrachtungen über die dahin einzuschlagenden Wege an, bezeichnet die Werkzeuge und Geräthe und auch die Viehracen, die sie mitbringen sollen (kein Zugvieh, an dem Russland Ueberfluss hat, wohl aber Milchvieh, Rinder, Schafe, Schweine, deren Racen alle in Russland zu veredeln sind).

Nachdem der Verf. so das ganze Bild der von ihm vorzugsweise beabsichtigten »Cultur-Colonien« entworfen und nach allen Seiten hin ausgeführt hat, fasst er dann in einigen Schluss-Capiteln noch ein Mal zusammen, was er über die Zweckmässigkeit der »Arbeiter-Colonien« (S. 358 fgg.) denkt, und dann, welchen Erfolg er sich von Privat-Käufen und Güter-Pachtungen durch Ausländer in Russland verspricht. Auch dieser letzte Punkt ist seit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland sehr wichtig geworden. Denn seitdem ist es nicht, wie früher,

Digitized by Google

blos dem Russischen Erbadel gestattet, Güter zu kaufen und zu pachten, sondern jedem, der dazu die Mittel besitzt, er mag Inländer oder Ausländer sein. Da sich unter den gegenwärtigen gedrückten Credit-Verhältnissen in Russland dort sehr wenig Kaufliebhaber finden, so hat man auch dabei sein Augenmerk aufs Ausland geworfen und hofft von dort Schaaren von Landwirthen herbeizuziehen, die, durch die billigen Preise gelockt, sich in Russland ankaufen oder Güter in Pacht nehmen sollen. »Der auswärtige Capitalist und Landwirth, der sein Augenmerk auf Russland gerichtet hat, braucht sich dabei aber durchaus nicht zu überstürzen. Er wird noch Jahre Zeit haben, seine Wünsche zu realisiren, und wird dann selbst noch vortheilhafter kaufen und pachten, als jetzt«. Denn nach der Ansicht des Verfassers »ist die Krisis, in welcher sich gegenwärtig die russische Landwirthschaft befindet, durchaus noch nicht überwunden. Sie hat im Gegentheil ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Die Preise des Güterankaufs und der Güterpachtungen werden eine Zeitlang noch immer niedriger werden«.

Die Rathschläge, welche der Verf. den Russen giebt, um ihren landwirtschaftlichen Angelegenheiten wiederum einen gedeihlichen Aufschwung mitzutheilen, sind vortrefflich. Namentlich zieht er mit triftigen Gründen gegen die russische Handelsgesetzgebung und gegen das strenge Prohibitiv-System, an dem Russland noch immer festhält, zu Felde. Er zeigt überzeugend (S. 375 ff.), wie innig dies System mit den Leiden der Landwirthschaft zusammenhängt, und wie es jetzt, nachdem Russland die Leibeigenschaft beseitigt und der Gewerbefreiheit Thür und Thor geöffnet hat, eben um der

Digitized by Google

Gewerbe und dieser Landwirthschaft willen an der Zeit ist, auch — »ehe es zu spät wird,« — in die Bahn der freien Handelsbewegung einzulenken. »Nur durch sie wird das verjüngte Russland seine volle Bedeutung auch als Agricultur-Staat, so wie als Handels- und Industrie-Staat erlangen«.

Aus verschiedenen Gründen glaube ich zwar nicht, dass es dem Verf. gelingen wird, so bald schon viele solche Colonisten, wie er sie für seine Kultur-Colonien in Russland haben will, »mit circa 2000 Thaler disponiblen Capitals per Familie« nach Russland zu ziehen. So wohlwollende, väterliche und ehrenwerthe Absichten der Russische Kaiser für die ihm so nützlichen Deutschen Colonisten auch von jeher gehegt haben und noch hegen mag, so kann er doch schwerlich mit den Söhnen oder Vettern, welche unsere Auswanderungslustigen schon am Missisippi haben, von denen sie beständig über den Ocean nachgelockt werden, und die ihnen dort Wege und Mittel zum selbständigen Fortkommen weisen, schon jetzt die Concurrenz bestehen. Es ist für Russland zu beklagen, dass diejenigen deutschen Colonisten, die es früher ein Mal von uns erlangte, ihre Vetterschaft und Kundschaft in Deutschland ganz verloren haben. Wenn Russland die deutsche Colonisation ein Mal wieder in Gang bringen kann, wird es wichtig sein, sie auch im Gang zu erhalten, und zwar so, dass sie durch sich selbst im Fluss bleibe. — Nichts desto weniger aber, da Russland noch für lange Zeit hinaus, — was eben unser Buch wieder recht deutlich macht, — für deutsche Auswanderung und Colonisation ein ausserordentlich wichtiges Terrain bleiben wird, hat doch der Verf. dies sein Buch nicht vergebens geschrieben. Es enthält so viele treffliche

Digitized by Google

Erwägungen über Colonisations-Wesen überhaupt, dass man es auch den Auswanderern nach Amerika, wie überhaupt allen deutschen Auswanderern als eine recht nützliche Lektüre empfehlen könnte. — Nur, wie schon oben gesagt, möchte man dabei dem Verf. es anempfehlen, damit er sein Werk noch nützlicher und zugänglicher mache, dass er den ersten langen Theil desselben, statt ihn mit detaillirten Dokumenten und Auszügen zu beschweren, in eine pragmatische übersichtliche Geschichte der russischen Colonien verwandle.

Bremen. J. G. Kohl.

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. II. Band. Altniederdeutsche Denkmäler I. Theil. (Auch mit dem besonderen Titel:) Hêliand. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1866. VIII und 380 S. in Octav.

An die neue Heynesche Ausgabe des Ulfilas, über die ich erst vor kurzer Zeit in diesen Anzeigen berichtet habe, schliesst sich als zweiter Band der neu eröffneten Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler auf das Erwünschteste eine von demselben verdienten Herausgeber besorgte neue Ausgabe des Heliand an, der, wie ihr Titel andeutet, auch noch eine zusammenfassende Ausgabe der übrigen altsächsischen oder altniederdeutschen Denkmäler, mit der noch eine besonders empfindliche Lücke ausgefüllt werden wird, nachfolgen soll. Wenn eine Ausgabe des Ulfilas schon durch das durch den unvergesslichen Uppström für den gothischen Text neu ans Licht Geholte dringend nothwendig geworden war, insofern aber freilich nur noch etwas Un-

vollkommenes bleiben konnte, als ein grosse Theil des Gewinnes der Uppströmschen neue Handschriftendurchsicht noch unveröffentlicht is und dazu in neuster Zeit ja auch noch gan neue Stücke der gothischen Bibelübersetzun entdeckt worden sind, über deren genauer Durchsicht und wirkliche Lesung aber leider noc nicht bestimmtes verlautet, so darf man nich minder auch eine neue Ausgabe des Heliand al ein lange gefühltes dringendes Bedürfniss bezeich nen. Die allererste und ganz vorzügliche Aus gabe des Heliand durch J. Andreas Schmelle allerdings, die im Jahre 1830 in München Stutt gart und Tübingen erschien und zehn Jahre dar auf noch durch ein vollständiges Wörterbuch grammatische Uebersicht, Einleitung und zwe Facsimiles ergänzt wurde, soll nicht dadurch über flüssig gemacht werden. Ihr wesentliches un dauerndes Verdienst besteht in der sorgfältigste Wiedergabe der handschriftlichen Ueberlieferung bei der die ändernde Kritik gar nicht weite eingriff; die eine der beiden Handschriften ist al Text gegeben, aus der andern sind alle ihre Ab weichungen, auf die Cursivdruck in dem dadurch ziemlich bunt gemachten Texte schon hinweist unter den letzteren gestellt; die Textzeilen schlies sen sich ganz an die der Handschrift an und di metrische Form ist nur durch Puncte in den Zei len bezeichnet, nicht durch Absetzen der metri schen Zeilen, wie das Auge es wünscht. Aus der Schmellerschen Ausgabe hat der zweite Her ausgeber des Heliand, Dr. J. R. Köne aus Mün ster, dessen Ausgabe im Jahre 1855 ans Licht trat, sich den Text der Handschrift zurecht ge macht, deren Lesarten von Schmeller nur unter dem Text bemerkt sind. Für den Text hat Köne weiter gar nichts gethan, weder Interpunction zu gefügt, noch die langen Vocale bezeichnet, worin

Digitized by Google

Schmeller bei seinem engsten Anschluss an die Handschriften natürlich auch nicht vorangehen konnte, beigegeben ist aber eine Uebersetzung und ausserdem eine Reihe von Anmerkungen, deren Fülle indessen mit ihrem innern Werth durchaus nicht in Einklang steht. Die Könesche Ausgabe ist offenbar mehr für Laien berechnet gewesen und konnte ein tieferes Studium des Heliand unmöglich fördern.

Der Text des Heliand ist uns nur in den beiden, dem neunten Jahrhundert angehörenden, bereits erwähnten Handschriften überliefert, von denen die eine, weil aus einer Sammlung Robert Cottons herrührend, gewöhnlich als die cottonische bezeichnete sich in London befindet, die andre aber seit dem Jahre 1834 in München. Den Text der letzteren giebt Schmeller, ergänzt aber die Lücken, deren sich mehrere darin finden, so dass von den nahezu sechstausend Versen, die das Gedicht in der londoner Handschrift zählt, etwas mehr als ein Fünftel fehlt, aus der letzteren Handschrift. Heyne hat diese ergänzten Stücke, da auch er im Allgemeinen die Münchener Handschrift zu Grunde legt, nicht unzweckmässig durch den Druck unterschieden. Im Uebrigen ist sein Bestreben gewesen, unter dem Einfluss beider Handschriften einen möglichst guten Text zu gestalten. Der Hauptunterschied der beiden Handschriften beruht nicht im Gebrauch verschiedener Wörter und Ausdrücke, obwohl auch die vorkommen, sondern in der schwankenden Schreibung, bei der verhältnissmässig nur wenige Verse in ganz übereinstimmender Form überliefert sind. Auch in den einzelnen Handschriften selbst ist das Schwanken ziemlich beträchtlich, im Ganzen ist in der Münchener das Gepräge der Sprache noch etwas alterthümlicher. In manchen Hauptpuncten hat Hr. Dr. Heyne aus dem allen eine

ganz consequente Schreibweise durchgeführt, für andre Fälle war das nicht möglich. Die Lesarten sind sehr reich, wenn auch in Bezug auf die minder wichtigen Verschiedenheiten nicht vollzählig, unter dem Text aufgeführt; der Text selbst ist durch Interpunction bequem lesbar gemacht, die gedehnten Vocale sind auch bezeichnet.

Ausser der kritischen Gestaltung des Textes, auf dessen Einzelheiten ich hier nicht näher eingehe, besteht der Hauptvorzug der Heyneschen Ausgabe aber in dem angefügten Wörterbuch, das in ganz derselben Weise rech ausgearbeitet ist, wie das seiner Beowulfausgabe (Paderborn 1863) von demselben Verf. Hingegeben. Eine Kritik zu seiner Ausgabe nur ein Verzeichniss der in seinen Anmerkungen besprochenen Wortformen gegeben, Schmalers Wörterbuch war schon vollständig in Bezug auf alle einzelnen vorkommenden Formen und ausgezeichnet in Bezug auf das Nothwendigste der Bedeutung, H. hat nun angemessenster Weise einfach alfabetisch angeordnetes Wörterbuch nun aber noch sehr reich ausgestattet mit Wortangaben, Wortverschiedenheiten, in denen das Leben der einzelnen Wörter gleich in seinem ganzen Umfang so recht deutlich entgegentritt. Manches ist auch sonst zur Erklärung eingefügt, den einzelnen Wörtern ist in der Regel die althochdeutsche, angelsächsische u. altfriesische Form beigegeben, neben denen die fast immer am Meisten belehrende gothische freilich von manchem nicht gern vermisst werden wird. Ein Verzeichniss der Namen ist vorangestellt.

So ist die Heynesche neue Ausgabe auf alle Weise darnach angethan, das Studium des Heliand in bester Weise zu fördern, und wird gewiss recht bald ihre guten Früchte tragen.

Dorpat. Leo Meyer.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück. 15. August 1866.

Les Apôtres, par Ernest Renan membre de l'Institut. Paris, Michel Lévy frères, 1866. LXIV u. 388 Seiten in Octav.

Méditations sur l'état actuel de la religion chrétienne, par M. Guizot. Ebenda, XIV und 376 Seiten in Octav.

Da wir in diesen Gel. Anz. fast alle die zahlreichen Schriften Renan's, auch noch fast zuletzt sein Leben Jesu 1863 S. 1201—1220 beurtheilten, so wollen wir nicht versäumen auch diese Fortsetzung des letzteren zu berücksichtigen, welche ganz nach Deutscher Art und Deutschem Zuschnitte als der zweite Band einer »Urgeschichte des Christenthumes« erscheint. Dem mächtigen Strome unserer heutigen Deutschen Wissenschaft sind zuletzt alle die Hauptwerke des Vfs entsprungen, welche ihm in Frankreich und sonst soviel Genanntheit und soviele Leser eintrugen: dieser Ursprung und, soweit man so reden kann, dieses Angesicht derselben ist allen Augen leicht einleuchtend und überall auch so anerkannt, obwohl der Verf. dieses Verhältniss

Digitized by Google

immer weniger gerne zu berühren scheint. Was den Verf. nun auch dabei geleitet haben und wie er sich seinen Aeusserungen nach dazu stellen mag, man konnte und man kann noch jetzt mit dieser Wendung der Dinge nicht unzufrieden sein: es ist aus vielen Gründen gut dass die Päpstliche Welt in welcher Renan seiner Erziehung und seinem Vaterlande nach steht und der er sich neuestens (wie dieses seine »Apostel« zeigen) gerne wieder so eng als möglich anschliessen möchte, auch durch einen so eigenthümlichen Schriftsteller wie er in alle unsre neueren Erkenntnisse etwas tiefer eingeführt werde und dadurch eine heilsame Erschütterung empfange. Der Wege wie die Wahrheit durchdringe gibt es gar viele: wir hoffen dass etwas von ihr, sofern sie sich bewährt hat, auch auf diesem Wege sich ausbreite, gleichviel wie der Verf. es einleite und einkleide. Allein wir haben in diesen Blättern auch von Anfang an bemerkt dass der Vf. doch nicht auf der Höhe unsrer heutigen Wissenschaft stehe, und bei manchen lobenswerthen Eigenschaften die er als Schriftsteller entwickele zu viel Unüberlegtes und Verkehrtes einmische als dass er heilsam wirken könnte. Der tiefere Grund der Dinge, auch soweit man heute ihn schon erschöpft hat, bleibt ihm unklar: da ihm aber eine fliessende runde Französische Rede zur Seite steht und eine grosse Menge von Tageslesern einmal auf diese wenigstens in Frankreich ziemlich neue Auffassung der christlichen Dinge gespannt ist, so ist die Verlockung die Dinge mehr nur nach ihrer heute scheinbar sichersten und den meisten heutigen Lesern wahrscheinlich gefälligsten Erkenntniss oberflächlich zu beschreiben zu gross; und statt zu höherer Klarheit und Gewissheit scheint uns der

Digitized by Google

Verf. in diesem Bande nur zu einer immer grösseren Zahl schwerer ja für einen bessern Schriftsteller unverzeihlicher innerer Widersprüche fortzuschreiten.

Der Verf. ist sehr eifrig und rührig als Beobachter und als Bücherkenner, er stellt an vielen Orten eine Menge nützlicher Nachweisungen und gelehrter Vergleichungen auch mit Rücksicht auf die neuesten Schriften und Veröffentlichungen aller Art zusammen, und hat Geschick genug seine nach vielen Seiten hin ungemein ausgedehnten Kenntnisse nach dem besonderen Zwecke welchen er im Auge hat bestens zu verwerthen. Dazu führt er die Geschichte hier nur vom J. 33 bis 45 nach Ch. herab, mit ausführlicher Berücksichtigung der Römischen Zustände wie sie damals und noch lange nachher waren; und redet in der Vorrede viel von den Quellen seiner Geschichte und von der Art wie er die Geschichte Christus' und der Apostel betrachte und abhandle. Allein man fühlt sehr stark in welche harte innere Widersprüche er sich sogleich bei den Fragen über die Quellen der Geschichte und die richtige Art sie zu benutzen verwickelt. Man weiss dass die Ansichten der Strauss-Baur'ischen Schule wie über die Evangelien und Christus so auch über die Apostelgeschichte über die Apostel selbst über Simon Magus u. s. w. heute unter uns (man kann beinah sagen) schon längst wieder gründlichst beseitigt sind, und dass in Deutschland kein einziger Gelehrter der irgend als Kenner des Faches gelten will sie noch vertheidigen mag. Eine so mächtige Wendung der Deutschen Wissenschaft kann nun freilich dem Verf. dieser »Apostel« nicht entgangen sein; er kennt auch sicher die Hauptschriften in welchen sie sich voll-

Digitized by Google

zogen hat und die von ihr zeugen. Und wirklich behauptet er die Apostelgeschichte und das Evangelium seien unstreitig von Lukas, das vierte Evangelium vom Apostel Johannes verfasst; er will auch keineswegs bloss die vier grösseren Paulusbriefe von dem Apostel ableiten (dass er die drei Hirtenbriefe ihm nicht zulegt, versteht sich fast von selbst); er will den Simon Magus nicht nach Baur'ischer Weisheit zu einer blossen Erdichtung der Apostelgeschichte verflüchtigen u. s. w. Reisst er nun so alle die Stützen aus auf welchen allein die besonderen Ansichten und weiteren Verhandlungen jener Schule über das Apostolische Zeitalter beruhen, so sollte man erwarten er werde sich nun auch von diesen gründlich befreiet haben. Allein das gerade Gegentheil tritt ein: gerade die Folgerungen welche die Schule aus ihren verkehrten Voraussetzungen zieht, behält er bei. Ihm gilt es also noch immer als eine Reihe der höchsten Wahrheiten dass zwischen dem Galaterbriefe und der Apostelgeschichte ein alles umfassender unversöhnlicher Widerspruch herrsche, dass die Apostelgeschichte in ihrer ersten Hälfte (was er aus der zweiten machen werde, muss der folgende Band zeigen) ein im wesentlichen völlig unglaubwürdiges Buch und z. B. die Namen Ananja und Sapphira 5, 1—11 darin rein erdichtet seien; aber dem Inhalte seines folgenden Bandes vorgreifend will er hier sogar die Erzählung der AG. C. 15 über das sogenannte Apostolische Concil als eine vollkommen grundlose hinstellen. Frägt man nun nach der Ursache so klaffender Widersprüche, so zeigt sich keine andre als dass dem Verf. die Ansichten und Bestrebungen der falschen Freiheit welche jene Schule in Deutschland in Bewegung gesetzt hat

Digitized by Google

doch zuletzt allein gefallen und ihm für die heutigen Franzosen die besten zu sein scheinen. Er hat zum Tadel der Verirrungen jener Schule kein Wort, lobt vielmehr jetzt erst recht offen ihre Ansichten namentlich wie sie durch die schillernden Farben der Strassburger Theologenschule und durch andere oberflächlich gebildete Deutsche mitten in Paris vertreten werden. Er ist also jetzt nur noch weiter dahin gegangen wohin ihn von Anfang an ein unverkennbarer Geisteszug leiten wollte, fällt jetzt mit jener in Deutschland längst widerlegten Schule der falschen Freiheit völlig zusammen, und behauptet in diesem Bande die Abkunft des vierten Evangeliums von Johannes etwa nur noch weil er sich im vorigen dafür zu offen ausgesprochen hatte.

Uebersieht man aber alles einzelne was der Vf. hier seinen Lesern bietet, so zeigt sich dass er gerade in allen etwas schwierigeren Fragen und Untersuchungen gar nichts Neues bringt. Man kann dies auch von keinem Schriftsteller verlangen, und wir sind weit davon entfernt dem Vf. daraus einen Vorwurf zu machen. Sein Bestreben ist offenbar in diesem Bande noch mehr als im vorigen, dem Leser in bester Zubereitung und glatter Rede zwar recht Stechendes und Prickelndes aber doch auch scheinbar schon recht sicher Stehendes und Zuverlässiges zu bringen, wobei er nur nicht tief genug bedenkt ob das was er als so ziemlich schon anderweitig festgestellt dem Leser vorsetzen will wirklich so sicher und so zuverlässig sei. Allein man muss von einem Schriftsteller welcher solche Ansprüche wie unser Verf. erhebt und seinen Lesern das heute erkennbare Beste vorlegen will, wenigstens soviel erwarten dass er hinter dem was man heute schon sicher genug erkennen kann

und vorzüglich hinter dem Stande auf welchem heute die schwierigeren Fragen der Wissenschaft stehen nicht zurückgeblieben sei. Der Vf. kann diesen Stand schon nach seinen eben beschriebenen grundlosen Voraussetzungen und unklaren Bestrebungen nicht einnehmen. Er spricht weitläufig über Lukas' Apostelgeschichte, schweigt aber zu den genaueren Untersuchungen welche über sie geführt sind, und begnügt sich so mit den höchst verworrenen und ungerechten Ansichten welche in Baur's Fusstapfen tretend Ed. Zeller über sie aufgestellt hat. Nehmen wir ein Beispiel um zu sehen was daraus bei unserm Verf. wird. Die Apostelgeschichte 11, 27—30. 12, 25 erzählt von einer zweiten Reise des Apostels Paulus nach Jerusalem noch bevor er seine erste weite Sendbotenreise nach dem Westen hin antrat. Die Erzählung von dieser Reise ist so einfach, sie wird hier ihrer eigenthümlichen Veranlassung nach so wohl begründet und ihrer Zeitfrist nach so genau bestimmt, und sie ist endlich von allen übrigen Reisen des Apostels wovon wir aus der Apostelgeschichte oder aus anderen Quellen etwas wissen allen Umständen zufolge so vollkommen verschieden, dass man nicht begreift wie man ihre geschichtliche Zuverlässigkeit irgendwie bezweifeln könne. Renan will sie aber dennoch als ungeschichtlich und grundlos völlig verwerfen, jedoch aus keiner andern Ursache als weil der Apostel selbst in seinen Worten Gal. 2, 1 von ihr schweige. Dieser erzählt nämlich Gal. 1, 18—24 wie er drei Jahre nach seiner Bekehrung mit den Jerusalemischen Christen verkehrt habe, dann 2, 1 ff. wie er vierzehn Jahre nach ihr wiederum mit ihnen verkehrt habe: weil er nun jene Reise hier gar nicht erwähne, so müsse sie (meint Renan

Digitized by Google

nach den Voraussetzungen der Tübinger Schule) rein erdichtet sein. Ein solcher Schluss wäre aber nur dann richtig wenn sich beweisen liesse dass der Apostel hier seinem Zwecke gemäss von der Reise welche höchstens vier oder fünf Jahre nach der ersten erfolgte hätte reden müssen. Zwar wäre der Schluss auch dann nicht zwingend, weil man in einem blossen Briefe wo man beiläufig von geschichtlichen Dingen reden muss durchaus nicht nothwendig so wie in einem Geschichtswerke mit aller möglichen Vollständigkeit redet, Paulus auch hier auf die Zahl seiner Reisen nach Jerusalem keinen Werth legt und nirgends sagt er sei bis dahin wo er schrieb nur zweimal als Christ in Jerusalem gewesen. Allein es lässt sich zeigen dass der Apostel hier gar keine Veranlassung hatte von jener Reise zu reden. Er will in jenem Briefe nur von seinem Verhältnisse zu den Zwölfen reden: dass nach dieser Seite bei jener zweiten Reise irgend etwas Wichtiges in Jerusalem vorgefallen wäre, deutet die Apostelgeschichte selbst nicht an; dies Verhältniss musste bei seiner ersten Reise dorthin und dann aus ganz anderen Ursachen bei seiner dritten höchst fraglich werden; war aber darauf, wie aus ihrer Veranlassung und aus der einfachen Erzählung der Apostelgeschichte selbst erhellt, bei jener zweiten Reise nichts angekommen, so konnte Paulus sie in jenen wenigen Worten des Galaterbriefes völlig übergehen. Nur wer wie Renan von den Baur'ischen Schulmeinungen eingenommen hinter den Erzählungen der Apostelgeschichte überall nur Erdichtung wittert, kann aus den blossen Wörtchen wiederum Gal. 2, 1 eine so schwere Folgerung ableiten welche die einfache Geschicht-

Digitized by Google

lichkeit jenes Buches vollkommen zerstören müsste wenn sie Grund hätte.

Doch was sind solche Einzelnheiten gegen die allgemeine Thatsache welche dieses Buch offenbart, dass Renan wie er dem ersten Bande zufolge weder weiss wer Christus noch was das Christenthum ist, so auch diesem zweiten zufolge gar keine richtige Vorstellung über die Urapostel und über das Christenthum ihrer Zeit sich gebildet hat. Der Mangel an der Geschicklichkeit die Quellen der Geschichte hinreichend und sicher genug zu erschöpfen begegnet sich hier bei ihm mit einer fühlbaren Unfähigkeit sich zu der wahren Höhe dieser in aller Weltgeschichte einzigartigen wenigen Tage und Jahre zu erheben; und zu nahe stehen diese der allerdings noch einzigartigeren Geschichte Christus' selbst als dass wer diese nicht versteht jene leicht begreifen und ihrer vollen Wahrheit entsprechend schildern könnte. Renan weiss daher wohl hie und da allerlei Schönes und Gefälliges von jenen Zeiten der christlichen Urgemeinde und von den »Aposteln« zu sagen, aber dem steht anderes desto Niedrigeres und Widrigeres grell gegenüber, und nirgends weiss er die so grell einander widerstrebenden Farben auch nur in einen rechten Zusammenhang und Uebergang zu bringen, gesetzt auch das Ueble welches er hier in der Geschichte findet sei wirklich gegründet. Schon dass er die ersten zehn bis zwölf Jahre nach Christus' Dahingange allein »das Zeitalter der Apostel« nennen will und uns hier einen Band unter diesem Namen gibt, stimmt mit der Geschichte nicht überein und führt ein durchgreifend untreffendes Bild ein. Es hängt dies mit der Baur-StraussischenAnsicht vom

Digitized by Google

Apostel Paulus als dem zweiten und wohl gar noch grösseren Gründer des Christenthumes zusammen, eine grundverkehrte Ansicht welcher Renan an einer Stelle dieses Bandes ausdrücklich widerspricht weil sie in Deutschland schon wieder völlig beseitigt ist, und der er dennoch wieder im Wesentlichen anheimfällt. Er legt daher auch ein grosses Gewicht dárauf dass Lukas nirgends Paulus als Apostel bezeichne: dies wäre, wenn es sich wirklich so verhielte, rein zufällig, wird aber durch Worte wie AG. 14, 4. 14 und noch mehr 9, 15. 13, 2—4. 26, 17. 28, 28 hinreichend widerlegt. Die »Zwölfe« (denn das allein ist ihr bestimmterer Name sowohl bei Paulus selbst 1. Cor. 15, 5. 7 als bei Lukas im Evangelium und AG. 6, 2) waren Sterne am christlichen Himmel die wohl eine Zeit lang durch den plötzlich aufgehenden stärkeren Glanz des Heidenapostels etwas verdunkelt wurden, die aber dennoch fest an ihren Stellen blieben und vor und nach genug hell schienen, und die jedenfalls nicht so glanzlos oder von so schnell erbleichendem Glanze waren wie Renan sie machen will. Weil dieser nun aber doch irgend etwas Allgemeines über das Urchristenthum sagen muss, so weiss er nach S. 75 ff. 128 nichts anderes über es zu sagen als es sei seinem Wesen nach »ganz klösterlich«; das Klosterleben in den folgenden Zeiten bis in unsre herab sei nur seine Fortsetzung und seine nothwendige Folge; das vollkommne Christenthum könne nie ohne das Kloster sein, weil sich das »Evangelische Ideal« nur in diesem verwirkliche u. s. w. Allein solche Meinungen zu widerlegen ist in Deutschland wenigstens bei irgend sachkundigen Männern überflüssig; man ersieht daraus zunächst nur dass der Verf. sich trotz aller seiner An-

Digitized by Google

sprüche auf Wissenschaft Freiheit des Urtheiles und Selbständigkeit des eignen Geistes aus den verkehrten Anschauungen der Päpstlichen Kirche in welcher er aufgewachsen noch immer nicht losreissen kann.

Ueberhaupt aber würde es eine ganz grundlose Ansicht sein wenn man sich einbilden wollte der Verf. stehe gerade in alle dem was nach dem Hauptinhalte seines Werkes allein von entscheidender Bedeutung ist auf der Höhe der besseren Einsicht und der nothwendigeren Arbeit unserer Zeit. Vielmehr ist, wie die Gedanken und Worte dieses Bandes zeigen, jetzt noch mehr als früher sein Bestreben mit allen möglichst gut zu stehen welche heute in der Welt als etwas gelten und wohl auch morgen noch ihre wie auch begründete Geltung in der Welt behaupten werden, mit der jetzt nur noch unter Franzosen etwas geltenden Strauss-Baurischen Schule, mit denen welche beständig gegen Jesuitismus und »Intoleranz« schreien und doch durch ihr Handeln den Jesuiten nur zu sehr gleichen, mit dem Nationalgeiste der heutigen Franzosen, aber auch mit der Päpstlichen Kirche und allen ihren wesentlichen Einrichtungen selbst. Er will offenbar mit dem Papste und dessen Kirche seinen vollkommnen Frieden schliessen und diese loben und preisen, sobald sie ihn nur selbst in Frieden lässt und seine Bücher nicht länger auf den Index setzt. Es ist fast unglaublich mit welchen Vorurtheilen er an vielen Stellen dieses Bandes gegen den Protestantismus und die evangelischen Kirchen, sogar gegen die bedeutendsten der Reformatoren spricht: die Jesuiten können damit vorläufig schon ganz zufrieden sein; und man merkt wie wenig diese sich vergeblich angestrengt haben ihn auf andere Gedanken und

Digitized by Go

Wege wenigstens theilweise zu bringen. Aber dem Verf. sind ja »Egoismus« und »Intoleranz« oder »Fanatismus« nach einigen Stellen dieses Bandes (S. 126 f. 310. 146. LI ff.) zwar nicht gerade lobenswerth, die letzteren beiden insbesondre sind ihm zwei schreckende Gespenster: allein nach anderen ganz ernsthaft gemeinten Worten sind alle diese zwei oder drei Dinge von der menschlichen Gesellschaft ja auch vom Christenthume und von den Aposteln selbst unzertrennlich, sind leicht entschuldbar und können im Christenthume nie aufhören (S. 132. 243. 375; 146. 183. LIX ff.); was will man mehr? Dazu leuchten die aus den früheren Schriften des Verfs bekannten schweren Irrthümer über den Orient, über die eingebornen Tugenden oder Mängel der Volksstämme, über Religion und Kunst, über das Verhältniss des Christenthumes zum Staate, in diesen neuen Band zwar nur noch wie ebenso viele halbmatte Sonnen hinein, aber sie wollen doch noch leuchten (S. 364 f. 371 f. 381 f.), und vollenden so das allgemeine Bild der grellen Zeichnungen des Verfs, welche sich nur da wo es rein Landschaftliches und Städtisches (z. B. die Lage der Stadt Antiochien) zu zeichnen gibt unbefangener und daher auch lieblicher und treuer gestalten.

— Es macht nun einen eigenthümlichen Eindruck wenn man mit diesem Werke Renan's das obenbemerkte Guizot's vergleicht, welches ebenfalls nur die Fortsetzung eines früheren Bandes ist und über welches wir hier um so lieber kurz berichten da wir jenen ersten Band schon in den Gel. Anz. 1864 S. 1230 ff. einer Beurtheilung unterwarfen. Man blickt hier an zweien der ausgezeichnetsten lebenden Schrift-

Digitized by Google

steller wie an den deutlichsten Beispielen tief in den ungeheuern Abstand hinein welcher im jetzigen Frankreich die Geister der verschiedenen Zeitgeschlechter trennt. Renan welcher zwar nie mit sehr klaren und gleichmässigen aber doch einst mit einigen besseren Anschauungen und Grundsätzen begann, nun aber immer tiefer in das Netz der widerspruchsvollsten tiefverderblichen Bestrebungen hinein getrieben womit das Cäsarische Paris die jungen Geister umstrickt, selbst durch das Cäsarenthum leidend und doch den Gesinnungen und letzten Zwecken desselben nirgends ernstlich widerstehend, vielmehr durch manches sie befördernd. Guizot welcher noch die ganze heillose Versunkenheit des ersten Pariser Cäsarenthumes in seiner Jugend selbst erfahren und gewiss auch dadurch gewitzigt früh zu ernsteren Gedanken und Bestrebungen kam, nun nach einem wechselvollsten öffentlichen Leben im hohen Alter noch immer sich gleich, nachdem er sowohl das süsse als das bittre aller weltlichen Macht und Ehre genug gekostet ohne sich umzuwandeln nur desto ruhiger die ewigen Wahrheiten betrachtend und zu schützen bestrebt, noch in seinem Spätalter einem Cicero gleich seine rednerisch-schriftstellerische Kunst den Untersuchungen über die letzten Gründe aller menschlichen Weisheit widmend und auch dadurch seinem Zeitalter zu nützen bestrebt da er es ebenso wie einst dort Cicero auf andere Weise nicht mehr kann. Aber man vergesse auch nicht dass hier zuletzt nur die zwei grundverschiedenen Geistesrichtungen sich einander gegenüber stehen welche überhaupt seit drei bis vierhundert Jahren die Geister innerhalb des Christenthumes in aller unserer Bildung trennen. Renan ist nicht von uns oder wenigstens von

Digitized by Google

allen den besseren Geistern unter uns verdammt: wir bedauern ihn nur, verwerfen aus klaren Gründen das verworrene gleissende gefährliche Wesen in ihm, fürchten ihn aber nicht und verdammen und verbieten nicht seine Schriften. Nur seine eigne Kirche die Päpstliche setzt seine Bücher in ihren Index, muss ihn fürchten und sich in jeder Weise ihn auf andere Wege zu bringen ängstlich bemühen. Und doch sind alle die Unseligkeiten an denen sein Schriftstellern leidet sofern es Religion und Christenthum berührt, nur daher entsprossen dass er in seiner eignen Kirche von vorne an nicht tiefer gebildet ist und auch noch fortwährend das oberflächliche Denken Schreiben und Wirken vorzieht. Jene Kirche vermag keine tief gewissenhafte streng wissenschaftliche ruhig in sich gekehrte und doch in allem reinen göttlichen Streben unermüdliche Geister zu erziehen; sie erzog die Geister in Frankreich bis dies zu seiner ersten Revolution und zu deren ewiger Wiederholung reif wurde, und Renan ist nun wieder mitten in diesem Strudel, findet sich auch wie es scheint immer wohler in ihm. Dagegen hat Guizot das Beste was er lebte und wirkte und was er namentlich in diesem Werke gibt, unverkennbar von seiner Evangelischen Erziehung und der Treue gegen den Geist und Willen des ächten Christenthumes welche er in seiner langen wechselvollsten Laufbahn bewährte. Wann wird endlich dieses Auseinanderstreben der Geister in Frankreich wobei aller Geschichte zufolge die schlimmere Seite immer wieder zuletzt siegte einem bessern Zusammenwirken weichen? wann werden die Täuschungen der »Religion der Mehrheit der Franzosen« gründlich schwinden, und wann wird diese »Minderheit« worin Guizot steht kühn und

Digitized by Google

stark genug jene Täuschungen mit den rechten Mitteln zu heben?

Auf solche Fragen leitet uns auch der Inhalt dieses Bandes. Der Vf. führt uns in der ersten Hälfte desselben die Bestrebungen sowohl der Päpstlichen als der Evangelischen in Frankreich vor den gräuelvollen Zustand zu ändern in welchen die Revolution das Christenthum geworfen hatte. Man weiss dass Guizot der Päpstlichen Kirche so gerecht als nur möglich zu werden sucht: so vertheidigt er auch hier das 1802 von Bonaparte mit dem Papste geschlossene Concordat, obgleich ein Werk welches von unreinen Händen und selbstsüchtigen Gesinnungen ausgeht doch nie ein segensreiches werden kann. Allein er muss doch die am hohen Marienfeste des J. 1864 erlassene Päpstliche Encyclica missbilligen, und wir freuen uns dass er sie hier offen missbilligt: sie ist aber nur die Folgerichtigkeit dieser Kirche selbst. In der zweiten Hälfte führt er alsdann sieben verschiedene philosophische Richtungen und Schulen vor wie sie besonders in diesem Jahrhunderte hervorgetreten sind und in Frankreich sich ausgebildet haben: den Spiritualismus von dem vortrefflichen Royer Collard an, den Rationalismus, den Positivismus des jetzt verstorbenen *Auguste Comte*, den Pantheismus, den Materialismus, den Skepticismus, und den Bodensatz aller Gottlosigkeit Gleichgültigkeit und Verworrenheit wie diese heute in Frankreich Schule machen wollen. Dass er unter diesen Richtungen nur die erste billigt, versteht sich fast vonselbst: doch wirft er ihr sowie sie jetzt dort sich gestellt hat einige Fehler vor deren Richtigkeit man nicht läugnen kann; und der Schluss welcher aus allen solchen Betrachtungen hier gezogen wird ist das Chri-

Digitized by Google

stenthum beweise allen diesen verschiedenen Schulen gegenüber dennoch seine ewige Wahrheit. Das wird freilich jeder meinen der es kennt: allein eine blosse Vergleichung ist hier schon ansich verkehrt weil das Christenthum etwas ganz anderes ist als Schule und Schulweisheit, seine Wahrheit also auf einem ganz anderen Wege in der Welt erweisen muss. Ueberhaupt ist nicht zu läugnen dass der Inhalt dieses Bandes etwas hinter seiner Aufschrift zurückbleibt: will man den »gegenwärtigen Zustand der christlichen Religion« erkennen, so muss man ihn überall auf der jetzigen Erde untersuchen, während der Verf. hier fast bei Frankreich allein stehen bleibt; man muss ihn ferner mit dem Zustande in allen früheren Jahrhunderten richtig vergleichen, was hier fast ganz unterlassen wird. Allein trotz dieser Mängel findet man hier durchgehends soviele richtige Gedanken und gesunde Bestrebungen, auch zerstreut soviele wenig bekannte Thatsachen und Aufschlüsse über die Dinge der Gegenwart dass man den Inhalt des Bandes mit hoher Befriedigung verfolgt und sich vielfach zum Danke gegen seinen Verf. gestimmt fühlt. Uebrigens fällen wir damit kein Urtheil über das Verfahren des berühmten Vfs in der neuesten Angelegenheit der Evangelischen Kirche zu Paris: wie er in diesem Werke davon auch nicht entfernt redet, so ist hier nicht der Ort darüber zu urtheilen. H. E.

De Pseudo-Turpino disseruit Gaston Paris, juris literarumque licentiatus, in schola chartarum quondam alumnus. Parisiis apud A. Franck

Digitized by Google

bibliopolam, via Richelieu, 67. 1865. 68 Seiten in gross Octav.

Die vorstehende Abhandlung bringt die bisher noch ungelöste Frage nach der Entstehung und dem Verfasser einer der gelesensten Schriften des Mittelalters über einen der grössten Helden desselben zum ersten Mal zu einem, so weit der Gegenstand es zulässt befriedigenden Abschluss. Die unter dem Namen Turpins verbreitete angebliche Lebensbeschreibung Karls des Grossen ist zwar längst als ein blosses Gewebe von Märchen erkannt, das unmöglich dem Zeitgenossen Karls, dem Erzbischof Tilpin von Reims, angehören kann; dennoch unterliess man geraume Zeit fast alle Versuche seinem Ursprung auf die Spur zu kommen, bis man endlich in Papst Calixt II., 1119—1124, mit einiger Wahrscheinlichkeit den Verfasser gefunden zu haben meinte. Während man aber in Deutschland bei diesem Ergebniss sich beruhigte, wie zuletzt noch Wattenbach, Geschichtsquellen, 2. Aufl. S. 408, verfolgte man in Frankreich die Bedenken gegen eine solche Annahme weiter, und fand dass ein Theil der Schrift auf spanischen Ursprung hinweise, dass sie durch zahlreiche Interpolationen entstellt und möglicherweise gar nicht das Werk eines einzigen Verfassers sei.

Auf Grund dieser Vorarbeiten und durch eine genaue Prüfung und Gruppirung der Handschriften kommt Gaston Paris zu dem Ergebnis, dass das vorgebliche Werk Turpins in mehrere Theile zerfällt, von mindestens zwei Verfassern und aus verschiedenen Zeiten herrührt. Der dem Ganzen als Prolog vorausgeschickte Brief Turpins an Leoprand, Decan in Achen, fehlt in den besten Handschriften, deren eine dafür ei-

Digitized by Google

nen andern durchaus angemessenen Prolog enthält, welcher leicht an der Spitze der fünf ersten Kapitel gestanden haben kann. Diese fünf Kapitel erscheinen nach Anlage und Inhalt als ein gesondertes Ganze im Gegensatze zu dem übrigen Theile der Schrift, und verfolgen ausschliesslich den Zweck der Verherrlichung des h. Jakob in Compostella, der in einem Gesichte Karl zum Zuge nach Spanien antreibt, ihm zur Einnahme von Pampelona hilft und dafür nachher aufs reichste von ihm beschenkt wird. Daraus und aus dem fast vollständigen Schweigen der Kapitel über andre als spanische Dinge darf mit Recht geschlossen werden, dass ihr Verfasser ein Spanier war, und zwar ein Mönch aus Compostella, der aber die um 1100 geschriebene Geschichte von Compostella nicht gekannt hat und daher schon früher geschrieben haben muss, wie Gaston Paris vermuthet um 1050. Turpin tritt in diesem Abschnitt nirgends mit dem Anspruch als Verfasser auf, was in den späteren Theilen geschieht; und dazu passt die Angabe des, wie der Verfasser vermuthet an die Spitze der fünf Kapitel zu stellenden Prologs, der nicht Turpin sondern alte Aufzeichnungen der Kirche von Compostella als seine Quelle aufführt.

Sehr verschieden von den fünf ersten Kapiteln sind die folgenden bis zum Schluss, in welchen Turpin mehrmals sich selbst als Schreibenden bezeichnet und der Gesichtspunkt der Verherrlichung von St. Jakob fast ganz zurücktritt, welche überhaupt solche Abweichungen von den ersten Kapiteln zeigen, dass gar nicht daran zu denken ist die letzten 27 Kapitel seien von demselben Verfasser wie die ersten geschrieben. Hier kann es sogar zweifelhaft sein, ob dieser zweite Theil nicht selbst wieder von

Digitized by Google

mehrern, oder ob er von einem einzigen Verfasser herrührt; doch findet Gaston Paris bei der zweiten Annahme die geringern Schwierigkeiten. Jedenfalls ist die überwiegende Mehrzahl der Handschriften durch Interpolationen in St. Denis entstellt, nur zwei Handschriften gewähren den reinen Text, der bei der Bestimmung des Verfassers zu Rathe gezogen werden kann. Kein Zweifel ist, dass es nicht mehr ein Spanier sondern ein Franzose war, und wieder ein Geistlicher, den einige in den Supplementen zu der Schrift enthaltene Angaben nach Vienne weisen, wo er nach der Vermuthung von Gaston Paris Mönch im Kloster des h. Andreas war. Durch diesen Zusammenhang mit Vienne wird auch die Vermuthung, dass Papst Kalixt II. die Schrift verfasst habe, erklärlich. Dieser Burgunder Guido war 1083 Bischof von Vienne geworden und hatte 1108 Compostella besucht das bei ihm in besondrer Gunst stand, und nun geht die Annahme von Gaston Paris dahin, in Compostella habe Guido, der vielleicht von jenem Mönch von Vienne begleitet gewesen, die fünf Capitel des unbekannten Mönchs von Compostella gefunden, mit sich nach Vienne genommen und dort durch den Mönch in St. Andreae fortsetzen lassen; das sei zwischen 1110 und 1115 geschehen. Man wird sich hüten müssen diese Vermuthung ohne weiteres für sicher anzunehmen, obgleich sich nichts erhebliches dagegen einwenden lässt; in der Hauptsache ist jedenfalls der überzeugende Beweis geführt, dass das sogenannte Buch Turpins von mindestens zwei Verfassern herrührt, deren zweiter erst auf den Gedanken kam sich für Turpin auszugeben, und diess dadurch bewerkstelligte, dass er nicht nur sich selbst unter dem Namen Turpins in der Erzählung ein-

Digitized by Google

führt, sondern auch das Schreiben Turpins an Leoprand fälschte, und dasselbe an Stelle des ursprünglichen Prologs, wofern die fünf Capitel einen solchen hatten, seinem mit den letztern zu einem Ganzen vereinigten Machwerk vorausschickte. Kalixt II., der es 1122 ausdrücklich für echt erklärte, muss schon deshalb selbst an der Fälschung betheiligt gewesen sein.

An die 32 Capitel der eigentlichen sogenannten Lebensbeschreibung Karls schliessen sich noch vier Supplemente an, von denen die beiden ersten als Erzeugnisse desselben Verfassers nachgewiesen werden, der die 27 letzten Capitel geschrieben und die Fälschung begangen hat, wogegen die Verf. der beiden folgenden Supplemente nicht zu ermitteln sind. Wenn dann ausserdem eine Handschriftenfamilie neben Turpin noch verschiedene andere, darunter mehrere dem Papst Kalixt zugeschriebene Schriften enthält, so wird auch von ihnen gezeigt dass sie falsch sind und Kalixt nicht zugehören, sondern erst etwa 1140 aufgezeichnet sein können.

Uebrigens fanden die Handschriften des falschen Turpin eine rasche Verbreitung. Schon vor 1166 besass man ihn in St. Denis, am Ende des 12. Jahrhunderts war er allgemein bekannt. Wie viel und gern gelesen er war, ergibt sich namentlich aus dem schon früh hervortretenden Bedürfnis, ihn aus der lateinischen in die französische Sprache zu übersetzen, womit in der Regel grössere oder kleinere Interpolationen, denen ein besonderes Lokalinteresse zu Grunde lag, verbunden wurden. Gleich die älteste Uebersetzung hat in diesem Punkte das grösste geleistet, obgleich es den Anschein hat dass die Interpolation nicht dem Uebersetzer selbst, sondern einem späteren Abschreiber zur Last

Digitized by Google

fällt. Sie kommt nämlich fast ausschliesslich der Provinz von Saintes zu gute, der also der Interpolator wohl angehört haben wird; da sich jedoch als Uebersetzer ein gewisser Nikolaus von Senlis nachweisen lässt, kann die Interpolation erst später durch einen Abschreiber erfolgt sein. Bald nach dieser Uebersetzung, die zwischen 1195 und 1202 fällt, liess Michaël Harnesius durch einen gewissen Johannes eine zweite Uebersetzung anfertigen, 1206, die aber später verschiedene Aenderungen und Interpolationen erfuhr. Eine dritte Uebersetzung scheint um 1220, eine vierte am Ende des Jahrhunderts mit Hülfe der beiden vorangehenden ausgearbeitet zu sein; doch lässt sich bei ihnen so wenig wie bei der fünften, um 1250 entstandenen, der sog. Uebersetzung des Wilhelm von Briane, der Uebersetzer ermitteln. Ausserdem trug zur weiteren Verbreitung die Aufnahme der Schrift in grössere Compilationen bei, wie z. B. in die sogenannte grosse Chronik von St. Denis. Und mit allem dem noch nicht zufrieden, fertigte man schon im 13. Jahrhunderte eine Ueberarbeitung Pseudo-Turpins in lateinischen Versen an, unter dem Titel: Historia Turpini Remensis archiepiscopi, oder auch wie sie sich selbst bezeichnet, da sie die Thaten Karls in Kürze enthalte, unter dem Titel: Karolellus.

Auf den Inhalt der Schrift einzugehen lag für den Verfasser ausserhalb des Bereichs seiner Aufgabe; er durfte es mit Recht als längst bewiesen ansehen, dass nicht, wie man früher annahm, aus Turpin die epischen Gesänge über Karls Thaten ihren Stoff schöpften, sondern dass umgekehrt Turpin aus ihnen seinen Stoff entlehnt hat; wie denn ohne Zweifel der Fälscher des Buchs, jener Mönch von Vienne, den Na-

Digitized by Google

men Turpins für die Fälschung eben deshalb gewählt hat, weil Turpin in jenen epischen Gesängen, den gestorum cantilenae, chansons de gestes, eine Hauptrolle spielte, und daher unter seinem Namen die Fälschung am leichtesten Eingang finden konnte (S. 3). Ueber den Zusammenhang Pseudo-Turpins mit diesen Gesängen und über die Entwicklung der Karlssage überhaupt hat Gaston Paris sich in einem eignen grösseren, gleichzeitig mit unserer Abhandlung erschienenen Werke, der Histoire poétique de Charlemagne, eingehend verbreitet; doch kann er auch schon in der Abhandlung den schädlichen Einfluss nicht verschweigen, den Pseudo-Turpin nach zwei Seiten hin ausübte, indem er die Geschichte verfälschte und den lauteren Fluss der epischen Dichtung trübte, und durch seine Zulassung in den Kreis der alten Lieder für das französische Epos der Vorbote seines Todes wurde.

Sigurd Abel.

Pharmacopoea helvetica. Scaphusiae ex officina Brodtmanniana. (Chr. Fr. Stoetzner.) 1865. VI. u. 341 S. in Octav.

Dass die Wünsche, welche bei uns unter Aerzten und Apothekern in den letzten Jahren so allseitig und anhaltend für die Beseitigung der verschiedenen, in den einzelnen Staaten Deutschlands gültigen Pharmacopöen und die Einführung einer Pharmacopoea germanica laut geworden sind und ihren Ausdruck zuerst in einer Resolution der 1861 zu Speier abgehaltenen Naturforscherversammlung, dann neuerdings durch den

Digitized by Google

von einer Commission des deutschen Apothekervereins herausgegebenen Entwurf einer Pharmacopoea Germanica ihren Ausdruck gefunden haben, nicht blos Emanationen des auf politischer Einheit hinsteuernden Zeitgeistes sind, sondern aus einer grossen Zahl von Unzuträglichkeiten, welche die jetzige Einrichtung mit sich bringen muss, hervorgingen: das beweist der Umstand dass auch ausserhalb Deutschlands in Staaten welche gleichfalls der Einheit der Pharmacopöe entbehren, ein gleiches Streben nach Einigung sich bekundet. Schon vor mehreren Jahren hat in Grossbritannien mit gutem Beispiel vorangegangen, indem es die Pharmacopöen von Dublin, Edinburg und London in der British Pharmacopoeia verschmolz. Jetzt liegt auch als bedeutender Ausdruck gleichen Strebens der schweizerischen Apotheker die Pharmacopoea helvetica vor, welche zwar zu ihrer officiellen Einführung erst der Genehmigung der einzelnen Cantone bedarf, indess nie gerade mehr als oben erwähnte Pharmacopoea Germaniae nur als ein Versuch, von einer Commission des schweizerischen Apothekervereins ausgearbeitet, zu betrachten ist, die aber nach unserer festen Ueberzeugung trotz dem Eifer einzelner Cantone in ihre cantonale Souveränität bald Gemeingut aller schweizerischen Officinen werden wird, nicht nur weil sie es verdient, sondern weil bei den geringern Dimensionen der die Schweiz zusammensetzenden Einzelstaaten die Abweichungen einzelner pharmaceutischen Präparate und Composita leichter zu unangenehmen Klagen von Patienten, die auf dasselbe Recept an verschiedenen Orten, die kaum einige Stunden von einander entfernt liegen, ganz anders aussehende, schmeckende und selbst wirkende Mixturen er-

halten, führen kann. Für die Einführung als Landespharmacopoe möchte in der Schweiz auch noch der Umstand massgebend sein, dass an vielen Orten, wie wir uns selbst zu überzeugen Gelegenheit hatten, die etwa vorhandenen cantonalen Pharmacopöen als veraltet bei Seite geschoben und durch ausländische, in der östlichen Schweiz z. B. vielfach durch die preussische ersetzt sind.

Die vorliegende Pharmacopoe, über deren Verf. wir nichts erfahren, — nach der Vorrede ist sie von einer Commission des schweizerischen Apothekervereins auf Grundlage eines seit dem Jahre 1860 vorliegenden in deutscher Sprache verfassten Entwurfes ausgearbeitet — bedient sich der lateinischen Sprache. Wenn wir im Allgemeinen die Frage, ob Pharmacopöen in denjenigen Ländern, wo die ärztlichen Verordnungen in lateinischer Sprache geschehen, in der Sprache des Landes oder lateinisch zu verfassen seien, als eine offene betrachten müssen, indem einerseits die Abfassung eines Gesetzbuches, als welches eine Pharmacopoe anzusehen ist, in lateinischer Sprache immerhin etwas Sonderbares hat, andererseits aber, wie einzelne neuere deutsche Pharmacopöen lehren, die Anwendung der Muttersprache nicht diejenige der lateinischen Terminitechnici ausschliesst, wodurch dann das Ganze einen auffallenden buntscheckigen Anstrich bekommt: so müssen wir im Besonderen in einer schweizerischen Pharmacopoe die Wahl der lateinischen Sprache als völlig richtig und zweckmässig erachten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Bildungsstufe der Apotheker und Apothekergehülfen, welche z. B. in Italien die Anwendung der lateinischen Sprache auf den Recepten verbietet, in der Schweiz dieselbe

Digitized by Google

wie bei uns ist, so dass eben von einem Jeden genaue Kenntniss des Lateinischen, und zwar in höherem Grade als sie zum Verständniss einer Pharmacopoe nöthig ist, vorausgesetzt und erwartet werden darf. Hieraus ist also kein Grund gegen eine Pharmacopoe in lateinischer Sprache zu entnehmen. Ferner aber ist zu berücksichtigen, dass man in der Schweiz nicht allein deutsch redet, sondern vier verschiedene Sprachen, von denen, wenn wir auch vom Romanischen absehen, italiänisch und französisch gewiss Berücksichtigung verdienen, da sie in ganzen Cantonen ausschliesslich gebraucht werden, und dass sich somit das Lateinische als ein bequemes, alle Sprachstreitigkeiten beseitigendes Aushülfsmittel darbietet. Hierin ist auch der Hauptgrund für die Wahl der lateinischen Sprache im concreten Falle zu suchen; die Rücksicht auf die französisch und italiänisch redenden Schweizer gab sowohl hierzu als zu der Aufnahme der deutschen, französischen und italiänischen Bezeichnungen der einzelnen Präparate neben der lateinischen als Ueberschrift der speciellen Artikel Veranlassung.

Man kann die Pharmacopöen der neuern Zeit im Allgemeinen in 2 Klassen bringen. Als Prototyp der einen lässt sich die preussische, als das der zweiten die neueste hannöversche bezeichnen. Die erste hat im Auge die Vereinfachung der Arzneimittellehre und eliminirt alle diejenigen Substanzen, welche nur durch den Glauben, nicht durch den Versuch als Medicamente geheiligt sind; die zweite registrirt alle Stoffe, welche in den betreffenden Ländern von Aerzten therapeutisch in Anwendung gezogen werden. Es ist nicht zu verkennen, dass der von den Verfassern der preussischen Pharmacopoe

Digitized by Google

betretene Weg der eigentlich wissenschaftliche ist, und dass die Pharmakologie als solche aus Pharmacopöen dieser Art den meisten Nutzen ziehen wird, andererseits aber lässt sich nicht läugnen, dass Pharmacopöen noch anderen Bedürfnissen zu genügen haben als denen der Wissenschaft, indem leider viele praktische Aerzte den Standpunkt, welchen die heutige Pharmakodynamik innehält, noch nicht zu dem ihrigen gemacht haben, sondern fortfahren, Krankheiten mit vermeintlichen Specificas zu bekämpfen und Heilkräfte in Droguen zu suchen, welche nur die Lehre von der Signatur in den Arzneischatz gebracht hat. Wird nun in der preussischen Pharmacopoe der Grundsatz festgehalten, dass nur erprobte Medicamente in die Pharmacopoe aufgenommen werden dürfen, so werden dadurch der Controle des Staates eine Menge von Stoffen entzogen, welche in der Mehrzahl der Apotheken vorhanden sein müssen, weil sie einer oder der andere Arzt verordnet, wodurch dem Patienten, da ja diese Stoffe ebensogut wie die eigentlich officinellen Verunreinigungen und Verfälschungen ausgesetzt sind, leicht ein wirklicher Schaden an seiner Gesundheit erwachsen kann. Indem ferner einzelne giftige Substanzen aus der Pharmacopoe und folgerichtig auch aus der Tabelle der besonders aufzubewahrenden oder nur in bestimmten Dosen zu dispensirenden Substanzen entfernt werden, erwächst Gelegenheit zu unabsichtlichen Vergiftungen, an denen dem Gesetzgeber eine ebenso grosse Schuld wie dem Apotheker zukommt, worüber sich Ref. schon an einem anderen Orte (vergl. Ein Beitrag zur Kenntniss der Barytvergiftungen in Zeitschr. f. prakt. Heilkunde. 1866. Heft 3.)

Digitized by Google

ausführlicher ausgelassen hat. Endlich wird dem Physikus die Taxation von Recepten fast unmöglich gemacht, da bei einer solchen Beschränkung der Mittel auf den meisten Recepten sich nicht officinelle Medicamente finden, für welche eine gesetzliche Taxe nicht existirt. Hiernach glauben wir, dass, wenn wir auch wünschen müssen, dass von Seiten der Pharmakologen mit dem Wuste der obsoleten Mittel tabula rasa gemacht werde, doch die gesetzlich eingeführten Pharmacopöen einen Mittelweg betreten, auf welchem sie, das Bedürfniss der Praxis stets im Auge habend, dem wissenschaftlichen Ziele allmälig sich zu nähern trachten. Der Glaube, eine Pharmacopoe müsse möglichst viel enthalten, muss verlassen werden; es resultiren daraus dickleibige Bücher von unnöthig hohem Preise, die dem Lernenden, der nicht zwischen Nothwendigem und Ueberflüssigem von vornherein zu wählen weiss, das Studium der Pharmakologie in einer nicht zu billigenden Weise erschweren. Wenn dann auch, wie z. B. die neue hannöversche Pharmacopoe thut, Rademacher'sche Erfahrungs-Heilmittel in das Bereich der officinellen Medicamente gezogen werden, so vergrössert sich der Wust immermehr, und die Gefahr liegt nahe, dass über kurz oder lang die Homöopathie das Ansinnen stellt, die Heilwirkung der Silicea durch officielle Schüttelstösse zu legalisiren. Einen Mittelweg zwischen den angedeuteten extremen Richtungen hat nun die vorliegende Pharmacopoea helvetica eingeschlagen, und wenn wir auch vom Standpunkte der modernen Pharmakodynamik aus noch mancherlei gern über Bord geworfen sähen, so können wir doch nicht umhin, den Versuch,

Digitized by Google

die Forderungen der Wissenschaft einerseits und die Bedürfnisse der Praxis andererseits zu vereinbaren, als in hohem Grade anerkennenswerth hervorzuheben, was wir um so mehr thun zu müssen glauben, weil das vorliegende Werk seine Entstehung nicht einer gemischten Commission von Aerzten und Pharmaceuten dankt, sondern dem schweizerischen Apothekerverein, indem ja im Allgemeinen diejenigen Pharmacopöen neuerer Zeit, welche vorzugsweise von Pharmaceuten herrühren, den Character der hannöverschen Pharmacopoe tragen.

Charakteristisch ist der Gegensatz der beiden Richtungen im Pharmacopöenwesen ganz besonders in Bezug auf die Composita. Der Grundsatz der Pharmakologie, dass Verordnungen, welche leicht in magistralen Formeln gemacht werden können, nicht als Officinalformeln in die Pharmacopöen aufgenommen werden sollen, hat sich noch nicht überall Bahn brechen können; man hat auch noch nicht allenthalben eingesehen, dass durch Vermischung mehrerer Arzneistoffe ohne Wirkung nur ein wirkungsloses Compositum geschaffen wird, und dass man durch Darreichung eines einzigen heilkräftigen Medicamentes genau so viel erzielen kann, wie durch Combination mehrerer, in derselben Richtung wirkender Arzneistoffe, ja man scheint auch an einigen Orten sich heute noch der Illusion hinzugeben, dass eigenthümliche Zubereitungen die Wirkung der Medicamente erhöhen können. Es hat ja eine Zeit gegeben, wo das Wesen der Pharmakologie in ellenlangen Arzneiverordnungen bestand; die Zeit des Theriaks, der ja als abschreckendes Beispiel eines Compositums gilt, ist für die Aerzte längst vorüber, leider aber

Digitized by Google

noch nicht für alle Verf. von Pharmacopöen! Manche zusammengesetzten Arzneimittel können in den Pharmacopöen allerdings nicht entbehrt werden, weil die praktische Medicin ihrer nicht entbehren kann; einzelne werden täglich verordnet und ihre jedesmalige magistrale Verschreibung wäre lästig und zeitraubend, ja oftmals ganz unthunlich, und so hat denn auch die preussische Pharmacopoe noch Sachen wie das Elixir proprietatis Paracelsi beibehalten müssen, deren Anwendung eine exacte Pharmakodynamik vielleicht ungerechtfertigt findet, wie sie natürlich auch Tincturen, Pflastermassen und dgl. als nicht ex tempore zubereitende Präparate, welche kein Arzt entbehren kann, beibehalten hat. Aber wenn wir sie vergleichen mit unserer hannöverschen Pharmacopoe, welch' ein Unterschied! Hier scheint man nicht das Bedürfniss des Arztes, sondern den Handverkauf in den Apotheken als massgebend betrachtet zu haben. Welcher Arzt in unserem Königreiche hat ein Interesse daran, dass die Landespharmacopoe nicht 1 sondern 3 Elixiria proprietatis enthält, denen sich dann noch ein Elixir aloëticum als Präparat von gleicher Gesinnung anschliesst! Wo verordnet man noch Electuaria mundificantia nach Werlhof und Himly, die wie die gleichnamigen Pulver, um die Namen zweier berühmter hannöverscher Aerzte der Nachwelt zu überliefern, wahrscheinlich in die Pharmacopoe aufgenommen sind! Was soll der Anachronismus, ein Pulver mit Goldblättchen zu verzieren, wie das bei dem Pulvis Visci compositus ruber seltsamer Weise geschieht, von dem wir auch nicht glauben, dass ein vernünftiger Arzt davon Gebrauch

Digitized by Google

macht! Wozu das Emplastrum diaphoreticum Mynsichti aus der Unterwelt heraufbeschwören, worüber vielleicht der Entdecker des Brechweinsteins selbst zur Diaphorese veranlasst werden könnte! In dieser Beziehung hätten wir gewünscht, dass auch die neue schweizerische Pharmacopoe sich die preussische etwas mehr zum Muster genommen hätte und dass in ersterer eine Reihe zusammengesetzter Präparate, wie die Species puerperarum, Emplastrum frigidum, Tinctura Castorei camphorata nicht berücksichtigt wären. Es lässt sich jedoch auch hier nicht verkennen, dass die Pharmacopoea helvetica einen Mittelweg eingeschlagen hat, und eine Vergleichung der hauptsächlichsten pharmaceutischen Präparate und Arzneiformen, welche in ihr und in der hannöverschen Pharmacopoe enthalten sind, gibt für das Fortschreiten der ersteren in dieser Richtung zahlenmässige Belege. So enthält die hannöversche Pharmacopoe 27 Pulver, 102 Tincturen, 76 Extracte, 8 Pillenmassen, 7 Seifen, 40 Salben, 6 Cerate, 30 Pflaster und 6 Linimente; die Pharmacopoea helvetica dagegen nur 13 Pulver, 57 Tincturen, 58 Extracte, keine Pillenmasse, 3 Seifen, 28 Salben, worunter auch die Cerate begriffen sind, 16 Pflaster und 4 Linimente, wonach sich unter den gedachten Formen in der hannöverschen Pharmacopoe ein Ueberschuss von 113 ergibt. Fette und aetherische Oele hat die hannöversche Pharmacopoe 68, die schweizerische 25; flüssige Extractions- und Lösungsformen, mit Ausschluss der schon genannten Tincturen, hat erstere unter dem Namen Acetum 9, Aether 2, Aqua 38, Decoctum 5, Elixir 8, Fomentatio 1, Gelatina 3, Infusa 2, Julapium 1, Lac 1, Li-

Digitized by Google

quor 31, Mixtura 7, Mucilago 4, Oxymel 4, Potio 2, Succus 2, Serum 4, Solutio 3, Spiritus 21, Syrupus 30 und Vinum 5, zusammen 183, in der schweizerischen Pharmacopoe finden sich Aceta 6, Aquae 25, Decocta 2, Elixirium 1, Gelatina 1, Infusum 1, Liquores 14, Mixturae 3, Mucilagines 3, Oxymel 3, Roob 2, Spiritus 16, Syrupi 30 und Vina 5, im Ganzen 112; die obsolete Form der Electuaria hat noch 5 Repräsentanten in der hannöverschen Pharmacopoe, während sie in der helvetischen auf die bekannte Sennalatwerge reducirt ist. Die Gesammtdifferenz, welche sich zwischen den Composita und Präparaten der beiden genannten Pharmacopöen ergibt, beträgt somit 231. Um auch das Verhältniss der schweizerischen Pharmacopoe zu der preussischen zu zeigen, mögen folgende Angaben hier Platz finden. Es finden sich in letzterer nur 5 Pulver, 38 Tincturen, 33 Extracte (mit Ausschluss der als Extracte bezeichneten Roob Juniperi et Sambuci), 1 Pillenmasse, 2 Seifen, 16 Salben mit Einschluss der Cerate, 12 Pflaster und 2 Linimente. Olea pinguia et aetherea enthält die Pharmacopoea borussica mehr als die schweizerische, nämlich 38; flüssige Auszugs- und Lösungsformen sind in Preussen officinell, Aceta 5, Aquae 12, Decocta 3, Elixiria 2, Infusum 1, Liquor 1, Mixturae 2, Mucilago 1, Oxymel 2, die obengenannten beiden Extracte der Wachholder- und Fliederbeeren, Serum 1, Spiritus 9, Syrupi 21 und Vina 3, im Ganzen also 65, wozu indess noch einige wenige Solutionsformeln wie Chlorum solutum (Aqua s. Liquor chlori), Kali arsenicosum solutum (Solutio arsenicalis Fowleri) Kali aceticum solutum (Liquor Kali acetici) hinzuzufügen sind. Hieraus

Digitized by Google

ergibt sich, dass wenn auch einzelne Arzneiformen in der schweizerischen Pharmacopoe weniger Repräsentanten als in der preussischen haben, doch im Allgemeinen die Composita der letzteren an Zahl weit geringer ausfallen, zumal wenn man berücksichtigt, dass einzelne oben nicht genannte Formen, welche in der schweizerischen Pharmacopoe und in der hannöverschen in gleicher Zahl vorkommen, in der preussischen bedeutend verringert sind; so enthält letztere statt 9 nur 4 Species, und die 10 Pastae et Pastilli der beiden erstgenannten fehlen vollständig in der letzteren.

Eine Vergleichung der Simplicia in den in Rede stehenden Pharmacopöen ist unthunlich, da die schweizerische Pharmacopoe in Bezug auf diese einen eigenthümlichen Standpunkt einnimmt, indem sie nur Kunstproducte aufführt und den eigentlichen Droguen keine besonderen Artikel gewidmet hat. Es fehlen Kräuter, Rinden, Blüthen, Wurzeln u. s. w., auch Harze, Kampher, Canthariden u. a. m. Es scheint dabei das Princip obgewaltet zu haben, Alles, was im Handel zu erhalten ist und ein besonderes Verarbeiten von Seiten des Apothekers unnöthig macht, fortzulassen, und so fehlt denn auch z. B. Oleum Crotonis, Oleum Ricini und das von der Pharmacopoea helvetica zur Bereitung von Pflastermassen adoptirte Oleum Sesami. Es wird auch dieses Verfahren dem vorliegenden Elaborat an Stelle des Charakters einer Pharmacopoe mehr derjenige eines Dispensatoriums aufgeprägt, als welches es übrigens auch sehr bescheiden in der Vorrede bezeichnet wird, obschon es in der Ausführung der einzelnen Artikel der ersteren Bezeichnung

durchaus würdig erscheint. Wir glauben aber, dass eine solche Beschränkung consequent noch zu einer grösseren führen muss, indem nach unserer Ansicht eben so gut wie die einfachen Droguen auch die Producte chemischer Fabriken hätten weggelassen werden sollen, z. B. das Chinin und die Chininsalze gerade so gut wie die Chinarinden, das Morphium aceticum eben so gut wie das Opium, die Magnesia hydrico-carbonica mit demselben Rechte wie die Folia Sennae, denn sie sind gleichfalls nur Handelsartikel, an denen die Pharmacie nichts zu verbessern hat, und meistens bezieht sie ja auch der Apotheker nicht direct vom Fabrikanten, sondern vom Droguisten, der sie ihm mit exotischen Pflanzentheilen zusammen übermittelt. Es finden sich nun zwar bei einzelnen Präparaten Andeutungen über die Beschaffenheit der dazu zu verwendenden Pflanzentheile; zum Infusum Sennae z. B. werden Folia Sennae alexandrina vorgeschrieben, zum Extractum Chinae Cortex Chinae Huanuco u. s. w. Aber im Allgemeinen kann dies unseres Erachtens nicht genügen, und wenn wir auch in keiner Weise das Beispiel unserer Landespharmacopoe zur Nachahmung empfehlen können, welche durch eine minutiöse Beschreibung der einzelnen Droguen fast zum Lehrbuche der Pharmakognosie geworden ist, so glauben wir doch, dass es im Interesse des Staates liege, auch über die normale Beschaffenheit der in Frage stehenden Arzneisubstanzen die gehörige Controle zu üben und mit kurzen Worten in der Pharmacopoe dem Apotheker darüber Vorschrift zu ertheilen. Die preussische Pharmacopoe kann auch in dieser Hinsicht als Richtschnur dienen.

Digitized by Google

Als ein Kreuz der Verfasser von Pharmacopöen glauben wir mit Recht die Nomenclatur bezeichnen zu können. Es lässt sich über nichts besser streiten als über einen Namen. Die Bezeichnung der Droguen und Präparate in den Pharmacopöen hat noch bis vor Kurzem in entschiedenem Gegensatze gestanden einmal zur chemischen, dann aber besonders zur botanischen Nomenclatur. In der Regel sind jetzt Bezeichnungen, welche die chemische Constitution ausdrücken, als Hauptüberschrift und gewissermassen als officinelle Benennungen der unorganischen Arzneimittel gebraucht, neben welchen dann die Vulgärnamen mit kleinerer Schrift aufgeführt werden. Es lassen sich jedoch selbst auch in den besten neueren Pharmacopöen Abweichungen von diesem Principe in Einzelheiten nachweisen, und so würde auch der leicht zu liefernde Nachweis, dass die Pharmacopoea helvetica vielfach anders verfahren, eben kein besonders hart treffender Vorwurf sein. Wir nehmen übrigens aus zwei Gründen Anstand, diesen Mangel besonders zu betonen: Erstens sind die Verf. sich selbst desselben bewusst und heben ihn ausdrücklich in der Vorrede hervor, und zweitens zeugen die botanischen Benennungen von dem Streben der Verfasser in Beziehung auf die Pflanzentheile sich möglichst der wissenschaftlichen Bezeichnungen zu bedienen und z. B. die Früchte der Umbelliferen nicht mehr als Semina d. h. als Theile einer Frucht und den unterirdischen Stamm als Rhizom und nicht mehr wie früher üblich als Radix zu bezeichnen. Dass die schweizerische Pharmacopoe die Harze und Gummiharze nicht als solche, wie es die neueste preussische Phar-

Digitized by Google

macopoe gethan, sondern mit ihrem Vulgärnamen aufführt und die Namen Mastix, Olibanum, Gutti schlechthin der Bezeichnung Resina Mastiche, Gummi resina Olibanum, Gummi resina Gutti vorgezogen hat, können wir ihr eher zum Lobe als zum Tadel gereichend betrachten. Ist doch auch die preussische Pharmacopoe nicht überall consequent gewesen und hat bei einzelnen Droguen die Vulgärnamen nicht beseitigt, wie sie z. B. Lycopodium statt Sporae Lycopodii, Macis statt Arillus Myristicae als Ueberschriften beibehalten hat.

Es würde uns an diesem Orte zu weit führen, wenn wir in eine detaillirte Besprechung der einzelnen Artikel uns einliessen. Wir bemerken, dass bei den Composita sehr zweckmässig die einzelnen Constituentien nicht nach Gewichtsmengen, sondern nach Theilen angeführt sind, wie das auch die Editio septima der Pharmacopoea borussica, nicht aber unsere hannöversche Pharmacopoe thut.

Angehängt sind eine Reihe von Tabellen, von welchen die erste die Lösungsverhältnisse verschiedener Medicamente (Löslichkeit in Wasser, Spiritus Vini und Aether) darstellt. Die zweite gibt eine Vergleichung der Grade der Aräometer von Gay-Lussac, Baumé und Beck mit dem specifischen Gewichte von Flüssigkeiten, die leichter als Wasser sind. Tafel III vergleicht das Grammengewicht und das schweizerische Apothekergewicht unter einander. Tafel IV entspricht Tabelle II in Bezug auf Flüssigkeiten, die schwerer als Wasser sind. Tafel V liefert eine Vergleichung des schweizerischen Längenmasses und des französischen Metermasses. Endlich haben

wir noch in Tabelle VI ein Verzeichniss der höchsten zulässigen Dosen heroisch wirkender Medicamente, die sogenannte Gifttabelle! Bezüglich dieser heben wir hervor, dass sie auch das Chlorbarium enthält, welches in der Mehrzahl derjenigen Pharmacopöen, welche es enthalten, — eine Ausnahme bilden in dieser Beziehung nur der Hamburger Codex und der jüngst publicirte Entwurf der Pharmacopoea Germaniae — keiner Dosenbeschränkung unterliegt. Die Tinctura Opii benzoica ist irrthümlich in eine und dieselbe Kategorie mit den beiden andern Opiumtincturen gebracht, obschon sie ja bedeutend schwächer ist, indem sie, wie bei uns das Lösliche von 1 Gran Opium in $2\frac{1}{2}$ Unzen enthält, während in den Tincturae Opii crocata et simplex in einer Drachme das Lösliche von 6 Gran sich findet (entsprechend dem Verhältnisse der meisten deutschen Pharmacopöen mit Ausnahme der hannöverschen). Bei der Tinctura Aconiti ist die höchste erlaubte Dosis auf 15 Tropfen festgestellt (genau wie in der hannöverschen Pharmacopoe); es ist dies wohl etwas zu niedrig, da die Tinctur wie bei uns aus Blättern bereitet wird. Die preussische Pharmacopoe, welche eine viel stärkere Tinctur aus den weit wirksameren Knollen des Sturmhutes bereiten lässt, concedirt 30 Tropfen als Maximaldose, die auch unseres Erachtens als zulässig angesehen werden können. Die in Rede stehende Tabelle enthält übrigens, wie wir noch bemerken wollen, sowohl Vorschriften für die Einzeldosis wie über die Tagesgabe, und zwar nicht nur in schweizerischen Medicinal- sondern auch im Grammengewichte.

Digitized by Google

Wir glauben im Vorstehenden den Standpunkt der Pharmacopoea helvetica zur Genüge bezeichnet zu haben. Es lag nicht in unserer Absicht, eine ausführliche Detailkritik zu üben und damit gewissermassen den Aussprüchen der Medicinalbehörde der einzelnen Cantone vorzugreifen. Der Zweck dieser Anzeige ist vielmehr hauptsächlich der, auch die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf die vorliegende, nicht gering anzuschlagende Erscheinung auf dem Gebiete der neueren Pharmacopöen-Literatur zu lenken, die vielleich noch für die zu erwartende officielle deutsche Pharmacopoe von Nutzen sein kann. Theod. Husemann.

The nationalities of Europe. By R. G. Latham, M. A., M. D., F. R. S. etc. Late fellow of King's College, Cambridge; Late Professor of English in University College London etc. In two Volumes. 8. Vol. I. XVI. 413. Vol. II. VIII. 479. London, Wm. H. Allen et Co. 1863.

Es sind schon so manche Schriften ethnographischen und linguistischen Inhalts dieses fruchtbaren Schriftstellers in diesen Blättern angezeigt (vergl z. B. 1860, S. 1634 ff.), dass wir den schriftstellerischen Charakter desselben im Allgemeinen als bekannt voraussetzen dürfen. Auch dieses Werk bietet, wie seine schon bekannten, eine beträchtliche Anzahl brauchbarer und nützlicher Sammlungen für die Kenntniss und Beurtheilung des in ihm behandelten Ge-

Digitized by Google

genstandes und die damit verbundenen Fragen dar; ist aber auch wieder voll von derselben Zweifelsucht und Neigung zu bizarren Hypothesen, die der Herr Verfasser für ganz entschieden hinstellen zu dürfen glaubt, welche auch seine andren Arbeiten kennzeichnen. So sind ihm die alten Preussen die wahren Gothen (II. 364 The Old Prussians were the true Goths, the Gothones of Tacitus, vergl. auch 424 ff. wo es heisst The Gothlands were not German but Lithuanic; the Goths having been either the Old Prussians or their near congeners); der Provinzialname Smaaland in Schweden soll Wort für Wort Samland sein und mit dem Provinzialnamen in Lithauen übereinstimmen (ib. II. 425); die Japodes sollen den Gepidae gleich sein (II. 375) und noch mehr derartigen Unsinnes, der sich in Menge in diesen zwei Bänden hervordrängt. Die Brauchbarkeit dieses Buchs liegt, wie gesagt, wohl einzig in seinen Sammlungen und auch hier wohl nur für das Ausland. In Deutschland wird man doch immer vorziehen, auf die Quellen selbst zurückzugreifen. Wie es mit einer andern Seite desselben steht, möchte ich lieber den Engländern selbst zu beurtheilen überlassen, ich meine die politische. Es ist jetzt natürlich nicht möglich über Nationalitäten zu schreiben, ohne in das Gebiet der Politik hinüberzugreifen und ich möchte fast glauben, dass das Buch selbst diesem Zusammenhang der Nationalitäten mit der Politik seine Entstehung verdankt. Allein was continentale Politik betrifft, so haben die englischen Staatsmänner und politischen Zeitungen schon seit manchen Jahren eine solche Unkunde ja Urtheilslosigkeit in dieser Beziehung docu-

Digitized by Google

mentirt, dass man kaum einer Entschuldigung bedarf, wenn man die der Dilettanten ganz unbeachtet lässt.

Für diejenigen, welche trotz alledem den Inhalt des Werks etwas genauer kennen zu lernen wünschen, erlaube ich mir folgende kurze Uebersicht desselben zu geben. Der ganze erste Band (413 Seiten) beschäftigt sich mit den Völkern Russlands.

Die elf ersten Capitel (bis S. 128) behandeln die Polen und Lithauer mit Curland und Liefland; bei den Polen tritt insbesondre ihre Geschichte in den Vordergrund, bei den Lithauern wird auch Rücksicht auf ihre Volkspoësie genommen, von welcher mehrere Proben in englischer Uebersetzung mitgetheilt werden.

Capitel 12 bis 26 (bis S. 281) bespricht vorzugsweise die uralaltaischen Völkerschaften des russischen Reiches, also Esthen, Finnen, Permier u. s. w. Samojeden u. s. w. Türken, Tataren, Mongolen, Tungusen. Auch hier wird neben der Geschichte auch vieles ethnographische und ethnologische behandelt.

Das 27. Capitel handelt von dem Russischen Amerika.

Das 28 bis 33. Cap. (S. 291 — 325) behandeln die Caucasischen Völker und deren Nachbarn, Osseten, Circassier u. s. w. Georgier u. s. w. und Russisch Armenien. Eine hervorragende Stelle nimmt hier die Geschichte der russischen Kriege im Caucasus ein, verflochten, wie auch alle übrigen historischen Theile dieses Werkes, mit einer Menge politischer Betrachtungen.

Digitized by Google

Die zwei folgenden Capitel (bis S. 361) nehmen die colonieartigen und zerstreuten völkerlichen Bestandtheile Russlands in Anspruch: Deutsche, Juden, Bulgaren, Servier, Armenier.

Im 36sten Capitel (bis S. 375) kommt der Herr Verfasser zu der herrschenden Bevölkerung dieses grossen Reiches: den eigentlichen Russen und ihrer Geschichte insbesondre.

Das 37ste Capitel behandelt die Kosacken, insbesondre den Aufstand unter Pugatschef.

Das 38ste und 39ste Capitel (bis Ende dieses Bandes) behandelt die Verbreitung der Russen, Klein-Russland, Weiss-Russland u. s. w. und giebt schliesslich einige Bevölkerungslisten.

Die 15 ersten Capitel des zweiten Bandes (bis S. 241) behandeln das türkische Reich. Im ersten Capitel nehmen die Albanesen eine hervorragende Stelle ein; die beiden folgenden behandeln die Griechen, insbesondre die Frage über die Abstammung der neueren Griechen und die Geschichte ihres Befreiungskampfes. Das 4te Capitel (bis S. 66) bespricht die Bulgaren, ihre Geschichte u. s. w. Das 5te bis 8te die Osmanlis und die europäische Türkei (bis S. 113). Das 9te bis 12te (bis S. 188) behandelt die Völker der asiatischen Türkei: Armenier, Kurden, Türken und Turkmanen, Syrier, Araber, Yeziden; Drusen u. s. w; die Vorletzten mit besondrer Ausführlichkeit. Das 13te 14te und 15te (bis S. 225) die unter Oberhoheit der Türken stehenden Staaten in Europa: Servien, die rumänischen Fürstenthümer und Montenegro, wobei die Montenegrinische Frage wieder eingehend erörtert wird.

Die drei folgenden Capitel (bis S. 290) besprechen Italien.

Digitized by Google

Das 19te (bis S. 297) Frankreich. Das 20ste (bis S. 303) Spanien, wobei die baskische Nationalpoësie besonders berücksichtigt ist.

Das 21ste bis 28ste (S. 366) die germanischen Völker: Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, England, die Schweiz und die undeutschen Elemente Deutschlands.

Das 29ste bis 36ste Capitel (S. 419) Oesterreich, dessen deutsche, slavische, ungarische und italiänische Bestandtheile, wobei Politik eine ziemlich hervorragende Rolle spielt.

Das 37ste Capitel (bis S. 440) behandelt Skandinavien, wobei Dänemark nochmals kurz erwähnt wird. Das 38ste Capitel (bis S. 455) ist dem Sprachenverhältniss in Schleswig gewidmet und das 39ste und letzte behandelt die Sprachenfrage im Allgemeinen und den Panslavismus.

Diese Uebersicht mag genügen, um denjenigen der sich für diese Gegenstände interessirt, zu zeigen, was er in diesem Buche zu suchen hat. Ob er etwas ihm dienendes darin finden werde, möge er selbst versuchen.

Th. Benfey.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück. 22. August 1866.

Naturgeschichte der Sage. Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel von Julius Braun. München 1864. 1865. Bd. I. 444 Seiten, Bd. II. VII und 476 Seiten in Gross Octav.

»Das gegenwärtige Werk unternimmt es einen Ordnungsplan aufzustellen für das ganze unermessliche Chaos der menschlichen Ideenwelt in allen Sagen, Systemen, Religionen von Island bis Aethiopien, Indien und Mexiko hinüber. Dieser Plan besteht einfach in der Aufdeckung und Herstellung des ursprünglichen, stellenweis begrabenen und zertrümmerten Zusammenhangs aller dieser Ideen, Sagen und Religionen. Es soll gezeigt werden, dass die menschliche Cultur nicht an zwei verschiedenen Plätzen (etwa in Aegypten und Innerasien, wie bisher üblich) oder gar an noch mehreren von vorn anfing, sondern dass der Menschheit geistiges Grundkapital am ältesten Cultursitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen schon vorhanden war und

Digitized by Google

von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldaea, von Chaldaea aber sowohl nach Indien als nach dem europäischen Norden, zu den Hebräern und Phönikern, wie nach Griechenland und Italien«. Mit diesen Worten beginnt der Verf. die Einleitung des rubricirten Buches und bemerkt dann weiter, dass das von den Aegyptern schon errungene geistige Grundkapital der Menschheit in einem System von kosmischen Begriffen, wie sie in der viereinigen Urgottheit (der pythagoraeischen Tetraktys) und den daraus entwickelten Kräften enthalten sind, so wie in einem »Bündel« menschlicher Sagengeschichte besteht, welches sich an ersteres Element wie ein menschenerfülltes Schiff an den Ballon angehängt, und nichts anderes ist als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus mit all seinen menschlichen Schicksalen und Leiden, Schandthaten und Tugendproben. Letztere Regenten, mit welchen sich die kosmischen Begriffe auf mancherlei Weise vereint haben, finden sich in der nämlichen Verschmelzung und zwar grossentheils mit denselben Namen in der Urgeschichte eines jeden Culturvolkes, wenn auch oft nur bruchstückweis oder an einem und demselben Platz unter verschiedenen Namen oft mehrfach über einander gegipfelt. In diesem System nun liegt nach des Verfassers Ansicht die Lösung aller Räthsel, so z. B. der der Edda. Wenn man nämlich über diesen letztern allein brütet, so wird mit allem Fleiss und Scharfsinn kein einziges davon gelöst. »Wer aber zur Vergleichung alle ägyptische, chaldäische, phönikische, parsische, armenische, sabische, rabbinische, moslimische Tradition anwenden kann, für den hat die Edda kein Räthsel mehr, denn in diesen Traditionen ist die Edda schon enthalten. Die-

Digitized by Google

selben Mittel aber reichen aus, auch die Veden und Puranen, Avesta und Schahnameh, Genesis und Sanchuniathon, Hesiod und Homer zu verstehen«. Wenn ferner bei allen Völkern des Ostens und Westens vor dem Eindringen der ägyptischen Weisheit wirklich etwas an religiösen Ideen und Formen vorhanden war, so wurde es durch dieselbe beseitigt. Alles, was uns bekannt geworden, kann in dieser Gestalt nicht neu entsprungen sein und muss daher nur aus Aegypten stammen, wie schon in vielen Fällen eine Gottheit denselben Namen durch alle Sprachgebiete mit sich schleppt, wobei sich »unzähligemal auch im sprachlichen Feld Zusammenhänge zeigen, von denen die Sprachwissenschaft keine Ahnung hat oder in deren Erkenntniss sie durch selbstgemachte und theilweis grundfalsche »Lautverschiebungsgesetze« sich hindern lässt«. So z. B. quält man sich ab »indische Götternamen aus dem Sanskritlexikon zu erklären und ist es mit keinem einzigen im Stande. Verstände man zugleich chaldäisch und hätte vom Zusammenhang des indischen Ideenkreises mit Chaldaea eine Vorstellung gehabt, dann hätte man die Mühe sparen können, denn die indischen Götter- und Heroennamen sind chaldäisch«. Alles dies und manches andere noch wird nun, wie der Verf. meint, vielfachen Widerspruch hervorrufen, und da man gewöhnlich als letzte Wehr um unangenehme Wahrheiten von sich fern zu halten zur Quellenverdächtigung seine Zuflucht nimmt, so wird auch dem gegenwärtigen Werk von der »Kritik« vorgeworfen werden, »dass es ohne Unterschied alte und junge Quellen benütze; junge Quellen aber, wie eines der bodenlosesten Vorurtheile verfügt, sind trübe Quellen —, als ob die jungen Quellen, bei erweitertem Horizont,

Digitized by Google

grösserer Literaturkenntniss, nichts Richtigeres zu liefern im Stande wären als selbst die Zeitgenossen«. Vielmehr dient »die Wahrhaftigkeit und Treue, die wir aller Ueberlieferung nachrühmen dürfen, mehr zur Ehre des Menschengeistes, als jene vermeinte Originalität jedes Bruchtheils, auf die so ungern verzichtet wird«. Bei dem jetzigen Zustand der Wissenschaft aber, wo alle begrabenen Völker an allen Enden wieder auftauchen und die Beweise ihres Antheils an der Weltgeschichte und an der Culturgeschichte bringen, giebt es auch ein höheres Ziel als man sich bisher gesteckt. »Es giebt eine Geistesgeschichte der ganzen Menschheit, eine Naturgeschichte des Menschengeistes, auf dass wir erfahren, wie er historisch zu seiner gegenwärtigen Habe gekommen ist, und dass wir aus diesen historischen Geschieben unsern eigenen Vorstellungskreis erst verstehen lernen, dies ist das letzte Ziel des gegenwärtigen Werkes. Es heisst »»Naturgeschichte der Sage««, weil der Unterschied in der Methode liegt und weil es naturwissenschaftliche Grundsätze sind, nach denen wir die uns vorliegenden Sagen und Ideen ordnen. Die Naturwissenschaften sind weit voraus, weil sie schon früher sich frei gemacht von Spekulation und Scrupelwesen und nichts gelten lassen als ein vom gesunden Menschenverstand gesondertes Erfahrungswissen. Auch sie hatten eine Zeit, wo an der Stelle der jetzt so exakten Himmelskunde eine wüste Astrologie stand«. — Dies sind die der vorliegenden Arbeit zu Grunde liegenden Anschauungen, die wir fast überall mit den Worten des Verfs wiedergegeben haben. Er schliesst seine Einleitung mit einer Aufforderung an die Vertreter der klassischen und orientalischen und germanischen Sprachwissen-

Digitized

schaft, die bis dahin gewohnt sind auch in der Welt der Thatsachen sich für allein massgebend zu halten, dass sie so viel Selbstverläugnung besitzen möchten, nicht blind abzusprechen über ein Werk, sobald sie sehen, dass es ihren Vorurtheilen widerstrebt. »Möchten sie durch die That beweisen was ja Jeder von sich aussagen wird: dass Wissenschaft und Wahrheit ihm höher stehe als Zunftinteresse und Privatinteresse.«

Referent, der freilich keineswegs darauf Anspruch macht ein »Vertreter« irgend einer der eben genannten Wissenschaften zu sein, kann sich jedoch wenigstens das Zeugniss geben, dass er ohne jedwelche blinde Eingenommenheit für vorgefasste Meinungen, vielmehr dem sich bewährenden Neuen sehr zugängig an das aufmerksame Studium von Brauns Arbeit gegangen ist und bemüht sein wird in dem Folgenden alles das unpartheiisch darzulegen, was sich ihm hierbei als für oder wider die Ansichten des Verf. sprechend darbot. Andern Lesern werden ohne Zweifel in beiden Beziehungen andere Punkte aufstossen, so dass Ref. also keineswegs darauf Anspruch macht hier ein entscheidendes Urtheil fällen zu wollen.

Zunächst also muss Ref. seine vollkommene Uebereinstimmung mit der von Braun wiederholt (I, 3, 8. II, 70 etc.) ausgesprochenen Ansicht bekunden, dass die Zahl der Ideen, deren die Menschheit fähig ist, sich als eine wunderbar kleine erweist, und dass es daher ein Grundgesetz der menschlichen Geistesnatur scheint nie etwas Neues zu erfinden so lange man kopiren kann. Bereits in der Vorrede (S. XVII) zu seiner Uebersetzung von Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen (Berlin 1854) hatte Ref. sich geäussert, dass aus dieser Geschichte her-

Digitized by Google

vorgehe, »wie beschränkt, in wie enge Gränzen eingeschlossen im Ganzen der menschliche Geist ist,« und sich dies darin bekunde, dass in allen Produkten er sich fast immer in dem nämlichen Ideenkreise bewegt und daher auch die nämlichen Darstellungen, Gedanken und Ereignisse wiederkehren.« Wenn also Braun von der Ansicht ausgeht, dass sich alle religiösen Ideen u. s. w. auf eine nur geringe Zahl von Grundformen zurückführen lassen, so liegt des Ref. Ansicht nach darin durchaus nichts Gewagtes. Ob nun letztere von Aegypten ausgegangen, ist freilich eine andere Frage, für deren Bejahung es spricht, dass das genannte Land die älteste Cultur besessen zu haben scheint und von manchen Forschern sogar Afrika als Ursitz des Menschengeschlechts angesehen wird. Zu diesem Schluss ist unter andern z. B. auch F. G. Bergmann gekommen in seiner schönen Abhandlung »L'Unité de l'espèce humaine et la pluralité des langues primitives (im Bulletin de la société littéraire de Strasbourg 1864); so auch der Verfasser des Aufsatzes »Die Nilquellen« in Brockhaus' »Unsere Zeit« 1865 S. 186, welcher bemerkt: »Durch den ursprünglichen Zusammenhang der pyrenäischen Halbinsel mit Afrika bildete dieselbe wahrscheinlich die Brücke, über welche die europäische Rasse in Europa einwanderte; denn nach unserm Dafürhalten ist nicht in Asien die Wiege der Menschheit zu suchen, sondern in Afrika, wo sich die höchsten menschähnlichen Affenspecies, so auch die Prototypen sämmtlicher menschlichen Hauptrassen finden, der Neger, der mongolischen (von den Hottentotten hinauf bis zu den Kopten), der malaiischen in Madagascar, und der weissen in der Berberei (Tauai oder Tuarek).« Dass auch abgesehen von Ae-

Google

gypten Afrika überhaupt mit der übrigen Welt in einem wahrscheinlich sehr alten innern Zusammenhang gestanden, geht nicht minder aus der Gemeinschaft vielfacher Sitten, Gebräuche, Sagen u. s. w. hervor; so z. B. über das im altdeutschen Recht vorkommende »Hüllen« als Wergeld s. den Ref. in Pfeiffers Germania X, 108; über das Anzünden von Ortschaften, Häusern u. s. w. durch Vögel s. denselb. in Eberts Jahrb. der roman. und engl. Litt. III, 155 (zu Pantschat. S. 382) *); über das Lebendigbegraben von Menschen bei Gründung neuer Bauwerke s. denselb. in dem vor Kurzem erschienenen Aufsatz »Noch einmal die Argei« im Philologus Bd. XXIV. S. 179 ff. Dass ferner die keltischen Dolmen sich nicht nur in Europa und Kleinasien sondern ebenso in Afrika finden, erhellt aus dem kolossalen Denkmal dieser Art auf der Spitze des Berges Lalamba in Ober-Nubien (an der abyssinischen Grenze) s. Tour du Monde 1865 vol. XI. p. 136 cf. 140, so wie andererseits die in Nordost-Afrika uralte aber auch noch jetzt vorhandene Sitte des Entmannens Besiegter (Braun 1, 49: »Die Entmannung ist aegyptische Siegersitte und wiederholt sich noch öfter in ägyptischer Götter- und Menschengeschichte. Auch Kronos wird von Zeus entmannt . . . den ausgehauenen Phallus des Typhon hielt dessen Ueberwinder Horus in der Hand . . . Auf ägyptischen Tempelwänden sehen wir dasselbe Siegeszeichen in ganzen Haufen aufge-

*) Zu den dortigen Anführungen füge als ausserafrikanische Localisationen dieser Sage noch Pröhle Unterharz. Sagen no. 49, Graesse Sagenschatz des Königr. Sachsen no. 288 und Landsberger, Die Fabeln des Sophos S. LXXXV (Die talmudische Fabel von dem Raben der Feuer in sein Nest trug).

schüttet und am obersten Nil soll es heute noch die Siegesprobe sein«), diese Sitte, sagen wir, galt auch einst in Europa, oder doch wenigstens in Wales, wie aus des Gualterus Mapes Nugae Curialium p. 79 (Camden Society) erhellt, wo von dem König Brechein erzählt wird, er habe in einer Schlacht fast alle seine Feinde erschlagen, und es dann weiter heisst: »Die crastina jussit rex omnes omnium manus dextras in unum comportari, et in locum alium *mentulas* eorum, et in tertium secus viam fugae omnes pedes dextros, singulosque fecit super haec eorum membra monticulos in memoriam victoriae suae post tantas jactantias, qui usque nunc extant quique secundum inclusa membra nominati.« Sind nun die Aegypter wirklich das älteste Volk, so möchte allerdings eine durch sie erfolgte Verbreitung religiöser Ideen über die übrige Welt nicht unwahrscheinlich dünken; Waitz freilich (im 2. Band seiner Anthropologie) hält die Kopten für eingewandert. — Was ferner die Etymologie betrifft, so lässt sich allerdings nicht immer und in jedem Falle nach strengen Gesetzen dabei verfahren, wie Braun an einigen treffenden Beispielen zeigt, zu denen Refer. auch noch das engl. sparrow-grass fügt, welches sich zwar ganz leicht als »Spatzengras« deuten lässt, dennoch weder mit den Spatzen noch mit dem Grase irgend etwas zu schaffen hat, sondern bekanntlich blos eine volksthümliche Aneignung und Umdeutung von *asparagus* ist; und ebenso mag es sich mit vielem andern verhalten, namentlich mit Eigennamen, die, wenn auch aus der Sprache selbst, der sie angehören, erklärbar, gleichwohl oft aus andern stammen können und denselben vindicirt werden dürfen, zumal wo »aus den

Digitized by Google

Thatsachenmerkmalen die ursprüngliche Einheit zweier Figuren zuvor hergestellt ist«; deshalb auch scheinen nicht wenige der von Braun gegebenen Zusammenstellungen recht ansprechend, während weit mehr als gewagt, jedesfalls aber als noch weiterer Bestätigung bedürfend auftreten, obschon Ref. nicht zweifelt dass dieselbe in vielen Fällen sich wohl auch finden wird, und zwar nicht nur für Brauns Etymologien, sondern auch für zahlreiche andere seiner Ansichten. So hat er die weite Verbreitung und den Ursprung der Sage von den Offenbarungstafeln (I, 42. 51 f. 235 f. u. s. w.) sehr anziehend und mit grosser Wahrscheinlichkeit dargestellt, nicht minder die altnordische Ragnaröksage in einen kaum leugbaren Zusammenhang mit andern gesetzt und dabei Finn Magnusens Ansicht über Surtur wieder zu Ehren gebracht; ebenso die Sage von dem Kahn oder der Barke des Helios (I, 50 f. 310. 409. II, 60 f. 64. 135 f.; mit dem hölzernen Rosse I, 215 vgl. den hölzernen Elephanten, der in seinem Bauche Krieger birgt; s. Somadeva übers. von Brockhaus Th. I S. XVII), wohin auch die Sagen von dem (aus der Götterheimat, dem Paradies) zu Schiff anlangenden Janus-Saturn, dem Schwanritter und dem angelsächsischen Skeáf gehören, welcher letztere ebenso wie Romulus (nach Plut. Rom. 2) als Knabe auf einem Schiffe in seiner neuen Heimat erscheint; ferner die Thurmbausage (I, 249; vgl. Ikaros, Bellerophon, Nimrod, Kawus u. s. w.), die Sage von der Tarnkappe (I, 126. 192. 206. 281. 355. II, 27. 55 f. 290. 346), und so noch eine grosse Zahl anderer Sagen und Mythen, deren von Aegypten bis auf die entferntesten Länder reichenden Zusammenhang Braun oft auf eine überraschende und scharfsinnige Weise

Digitized by Google

darlegt. Es ist zu bedauern, dass der beschränkte Raum ihm nicht gestattete auch die anfangs beabsichtigten Vergleichungen mit den Mythologien von China, Japan, Amerika u. s. w. anzustellen; er hätte gewiss auch hierbei wieder sehr Anziehendes beigebracht. Denn nach japanischen Mythen z. B. kann die von ihrem Gemal, dem Gott I-za-nami, bis in das Reich der Wurzeln (die Unterwelt; vgl. Niflheim unter einer Wurzel Yggdrasils) verfolgte Göttin I-za-nagi mit demselben nicht wieder zurückkehren, weil sie bereits an dem Heerd der Unterwelt gegessen (Pfizmaier Theogonie der Japaner, in den Sitzungsber. der phil.-hist. Classe der Wiener Akad. Bd. XLVII S. 435). Hier haben wir die etwas veränderte Sage von der in den Hades entführten Persephone und dem dort genossenen Granatkern. Diese unterweltliche Frucht erinnert an den gleichartigen Perseabaum, der in der ägyptischen und andern Mythologien eine so hervorragende Rolle spielt, wie Braun ausführlich nachweist (s. II, 476 s. v. Baum des Lebens). Auch der schon von den Alten vielfach mit der Persea verwechselte Pfirsichbaum hat in Japan eine heilige Bedeutung, indem man durch dessen Früchte die bösen Wesen vertreibt (Pfizmaier a. a. O. S. 449). Hierbei ist wohl auch die Frage erlaubt, ob der von I-za-nagi als Fackel angezündete Kamm der hundert Fingernägel, bei dessen Schein sich Larven sammeln, so dass man seitdem meidet einen Kamm wegzuwerfen, ob, sagen wir, dieser Mythus in irgend welcher Verbindung steht mit dem Schiff Naglfar und Surturlogi. Verschieden freilich deutet Braun den Namen dieses Schiffes (II, 298). — Auch die Sagen anderer Völker hätten ihm mehrfache Vergleichungspunkte dargebo-

Digitized by Google

ten, so z. B. die Heldensage der minussinischen Tataren, die Schiefner (Petersb. 1859) in deutscher Uebersetzung herausgegeben; auch hier (wie theilweise ebenso bei den amerikanischen Rothhäuten) findet sich die Sage von Achilles, Siegfried u. s. w.; s. den Ref. in Eberts Jahrb. f. roman. und engl. Litt. III, 79 Anm. 1. Das Lebenswasser, welches am Fusse der goldenen Birke in goldener Schale vergraben liegt, gleicht dem mit dem Lebensbaum zusammengehörigen Unsterblichkeitstrank (Braun I, 167 cf. 130. 131), der auch in Märchen vorkommt (J. W. Wolf Beiträge zur Deutsch. Mythol. II. 2 ff.), und entspricht dem Brunnen Urds am Fusse der Esche Yggdrasils. Ueberhaupt finden sich in den genannten tatarischen Sagen zahlreiche Analogien namentlich mit der nordischen Mythologie; so begegnen wir den Hunden der letztern, Sköll, Hati und Garm, in den Hunden, welche beim Weltuntergang loskommen (Schiefner a. a. O. S. 134 V. 347 ff.); den Raben Hugi und Muni in den Raben und Falken Dschalaty's (ebend. S. 135 V. 383 ff. S. 139 V. 504 ff.); den Schwanfrauen (ebend. S. XIV. XIX. XXIV f.); den obersten Göttern, den Kudai's, die wie die nordischen und auch Zeus (Il. 16, 658. 22, 209 ff.) unter das Schicksal gestellt und vor dem Ende der Dinge in Angst sind (S. 137 V. 456 ff. vgl. S. XVII); dem als alter Mann im durchlöcherten Mantel Hülfe bringenden Odin (Schiefner S. XVIII cf. 318 V. 151 ff. vergl. Simrock Mythol. S. 197. 198 zweite Aufl.); dessen sechsfüssigem Rosse Sleipner (Schiefner S. XV); dem Schwerte Freyr's, welches sich selber schwingt (ebend. S. 110 V. 346); den Schwertern, welche in der Finsternis durch ihren Glanz Tageshelle verbreiten (Schiefner S. 429. V. 1084 ff. Bra-

Digitized by Google

garaed. c. 55); dem Hammer Thors in Katha Chan's goldenem Pfeil, der voll Leben selbs einherfliegt (Schiefner S. 204 V. 91 ff.), wobe man aber auch an den goldenen Pfeil des Skythen Abaris denkt; dem Jarknastein, der aus dem Wasser (der Meerestiefe) hervorgeholt der Unschuldigen vor Verbrennung schützt (Schiefner S. 87 V. 326. S. 93 V. 505 ff. vergl. Simrock Mythol. S. 551) u. s. w. Der Zug endlich, dass nur das dem Helden bestimmte Ross ihn zu tragen vermag, während die andern unter ihm zusammenbrechen (Schiefner S. 339 V. 844 ff.), erinnert an die Sage von Waltharius (nach der novaleser Chronik bei Grimm und Schmeller S. 109), während Alten Taktai (Schiefner S. 349 V. 1146—47) dem Gangarolf gleicht (s. dessen Saga c. 5). — Doch wir kehren nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu Braun zurück, der wahrscheinlich diese und andere Züge noch weiter und genauer zu verfolgen im Stande wäre, wie er mannigfach bei Besprechung der deutschen und nordischen Mythologie und Heldensage auf treffendeWeise gezeigt hat. Auch sonstige Verwandtschaft derselben mit dem Osten lässt sich nachweisen; s. z. B. den Ref. über die Ragnar Lodbrokssage in Persien in Benfey's Or. und Occid. I, 561 ff. Im Norden auch hat sich jetzt der slavische aus dem Orient stammende Theil der Walthariussage vorgefunden; s. den Ref. in Pfeiffers Germania Bd. XI.

Ob nun dies und ähnliches alles auf Aegypten zurückgeht, wäre an Braun zu untersuchen; der auf den Drachenkampf bezügliche Theil der Ragnarsage würde nach seiner Ansicht der Kampf gegen die Kronos-Typhonschlange sein, der sich überall wiederfindet (vergl. Braun II, 475 s. v. Schlange). Ebenso bietet die von dem

Digitized by Google

schwedischen König Eystein mit Opfern göttlich verehrte Kuh *Sibilia*, durch deren Gebrüll er alle seine Feinde besiegte (s. Ragnars. c. 8), ein Analogon (sogar im Namen) zu der göttlichen Kuh *Sabala*, die durch ihr Brüllen dem Vasischtha hundert Könige schafft, welche das Heer Visvamithra's vernichten. Braun wird also auch in ersterer die kuhgestaltige Gaea-Rhea erkennen (vgl. dens. II, 431). Auch andere göttliche oder unterweltliche Rinder nebst ihren Hirten finden sich einander entsprechend im Norden und Süden oder Osten wieder, nämlich die Heerden des Hades und deren Hirt Menoitios (vgl. Braun I, 316) und die Heerden in der deutschen Unterwelt gleichfalls mit ihrem Hirten (vgl. Simrock Myth. 2. Aufl. S. 461 — 464). — Nicht minder sind noch andere an verschiedenen Stellen ausgesprochene Ansichten Braun's unleugbar ganz richtig; so z. B. was er (I, 91) über die bisherige sich auf nichts stützende Verklärung und Idealisirung des Dorierthums sagt; in Bezug auf die dorische Staatsverfassung hat Coulanges in seiner ideenreichen *Cité Antique* sich ebenso ausgesprochen. Sehr wahr ist ferner, was Braun (I, 275) bemerkt: »Wie die Erfahrung in der ganzen Welt der Formen und Ideen lehrt, ist nicht das Einfache, sondern das Zusammengesetzte, Mühsame, Abenteuerliche, Manierirte das Ursprüngliche, und nur mit Kampf und Ringen wird endlich die scheinbar sich von selbst verstehende einfachste Fassung erreicht.« Im Wesentlichen hat Ref. sich schon früher in Ebert's Jahrb. der roman. und engl. Lit. III, 77 ff. auf gleiche Weise geäussert. — Endlich muss Ref. (und hier wird er am meisten Anstoss geben) seine vollkommene Uebereinstimmung mit dem durchaus nicht

Digitized by Google

verdammenden Urtheil, welches Braun über die »Landwirthschaft der Nabathäer« gefällt hat (I, 98. 99), an den Tag legen; denn wenn auch immerhin diese Schrift in ihrer jetzigen Gestalt untergeschoben sein mag, bei Abfassung derselben sind unbedingt »wenn nicht immer, so doch zuweilen sehr alte Quellen benutzt«. So hat sich Ref. gleichfalls schon vor längerer Zeit in dieser Beziehung ausgesprochen (s. Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft XVII, 402) und hält noch immer an dieser Meinung fest, ist sogar durch Braun's Werk noch mehr darin bestärkt worden. Und so mag es sich auch mit andern ähnlichen Schriften verhalten, wie z. B. mit denen der Orphiker und des Manetho, dem Talmud u. s. w. (vgl. Braun I, 44. 51. 126). Dass aber bei Benutzung derselben allerdings grosse Vorsicht anzuwenden ist, lässt sich nicht in Abrede stellen, und es dürfen daher die darin überlieferten Angaben keineswegs so ohne weiteres als zuverlässig betrachtet werden, zumal sie grossentheils auf blos mündlicher Ueberlieferung beruhen, die bei nicht selten wunderbarer Zähigkeit ebenso oft in der kürzesten Zeit den bedeutendsten Veränderungen unterliegt. So z. B. hat bei den Arabern in Aegypten schon seit geraumer Zeit die französische Expedition unter Bonaparte ein fabelhaftes Aussehen erhalten (s. Niebuhr Vorlesungen über alte Gesch. I, 386) und halb mythisch auch sind oft schon die Freiheitskriege bei den untern Volksklassen in Deutschland geworden (s. A. Kuhn, Westphäl. Sagen no. 342), so wie es ja auch eine bekannte Sache ist, dass im Laufe der Zeit nicht nur alte Sagen vielfach verschmelzen oder sich spalten, wachsen oder abnehmen, so dass eine vollere oder dünnere Fas-

Digitized by Google

sung gar kein bestimmtes Kriterium für das Alter derselben abgibt, sondern dass überhaupt ganz neue Sagen entstehen und zwar häufig bloss aus falschen Etymologien (wobei freilich zuweilen etwas wahres zu Grunde liegt; vergl. den Ref. in Benfey's Or. und Occid. II, 72), so dass wir daher keineswegs mit Braun (I, 11) aller Ueberlieferung Wahrheit und Treue nachrühmen dürfen. Auch vermag Ref. sich nicht mit dessen sehr günstiger Ansicht über das sittliche Gefühl des Alterthums zu befreunden; wie wenn er z. B. bemerkt: »Wären alle Unthaten, von denen die griechische Sage weiss, wirklich geschehen, dann könnte es keine verdorbenere Zeit geben als die, aus welcher die griechische Dichtung ihre Aufgaben nimmt. Nun sind aber nicht nur diese verschiedenen Unthaten (das Kinderaussetzen, der unendliche Todtschlag: vgl. Herakles) auf einen einzigen Fall (die Aussetzung des Typhon, die Ermordung des Kronos durch Typhon) zurückzuführen, sondern dieser ist nicht einmal auf griechischem Boden geschehen. Andere unmoralische Verhältnisse (wie die Gewaltthat an der eigenen Tochter) ergeben sich aus kosmischer Spekulation (vgl. Lot, Nykteus, Klymenos), oder aus sagengeschichtlicher Verschiebung (s. Zeus), und dem Zusammenschmelzen verschiedener Figuren (vgl. die Ermordung der vermeintlich eigenen Kinder durch Ino, Althaea, Medea etc.) — so dass es in der That, um die moralische Ehre der alten Welt (und selbst der biblischen Figuren) herzustellen, kein wirksameres Mittel giebt als unsere historisch-vergleichende Methode« (I, 354 cf. 54). — Verlorene Mühe! denn in der Zeit spielte das moralische Gefühl eine sehr geringe Rolle, wie es scheint. Kinderaussetzen, Todtschlag, Hetaerismus, die ἐπί-

Digitized by Google

κοινος μίξις sogar zwischen den nächsten Blutsverwandten u. s. w. waren erlaubt und an der Tagesordnung, wie dies Bachofen in seinem Mutterrecht namentlich in Bezug auf letztere, aber auch hinsichtlich anderer Gräuel unwiderleglich dargethan hat. Alle in der Folge noch vorhandenen Erinnerungen an dergleichen Zustände auf einzelne Fälle zurückführen zu wollen, um die im Ganzen zu allen Zeiten sehr problematische Sittenreinheit des Alterthums zu retten, ist ein höchst missliches Unternehmen, weil man dabei die letztere nach den ganz verschiedenen Begriffen der Neuzeit beurtheilt, und höchst seltsam klingt daher die Bemerkung des Verffasser, wenn Herakles eine historische Person wäre »dann müssten wir in ihm, diesem Ideal hellenischer Heroentugend, den brutalsten und selber des Hochgerichts würdigsten Mörder, der je gelebt hat, erkennen« (I, 118). In welchen Ehren öffentliches Rauben und Morden nicht nur zu Homers sondern auch noch zu Thukydides Zeiten in manchen Theilen Griechenlands gehalten wurde, erzählt ja bekanntlich letzterer selbst (I, 5). Ueberhaupt ist Braun sehr geneigt seine Meinungen auf eine etwas zu entschiedene, absprechende Weise vorzutragen, als ob er gar keinen Widerspruch zu dulden geneigt wäre. Er ereifert sich oft gegen die Kritik und zwar, wie wir auch schon angedeutet, zum Theil mit Recht (z. B. I, 127. 219. 241. 275 etc.); er vergisst aber darüber, dass er ja selbst in dem ganzen Buche an Andersdenkenden und namentlich auch an der Bibel eine sehr einschneidende Kritik übt. Er wirft sich ferner sehr gern zum Vertheidiger des antiken Geistes und Geschmacks, so wie des allgemeinen Menschenverstandes auf (z. B. I, 3. 50. 407. II, 46. 104 u. s. w.); aber

Digitized by Google

gewiss nicht immer vom richtigen Standpunkt aus, wie wir schon gesehen; so bemerkt er an der vorletzten Stelle: »Hekatos, aus griechischem Lexikon erklärt, würde lediglich den »Entfernten« bedeuten und dass man einen Gott als den Entfernten soll bezeichnet haben, wenn man ihn den »Ferntreffenden« nennen wollte, dürfte mit menschlichen Denkgesetzen nicht vereinbar sein«. Wie aber wenn man *ἑκατος* für eine durch den halb improvisirten Vortrag der alten Dichter und Rhapsoden entstandene Abkürzung für *ἑκατηβόλος* halten wollte? oder wenn nicht, so heisst es doch in Alvismâl 5: fiarra fleina — þik muna fâir kunna. Ein ferner Gott ist aber in der poetischen Sprache ebenso berechtigt und zulässig wie ein ferner Wurfspiess, beide in dem Sinne von »ferntreffend«. Nicht minder ist nach Braun (I, 378) die Deutung des Namens Kentauren aus dem Griechischen als »Stierstachler« nichts anders als »ein Unsinn«. Hat aber Braun die *ταυροκαθάπται*, die *ταυροκαθάψια*, die *ταυρελάται* und die spanischen *picadores* vergessen? — Braun will auch durchaus nichts von Naturreligion, Naturgefühl (»Naturgefühlchen«) Symbolen (»Symbölchen«), Abstractionen, Personificationen, Allegorien, Speculationen und dgl. wissen (I, 3. 60. 66. 350. 399. 403. II, 185 u. s. w.); trotz dem aber muss er doch wiederholentlich einräumen, dass manches der Art sich bereits bei den Alten und sogar schon bei den Aegyptern geltend machte (II. 104. 107. 136. 260. 271 f. 301 etc.). Und wenn man auch Prema und Pertunda zu Pascht-Ilithyia, den Subigus zu Khem-Priapus ziehen wollte, wie erklären sich Abeona, Suada-*Πειθώ*, die *Λίται* u. s. w. u. s. w.? Ja die ganzen kosmischen Vorstellungen der Aegypter,

Digitized by Google

welche auf die sagengeschichtlichen Häupter herabgeschmolzen waren, sind ja nichts anderes als Abstractionen und Personificationen, enthalten daher auch nicht die ältesten Religionsvorstellungen der Welt; denn wie Braun selbst (I, 3) bemerkt: »Die ägyptische Philosophie war ausgebildet, jenes Herabschmelzen der kosmischen Begriffe auf sagengeschichtliche Häupter war vollständig durchgedrungen, bevor der ägyptische Ideen- und Sagenkreis sich auf den Weg machte«. Dass jene Vorstellungen aber überall und gänzlich durch die ägyptischen sollten bis auf die letzte Spur verdrängt worden sein, lässt sich bei der unglaublichen Zähigkeit, mit der das Volk überall und zu allen Zeiten namentlich religiöse Ueberlieferungen wenn auch oft in veränderter Gestalt festzuhalten pflegt, kaum annehmen, viel weniger aber noch das einstige Vorhandensein derselben bezweifeln, obwohl Braun meint (I, 7): »Was vorhanden war und ob etwas vorhanden war, wissen wir nicht; wir wissen aber, »wenn« etwas vorhanden war, dass es beseitigt wurde durch die ägyptische Weisheit«. Diese letztere, obzwar relativ sehr alt, ist dennoch im Vergleich zur Urzeit und selbst zu der Zeit, wo das Menschengeschlecht sich über die Erde zu verbreiten anfing, nur eine sehr junge Schöpfung, die bereits viele Stadien durchgemacht und ohne allen Zweifel an zoomorphische oder vielleicht noch rohere Vorstellungen angeknüpft hatte. Und von diesen und selbst noch spätern sind sicherlich in den Religionen und Ueberlieferungen der verschiedenen Völker noch jetzt mehr oder minder deutliche Spuren vorhanden und diese Spuren aufzusuchen bleibt immer noch eine lohnende Aufgabe, auch wenn Braun's Theorie der Hauptsache nach rich-

Digitized by Google

tig sein sollte. Der Annahme jedoch, dass sie es sei, stellt sich zur Zeit als Hauptbinderniss die ausserordentliche Flüssigkeit der etwa ein halbes Dutzend umfassenden Grundfiguren seines Systems entgegen, welche ungefähr 1500 Götter und Heroen beiderlei Geschlechts repräsentiren und dabei unaufhörlich in einander übergehen, so dass, wie Braun selbst bemerkt, es den Anschein hat als ob »jede Figur also Alles sein könne und jeder Agathodämon auch als Kronos, jeder Osiris auch als Typhon sich deuten lasse«. (II, 138 f.) Allerdings ist Braun »nicht dafür verantwortlich, wenn die Bäche in einander fliessen« und zwar in Aegypten schon, und er glaubt seine Pflicht gethan zu haben, wenn er nachweist, woher dieses oder jenes Element stamme (II, 420 cf. 139. I, 22). In dieser Scheidung liegt aber eine andere Hauptschwierigkeit und auch wer dem Verf. in seiner Grundansicht beistimmen möchte, wird doch hier, wie sich voraussehen lässt, sehr häufig von ihm abzuweichen Gelegenheit haben, wobei man allerdings nicht vergessen darf, dass Sagen und Mythen im Verlauf der Zeit oft in ihr Gegentheil umschlagen, von Braun gegebene Nachweise dieser Art also nicht so ohne Weiteres zurückzuweisen sind; vgl. eine frühere Bemerkung des Ref. in diesen Blättern 1862 S. 397. — Wenn ferner Braun dafür hält (I, 4), dass jeder im Stande sein werde mit seinen Grundsätzen und dem in dem gegenwärtigen Werke vorgelegten Kenntnissvorrath Alles was noch unerklärt geblieben mit Leichtigkeit zu entziffern, so wird dies bei der erwähnten Flüssigkeit der Prototypen allerdings nicht sehr schwer fallen und sich Alles, was nicht gar zu spröde ist, ohne grosse Schwierigkeit in sein System fügen.

Digitized by Google

Nehmen wir z. B. Arthur. Diesen, der gegen die Sachsen (Saracenen, Heiden: s. Dunlop-Liebrecht Anm. 166) die gewaltigsten Kriegsthaten ausführt und sogar in einer einzigen Schlacht achthundert und vierzig Feinde mit eigener Hand erlegt, ist Agathodaemon als Kriegsgott, der besonders gegen die Götterfeinde kämpft (Braun I, 52). Letzterer geht jedoch leicht in Kronos über (ib. II, 420) und wie Kronos-Herakles durch Täuschung gezeugt wird, indem Zeus die Gestalt des Amphitryon annimmt (vgl. Braun I, 312), so schleicht Uter Pentragon sich bei Yguerne unter der Gestalt ihres Gemals ein und wird so Arthurs Vater. Arthur andererseits zeugt mit seiner Schwester, die er aber als solche nicht kennt, den Mordred, von dem er später getödtet wird und ganz ebenso umarmt Osiris-Agathodaemon ohne es zu wissen seine Halbschwester Nephthys und bekommt von ihr den Anubis. Osiris-Agathodaemon wird nun zwar nicht von diesem umgebracht, aber doch Kronos (Agathodaemon) von seinem Sohne Typhon (Braun I, 55 etc.). Arthur ferner unternimmt auf einem eigends dazu gebauten Glasschiff die Fahrt nach dem »schrecklichen Gefängniss« Oeth und Anoeth, welches fast, wenn nicht ganz und gar, gleichbedeutend ist mit Annwn d. i. die unbekannte Welt oder Hölle, und von der Zahl derer, die ihn begleiten, glückt es nur Wenigen wieder mit ihm heimzukehren. Dieses »schreckliche Gefängniss« kommt auch sonst vor (Braun I, 324. 330. 371. 374. 396) und ist eigentlich die Tartaroshaft des Kronos, aus der er durch Typhon befreit wird (Braun I, 329 f.). Nach Davies Mythol. of the Druids ist der Gegenstand des betreffenden Gedichts (*Preiddeu Annwn* »die Opfer der Tiefe«) nichts als die Sage von der

Digitized by Google

Sintfluth und Arthur ein anderer Name für Noah (s. Stephens, Gesch. der wälschen Litt. übers. von San-Marte S. 150 ff.). Noah aber ist eine Agathodämonform (Braun I, 117 ff.); seine Barke kommt in fast allen Mythologien vor und ist eigentlich eins mit dem Paradiese (Braun I, 133), welches oft unterirdisch gedacht wird (vgl. dens. I, 131. 135), so dass bei *Annwn* auch an das Land der Seligen gedacht werden kann, wohin Arthur-Agathodaemon, da Götter ja eigentlich nicht getödtet werden können (Braun I, 329 f.), andern Sagen zufolge nach seiner schweren Verwundung in der letzten Schlacht wiederum auf einem Schiffe geführt wird und wo er auf oder unter der Erde fortlebt (s. Gervasius von Tilbury ed. Liebrecht S. 150) oder auf der Insel Avalon im Zauberschlaf liegt (vgl. Dunlop-Liebrecht S. 540[a]), wie Kronos auf einer Insel des britanischen Meeres (Braun I, 251). Nach einer andern bekannten Sage soll Arthur sich nach seinem Tode in einen Raben verwandelt haben; diesen Vogel aber finden wir auch bei Noah wieder, nicht minder bei der Agathodaemonform Odin (vgl. Braun II, 90). Wie ferner Agathodaemon zum betrogenen und endlich sogar verlassenen Ehemann wird (vgl. Braun I, 49 f.), erleidet Arthur durch Ginevra dasselbe Schicksal, indem letztere mit Lancelot buhlt und dann sogar durch Valerîn ganz entführt wird (Lanzelet 6740 ff. vgl. Iwein 4530 ff.). Doch bekommt Arthur sie wieder, ebenso wie die Agathodaemonformen Menelaos und Dionysos-Osiris die Rheaformen Helena und Ariadne (Braun I, 219 f. 323). Im Zauberer und Weissager Merlin haben wir den Götterdolmetsch und Rathgeber des Osiris, den einmal grossen Hermes, welcher die Offenbarung himmlischer Weisheit des

Digitized by Google

Hermes Trismegistos an sich gezogen hat (ib. I, 80) und die oben bereits erwähnten Offenbarungen des letzteren (ib. I, 51 f.) entsprechen den bekannten Prophezeiungen Merlins. Die unter der Erde kämpfenden beiden Drachen endlich (Nennius c. 42 ed. San Marte) könnten auf Agathodaemon und Kronos gehen, die gleichfalls einander heftig bekämpfen und in Schlangengestalt dargestellt werden (Braun I, 34. 53). — Ref. glaubt, dass die Vergleichungen so genau zu einander stimmen, wie irgend eine bei Braun, und auch spätere Ueberlieferungen (dem Talmud, Manetho u. s. w. entsprechend) sind dabei benutzt; ob aber der ägyptische Ursprung der Arthursage (abgesehen von den vielleicht geschichtlichen Häuptern, auf die sie sich herabgelassen) hiermit hinlänglich nachgewiesen sei, will Rf. Andern zu beurtheilen überlassen. Seiner eigenen Ansicht nach hat Braun die Richtigkeit der seinem Werk zu Grunde liegenden Sätze noch nicht hinlänglich erwiesen, sondern nur die Möglichkeit derselben und dies ist immerhin schon sehr viel, wobei freilich nicht übersehen werden darf, dass bei diesem Neubau die Zahl der Ziegel, die da nicht hätte gebraucht werden sollen, der Inschriften, die verkehrt eingemauert sind, und der Säulen, die ganz auf dem Kopfe stehen, jedesfalls grösser sein möchte als der Baumeister zur Zeit anzunehmen scheint (II, V). Ref. wundert sich indess darüber keineswegs, da er aus eigener Erfahrung weiss, wie geneigt man ist bei Begründung einer neuen Theorie alles nur irgend sich Darbietende dafür zu verwenden und zwar mit der vollsten Ueberzeugung, ja eben in Folge derselben. Sollte es daher dem Verfasser bei einem Umbau gelingen seinem Gebäude eine festere Grundlage zu verleihen, so wird es Nie-

Digitized by Google

mand mehr freuen als den Ref., der sich vollkommen frei weiss von jeglicher Voreingenommenheit oder Parteilichkeit. Ob er »ein wirrer Kopf« ist, vermag er selbst nicht zu beurtheilen, doch steht er allerdings mit »germanischer Wissenschaft« in einiger Verbindung; allein wie dem auch sei, jedesfalls ist er nicht »gewissenlos genug nach blossem Durchblättern ein Urtheil abzugeben«. Es ist ihm im Gegentheil von Braun's Arbeit auch kein einziges Wort entgangen und er hat oft genug Gelegenheit gehabt daraus die vielfachste Belehrung zu schöpfen, so wie die Masse des benutzten Materials zu bewundern, welches mit so viel Kunst und Scharfsinn zu einem wahren Prachtbau verwandt worden ist, der jedesfalls dem Architekten zur Ehre gereicht und vielfach wenn auch stillschweigend benutzt werden wird. Sehr leicht zwar hat der Vf. diese Benutzung nicht gemacht. Die Darstellung ist oft durch das Bestreben nach Kürze zu trocken und knapp geworden, obwohl sich andererseits nicht selten Wiederholungen finden, die unschwer zu vermeiden waren. Eine genaue Inhaltsangabe des Ganzen ferner, so wie eine genealogische Tafel mindestens der ägyptischen Götter hätte eine sehr wünschenswerthe und nothwendige Uebersicht und Orientirung für den Leser gewährt, der die Fahrt durch diesen Ocean von Einzelheiten zu unternehmen im Begriff steht, oder auch für den, der sie bereits zurückgelegt hat. Eine grössere Anzahl von Ruhepunkten so wie endlich ein sorgfältiges Sachregister wäre gleichfalls sehr willkommen gewesen, während der »gewissenhafte« Leser jetzt mit mancherlei Uebelständen zu kämpfen hat, will er anders nicht, wie Ref., das Fehlende selbst ergänzen. Wenigstens wird letzterer Umstand dem Verfasser zei-

Digitized by Google

gen, dass sein Werk demselben sehr anziehend erscheinen musste, da er solch einen improbus labor nicht gescheut; sowie auch die nun folgenden der Zahl nach freilich geringen und vereinzelten Bemerkungen einen weitern Beweis davon geben können, mit welcher Aufmerksamkeit Ref. Brauns Arbeit durchgegangen. So war ihm der I, 53 erwähnte ägyptische Bannerwagen interessant, weil demnach der Ursprung der mittelalterlichen *karrâsche* (carrocium it. carroccio) im alten Aegypten zu suchen sein möchte (vgl. Grimm Rechtsalt. 263 ff. Myth. 95 f.). — Der regenverleihende syrische Gott Hobal, der wahrscheinlich unter der Gestalt eines Steins verehrt wurde (Braun I, 270 cf. II, 22), ist muthmasslich der Stammvater aller der Regensteine, die sich bei zahlreichen Völkern vorfinden; s. den Ref. zu Gervas. S. 148 f., in den Heidelb. Jahrb. 1863. S. 585 f. und in Pfeiffers German. X, 413.— In Betreff des goldenen Eselkopfs im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem (Braun I, 305) s. auch Epiphan. adv. Haeres. p. 94. — Den freiwilligen Opfertod des Anchuros (Curtius) hat Ref. anders erklärt als Braun (II, 87) in dem bereits angeführten Aufsatz (Philolog. Bd. XXIV S. 197 ff. »Noch einmal die Argei«). — Die aus Seen und Quellen erhaltenen Orakel (Braun II, 145) waren eigentlich Opfer, deren Untersinken als Annahme und daher als günstiges Zeichen galt. Vergl. über dergleichen Quellopfer den Ref. zu Gervas. S. 101 und in den Heidelb. Jahrb. 1865 S. 102. — Zu dem von Braun (II, 182 ff.) über die Nymphen (= Erinnyen) Bemerkten gehört auch, dass sie wahnsinnig machen ebenso wie die letztern; s. den Ref. in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 213. — Das von Braun (II, 238) angeführte Werk von Engel über Kypros

Digitized by Google

besitzt Ref. nicht, bei Dion. Hal. und Achill. Tat. steht jedoch durchaus nichts über die Schamlosigkeit der zu Ehren der Diana in Ephesus gefeierten Feste. — Wäinämoinen ist nicht Kawe's Sohn (Braun II, 372 f.), sondern heisst selbst Kave Ukko und ist der Sohn der Jungfrau Ilmatar; s. Castrén's Finnische Mythol. übers. von Schiefner S. 241 f. 287. — Das Brahmahaupt endlich, welches Schiwa nicht mehr von seinen Fingern los wird, erinnert nicht nur an Perseus und Ares (Braun II, 441) sondern auch daran, dass Heimdall's Schwert »Haupt« oder das Haupt »Heimdall's Schwert« heissen oder sein soll. — Indem nun noch Ref. den ungewöhnlich correkten Druck hervorhebt (nur etwa I, 280 Z. 1 »hypsipoloios« statt »hypsipolos« ist ihm aufgefallen), schliesst er diese Anzeige eines Werkes, dessen nicht gewöhnliche Bedeutung eine etwas eingehendere Besprechung zu erfordern schien.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Die Meningitis cerebrospinalis epidemica vom historisch-geographischen und pathologisch-therapeutischen Standpunkte bearbeitet von Dr. August Hirsch o. ö. Professor der Medicin an der Universität zu Berlin. Berlin, Aug. Hirschwald. 1866. IV u. 189 S. in Octav.

Es fehlt in der Deutschen medicinischen Literatur noch an einer Monographie der Cerebrospinalmeningitis. Diese Lücke ist in sehr würdiger Weise durch die vorliegende Schrift aus-

gefüllt, wenn auch ihr Verfasser es ablehnt, eine eigentliche Monographie beabsichtigt zu haben. Sicher war zu einer solchen Arbeit Niemand befähigter als Prof. Hirsch, der über die in Frage stehende Krankheit schon umfassende Studien machte, ehe sie in Deutschland die Aufmerksamkeit der Aerzte und Laien auf sich zog, ja welcher vor ihrem Auftreten bei uns in einem in der Berliner ärztlichen Gesellschaft gehaltenen Vortrage über dieselbe es mit prophetischem Geiste aussprach, dass die Meningitis cerebrospinalis höchst wahrscheinlich auch für Deutschland in nicht gar langer Zeit von Bedeutung sein werde. Als sich diese Prophezeiung in einem vielleicht von dem Verf. selbst nicht geahnten Massstabe verwirklichte, wurde Hirsch vom Königl. Preussischen Unterrichtsministerium beauftragt, die östlichen Provinzen Preussens, speciell den Regierungsbezirk Danzig, behufs einer Beobachtung der daselbst herrschenden Epidemie von Cerebrospinalmeningitis zu bereisen; die Frucht seiner daselbst angestellten Untersuchungen legte er in den Verhandlungen der Berliner ärztlichen Gesellschaft nieder. Wir sehen somit, dass eine Reihe umfassender theoretischer Studien, welche Hirsch vor dem Auftreten der epidemischen Meningitis in unserm Vaterlande bereits in sehr gründlicher Weise machte, wie solche ausser in dem obengenannten Vortrage auch in dem die Krankheit betreffenden Abschnitte in seinem Handbuche der historisch-geographischen Pathologie sich documentiren, nebst ausgedehnter eigener Beobachtung der Krankheit den Verf. in den Stand setzen, etwas Gediegenes zu leisten. Es sind in der vorliegenden Schrift natürlich auch dieje-

Digitized by Google

nigen zahlreichen Publicationen berücksichtigt, welche seit der Veröffentlichung der ersten Hirsch'schen Arbeiten über den Gegenstand aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands über das Auftreten der Krankheit Kenntniss verbreiten, von denen wir eine der bedeutendsten, die auf die Epidemie im Grossherzogthum Baden sich beziehende Schrift von Prof. Niemeyer in Tübingen, bereits früher in diesen Blättern besprochen haben. Grade durch die verschiedenen Beobachtungen deutscher Aerzte, und zum grossen Theile auch durch die eigenen Beobachtungen Hirsch's, sind die früher über die Krankheit im Auslande herrschenden Ansichten wesentlich modificirt, so dass der oben erwähnte Abschnitt in dem Hauptwerke unsres Verfassers ihm selber nicht mehr ausreichend erschien. In diesem Umstande haben wir den äussern Anlass zur Ausarbeitung des vorliegenden Buches zu sehen, mit welchem Verf. sich zweifelsohne ein grosses Verdienst um die Praktiker erwirbt, indem er sie in den Stand setzt, alles nur einigermassen Wichtige über die interessante Affection, welche zweifelsohne ihre Rolle bei uns noch nicht ausgespielt hat, sich durch die Lectüre eines leicht und gefällig geschriebenen Buches anzueignen.

Der erste Abschnitt (S. 1—38) behandelt die Geschichte der Krankheit, als deren erstes epidemisches Auftreten die Epidemie von Genf und Umgebung im Februar und März 1805 bezeichnet wird; die hie und da ausgesprochene Ansicht, es sei das »neue Fieber« von Sydenham im J. 1685 unsre Krankheit, hat Hirsch nicht berührt. Als nächstfolgende Epidemieen bezeichnet er nicht, wie es Draper und nach ihm z. B. Schuchardt (Ztschr. f. prakt. Heilk.

Digitized by Google

und Medicinalwesen u. s. w. Bd. II. S. 265) thut, die verschiedenen Amerikanischen von sogenannten *Sinking typhus* oder *Spotted fever* aus den Jahren 1806—1827, sondern die Französischen von Grenoble u. s. w. aus den Jahren 1814—1822. Referent stimmt darin ganz mit Hirsch überein, dessen lichtvolle Auseinandersetzung über das Wesen jener Amerikanischen Epidemieen (vgl. dessen Handbuch der histor.-geograph. Pathologie Bd. I. S. 165—168) andre Autoren vor der Verwechslung mit Cerebrospinalmeningitis hätte bewahren sollen, um so mehr als das einzige Moment, welches darüber Sicherheit geben könnte, das Sectionsresultat, leider ganz im Stiche lässt und für ein entzündliches Localleiden im Verlaufe der Krankheit bei Lebzeiten absolut Nichts spricht. Die erste unbestreitbare Amerikanische Epidemie von Cerebrospinalmeningitis fällt in das Jahr 1824 (Tenessy und Alabama) und ist daher das neuere Auftreten der Krankheit sowohl in Frankreich (1837) als in Italien und selbst in Algier (1839) früher als in den Vereinigten Staaten. — In Bezug auf die neueren Deutschen Epidemieen bemerken wir, dass auch unsrer Hannöverschen, über welche Schuchardt a. a. O. das Genauere mitgetheilt hat, S. 22 Erwähnung gethan wird; es ist dabei übrigens unser Nachbarort Dransfeld durch einen Schreib- oder Druckfehler in Dransbeck umgetauft worden. Es wird dabei noch bemerkt, dass schon vor dem Winter $18^{64}/_{65}$, wo unsre Gegend, Einbeck, Celle u. s. w. besonders afficirt war, nach einer Privatmittheilung von Med. Rath Stöhr in Emden und Umgebung die Meningitis epidemisirte (Mai bis Juni 1864).

Sehr lesenswerth sind die Bemerkungen, welche

Digitized by Google

Hirsch der Darstellung der Geschichte der epidemischen Cerebrospinalmeningitis über die Eigenthümlichkeiten im Auftreten und der Verbreitung, im Verlaufe und in der Dauer der Affection anschliesst, insoweit sich dieselbe darin vor allen andern epidemisch herrschenden Krankheiten wesentlich unterscheidet. Dahin gehört das Auftreten der Krankheit in bis dahin vollkommen verschonten Gegenden ganz isolirt, an einem oder an einigen, nicht selten weit von einander entfernten Orten, deren Umgebung während und häufig auch nach dem Erlöschen der Epidemie ganz verschont blieb (S. 25), die sprungweise und durchweg unregelmässige Verbreitung der Krankheit, die nur in wenigen Epidemien (Mittelfranken, Schweden), eine bestimmte Richtung einhielt oder, wie in einigen französischen Epidemien nachweisbar mit dem Verkehr (Truppenzügen) in Verbindung stand, die bald ganz diffuse, bald allein auf bestimmte Klassen der Gesellschaft (Militär und nur unter diesem bisweilen auf Ein Regiment) concentrirte Ausdehnung der Epidemie an dem ergriffenen Orte u. s. w. Hieran reihen sich dann Notizen über Mortalität und Morbilität in den einzelnen Epidemieen, sowie über die Coincidenz und den Connex derselben mit andern epidemischen Krankheiten, namentlich Typhus und Intermittens.

In dem zweiten Capitel (S. 38—94), welches Gestaltung und Verlauf der Krankheit überschrieben ist, wendet sich Hirsch zunächst gegen die Versuche der Französischen und Italienischen Aerzte, gewisse Stadien oder auf die hervorragendsten Erscheinungen im Krankheitsverlaufe begründete Formen der Meningitis cerebrospinalis aufzustellen (in Bezug

Digitized by Google

auf letztere hält er höchstens die Unterscheidung einer erethischen und asthenischen Form berechtigt) und gibt dann ein sehr anschauliches übersichtliches Bild des Krankheitsverlaufes, wie es der Mehrzahl der Krankheitsfälle entspricht; diesem lässt er eine Analyse der einzelnen Erscheinungen folgen, um dadurch die vielfachen Abweichungen und Modificationen des Krankheitsverlaufes seinen Lesern vor Augen zu führen. Besonders werden dann noch einige Krankheitsmodificationen mit bestimmt ausgeprägtem Typus, die in fast allen Epidemieen einen grössern oder kleinern Theil der Gesammtfälle bilden, betrachtet, nämlich die Abortivform (S. 85), die Meningitis siderans oder Méningite foudroyante der Franzosen (S. 87) die Meningitis epidemica intermittens (S. 88) und die Meningitis epidemica typhoides (S. 90). Dann bespricht Hirsch Dauer und Ausgänge der Krankheit (S. 90—92) und ventilirt die Momente, welche für die Stellung der Prognose von Erheblichkeit sind.

Auch das dritte Capitel (S. 95—109), welches den Leichenbefund behandelt, gibt Zeugniss von den fleissigen Studien und eigenen Untersuchungen des Verfassers.

Am meisten aber darf sich der Leser von dem vierten Capitel versprechen, das S. 110—159 die Krankheitsursachen und Pathogenese der epidemischen Meningitis erörtert. Es ist freilich die Aetiologie bisjetzt dasjenige Capitel der Medicin, welches die meisten Lücken darbietet, und was speciell die Cerebrospinalmeningitis angeht, so sind wir über deren Ursprung und Ursachen noch in keinesweges genügender Weise aufgeklärt. Alle Momente übrigens, die, soweit das der Standpunkt

Digitized by Google

der jetzigen Wissenschaft es übersehen lässt, für die Aetiologie des Leidens in Frage kommen, hat Hirsch in einer Weise erörtert und verwerthet, der wir unseren vollen Beifall nicht versagen können. Zunächst wird der Einfluss der klimatischen Verhältnisse, der in früherer Zeit, wo die Krankheit eine beschränkte Verbreitung hatte, oft als das bedeutendste ätiologische Moment in den Vordergrund gestellt wurde, besetitigt; es ist jetzt, wo in Europa nur die slavischen Länder und die Türkei noch frei von Meningitis-Epidemieen sind, wo in Nordamerika die Ausdehnung der Krankheiten von den Hochküsten bis zu den Neu-England Staaten geht, und hier wie dort die Krankheit dieselbe Gestaltung, dieselbe Mortalität zeigt, kaum möglich denselben climatischen Verhältnissen einige Wichtigkeit beizumessen, wenn auch allerdings die völlige Absenz der Affection in den tropischen Gegenden ins Auge gefasst zu werden verdient. Wichtig dagegen ist die Abhängigkeit der Meningitis epidemica von Jahreszeit und Wittrung, insofern fast alle Epidemieen auf den Winter und Frühling fallen (von 226 Epidemieen Frankreichs fallen nach einer Zusammenstellung von Hirsch 97 auf December bis Februar, 69 auf März bis Mai, 30 auf Juni bis August und ebensoviel auf September bis November; in Schweden fallen von 397 Epidemieen 119 auf den Winter, 192 auf das Frühjahr, 64 auf den Sommer und nur 22 auf den Herbst); doch darf, wie Verf. sehr treffend auseinandersetzt, nicht die Winterkälte allein, wie es die ersten Beobachter der Affection in Dänemark und Schweden thaten, als Ursache betrachtet werden, indem ja auch milde Winter und selbst die Sommer-

monate das Auftreten von Epidemieen zulassen. Eine besondre Aufmerksamkeit auf die Beziehungen der Temperatur zur Meningitis hat Hirsch auch bei seinen eigenen Untersuchungen in Danzig und Umgebung gerichtet; die darüber S. 116 gemachten Mittheilungen constatiren Unabhängigkeit des Ganges der Epidemie von den Schwankungen der Temperatur. Es können deshalb die mit gewissen Jahreszeiten gegebenen Wittrungsverhältnisse nur als nebensächliche Momente gelten, welche entweder die Entstehung der Krankheit fördern oder durch ihren Einfluss auf den Organismus eine Prädisposition desselben bedingen oder indirect vermöge der dadurch bedingten Modificationen der Lebensweise dem Vorkommen der Meningitis Vorschub leisten. S. 118 wird die Irrelevanz der Bodenverhältnisse gezeigt, wobei besonders, und mit völlig überzeugenden Gründen, die Annahme, es handle sich hier um eine Malariakrankheit, widerlegt wird. S. 120 geht Hirsch auf die in der Individualität gelegenen Momente über, welche die Genese der Meningitis fördern, bezeichnet sie als eine vorwaltend jüngere Altersklassen ergreifende Krankheit, weist statistisch die grössere Betheiligung des männlichen Geschlechtes nach und erörtert kurz den Einfluss der Constitution, der Nationalitäts- und Raçenverhältnisse; in Bezug auf letztere werden die Erfahrungen der Amerikanischen Aerzte über das Vorherrschen bei den Negern besnders besprochen. S. 124 folgt dann die Discussion social-hygieinischer Missstände. Hier wird das auffallende Factum vorangestellt, dass grade das Militär in vielen Epidemieen vorwaltend, in einigen sogar ausschliesslich ergriffen wurde, und

Digitized by Google

von diesem ausgehend eine Erörterung der Momente versucht, welche dazu besonders Anlass geben können. Als zwar berücksichtigungswerth, aber immer doch nur in untergeordnetem Masse wirksam bezeichnet Hirsch die Anstrengungen bei den Exercitien und im Dienste, welche nach Rollet die eigentliche Krankheitsursache bilden sollen. Für viel wichtiger glaubt er den Umstand betrachten zu müssen, dass die Krankheit oft auf einen in bestimmten Räumlichkeiten, einer Caserne, einer Baracke u. s. w. lagernden Truppentheil, auf ein Regiment beschränkt blieb, weil dieselbe Eigenthümlichkeit in der Verbreitung der Krankheit auch im Grossen und Ganzen sich geltend macht (isolirtes epidemisches Auftreten in geschlossenen Räumen auch in der Civilbevölkerung, z. B. in Arbeitshäusern, Gefängnissen, Erziehungsinstituten, ferner Häufung der Erkrankungen in einzelnen Familien, Häusern bei Verbreitung der Krankheit über ganze Ortschaften nach fremden und eigenen Beobachtungen). Hirsch findet die Ursache dieser eigenthümlichen Erkrankungsverhältnisse in dem Aufenthalte in einer mit animalischen Effluvien und Zersetzungsproducten geschwängerten Atmosphäre, wie sich solche in überfüllten Casernen u. s. w. leicht herausbildet, eine Ansicht, welche schon 1839 von Garsté bei der Epidemie von Metz ausgesprochen wurde und welcher Ref. sich aus voller Ueberzeugung anschliesst.

Ref. ist auch mit Hirsch völlig darin einverstanden, dass diese social-hygieinischen Missstände nicht die eigentliche Quelle der specifischen Krankheitsursache sind; die dafür S. 136 ins Treffen geführten Argumente sind überzeu-

Digitized by Google

gend. Es drängt unsres Erachtens Alles zur Annahme eines specifischen Krankheitsgiftes. Auf die Frage, ob die Meningitis epidemica ein morbus sui generis sei oder eine Typhusform darstelle, brauchen wir uns hier nicht einzulassen, da wir unsre mit Hirsch völlig übereinstimmende Anschauung schon in diesen Blättern (1865. 23. Stück. p. 881) ausführlich documentirt haben. In Bezug auf die Frage der Ansteckungsfähigkeit drückt sich Hirsch sehr vorsichtig aus, indem er sie als eine offene hinstellt; die von ihm S. 150 aufgeführten Thatsachen sind dem Verf. selbst keine exacte Beweise für die Contagiosität, indessen glaubt er, dass man vom praktischen Standpunkte aus so zu handeln habe, als ob sie bereits erwiesen sei Resümirend definirt Hirsch die Meningitis epidemica als eine durchaus eigenthümliche Infectionskrankheit, welche in pathogenetischer Hinsicht bis zu einem gewissen Grade an jahreszeitliche resp. Witterungseinflüsse, an bestimmte Altersclassen und an hygieinische Missstände gebunden, einer bis jetzt unbekannt gebliebenen specifischen Schädlichkeit, einem Krankheitsgifte, ihre Entstehung verdankt, sich unter begünstigenden Umständen vielleicht auch auf dem Wege des Contagiums fortpflanzt, vom symptomatologischen und anatomischen Standpunkte beurtheilt, einerseits den ausgesprochenen Character einer (eitrigen) Entzündung der *pia mater* des Gehirns und Rückenmarks zeigt, andrerseits eine Reihe von primär und secundär auftretenden, auf ein constitu-

tionelles Erkranken hindeutenden Erscheinungen darbietet, und deren specifische Natur in der Art ihres Auftretens und ihrer allgemeinen Verbreitung ausgesprochen ist, welche eben auf die Annahme einer ebenso allgemein verbreiteten specifischen Krankheitsursache hinweist.

Das fünfte Capitel behandelt S. 160 bis 164 etwas kurz die Diagnose; in Hinsicht der differentiellen Diagnose werden sporadische Meningitis cerebrospinalis, tuberculöse Basilarmeningitis, Typhoid und Intermittens perniciosa erörtert.

Im sechsten Capitel (S. 165—184) bespricht der Verf. eingehend, jedoch mit höchst vorsichtiger Kritik der einzelnen Methoden die Therapie der epidemischen Meningitis. Hinweisend auf die von vielen Seiten gemachten Angaben über die Erfolglosigkeit aller Medicamente in diesen oder jenen Epidemieen oder auf das Gleichbleiben der Mortalität bei exspectativer oder eingreifender Behandlung, erklärt er die Sicherheit, mit welcher in der neuesten Zeit von einzelnen Seiten her über diese Frage ein entscheidendes Urtheil abzugeben versucht worden ist, für eine »ungerechtfertigte Ueberhebung«. Zuerst wird das antiphlogistische Verfahren besprochen, das Hirsch in engere Grenzen eingeschränkt wissen will; namentlich will er nur örtliche Blutentziehung concediren und in mässiger Weise, ohne dass dadurch Collapsus bedingt wird; insbesondre warnt er vor dem übermässigen Gebrauche derselben bei Kindern. Dringend empfiehlt er die Application der Kälte auf den Kopf, verwirft dagegen völlig die Ableitun-

Digitized by Google

gen auf den Darm und glaubt der Anwendung der Alterantien (Calomel, Jodkalium) nur einen untergeordneten Werth vindiciren zu können. Den bedeutendsten Werth für die Behandlung der Krankheit legt Hirsch den narkotischen Mitteln und unter diesen dem Opium bei, das er insbesondre im Anfange der Krankheit, so lange die Reizungszustände andauern, als indicirt erachtet. Für Atropin, Aconit, Chloroform glaubt er die bisherigen Erfahrungen noch nicht als genügend ansehen zu können. Auch dem Chinin will er selbst bei intermittirendem Krankheitsverlaufe und als Tonicum einen hohen Werth nicht beilegen. Ueber Diät und Prophylaxe sind einige Notizen angefügt.

Mit einem Verzeichnisse der Literatur (S. 185 — 189) schliesst die interessante Schrift, für deren Reichhaltigkeit und Gediegenheit die im Vorstehenden gegebene Uebersicht des hauptsächlichsten Inhaltes eine genügende Bürgschaft gibt. Theod. Husemann.

Grundlehren der theoretischen Chemie und Beziehungen zwischen den chemischen und physikalischen Eigenschaften der Körper von Heinrich Ludwig Buff, Privatdocent der Chemie in Göttingen. Erlangen, Ferd. Enke. 1866. 210 und XI Seiten in gross Octav.

Die vorliegende Schrift beabsichtigt den Leser mit den allgemeinsten Resultaten der chemischen Forschung bekannt zu machen und zwar vorzüglich in soweit dieselben dazu geeignet erscheinen Einsicht in die Constitution der

Digitized b

Materie und die Ursachen chemischer Metamorphosen zu geben. Die hierzu besonders geeignet erscheinenden Thatsachen ist der Verfasser bestrebt gewesen aus dem so reichen Vorrathe chemischer Beobachtungen auszuwählen und so anzuordnen, dass sich die Theorie in möglichst einfacher Weise als eine nothwendige Folge derselben ergiebt.

Ohne Zweifel datiren die grossartigen Erfolge in der theoretischen Chemie, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat, zumeist von der Wiederannahme der Volumtheorie durch Gerhardt und Laurent und ihrer Verschmelzung mit der Typen- Substitutions- und Radicaltheorie. Jede dieser Theorien ist auf eine Anzahl von Beobachtungen gegründet, durch jede werden gewisse Erscheinungen erklärt und obgleich dieselben zum Theil bei ihrer ersten Aufstellung und später noch längere Zeit als gegen einander streitend angesehen wurden, so hat sich doch nach und nach immer klarer ergeben, dass sie sich gegenseitig ergänzen, wenn sie in einer angemessenen Weise beschränkt oder auch in der richtigen Weise ausgedehnt, verallgemeinert werden.

In der vorliegenden Schrift sind den genannten Theorien nur die Gesichtspunkte entnommen, welche ich als richtig anerkenne, es sind dieses im Allgemeinen diejenigen, welche jetzt überhaupt eine allseitige Annahme gefunden haben. Hierzu veranlasste mich die Ueberzeugung, dass nur auf einem solchen Wege die theoretische Chemie mit Erfolg zu lehren sei. Eine objective Darstellung der verschiedenen Ansichten, welche in der Wissenschaft aufgestellt worden sind, scheint mir nämlich nur für diejenigen Chemiker geeignet zu sein, welche schon eine einheit-

Digitized by Google

liche chemische Anschauung besitzen und dieselbe mehr begründen und in ihren Anfängen, in ihrer Entwicklung kennen lernen wollen.

Nachdem in der Schrift zunächst von den Verbindungen und Elementen, von der Möglichkeit die ersteren zu ersetzen und beide Klassen von Körpern umzuwandeln die Rede gewesen ist, werden die Mischungen und Verbindungen nach veränderlichen Verhältnissen besprochen. Es wird gezeigt, dass Lösungen nach bestimmten Verhältnissen und die Verbindungen von Körper mit Krystallwasser den Uebergang von den Verbindungen nach veränderlichen Verhältnissen zu denjenigen nach festen Verhältnissen bilden. Die Betrachtung der letztgenannten Körperklasse führt zur Darlegung der wichtigsten Grundgesetze der Chemie, der Gesetze der constanten und multiplen Proportionen. Hieran schliesst sich die Besprechung der atomistischen Lehre und die Erörterung derjenigen Verhältnisse durch welche die Atomgrössen der Elemente erkannt werden. Es sind dieses das specifische Gewicht der Gase und Dämpfe von Verbindungen und die specifische Wärme der festen Körper, dann das Gesetz der paaren Aequivalentzahlen, das ganze chemische Verhalten der Körper und endlich der Isomorphismus analog constituirter Verbindungen. Die Lehre vom Isomorphismus wird jedoch erst besprochen, nachdem von der Art wie die Elemente zu Verbindungen zusammentreten und in ausführlicherer Weise von der Constitution der Verbindungen des Kohlenstoffs abgehandelt ist. Auf die Besprechung des Isomorphismus folgt die Darlegung der Beziehungen zwischen Zusammensetzung und den Siedepunkten der Körper. Alsdann wird über das specifische Volum flüssiger und fester Körper,

Digitized by Google

die Wärmewirkungen bei Verbrennungen und endlich in eingehender Weise über die chemische Affinität abgehandelt. Hierbei ist dem wichtigen Gesetze Dalton's, dem der multiplen Proportionen, als Ursache chemischer Umwandlungen eine hervorragende Bedeutung zuerkannt worden. Die von mir im 2ten Supplementbande der Annalen der Chemie und Pharmacie S. 129 dargelegte Beziehung dieses Gesetzes zu der Raumerfüllung der Körper ist in dem Abschnitte über das specifische Volum der flüssigen und festen Körper erwähnt.

Den Schluss der Schrift bildet eine Betrachtung über die mögliche Zusammengesetztheit der sogenannten Elemente, welche zu dem Resultate gelangt, dass es allerdings nicht unmöglich ist, dass die Substanzen, welche nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft für Elemente angesehen werden müssen, zusammengesetzter Natur sind, dass sie sämmtlich oder zum Theil Verbindungen einer niederen Ordnung der wirklichen Elemente sind. Eine solche Erkenntniss würde jedoch die jetzige Wissenschaft nicht umstossen, indem sie ja nur das Fundament des Baues unseren Augen enthüllen würde, dessen Oberbau für unser Leben von der grössten Bedeutung ist. Schon früher ist ein Mal der Schritt von Körpern, welche bis dahin für Elemente gehalten wurden zu denjenigen erfolgt, welche wir nun für solche ansehen und welche jene zusammensetzen. Man erkannte dass die Oxyde keine Elemente seien, diese Erkenntniss hat die Bedeutung derselben nicht vermindert. Unseren Interessen stehen nicht immer die Elemente am nächsten, es kommt die hohe Bedeutung, welche viele complicirte Verbindungen für unsere ganze Cultur besitzen, nicht den aus

Digitized by Google

denselben zu isolirenden Elementen im freien Zustande zu. Und wenn nun schon viele unserer jetzigen Elemente in Folge ihrer Eigenschaften im freien Zustande von geringerer Wichtigkeit sind als gewisse Verbindungen derselben, wie viel mehr wird dieses der Fall sein bei solchen Stoffen, welche jene vielleicht zusammensetzen.

Die Beziehungen des Menschen zu der ihn umgebenden Natur werden durch keine Erkenntniss aufgehoben werden können. Die Stoffe, die Verbindungen, welche unter den Bedingungen unserer eignen Existenz bestehen, werden unseren Interessen immer am nächsten liegen, sie werden auch dann ihre ganze Wichtigkeit behalten, wenn es unseren Augen gestattet sein sollte, den Blick in die tiefsten Tiefen der Natur zu werfen.

H. L. Buff.

Leonardi Chiensis de Lesbo a Turcis capta epistola Pio papae II missa ex cod. ms. Ticinensi primus edidit Carolus Hopf, Philosophiae Doctor et Prof. Publ. Ordin. Regimonti 1866. 15 SS. in 8.

In der Universitätsbibliothek zu Pavia fand Hr Prof. Hopf den hier zuerst gedruckten Bericht desselben Erzbischoffs von Lesbos Leonardus, dessen »narratio de capta a Mehemete II Constantinopoli« bekannt ist: denn nicht 1462, sondern erst 1482 starb derselbe, wie Hopf p. 5 f. zeigt. Ueber die Einnahme von Lesbos im Sept. 1462 war bisher nur bekannt, was Dukas am Schlusse seiner byzantinischen Geschichte p. 345 f. Bkk. zu erzählen beginnt. Dies wird jetzt durch Leonardus Sendschreiben einigermassen ergänzt.

H. S.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück. 29. August 1866.

The Capital of the Tycoon: a narrative of a three years' residence in Japan. By Sir Rutherford Alcock, K. C. B. Her Majesty's envoy extraordinary and Minister plenipotentiary in Japan. With maps and numerous illustrations in chromolithography and on wood. In two Volumes. London. Longman, Green, Longman, Roberts and Green. 1863. Vol. I. XXXI. 469 Seiten; Vol. II. X u. 539 Seiten in gr. Octav.

Schon die sehr ausführliche Vorrede zeigt, dass der Verf. sich mit einiger Breite auszudrücken liebt, wie denn das ganze Werk in solcher, mitunter ermüdenden Weise geschrieben ist. Besonders da, wo der Verf. sich in eigenen Reflexionen über Civilisation, Politik u. s. w. ergeht, wie dies in mehreren Kapiteln geschieht, ist dies der Fall, und wir möchten glauben, dass diese Breite nicht gerade dazu dient die Zahl der Leser des Buchs zu vermehren. Andererseits ist es nur zu billigen, dass Hr. Alcock sich seines Zweckes klar bewusst gewesen, nämlich eines doppelten. »The one, sagt er p. VI u. ff.

in der Vorrede Vol. I., was to give the result of a careful study of the singular people among whom my lot had been cast . . . . .; the other to throw some light, however faint and broken on the conditions of all Western diplomacy in its struggles with Eastern character and Eastern policy«. Es ist dadurch eine gewisse Ordnung und Uebersichtlichkeit in das sehr umfangreiche Ganze hineingekommen, welches daher den Eindruck eines fleissig durchgearbeiteten Werkes macht. Die Augenzeugenschaft des Vfs leuchtet überall durch; er ist bekanntlich auch mit seinem Leben für die Befestigung europäischer Einflusses in Japan eingetreten, wovon er in Vol. II. Chapt. VIII. p. 151 des Weiteren berichtet. An Umsicht und Beobachtungsgabe fehlt es ihm nicht: er hat sehr viel gesehen und erlebt, sehr viel sich auch schriftlich angemerkt (Preface p. XV.), und nach diesen schriftlichen Aufzeichnungen (»these first impressions and unstudied touches of the pencil« cfr. ibid.) vorzugsweise sein Buch in erzählender Form und in chronologischer Ordnung geschrieben: »it has the advantage of imparting, something of a living if not a personal interest of the whole« (Pref. p. XVI.). Natürlich ist es ausserordentlich reich an Darstellungen und Notizen aller Art aus dem Leben in Japan; eine grosse Anzahl theils chromolithographischer, theils in Holz geschnittener Illustrationen (Vol. I. finden wir 7 Chromo-Lithographien und 77 Holzschnitte und Vol. II. von ersteren 9, von letzteren 49), sehr viele Copien nach japanesischen Originalen veranschaulichen das Mitgetheilte, und durch die Erzählung des Erlebten geht neben der schon gerügten Weitschweifigkeit ein heiterer launiger Ton hindurch, der den Leser anzuziehen nicht verfehlen

Digitized by Google

kann. Ein farbenreiches Bild japanesischen Lebens wird uns vorgeführt und zwar ganz so, wie es dem Verf. erschienen, der Pref. S. XXII. schreibt: »I have scrupulously endeavoured to write my own thoughts, without reference to what may have been said by others on the same subject before«. Vgl. S. X. »I have only sought to render a faithful account of what I observed« etc. Auch die Illustrationen sind dem eigenen oder dem Skizzenbuche seiner Freunde entnommen »all entirely new and original and taken on the spot under my own eye« (Pref. p. XXII u. f.). Sonach verdient das vorliegende Werk eingehende Beachtung, ungeachtet in neuerer Zeit schon manches über Japan geschrieben ist; es enthält die Anschauungen eines mit den fremdartigen Verhältnissen des Orients vertrauten und durch seine amtliche Stellung als Grossbritannischer Minister-Resident in Japan vorzugsweise dazu befähigten Mannes, über die Beziehungen des Westens zu Ostasien ein competentes Urtheil abzugeben. Ein längerer Aufenthalt in China, wo er seit 1846 in Futschau wohnte, diente Hrn Alcock als Vorbereitung für seine Bekanntschaft mit Japan (S. 2). Später in Schanghai und Canton situirt, wenn wir nicht irren, als grossbritannischer Consul, begab er sich von letzterer Stadt über Honkong und Schanghai nach Nagasacki im Mai 1859 (vgl. S. 27 u. 35). Wir übergehen die weitläufigen Auseinandersetzungen über Macao und Hongkong in ihrem Verhältniss zu einander (S. 19 u. ff.), über Englands Stellung in China und die dortigen Unruhen (S. 29 u. ff.), die etwas seltsamen Betrachtungen über den Katholicismus »as the connecting link between Paganism and a purer Protestantism« (S. 40 u. f.), sowie den Rückblick

Digitized by Google

(Chapt. II.) in die frühere Geschichte von Japan und steigen mit dem Vf. in Nagasacki ans Land d. 4. Juni (Chapt. III. S. 73). Hier dürfte der geeignete Ort sein, die Leser dieser Zeilen in dem weitläuftigen Werk zu orientiren. Der Vf. erzählt seine Erlebnisse streng chronologisch. Was ihm im Jahr seiner Abreise aus China 1859 noch begegnet, findet sich in Vol. I. bis zu Ende von Chapt. XV. (S. 325). Chapt. XVI—XXII. in Vol. I. und Ch. I. in Vol. II. (bis S. 29 daselbst) enthalten die Ereignisse des Jahres 1860; Ch. II. bis XVI. (S. 393) das, was er im Jahr 1861 erlebte, und das letzte Kapitel des Buchs Chapt. XVII. (S. 394—440) erwähnt noch einiges aus dem Beginn von 1862. Die den Gang der Erzählung unterbrechenden Abschnitte, welche des Vfs Ansichten über Civilisation, Politik und anderes, was damit zusammenhängt, namentlich über die mancherlei Beziehungen des Abendlandes zu Ostasien darlegen, sind in Vol. I. Chapt. X. (S. 202—233) und Ch. XVIII. (S. 360—378) und in Vol. II. Ch. XI. (S. 199—231) und Ch. XV. (S. 329—376) enthalten. Die hierin vorgetragenen Anschauungen characterisiren vorzugsweise die geistige Persönlichkeit des Vfs, der zu den eignen Ansichten ein grosses Vertrauen rücksichtlich ihrer unbestreitbaren Richtigkeit zu haben scheint und daher, seiner Feder freien Lauf lassend, sie mit einer gewissen behaglichen Breite niedergeschrieben hat: Ch. XV. in Vol. II. überschrieben »Western diplomacy and Eastern policy« füllt allein 47 Seiten. Allgemeines über den Kulturzustand von Japan finden wir in Vol. II. Ch. XIII und XIV. (S. 261—328) zusammengestellt. Alles Uebrige über Sitten, Denk- und Lebensweise der Japanesen, was der Vf. sehr aufmerksam beobachtet und bis ins äusserste Detail be-

Digitized by Google

schrieben hat, ist der Erzählung seiner Erlebnisse meistens sehr geschickt eingeflochten. Endlich bilden noch die ausführlichen und interessanten Beschreibungen von drei Reisen in Japan einen hervorragenden Theil seiner Arbeit. In Vol. I. sind es seine Reise von Yeddo nach Hakodadi Ch. XIII. (S. 266—279) und die Besteigung des Fusiyama, den er von Yeddo aus besuchte, nebst dem Aufenthalte in den Thermen von Atami Ch. XX und XXI. (S. 395—428). In Vol. II. bildet die Ueberlandreise von Nagasacki nach Yeddo, verbunden mit der Fahrt über die Suonada-See, welche die Inseln Kiusiu und Sikopf von Nipon trennt, einen in hohem Grade werthvollen Abschnitt Ch. IV bis Ch. VII. (S. 64—150). Aus dieser kurzen Uebersicht leuchtet die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des in dem Werke Mitgetheilten ein, und wir stehen nicht an in dieser Beziehung dem Buch einen grossen Vorzug vor anderen ähnlichen einzuräumen, zumal Hr Alcock nur das schildert, was er selbst gesehen. Ueber Nagasacki verbreitet er sich Vol. I. Ch. III. Von hier fuhr er an Bord des »Sampson« nach Yeddo, wo er am 26. Juni anlangte (S. 92). Wider Erwarten wohlwollend von den Behörden aufgenommen, wurde ihm der Tempel von Tozenzee zur Wohnung angewiesen (S. 102), wo er sich dann mit seinem Gefolge häuslich einrichtete. Chapt. V. schildert er das bunte Gewühl in den Strassen der Residenz und die herrliche Landschaft. Nach seinem Urtheil sind die Japanesen »as much given to drunkenness as any of the northern races of Europe, as quarrelsome as the worst — and far more dangerous in their cups« (S. 119). Auch ist an frechen und verwegenen Wegelagerern kein Mangel (S. 126). Die Residenz, das Quartier der Daimios

Digitized by Google

ausgenommen, macht den Eindruck einer belagerten Stadt »peopled only by soldiers or armed men bent on desperate work« (S. 131). Bald nach der Ankunft begannen die Schwierigkeiten, welche die Behörden geflissentlich den Fremden in den Weg legten, namentlich in Betreff ihrer Niederlassung, ihrer Münze und ihres Verkehrs auf der die Residenz mit dem Hafen verbindenden Strasse (Ch. VI.). »Every thing«, schreibt der Vf., »had to be won by hard fighting or defended with a determined front and wary eye« (S. 150). Nachdem endlich mit grossem Gepränge die Urkunden des anglo-japanesischen Vertrags ausgewechselt waren (Ch. VII. S. 152—158) und der »Sampson« abgefahren, begann »a hermit life« und »Her Majesty's Mission was left to take care of itself« (S. 160). Hrn Alcock war zu Muth, als sei er lebendig begraben (S. 162). Er vertrieb sich die Zeit mit Erlernung der japanesischen Sprache, deren Eigenthümlichkeiten er Ch. VIII. skizzirt. Nach seinen eigenen Beobachtungen und nach den Mittheilungen der Japanesen selbst, unter Bezugnahme auf ein von dem ehemaligen holländischen Residenten in Nagasacki, Hrn Titsingh, verfasstes Buch, schildert er Ch. IX. (Japanese sayings and doings überschrieben): häufige Erdbeben, ein angenehmes Klima, tättowirte Männer, mit Reismehl bepuderte Frauen, weitverbreitete Hautkrankheiten, im Uebrigen »a cleanly people« (S. 189), aber lügnerisch. Ch. X. erzählt den geschichtlichen Verlauf des Abschlusses der Verträge mit den Nationen des Westens. Commodore Perry brach bekanntlich dazu die Bahn, er brachte es zu einem »treaty of humanity«; Harris erreichte »commerce and permanent diplomatic relations« (S. 203). Aber jeder dieser Verträge,

Digitized by Google

deren Zustandekommen die Holländer im eigenen Interesse förderten, »cost a reigning Tycoon his life« (S. 216). Denn die ca. 600 Daimios waren gegen jeglichen Verkehr mit den Fremden und die von ihnen angesponnenen Intriguen, welche der Vf. S. 217 — 222 schildert, bilden ein Stück Geschichte aus einer bis dahin noch unbekannten Welt, in welcher Gift und Eifersucht unter den höchsten Staatsbeamten eine traurige Rolle spielen. Den Schluss des Kapitels bilden Betrachtungen über das Regierungssystem in Japan und dessen seit Jahrhunderten stabile Kultur. In vielfacher Beziehung, meint Hr Alcock, sind sie uns weit überlegen: »they have silk and crape textile fabrics also, which I doubt exceedingly the power of our most skilled workmen to imitate. Neither can we rival their beautiful enamel vases, or mend a hole in an iron kettle, with all our discoveries and appliances, as they can, with only a little charcoal stove in the street and a blow-pipe« (S. 225). Ihre wie bekannt doppelte Regierungsmaschine — a titular Sovereign, who only reigns, and a Lieutenant, who only governs and does not reign (S. 228) —, wobei die Executiv-Gewalt bei dem aus 5 Ministern bestehenden, aber durch ca. 360 Daimios beschränkten Staatsrath beruht, ist eine Quelle fortwährender Palastrevolutionen (S. 231). Natürlich war der Aufenthalt in einem solchen Lande kein beneidenswerther, die Mitglieder der britischen Gesandtschaft waren, sobald sie sich auf den Strassen sehen liessen, den ärgsten Beleidigungen ausgesetzt, was den Vf. zu einer schriftlichen Beschwerde (S. 235 — 239) veranlasste, die ihres Zweckes nicht verfehlte; ein Beweis, dass die Regierung selbst jenem feindseligen Benehmen gegen die Fremden nicht fern gestanden

Digitized by Google

hatte. Die Einförmigkeit des täglichen Lebens ward im August 1860 durch das Auftreten eines sehr unliebsamen Gastes, der Cholera, unterbrochen (Ch. XII. S. 247), doch starb glücklicherweise Niemand. Dann fand eine ceremoniöse, aber resultatlose Unterhaltung zwischen dem Vf. und den beiden japanesischen Ministern der auswärtigen Angelegenheiten statt (S. 260 — 263), die sehr characteristisch ist, ebenso wie die Schilderung der Rückkehr des britischen Residenten nebst Gefolge im Mondenscheine (S. 263 u. ff.). Die Ch. XIII. beschriebene Reise nach Hakodadi, wo Hr A. einen britischen Consul installirte (S. 277 u. ff.), auch die Umgegend und die nahen Bleigruben besuchte (S. 273 u. ff.), war mühselig aber belohnend. Der Bergbau befindet sich noch in den Anfängen, es giebt nur horizontale Schachte (S. 276). Ch. XIV. handelt von den Schwierigkeiten der Münzfrage, ein neuer Beweis, wie gross die Abneigung gegen den Verkehr mit fremden Nationen sei (S. 290). Unterhaltender ist das folgende Kapitel XV. — a walk to Yokohama —, wo die Natur »divine« ... »indeed worthy of admiration, while the simple manners and kindly nature of the people are in pleasant contrast with the juggling and duplicity of their rulers« (S. 292). Die Vegetation ist reich und anmuthig, am 25sten Novbr. steht ein Kirschbaum in voller Blüte (S. 298). Die Häuser sind wohl unterhalten, Männer, Weiber und Kinder gut gekleidet »no sign of starvation or penury in the midst of the population« (S. 301). Mitten in diesem anmuthigen Landstrich liegt das Districtsgefängniss (S. 304 u. ff.), dessen Inneres wenig anziehend. Mittheilungen über die Vogelwelt, japanes. Lack- und Porcellan-Ma-

Digitized by Google

nufacturen, Acker- und Gartenbau schliessen diesen Abschnitt.

Das Jahr 1860 begann mit entmuthigenden Ereignissen, Feuersbrünsten, Erdbeben, Ermordungen und allerlei Gefahr drohenden Gerüchten (Ch. XVI). Das japanes. Gouvernement setzte allen Reclamationen eine unerschütterliche Ruhe entgegen. Da wurde sogar der Gotairo, der Regent des Reiches, auf seinem Wege nach dem Palast am hellen Tage ermordet (Ch. XVII. S. 347 u. ff.) »in broad daylight within sight of his own house, and close to the Tycoon's residence, the next highest personage in the realm, by office, — was slain by a small band of determined men, retainers of a member of the reigning house, who had thus devoted themselves with a kind of chivalry — and certainly with no ordinary courage, to avenge the wrongs of their Chief« (S. 352 u. f.). Konnten die Behörden solch frechen Meuchelmord eines der höchsten Staatsbeamten nicht hindern, wie sehr war das Leben der Fremden gefährdet! Auch die Residenz war in grösster Unruhe, zwei Tage lang blieben ihre Thore geschlossen und die fremden Legationen wurden mit Truppen angefüllt; offenbar war man der Meinung, der nächste Ueberfall würde den letztgenannten gelten (S. 355). Den Faden der ferneren Erzählung spinnt erst Ch. XIX. weiter, nachdem der Vf. in Ch. XVIII. seine Ansichten über die Zustände in Japan entwickelt hat. Es geschieht dies in seiner bereits erwähnten eigenthümlich breiten Weise. Eine reichlich drei Seiten lange Apologie leitet den Abschnitt »Stray leaves from a journal« ein (S. 360—363) und diese beginnen wieder mit einer 3½ Seite langen Einleitung (bis S. 367); dann erst folgen die eigentlichen Mit-

Digitized by Google

theilungen: »Of daily work and events there seems to be little worth recording etc.« Das Leben hatte wenig erfreuliches: »The whole life of a diplomatic Agent here is one uninterrupted struggle against unceasing efforts to make the treaties null and void in effect« (S. 368). Ein Rückblick auf die Fortschritte der Handelsbeziehungen während der drei letzten Jahre (S. 374 u. ff.) gewährt einige Befriedigung. Die übrigen Zustände sind trostlos: »life and property both have been, through the whole period, very insecure« (S. 376); die Fremden werden fortwährend systematisch isolirt (S. 377); »We are, and always shall be, ruft der Vf. aus, at the mercy of the Government of the day, — and may be massacred at any moment, at a given hour, the turn of the Tycoon's fan for a signal, at the mere will of whoever, for the time being, controls or directs the Executive« (ibid.). Einen Trost findet er in Plutarchs Worten: »Courage against Fury« (S. 378). Die Ch. XIX. beschriebene Audienz bei dem Tycoon, nebst begleitenden Umständen, deuten wir nur an, und führen unsere Leser nach dem merkwürdigen Vulcan Fusiyama »the far famed sacred mountain«, das Ziel vieler frommer Pilgerfahrten. Der Vf. unternahm die Reise Anfang Septbr. (1860) »to make the treaty clause securing right of travel a reality« (S. 397). Lieut. Robinson von der indischen Marine, mit einigen Instrumenten versehen, begleitete ihn. Es lag auch in der Absicht zu untersuchen, ob es wahr sei, was die Regierung behauptete, das Land befinde sich in Unruhe, weil alles so theuer geworden, nachdem der Handel mit den Fremden eröffnet sei (S. 401). Die Reise ging über Totsooka, Fuodisawa, nach Ueberschreitung des Sakiflusses,

Digitized by Google

nach Odawara (S. 406 und 408 u. f.). Damit war man an dem Fuss des 6000 Fuss hohen Hakonigebirges angelangt, durch dessen Schluchten der Weg weiter führte (S. 409 und 411). Ueberall »a fruitful soil, a fine climate, an industrious people« (S. 409). Von Odawara ab geht es bergan, »after a three hours' toilsome ascent« nach Yamotz »a little hamlet buried in the mountains and clustered round some hot saline springs« (S. 413). Das Dorf, das wegen seiner Salzbäder besucht wird, lag gerade in Asche. Es begann in Strömen zu regnen; das hier an einem See gelegene Gasthaus (ein Honjen im Japanesischen) lag 6,250 Fuss hoch. Hier befindet sich die erste Barriere, welche den Bergpass verschliesst, die zweite ist bei Missima, welches auf einer Ebene liegt (S. 416), »a large populous town« (S. 419), wo ebenso wie an den vorher passirten Ortschaften sich eine grosse Menge freundlich grüssender Neugieriger eingefunden hatte. Weiterhin bewegte sich der Zug der Reisenden durch die Städte Noomads und Harra und von da nach Yosiwara. Hier wendet sich der Weg und führt an den Fuss des Fusiyama nach den Dörfern (hamlets) Omio und Mooriyama (ibid.). In Yosiwara erlebte die Gesellschaft einen furchtbaren Sturm (S. 421). Dann wurde das Wetter wieder besser und der Berg bestiegen, anfangs »through waving fields of corn«, dann durch »mazes of the wood, which clings round the base and creeps high up the sides of the mountain« (S. 424). In Hakimondo wurden die Pferde zurückgelassen, die Waldung wurde dünner »a lark rose on the wing — the first I had ever seen or heard in Japan« (ibid.). Bis zur Spitze trifft man nun noch auf mehrere Hütten zum Ausruhen, in

deren einer übernachtet wurde. Der Pfad wird aber immer steiler, der Boden ist steinigt (fragments of out-jutting rocks), es währte noch länger als eine Stunde, ehe man den Gipfel erreichte. Dieser besteht aus einem grossen ovalen Krater, der ca. 1100 Yards lang und 600 breit, dabei 350 Fuss tief ist. Der Rand des Kraters ward auf 13,977 Fuss hoch über dem Meer und die höchste Spitze auf 14,177 Fuss geschätzt. Der Gipfel liegt auf 35° 21′ Nördl. Breite und 138° 42′ Oestl. Länge; die Temperatur Nachmittags in der Sonne betrug 54 Grad Fahrenheit. Im Jahr 1707 erfolgte der letzte Ausbruch (S. 426). Auf der Rückreise (von Omia ab am 13ten Septbr.) besuchte der Verf. die Schwefelquellen von Atami (Ch. XXI.), »a little town lying in a narrow gorge close to the shore, and from the centre of the houses, in two or three places, we saw a great jet of steam from the mineral springs« (S. 433). Das Badehaus war sehr bequem eingerichtet. Der Vf. nahm hier einen längeren Aufenthalt »determined to try the sanitary effects of rest, sea air — and the mineral springs of Atami« (S. 434). Die Einwohnerzahl beträgt ca. 1400, sie treiben Ackerbau und Fischfang (S. 435). Das Wasser trinken kannten sie bis dahin nicht, eben sowenig Dampfbäder; Hr Alcock lehrte sie beides (S. 436). Derselbe bemerkt noch Einiges über Papierfabrikation, öffentliche Verwaltung, die Dorfbewohner und ihre Lebensweise: »at last the resources of the place and our own patience being alike exhausted, we took our departure« (S. 453). Nach drei Tagen waren die Reisenden in Kanayawa, von wo aus der Vf. auf der kaiserlichen Landstrasse, deren Verkehr er Ch. XXII. beschreibt, nach Yeddo zurückkehrte. Wieder-

holte freche Angriffe auf das Leben der Fremden unterbrachen den sonst einförmigen Verlauf der Ereignisse, dazu ein Feuer in dem von der britischen Gesandtschaft bewohnten Tempel, ein Besuch von zwei Engländerinnen in Begleitung ihrer Ehemänner u. s. f. Ch. I. in Vol. II, worin dieses erzählt wird, enthält ausführliche Betrachtungen über die trostlose Lage der Fremden inmitten dieser »treacherous and vindictive race« (S. 29). Im neuen Jahr 1861 bringen abermalige Mordthaten, nachdem Hr Alcock vergebens um eine ausreichende Schutzwache der Legation sich bemüht hatte, ihn und die Vorstände der übrigen Gesandtschaften von Frankreich, Preussen und Holland, mit Ausnahme der amerikanischen (Mr. Harris), zu dem Entschluss, Yeddo zu verlassen und nach Yokohama überzusiedeln (Ch. II. S. 39—55). Vier Wochen später am 2ten März kehren sie, nachdem das jap. Gouvernement sich zu einer officiellen Genugthuung verstanden, am Bord von zwei englischen Kriegsschiffen, empfangen von zwei hohen Staatsbeamten und von den Salutschüssen der japanesischen Batterien begrüsst, nach Yeddo zurück (Ch. III. S. 56—63). Hr Alcock meint: »Thus ended the grave crisis — ostensibly to the satisfaction of all parties and there can be no doubt several important results had been attained«. Das Ansehen der fremden Repräsentanten war wiederhergestellt und das Leben derselben sowie das ihrer Landsleute mehr gesichert als bisher (S. 62 und 63). Oeffentliche Geschäfte riefen bald hernach unseren Vf. nach Hongkong, von wo er Ende Mai nach Nagasacki zurückkehrte und die oben erwähnte Reise grösstentheils über Land nach der jap. Residenz antrat (Ch. IV. S. 67). Er reiste in Begleitung des Vorstandes der hol-

Digitized by Google

lischen Gesandtschaft, Hrn de Wit, und dem Attaché's der britischen Legation. Interessant ist die Angabe der Kosten, welche solchen beliefen sich für die genannten Reisenden insgesammt auf 500 Pfd. Sterl. (S. 66). Die jap. Behörden thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um diese Reise zu hintertreiben, aber vergeblich: ihr letzter Anlauf brachte die Herren mit mit einer spanesischen Escorte »in number untold« (S. 68). Die Feuchtigkeit des Bodens und die nassen Verhältnisse zu der Dürftigkeit der Bewohner (S. 74); alle Flüsse, von denen die Reisenden mehr als hundert passirt, sind mit Sandbänken ungefüllt (S. 76). Bei Urinino und Takeiwa finden sich heisse Schwefelquellen. (S. 87). Bäder benutzt werden (S. 73). bei letztgenannten Orte auch eine Kohlengrube (S. 77). Kanuda, Takino, Udno, Koyonoski wurden auf den Wege nach Isikura, der befestigten Hauptstadt der Landschaft Boxzen, passirt, von wo die Reisenden, ein neunten Tage ihrer Abreise von Nagasacki nach Simonoseki übersetzten (S. 87). Der Fahrt von hier über die 250 engl. Meilen lange (S. 88) Binnensee in »H. M. S. Singapore« eigentlich Crispin — einen kleinen Dampfschiff — wird verhältnissmässig kurz beschrieben (S. 87—100), ausführlicher ist die Schilderung der Stadt Osaka mit ihrem Hafen Hiogo (Ch. Vl.) »an excellent anchorage, well protected from all winds, except perhaps from between north east and south-east.« Hier fand der Vf. seine eigene, frevelh und Bettos (Stallknechte), die ihm von Yeddo mitgegangenen waren, aber nicht wieder angegriffen japanes. Beamten, der ihn begleiten sollte namentlich bestimmen sollte, nach Miaco zu reisen (S. 103). In Hiogo wird viel Saki destillirt, sonst hatte die Stadt nichts

Schwerthe sie liegt acht Stunden zu Lande von Osaca entfernt (S. 106 u. f.). Letztere, von der Vrd. E. eines Grundriss nach einer guten Zeichnung entlibt, ist eine grosse, sehr regulmässig gebaute Stadt. Eine immense, aber sehr rubig verkehrende Menge sammelte sich, die Fremden anzustaunen (S. 109). Ein Fluss durchströmt die Stadt in vielen Armen: «We devoted to the navigation of the thirteen rivers and canals which run through the city in all directions. Certainly this is the Venice of Japan. At least a hundred bridges span these various streams in every direction, many of them of enormous width and costly structure» (S. 111). Die Verkaufsläden waren reich mit den Erzeugnissen japanes. Kunstfleisses angefüllt (S. 111), das Theater, in welchem von 10 Uhr Vorm. bis 6 Uhr Abends gespielt wurde (S. 112), war verschallich von Leuten aus den mittleren und unteren Ständen besucht, die hier ganz ungeniert ihr Vergnügen verrathen. Die dargestellten Scenen bewegten sich in mannigfaltiger Abwechslung an den Augen der Zuschauer vorüber (S. 114—121). Unaufhörlich legten die jap. Begleiter den Reisenden, denen sie als Schutzwehr und Führer dienen sollen, Hindernisse in den Weg; als die Fremden z. B. eine Pagode besteigen wollten, die Aussicht von der Spitze zu geniessen, waren, wie man vorgab, die hinaufführenden Treppen zerbrochen, der Schlüssel nicht zur Hand und ohne Befehl des Gouverneurs von Osaka nicht zu haben (S. 123). Auch den Palast des Taikun in der Stadt zu besehen ward ihnen abgeschlagen (Ch. VII. S. 125). Um Mängo zu vermeiden, musste ein Umweg gemacht werden, der die Reisenden u. Gegenden brachte, die näher seit den Tagen der Portugiesen und Spa-

nier, kein europäischer Fuss betreten hatte. »We passed innumerable hamlets and a large peasant population« in der weiten Ebene hinter Osaca (S. 126), an welche sich eine schön bewaldete Bergreihe ca. 4000 Fuss hoch anschloss. Hier vernahm man den lieblichen Gesang des Unguissu, nach der Meinung des Vfs des einzigen Singvogels in Japan (S. 127). Die ihrer Porcelan-Manufactur wegen berühmte Stadt Okasaki war das erste Nachtquartier (S. 128). Auf dem Wege nach Goicu am folgenden Tage zeigten sich Hügel zu beiden Seiten des Flusses Tokaido (ibid.), dann ward wieder eine weite Ebene durchritten bis Narra, wo man übernachtete (S. 131). Durch ein wildes Chaos von Hügeln und Schluchten führte am dritten Tage der Weg nach Kasangi (S. 131); ausser dieser Stadt nennt der Vf. noch Saki, Nieno und Kamogawa, welche er passirte, ehe er Mia an der Bai von Owari erreichte (S. 144). Hier wollte Hr Alcock die Ueberlandreise mit der Seereise an Bord der »Ringdove« vertauschen, aber Hr de Wit überredete ihn die Landreise fortzusetzen (S. 145). Zwischen Mia und Okasaki kamen die Reisenden durch Arimatz, berühmt durch seine Manufacturen von Kleiderstoffen für Frauen. Bei Arai fuhren sie über eine Bai nach Maisaca und frühstückten am folgenden Tage in Hamamatz (S. 147). Je näher der Residenz, desto ärmlicher ist die Bevölkerung. Zwei und dreissig Tage nach der Abreise von Nagasacki kam die Gesellschaft in Kanagawa an (S. 150). Von hier ritt Hr Alcock am 4. Juni nach Yeddo, wo er Hrn Oliphant als Secretair der Gesandtschaft begrüsste (Ch. VIII. S. 152). Gleich in der ersten Nacht erfolgte der Ueberfall der britischen Legation, bei dem Hr Oliphant bedeutend verwundet wurde,

Digitized by Google

wie diese Affaire Ch. VIII. weitläufig beschrieben wird. Die Lage des britischen Gesandtschaft in Yedo war nach diesem frechen Attentat eine sehr bedenkliche. Hr Alcock berief das kleine Kriegsschiff »Kingfisher« nach Yedo, dessen Bemannung das Haus des Gesandten bewachte; später kamen noch der »Actaeon« und drei Kanonenboote zu demselben Zwecke herbei (Ch. IX. S. 178 u. f. S. 181). Die japanesische Besatzung war auf 500 Mann verstärkt (S. 179). Durch die Wohnung des Amerikanischen Residenten ward endlich, aber ohne Erfolg, überhellen (S. 181). Hr Oliphant ging nach England zurück, besonders um der britischen Regierung persönlich über die Zustände Bericht zu erstatten. Er nahm einen Brief des Taikun an die Königin von England und Hrn Alcock's Depeschen mit (Ch. X. S. 187). Der letztere benutzte die Verlegenheit des japanes. Gouvernements, um dasselbe in mehreren Unterredungen mit den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten zu entschiedenden Schritten in Betreff der Ausführung des Vertrags mit Grossbritannien zu bestimmen. Davon handelt das ganze Ch. X., wobei er auch die Stellung der fremden Mächte überhaupt in Japan bespricht. Das führt ihn wieder zu einer Darstellung der Administration des japanesischen Reiches, woran sich Betrachtungen über das Verhältniss der Regierenden zu den Unterthanen und die Stellung der Frauen in Japan, sowie über den Kulturzustand im Allgemeinen knüpfen (Ch. XII. S. 218—245). Der gegenwärtige Kulturzustand wird im folgenden Kapitel noch ausführlicher besprochen. »From China, schreibt Hr A., they borrowed a religion, a written language in the ideographic character, a philosophy and a lite-

rature« (S. 261) und ergeht sich dann auf mehr denn 14 Seiten in Ch. XIII. in Erörterungen über Civilisation — bekanntlich ein Lieblingsthema englischer Schriftsteller —, woran sich eine Reihe von Abbildungen »illustrating the life and traditions of the Japanese« mit ausführlichem Text anschliessen. Das Ergebniss dieser Auseinandersetzungen fasst der Vf. am Schluss von Ch. XIII. dahin zusammen, dass er sagt, die Civilisation der Japanesen sei »a material civilisation of a high order, in which all the industrial arts were brought to as great perfection as could well be attainable without the aid of steam-power and machinery — an almost unlimited command of cheap labour and material supplying apparently many counterbalancing advantages«. Ihre intellectuellen und sittlichen Begriffe stehen auf sehr niedriger Stufe, aber ihre Empfänglichkeit für eine höhere und bessere Civilisation ist grösser als bei den übrigen orientalischen Nationen, die Chinesen nicht ausgenommen (S. 301). Ganz unterhaltend werden in Ch. XIV. die mannigfaltigen Spiele und Vergnügungen des Volks, die religiösen Vorstellungen und ein Besuch des Tempels bei Asaxa geschildert, in welchem letzteren u. a. die Portraits der berühmtesten public women in Yeddo aufgehängt waren (S. 312), und zwar wie der Führer sagte: »placed there in their honour annually«. Der Vf. bemerkt dazu treffend: »The Social Evil would appear to be a national institution in Japan, therefore, which is not without its honours« (ibid.). Im folgenden Kap. XV. sieht er sich gemüssigt, seine Ansichten über »Western diplomacy and Eastern policy« weitläuftig darzulegen (S. 329—376). Er thut dies, unter Bezugnahme auf die Urtheile Anderer z. B.

Digitized by Google

Rev. Dr. Temple's in seinem »Essay on the education of the world«, den bekannten Pater Hue, einen ebenso Schrullenhaften Taten-Lehr-Buch-u.s.f., des Monsieur de Tocqueville u. A. m., davon eingehend, also zwischen dem Westen und Osten (Europa und Asien) ein moralischer und politischer Gegensatz, antagonistische und offenbar unversöhnliche Tendenzen bestehen, die nur unter gewissen Bedingungen der Verkehr zwischen beiden Zonen vermitteln (S. 229). Und nachdem er über alle, beide Nationen innigst berührenden Fragen sich ausgesprochen, kommt er zu dem Resultat, dass beiderseits wohlthätige Veränderungen, welche eine Fusion der Ideen mit sich tressen anbahnen, schliesslich Platz greifen werden (S. 376). Ch. XVI. beschreibt die Abreise der japanesischen Gesandtschaft an die Höfe der Vertragsmächte in Europa, welche am 23. Januar 1862 Bord des brit. Dampfers »Odin« erfolgte; giebt eine Uebersicht über Einfuhr und Ausfuhr im Jahre 1861, nebst dazu gehörenden Bemerkungen, und endigt mit einer kurzen Schilderung seines Besuchs des Vh in Yokohama, wo er wiederum allerlei Conflicte mit den in derselben Dingen unerschöpflich erfinderischen Japanen. Beschwerden gab. Endlich kommt der Vf. zum Schluss seines umfangreichen Werks Ch. XVII. ist das letzte Kapitel. Er berichtet sich zur Rückreise nach Europa vor, als zwei Japaners. Besuch ihm und dem franz. Residenten die offizielle Meldung machten, Ando Tsusimano Kami, der zweite Staatsminister, sei von einer Bande von acht Mann auf seinem Wege nach dem Palast des Taikun überfallen und getödtet worden. Näher stehende sich übrigens daraus, dass der Minister nur schwer verwundet worden sei, er genas wieder, was um so wichtiger, als dieser

Mann, nach des Vfs Urtheil, im Staatsrath de einzige war, der sich aufrichtig bemühte di Beziehungen zu den fremden Mächten freundlic zu gestalten (S. 397). Wider Erwarten war Hrn Alcock der oben erwähnte Dolmetscher Mo riyama, ein braver, zuverlässiger Mann, al Vertrauensmann nach Europa mitgegeben (S. 400 und nachdem noch allerlei Verzögerungen glück lich beseitigt waren, trat der Verf. am 23. Mär 1862 die Rückreise zunächst nach Nagasack auf einem niederländischen Kriegsschiff und vo dort auf einem Kanonenboot der britischen Ma rine nach Schanghai an. Er fand bei seine Ankunft in England noch die japanesische Ge sandtschaft, welche mit sehr wenig entgegenkom menden Instructionen betreffend die Münze, di Ausfuhr von Kupferwaaren, u. a. m. versehe war (S. 408 u. f.), über deren Wichtigkeit sic der Verf. noch weiter auslässt, besonders wa die im Handel mit Japan gebräuchliche Münz angeht. Lieutenant-Colonel Neale, der neue Le gationssecretair, vertrat als Chargé d'Affaires di britt. Regierung in Yeddo; auch er erlebte ei nen Ueberfall des Gesandtschaftshotels, wobe ein Marine-Corporal getödtet wurde (S. 432) Später erfolgte die Ermordung einiger Engländer auf der Landstrasse bei Yokohama (S. 435) Einige Auszüge aus früheren Berichten des Vfs an seine Regierung über das, was geschehe müsse das Leben der Fremden in Japan sicher zu stellen, in einem Lande, wo »die ganze feudale Gewalt tief erschüttert und ihre politische und sociale Organisation unter dem Stoss einer plötzlichen Berührung mit Europa zerbröckelt«, beschliessen das Buch (S. 430). Sieben Anhänge über den Handel mit China, eine Versammlung von britischen Einwohnern in Yoko-

Digitized by Google

hama; ferner ein Brief von Dr. Medhurst über den Gebrauch chinesischer Wortzeichen in der jap. Sprache; ein Verzeichniss der Daimios und ihrer Einkünfte; Bemerkungen des Hrn Veitch über den Ackerbau, die Bäume und die Flora in Japan; endlich eine Liste der japanes. Titulaturen aus dem »Japan Herald«, und Bemerkungen über einen an die Repräsentanten der Westmächte in Yeddo gerichteten offenen Brief, welche ursprünglich an den Herausgeber des North China Herald geschrieben wurden, bilden eine Zugabe zu dem Werke, der ein sehr sorgfältig gearbeitetes Sach- und Namenregister des ganzen Buchs auf nicht weniger als 36 Seiten in zwei Columnen eng gedruckt sich anschliesst. Dem ersten Theil ist noch eine Karte von Japan »reduced from a Japanese map«, die sehr deutlich gezeichnet und reichlich mit Namen von Districten und Ortschaften versehen ist, beigegeben. Man kann ohne Frage sehr viel aus diesem Buche lernen, wovon schon ein Blick in das Sach- und Namenregister überzeugt, z. B. in den Artikel Agriculture, wovon in dem Buche an mehr als 60 Stellen die Rede ist; aber auch das, wie sehr doch noch alle Urtheile, sowohl über den gegen das Gouvernement in Japan Seitens der Westmächte einzuschlagenden Gang, wie über die zukünftigen Erfolge der westmächtlichen Politik in der Luft schweben. In dieser Beziehung hat der Vf. durch seine weitläuftigen Auseinandersetzungen das Aeusserste geleistet, und sicher wäre es nicht zum Nachtheil des Buchs gewesen, hätte er sich hierin grösserer Kürze beflissen. Im Uebrigen hat er ein reiches und werthvolles Material zur Kunde japanesischer und in weiterem Sinne ostasiatischer Kulturzustände in seinem fleissig und, wie es scheint,

Digitized by Google

auch mit Leichtigkeit gearbeiteten Werke niedergelegt, dem damit für alle Zeit ein ehrenvoller Platz in der Literatur auf diesem Gebiete gesichert ist. — Druckfehler sind uns nur wenige und unbedeutende (z. B. II. S. 105 Z. 13 v. u. wih statt with) begegnet und die Verlagshandlung hat für eine durchaus tadellose Ausstattung aufs Beste Sorge getragen.

Altona. Dr. Biernatzki.

Untersuchungen über Trichina spiralis. Zugleich ein Beitrag zur Kenntniss der Wurmkrankheiten von Rudolf Leuckart. Mit zwei Kupfertafeln und sieben Holzschnitten. Zweite stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1866. IV u. 120 S. in Quart.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1860 und gab bekanntlich zum ersten Mal eine vollständig durchgeführte Experimental-Untersuchung über die Naturgeschichte und den Lebenslauf der Trichina spiralis. Namentlich war die Anatomie des seitdem so interessant gewordenen Thieres darin schon damals fast erschöpfend behandelt. Zu jener Zeit wurde die Leuckart'sche Abhandlung ihrem Charakter gemäss nur dem engeren Kreise der Fachgenossen bekannt; immerhin muss sie als Epoche-machend angesehen werden, weil bis dahin über die Verhältnisse der Trichinen nur zweifelhafte Hypothesen vorlagen. Diese Bedeutung der Monographie scheint den Verf. veranlasst zu haben in der jetzt vorliegenden neuen Auflage seine frühere Darstellung möglichst unverändert beizubehalten, was

Digitized by Google

im anatomischen und experimentellen Theile um desswillen anging, weil in der That die sparsamen neuen oder genauer erforschten Facta in Form von Anmerkungen und Zusätzen untergebracht werden konnten. Dagegen mussten die Abschnitte über klinische Bedeutung und praktische Beziehungen der Trichinenfrage vollkommen neu gegeben werden. Denn, wie Verf. richtig bemerkt, ahnte zur Zeit des ersten Erscheinens seiner Schrift noch Niemand, dass die Trichinen berufen sein würden, gleich einem welthistorischen Ereigniss tief in die Zustände und Verhältnisse des menschlichen Lebens einzugreifen.

Die historische Darstellung (S. 1—20) Leuckart's differirt in einigen Punkten von derjenigen, die neuerdings Pagenstecher gegeben hat. Leuckart meint, dass die erste Entdeckung der Trichinen (1835) schon ein gewaltiges Aufsehen unter den Anatomen und Aerzten erregt habe. Für die Aerzte in Deutschland und Frankreich wenigstens ist diese Auffassung gewiss irrthümlich, wie sehr leicht unter den noch lebenden Aeltern festzustellen ist. Im Gegentheil kann man behaupten, dass die Trichinen bei den Praktikern, zum Theil sogar den Klinikern zum ersten Male durch die politischen Zeitungen Interesse erregten, welche 1863 über die Epidemie von Hettstädt berichteten. Bis dahin galt Alles, was Anatomen und Zoologen Wichtiges beigebracht hatten, für dem Gebiet der anatomischen Curiositäten oder der experimentellen Zoologie angehörig. Es ist die Thatsache lehrreich, weil sie zeigt, wie gross der Abstand zwischen naturwissenschaftlicher und praktischer Medicin noch immer ist — und wohl noch lange bleiben wird. Man begreift freilich heutzutage kaum, wie der Zenker'sche Fall und die Epidemie in

Digitized by Google

Plauen so lange unbeachtet bleiben konnten. Nicht weniger steht aber fest, dass die meisten älteren Praktiker die pathologischen Fälle für zweifelhaft und sich selbst für unfähig hielten, eine so merkwürdige Krankheit ihr Leben lang übersehen zu haben.

Verf. glaubt, dass der Fall von Wood (1835) eine frische Trichinen-Einwanderung, bei der die Kapseln gefehlt hätten, beträfe; letzteres schien Pagenstecher zweifelhaft. Tiedemann's 1821 beobachteter Fall sei jedenfalls nicht auf Trichinen zurückzuführen.

Gegen die Zumuthung Virchow's, dass nur auf Leuckart's angeblichen Fund von Tausenden von Trichocephalen bei einem Schwein, das mit trichinösem Fleisch gefüttert war, Ersterer an der Idee Küchenmeister's damals noch festgehalten habe, wonach die Trichina spiralis ein junger Trichocephalus sei, lehnt sich Verf. wie schon früher auf. Aus Virchow's eigenen und noch anderweitig verwertheteten Daten geht hervor, dass die Mittheilungen beider Forscher an die Pariser Akademie (1859) ganz unabhängig von einander waren.

Verf. vindicirt sich ferner die Entdeckung, dass das Schwein auch ein Trichinenträger sei. Dabei soll von Leidy's früherer Angabe abgesehen werden, weil die Identität der von Leidy beim Schwein beobachteten Nematoden mit Trichina spiralis nicht feststeht (S. 14). Gleichwohl erklärt Verf. später (S. 31) die von Leidy beobachteten Trichinen für identisch mit Trichina spiralis. Jedenfalls erzog Leuckart zuerst durch absichtliche Fütterung beim Schweine Muskeltrichinen. Aber andererseits war Zenker der Erste, der die wichtige Thatsache erkannte, dass das

Digitized by Google

Schwein sich ohne künstliche Fütterung mit Trichinen zu inficiren vermag.

Die vielfachen Prioritätsstreitigkeiten, die zwischen den in der Trichinenfrage Betheiligten geschwebt haben, sucht Verf. durch die Bemerkung zu schlichten, dass die drei Beobachter zwar unter einander in Communication standen, doch im Wesentlichen selbständig untersuchten, ihre Beobachtungen auch so ziemlich gleichzeitig waren und zu übereinstimmenden Resultaten hinführten. So dürfte ihnen von der unpartheiischen Geschichtsforschung schliesslich wohl sämmtlich der gleiche Antheil an der Ermittlung der neuen Thatsachen zugeschrieben werden (Ref.)

Als ärztliche Diagnosen, die in früherer Zeit die verkannte Trichinenkrankheit zu bezeichnen dienten, stellt der Verf. folgende hin: Typhus, Grippe, gastrisch-rheumatisches Fieber, Rheumatismus, Gicht, Muskelödem, Vergiftung. Die Zusammenstellung ist sehr lehrreich, wenn man an die Verschiedenartigkeit der Symptome denkt, die den genannten Krankheiten mit einander verglichen zukommen.

Der experimentelle Theil (S. 21—74) liefert die Erzählung der im Jahre 1860 angestellten entscheidenden Versuche. Hier kann nur auf einige Differenzen hingedeutet werden, in denen sich Verf. gegenüber von anderen Beobachtern befindet.

Ein nach dem Verf. von Pagenstecher beschriebenes Ligament, welches das hintere Ende des Ovarium befestigen soll, wird geläugnet.

In Bezug auf die Bezeichnung der Dorsal- und Ventralfläche der männlichen Trichinen stimmt Verf. mit Pagenstecher überein, indem er seine frühere Ansicht jetzt aufgibt.

Das männliche Hinterleibsende besitzt ausser

den beiden grösseren Hörnern noch vier mit kleinen Zapfen auf der Rückenfläche, die hinter der Cloakenöffnung gelegen sind, während Pagenstecher behauptet, dass sie die letztern zwischen sich nehmen. An Stelle derselben hat das Weibchen zwei kurze, stumpfe Höcker, die als eine Andeutung jener Zapfen zu betrachten sind.

Die Cloake des Männchens kann leicht nach aussen umgestülpt werden und stellt dann ein glockenförmiges Anhängsel dar, welches sich wahrscheinlich bei der Begattung auf der weiblichen Geschlechtsöffnung befestigt. Diese Art von Saugnapf scheint von Fiedler anfangs mit einem Penis verwechselt zu sein. In der That besitzen die Trichinen trotz Davaine's Beschreibung kein Spiculum. Die Chitinbekleidung des Mastdarms kann auch bei Weibchen durch Druck aus der Afteröffnung vortreten, was Fiedler und Ordonnez bei Muskeltrichinen gesehen und nicht richtig gedeutet haben.

Bei den Muskeltrichinen besteht bereits vollständige Differenzirung beider Geschlechter; bei den weiblichen fand Claus vollständig entwickelte Eier.

Die Anzahl der in einer weiblichen Darmtrichine enthaltenen Eier und Embryonen schätzt Verf. jetzt auf 4—500; früher nur auf 100—130. Pagenstecher gibt 5—600 an.

Die zoologische Diagnose formulirt Verf. folgendermassen:

Gen. *Trichina* (ex ord. Nematodum, fam. Trichotrachelidum). Corpus teretiusculum, capillare, subreotum aut arcuatum, postice rotundatum, collum longum, attenuatum. Caput corpore continuum. Os terminale nudum. Extremitas caudalis maris recta biloba, apertura

Digitized by Google

genitali cum ano confluente. Cloaca protractilis. Spicula nulla. Vulva in parte colli inferiore

Trichina spiralis. Species hucusque unica (die sog. Trichina affinis ist entweder Trichina spiralis oder überhaupt keine Trichine, sondern Strongyliden (Ollulanus tricuspis, bei der Maus), Ascaris-Arten, Filarien, Spiroptera etc.), vivipara, in intestino mammalium endoparasita. Long. maris ad 1,5 Mm., feminae ad 3 usque et supra. In statu imperfecto in musculis mammalium obvia, spiraliter contorta, vesicula plerumque calcarea inclusa, cujus extremitates saepe papilliformes.

Den Farre'schen Körnerhaufen ist Verf. als aus soliden Chitinballen bestehend zu deuten geneigt.

Den Erfolg der Fütterung mit dem trichinenhaltigen Darm eines Hundes bei dem am 3. März 1860 getödteten Schwein hält Verf. gegenüber den Zweifeln von Pagenstecher aufrecht. Zur Unterstzütung ist ein Experiment von Mosler und Fürstenberg mit ähnlichem Erfolge anzuführen. Jedenfalls ist es unthunlich den Satz aufzustellen, dass Fütterung mit Darmtrichinen keine Infection zu bewirken vermöge.

Die Angabe Pagenstecher's, dass der Fruchthälter schon vor der Begattung Eier enthalte, beruht nach dem Verf. auf einem Irrthum. Auch ist es strenggenommen nicht richtig, wenn man den Trichinen eine terminale Lage der Afteröffnung zuschreibt, weil dieselbe durch eine, wenn auch nur geringe, dorsale Verlängerung des Körpers überragt wird.

Verf. findet wie Pagenstecher mitunter ebensoviel männliche Darmtrichinen, als weibliche Er hält es für wahrscheinlich, dass die männlichen leichter durch den Andrang des Kothe-

abgetrieben würden, während Pagenstecher bei diarrhoischen Affectionen umgekehrt dasselbe von den mehr schwerfälligen Weibchen annimmt.

In Betreff der Einwanderung der Trichinen hält Verf. daran fest, dass sie hauptsächlich durch das Bindegewebe geschehe. Andererseits hat Zenker im Blute Embryonen beobachtet, ebenso Fiedler; Colberg sah Trichinen-Embryonen in Muskel-Capillaren; Kühn in Blutgefässen des Netzes, der Leber und im Herzen bei Schweinen. Thudichum läugnet gewiss mit Unrecht die Wanderung durch das Bindegewebe ganz; Virchow fand Trichinen in den Lymphdrüsen des Peritonäum. Pagenstecher beobachtete beim Kalbe abgestorbene Trichinen in den Peyer'schen Lymphdrüsen (Ref.). Für die Wanderung vermittelst der Blutgefässe kann der Umstand nicht angezogen werden, dass die Embryonen in den Muskeln nicht grösser sind, als die im Darm. Denn während der Wanderung im Bindegewebe sollen nach dem Verf. die Bedingungen für ihr Wachsthum ungünstig sein.

In der Schilderung des anatomischen Baues der Embryonen weicht Verf. sehr erheblich von Pagenstecher ab. Namentlich hält er das dickere Ende für das Kopfende und schreibt demselben einen conischen Mundzapfen zu.

In den von der Einwanderung betroffenen Muskelfasern beobachtete Verf. als der Erste eine bedeutende Kern-Vermehrung, was dann von Welcker, Fiedler, Colberg bestätigt wurde. Dieselben sind von Zenker für Excremente der Muskeltrichinen erklärt worden, während nach dem Verf. sich die letzteren wahrscheinlich nur auf endosmotischem Wege, nicht mittelst des Mundes ernähren. Innerhalb der Muskelfasern verlieren die Trichinen bald ihre Beweglichkeit

Digitized by Google

und verfallen in eine Art Puppenschlaf. Die afficirten Fasern degeneriren in einer Ausdehnung von vielen Millimetern. Das interstitielle Bindegewebe liefert dann eine kleinzellige Wucherung. Die Erscheinungen sind als Bildung einer unzähligen Menge von microscopisch kleinen Entzündungsheerden zu deuten.

Die Muskeltrichinen wachsen ausserordentlich rasch, von 0,12—0,56 Mm. in 10 Tagen beispielsweise. Bei einer Grösse von 0,4 erkannte Verf. bereits das Geschlecht. Allmälig ändert sich die Form, indem das ursprünglich dickere Kopfende im Wachsthum zurückbleibt.

Die ersten Spuren der Verkalkung sah Verf. beim Schweine in Trichinenkapseln 5 Monate nach der Infection. Es schienen hierin vielfache Schwankungen, auch specifische Unterschiede vorzukommen. Fiedler sah bei Kaninchen den Beginn der Verkalkung im siebenten Monate, Pagenstecher schon am 80ten Tage, Vogel beim Hunde ebenfalls im fünften Monat.

Unter etwa 100 Versuchen misslang die Infection beim Kaninchen 5—6 Mal. Dies muss in individuellen und ganz unbekannten Zufälligkeiten seinen Grund haben.

Unter den Thieren, welche vom Verf. trichinisirt wurden, mag hier der Hund und der Igel erwähnt werden. Bei Füchsen sah Werneburg in Schmalkalden spontan Trichinen.

Der folgende Abschnitt (S. 75—81) gibt anatomische Nachträge.

Die Seitenbänder enthalten im Inneren einen Kanal, der eine Art Excretionsorgan, vielleicht eine Niere darstellen soll. Das vom Verf. entdeckte Nervensystem der Trichinen, welches als Schlundring dem Munddarm umfasst, ist seither von Pagenstecher bestätigt worden.

Digitized by Google

Die Trichinenkrankheit des Menschen und ihre Entstehung werden S. 82—96 abgehandelt. Die Darstellung folgt wesentlich den Schilderungen, welche Rupprecht von der Hettstädter Epidemie gegeben hat. Die Dauer der Krankheit ist, von Complicationen und Nachkrankheiten abgesehen, auf 6—7 Wochen zu veranschlagen, die Zahl der eingewanderten Embryonen in einzelnen Fällen auf 30 Millionen zu schätzen. Da ein Trichinenpaar vielleicht 2000 Junge produciren kann und beim Schwein beispielsweise auf 1 Mgrm. 10 Muskeltrichinen kommen können, so würde zu einer solchen Infection der Genuss von 3 Grm. nicht besonders stark trichinösen Schweinefleisches ausreichen.

Im Muskel scheinen bei der Trichinen-Einwanderung auch pathologisch-chemische Processe vor sich zu gehen; wenigstens fand Neubauer beim Kaninchen auffallend viel (0,272%) Kreatin, während der Gehalt an Sarkin (0,265%) nicht vermehrt war.

Das bekannte Gesichtsödem bei der Trichinose soll Einwanderung der Embryonen in die Augenmuskeln andeuten.

Die locale Häufigkeit der Trichinen-Erkrankungen wird wesentlich von dem Schweinefleisch-Consum abhängen, der in verschiedenen Gegenden sehr verschieden ist. Dass irgend welche Gegenden ganz frei von Trichinen wären, ist nicht wahrscheinlich, vielmehr anzunehmen, dass letztere sich mit dem Schwein und der Ratte über die ganze bewohnte Erde verbreitet haben. Man kennt von Valparaiso und Calcutta Infectionen durch dort beobachtete trichinöse Schweine, und in Massachusetts sind die Trichinen stellenweise sogar häufig. In Dresden und Berlin beträgt die Zahl der (alten) Trichinen-Einwande-

Digitized by Google

rungen etwa 3%, was den besten Beweis abgibt, dass die Trichinen nicht etwa in neuerer Zeit häufiger vorkommen, als in früheren Decennien.

Rechnet man, dass Jeder im Lauf des Jahres nur von 25 Schweinen Fleisch geniesse und dass auf 10.000 Schweine ein trichinöses komme, welche beiden Annahmen sicher viel zu niedrig sind, so würden bei 40jährigem Leben, da Kinder von den Trichinen wenig zu leiden haben, nicht weniger als 10% der ganzen Bevölkerung in ihrem Leben von Trichinose befallen werden müssen — vorausgesetzt, dass jedes Trichinenschwein gefährlich würde. Unter den höheren Klassen, die viel Fleisch verzehren, würde aber kaum Jemand von der Trichinose verschont zu werden Aussicht haben, wenn nicht die bisherige Zubereitung unserer Fleischspeisen schon den grössten Theil der Trichinen unschädlich machte.

Allerdings tödtet eine Temperatur von 62—70° C. die Trichinen, während die meisten Bereitungsweisen des Schweinfleisches diese Temperatur nicht geben. Nur Braten erreicht im Inneren 75°, und kann man die erlangte Temperatur an dem Verlust des blutigen Aussehens, einigermassen erkennen.

Immerhin vermochte Kühn auch durch 1½ Stunden lang gebratenes Fleisch Infection hervorzurufen. Wenn also auch manche Trichinen bei der Bereitung des Fleisches getödtet werden, so gibt doch diese Thatsache für den einzelnen Fall offenbar gar keinen Schutz. Während rohes Fleisch bei starkem Trichinengehalt in kleinsten Quantitäten ein tödtliches Gift ist, vermögen auch die übrigen Bereitungsarten wie Einpöckeln, Räuchern etc. unter den gewöhnlichen Umständen keinen Schutz zu gewähren.

Digitized by Google

Wie dieser Schutz auf anderen Wegen zu erreichen sei, damit beschäftigt sich der letzte Abschnitt (S. 96—118) über das Vorkommen und Erkennen der Trichinen im Schweine.

Um das Uebel an der Wurzel zu fassen müsste man die Schweine selbst verhindern, sich mit Trichinen zu inficiren. So lange man glaubte, dass der Trichinenkreislauf wesentlich vor sich ginge, indem die Schweine trichinenhaltigen Koth verzehrten, konnte man hoffen durch Reinlichkeit und Stallfütterung der Krankheit vorzubeugen. Diese von Virchow vorgeschlagene Massregel ist an sich und aus anderen Gründen gewiss zu empfehlen; man darf aber bei dem jetzigen Standpunkt unsrer Kenntnisse sich keinen praktischen Erfolg von derselben versprechen.

Einige glaubten in den Runkelrüben, Engerlingen, Regenwürmern, Maulwürfen die Bezugsquellen der Trichinen für die Schweine gefunden zu haben. Diese Meinungen beweisen nur die zoologische Unzurechnungsfähigkeit derjenigen welche dieselben aufstellten.

Es bleiben, da man von dem zufälligen Vorkommen von Muskeltrichinen bei grösseren Thieren, deren Fleisch die Schweine verzehren könnten (Hunde, Katzen, Marder, Füchse, Iltisse) absehen kann, nur die Ratten und Mäuse übrig auf welche Rücksicht zu nehmen ist.

Namentlich und vorzugsweise werden es die Ratten sein, durch welche die Ansteckung vermittelt wird. Die letzteren benagen die Knochen gefallener Thiere und verzehren vorzugsweise das Fleisch der Abfälle beim Abdecker- und Metzger-Handwerk. Sie werden also sich mit Trichinen inficiren. Die Ratten werden nur zum Theil von Katzen und Hunden verzehrt, zum Theil gefangen, todtgeschlagen, auf Miststätten

Digitized by Google

geworfen, wo sie von Schweinen gefressen werden können. Todte Ratten werden häufig von den andern Ratten verzehrt, und so können Trichinen-Epidemieen unter den Ratten entstehn, wie sie bereits Kühn und Verf. beobachteten. Zu den Lieblingsstätten der Ratten gehören ferner die Schweineställe. Doch die Schweine theilen Wohnung und Kost nur ungern mit dem zudringlichen Gesindel. Wenn sie eine Ratte erwischen können, und bei trichinenkranken unbeholfenen Thieren wird das voraussichtlich noch leichter geschehen, als bei gesunden, so wird die gefangene Ratte augenblicklich verzehrt. In Heidelberg, Halle, Giessen hat man, wie gesagt, spontan trichinöse Ratten beobachtet, und in Hannover fand man zahlreiche Trichinen in Ratten, die in einem Stalle gefangen waren, welcher zu verschiedenen Zeiten drei Trichinenschweine geliefert hatte. Die Infection musste etwa 8 Wochen vor der Untersuchung stattgefunden haben, während das betreffende Schwein schon 10 Wochen in dem Stall verweilt hatte.

Der Trichinenkreislauf dürfte hauptsächlich von Ratte zu Ratte stattfinden, und es sind nur Seitenbahnen, welche sich von dem Haupstrome abzweigen, wenn andere Thiere und namentlich Schwein und Mensch inficirt werden. Es ergiebt sich als nächste Aufgabe, die Ratten von den Schweinen fern zu halten. Stallfütterung und vollkommene Sicherung der Schweinställe gegen Ratten sind ohne Zweifel geeignete und sichere Mittel, immerhin dürfte auch bei grosser Vorsicht, doch gelegentlich eine Ratte von den Schweinen verzehrt werden können. Den Ratten selbst wäre ein Vernichtungskrieg anzukündigen, der nur leider mit grossen Schwierigkeiten

verbunden sein dürfte, wie man z. B. aus Pariser Erfahrungen schon längst weiss.

Wenn einmal irgendwo eine trichinöse Ratte vorkommt, so wird es da vermuthlich auch mehrere geben. Eine solche Localität ist desshalb fortwährend als verdächtig anzusehen und bei dem Bezuge von Schweinen zu meiden.

Die in Plauen, Hettstädt, der Insel Rügen etc. in kurzen Zwischenräumen mehrfach beobachteten Trichinen-Epidemieen weisen deutlich auf einen fortwährend wirksamen Infectionsheerd hin.

Die bessere Zubereitung der Fleischspeisen, die Verfolgung und Beseitigung der Ratten sind natürlich nur als Palliativmittel zu betrachten. Sie vermindern die Wahrscheinlichkeit Trichinen zu bekommen, aber sie geben keinen sicheren Schutz. Die Trichinenkrankheit ist beim Schwein schwer zu erkennen, obgleich man immerhin die Krankheiten der Schweine mehr wird in's Auge fassen müssen, als es bisher geschehen ist.

Wenn man, wie beim Menschen, auch mit Hülfe der Harpune die Trichinen beim lebenden Schwein erkennen kann, so bietet doch die Untersuchung an dem Fleisch des geschlachteten Thieres grössere Sicherheit. Man nimmt zur Untersuchung am besten das Zwerchfell, die Schulter und Lendengegend, eventuell die Hals- und Brustmuskeln. Man befeuchtet kleine Muskelstückchen mit Aetzkalilauge, bringt sie zwischen zwei Glasplatten und kann nun eingekapselte Trichinen schon mit freiem Auge oder der Loupe wahrnehmen. Sind die Trichinenkapseln verkalkt, was beim Schwein schon öfters beobachtet wurde, so ist die Untersuchung um so leichter. Am besten wendet man dann eine 40- bis höchstens 100malige Vergrösserung an.

Man soll nun von mindestens vier verschie-

Digitized by Google

denen Körperstellen mindestens 3—4 Präparate anfertigen. Sind dieselben trichinenfrei, so kann man doch erst mit Wahrscheinlichkeit das Schwein für gesund erklären. Kühn fand einmal erst im 40sten Präparate Trichinen, die dann zahlreich gefunden wurden.

Dabei ist vorausgesetzt, dass der Untersuchende microscopiren kann. Der Besitz eines Microscops macht bekanntlich noch Niemanden zum Microscopiker. Und am meisten zu warnen ist vor sog. Trichinoscopen; man kann unter 18 Rthlr. schwerlich ein genügendes Instrument erhalten.

Verwechselt können die Trichinen werden mit Miescher'schen Schläuchen. Kühn hält dieselben für pflanzliche Parasiten, reiht sie den Chytridien an und glaubt den Namen Synchytrium Mieschерianum vorschlagen zu dürfen. Sie kommen bei den meisten Pflanzenfressern, auch beim Huhn vor.

Ferner findet man mitunter im Schweinefleisch Haufen von Margarin-Krystallen.

Ferner Kalk-Concretionen, die Verf. und Claus für verkalkte Cysticerken halten, während Ref. vollkommen sicher ist, dass es sich um verkalkte Lipome handelte.

In einem Referat über die Pagenstecher'sche Monographie hatte Ref. (1864) bemerkt, dass damals eine Ruhepause in der Trichinen-Angelegenheit eingetreten sei. Die populäre Trichinophobie hatte sich verloren und es schien an der Zeit, dass die Wissenschaft mit Musse und Ruhe die zweckmässigsten Massregeln gegen die verderbliche Krankheit discutire. Die Ruhe ging unbenutzt vorüber und die ausgedehnte Epidemie von Hedersleben erweckte wieder in allen civilisirten Ländern, auch in England,

Frankreich, Russland neues Interesse an diese Parasiten.

Wenigstens in einigen Städten des damaligen Königreichs Hannover gelang es den Königl. Polizei-Directionen eine obligatorische microscopische Fleischschau einzuführen. Dass mit solchen localen Massregeln dem Gesammt-Publicum nicht genützt ist, leuchtet von selbst ein. Es lässt sich mit Bestimmtheit voraussagen, dass nach kürzerer oder längerer Frist ein neuer Zeitungssturm sich erheben wird, sobald hier oder dort eine neue Epidemie ausgebrochen ist. Wer weiss, wie manche räthselhaft locale Cholera-Epidemie u. dergl. auf Trichinen zurückzuführen ist, die von den Praktikern noch immer verkannt werden.

Solche Ruhepausen und Stürme werden sich abwechselnd so lange wiederholen, bis das Interesse an den Trichinen erloschen ist und man weniger Aufhebens von denselben macht, als heutzutage von der Cholera, weil sie doch im Ganzen weniger gefährlich sind. Auch wird die Therapie Fortschritte machen, und wenn erst die Stuhlgänge bei der Diarrhoe microscopisch untersucht werden, so wird man die Darmtrichinen in einem so frühen Stadium erkennen, dass ihre vielleicht mögliche Beseitigung noch etwas nützen kann.

Sehr irrthümlich würde es nun aber sein, zu glauben, dass die angeordnete microscopische Fleischschau überhaupt, oder auch nur an den Orten, wo sie besteht, die Trichinen-Epidemien ganz zu verhindern vermöge. Es lässt sich mit positiver Sicherheit voraussagen, dass die besten Untersucher mit der Zeit ermüden, und die Trichinen übersehen werden; man denke nur an die Forderung, dass ein Solcher unter Umstän-

Digitized by Google

dem 30 Jahre lang oder sein ganzes Leben auf Trichinen untersuchen sollte. Schon jetzt sind dem Ref. zwei Fälle mit Sicherheit bekannt, wo die Trichinenschwäne von untersuchenden Aerzten überraschen waren und daher kleine Epidemien entstanden. Zum Glück ist dem Publicum die nahelegende Möglichkeit, dass die Trichinen bei der Untersuchung überseben werden, zur Zeit noch vollkommen unbekannt; wird sie aber bekannt, und das kann bei der steigenden Trichinen-Epidemie schon passiren, so ist der Rückschlag so mehr zu fürchten, die strengen die microscopischen Untersuchungen rich-Wie gross aber jene Möglichkeit ist, erhellt für den Ref. am besten aus dem Umstande, dass in von ihm verwiesenen Trichinenfällen die untersuchenden Aerzte so häufig keine Trichinen auffinden vermochten und deshalb erst brieflich sich von den besten Untersuchungsmethoden unterrichten liessen, die schon 30mal gelesen aber niemals beachtet worden sind.

Ref. meint also, dass die microscopische Fleischschau nur zur Zeit und für grosse Städte recht zweckmässig sei, dass aber damit die Trichinenfrage nicht im Entferntesten erledigt wer-Es hilft nichts, man muss nun einmal dem Uebel an die Wurzel gehen und die Nahrung der Schweine untersuchen. So wahrscheinlich es ist, dass die Ratten die wesentlichen Beförderer sind, so ist doch nicht zu verkennen, dass diese ganze Lehre im Augenblick nur den Werth einer wahrscheinlichen Hypothese hat. Für dieselbe spricht übrigens das häufige Vorkommen von Trichinen bei Hunden und Katzen, welches Ref. noch neuerdings wieder zu constatiren Gelegenheit hatte, obgleich in Göttin-

gen bisher keine Trichinenkrankheit beim Men schen beobachtet wurde.

Man sollte also in der jetzigen Ruhepaus durch eine speciell hierauf gerichtete Untersu chungsreihe, die freilich nicht ohne grösser äussere Mittel durchführbar sein wuürde, ermit teln, ob wirklich die Schweine ihre meisten Tri chinen von Ratten beziehen und wenn dies de Fall ist, ob sonst noch Bezugquellen existiren Durch zufällige Funde wird diese Frage schwerlic und jedenfalls nicht vor einer längeren Reihe vo Jahren beantwortet werden.

Wenn man aber die Bezugsquellen kennt, s wird man mit aller Energie gegen dieselben vor gehen und ohne Microscop sich sichern können dass wenigstens Schweine von bestimmter Zuch und aus bestimmten Ställen trichinenfrei sind Man wende doch diesem von Natur reinliche Thiere eine ähnliche Sorgfalt zu, wie sie sic bei aller übrigen Viehzucht so hundertfach be zahlt gemacht hat. Bis diese Anforderunge aber durchgeführt sind, wird vom Tisch der hö heren Stände das Schweinfleisch möglichst ent fernt gehalten werden, wie es erfahrungsgemäs trotz aller microscopischen Untersuchungeu scho jetzt theilweise der Fall ist.

Das vortrefflich ausgestattete Werk ist aus ser den frühen Kupfertafeln noch mit sieben neuen gut ausgeführten Holzschnitten versehen, die namentlich auch Miescher'sche Schläuche und krystallinische Fettmassen im Schweinefleisch bei schwacher Vergrösserung darstellen. Die Ab handlung kann Allen empfohlen werden, die sich noch für Trichinen interessiren. W. Krause.

Digitized by Google

Photometrische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper, von Dr. J. C. F. Zöllner, Privatdocent an der Universität Leipzig. Mit sieben Tafeln. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1865.

Untersuchungen der Art, wie sie der Hauptheft des vorliegenden Werkes enthält, haben schon früher dem Verf. zum Beifall eingetragen, daß er in Astronomie das neben Rechnungsmethoden und Instrumenten noch fehlende Element brauchbarer Photometern um die praktische Praxis meiste erworben hat, nicht verschlafen werden dürfte. Die Astronomie, wie die Wissenschaft von Figuren und von Lauhort gegründet, deren Andenken auch vorliegender Bach gewidmet ist, ergiug es, wie es oft genug neuen Wissenschaften ergangen ist; ihre Wichtigkeit für die praktischen Zwecke des Lebens wurde nicht sogleich erkannt. Bei einer solchen, weit noch nicht langer Zeit der Vergessenheit anheimgefallenen Theorie ist es sehr wünschenswerth, die Grundsätze derselben noch einmal mit Rücksicht auf die durch fortgeschrittene analytische Kritik veränderten Ansichten, dieser Aufgabe hat auch der Verf. nicht blos mit Sachkenntniß, sondern auch mit Liebe sich unterzogen. Schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen der Schrift hatte von Lambert aufgestellten Satz, wonach die Leuchtkraft einer Flächenelemente einer lichtentwickelnden Oberfläche dem Cosinus des Einfallswinkels proportional gesetzt wird. Der Verf. bemerkt selbst, daß dieser Satz noch nachzuweisen, dann auf ihn ein hiermit gleichlich verschiedenen Gesetz geführt wird, welches man unter Betrachtungen die in der Optik üblich, zum gebräuchliche Vorstellung von der Beschaffenheit einer lichtentwickelnden Oberfläche zu Grunde legt.

Diese Vorstellung beruht im Wesentlichen auf der Annahme, daß eine überall gleich stark leuchtende Fläche in einem Complex gleichmäßig über sie verbreiteter Lichtpunkte bestehe, welche Annahme, wie der Verf. selbst bemerkt, die Physik viel Gewalt. Es muß daraus sich für eine beliebigen dieser Punkte die Fläche, welche sie ihre gleichen Intensität seiner atmosphärischen Umhüllung entsteht (medyumatische Fläche), nothwendig eine Kugelfläche sein.

Wenn Ref. sich recht erinnert, so hat auch schon Euler auf das Paradoxe den obigen Gesetzes, das jedoch

mit der Erfahruug im Einklang steht. aufmerksam gemacht; seine Erkärung stimmt im Wesentlichen mit der des Verfassers überein.

Ein genaueres Eingehen auf die verschiedenen Themata des Buches ist hier nicht möglich; eine kurze Angabe des Inhalts wird übrigens hinreichen, zu zeigen, was der Leser in der Beziehung erwarten darf. Die Abtheilung II enthält die zu wichtigen Vergleichungen zwischen Theorie und Erfahrung dienende Theorie der relativen Lichtstärke der Mondphasen. Abtheilung III, Methode und Resultate der Beobachtungen, bespricht verschiedene Hülfsmittel der praktischen Photometrie, darunter des Verfs eigenes Photometer, welches auf einer sehr scharfsinnigen Anwendung des Malus'schen Gesetzes über die Intensität polarisirten Lichtes, des sogenannten Cosinusquadrat-Gesetzes beruht. Abtheilung IV Ueber die physische Beschaffenheit der Himmelskörper steht mit dem Vorhergehenden in loserem Zusammenhange. Ein fester Massstab, wie für die Beurtheilung des Inhalts von I—III ist bei IV schwer zu erlangen, da sich dieselbe mehr auf dem Gebiete der Speculation und der Hypothesen bewegt, welcher Inhalt denn auch schon durch das Motto aus Phil. natur. principia math. Lib. III p. 2. angedeutet wird:

»Effectuum naturalium ejusdem generis eaedem assignandae sunt causae quatenus fieri potest. — Uti respirationis in homine et in bestia; descensus lapidum in Europa et in America; lucis in igne culinari et in sole, reflexionis lucis in terra et in planetis«.

Wenn es auch nicht möglich, für den Inhalt dieser letztern Abtheilung dieselbe Objectivität des Urtheils zu bewahren, als für die früheren so wird doch vielleicht gerade dieser Abschnitt für viele Leser eine besondere Anziehungskraft haben. Referent glaubt, was das Buch im Ganzen betrifft, dass kein einigermassen in diesen Untersuchungen bewanderter Leser dasselbe ohne einen günstigen Eindruck davon erhalten zu haben, aus der Hand legen wird.

W. Klinkerfues.

Druckfehler in N. 34.

S. 1358 Z. 6 lies zersetzen, 1359 Z. 7: im vierten.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück. 5. September 1866.

Manuscrits Orientaux. Catalogues des manuscrits Hébreux et Samaritains de la Bibliothèque Impériale (Paris 1866). VIII und 264 Seiten in gross Quart.

Wir können hier den glücklichen Beginn eines sehr erwünschten grossen Werkes bezeichnen. Man hat in neueren Zeiten schon an manchen Orten unter uns weit mehr als in früheren angefangen die verborgenen Schätze Morgenländischer Handschriften aller Art durch genaue Verzeichnisse und Beschreibungen ans Licht zu bringen: immer aber fehlt dabei noch sehr viel. Von den reichen Schätzen solcher Handschriften welche sich früh in der grossen Pariser Bibliothek ansammelten, gab zwar schon das gedruckte Verzeichniss vom J. 1739 der wissenschaftlichen Welt eine Uebersicht: doch genügte jenes Verzeichniss zur sicheren Kenntniss der vielerlei Handschriften wenig; und seitdem haben sich diese Schätze dort durch mannigfache glückliche Umstände so ungemein vermehrt dass man schon längst das lebhafte Bedürfniss fühlte sie durch

Digitized by Google

ein von Grund an neues umfassendes Werk genau kennen zu lernen. Wir können uns nun freuen dass der glückliche Anfang zu einem solchen Werke mit dem oben bezeichneten ansehnlichen Bande gemacht ist. Gerade für Hebräische Handschriften ist zwar die grosse Pariser Bibliothek heute nicht das reichste Schatzhaus: ausser 11 Samarischen Handschriften sind es hier nur 1313 Hebräische welche zu beschreiben waren, unter diesen sind nicht wenige welche nur mit Hebräischen Buchstaben erscheinen unter diesen aber (nach der bekannnten Sitte der Juden seit dem frühen Mittelalter) ganz andere Sprachen verbergen, Arabische Persische Spanische Deutsche u. s. w.; ausserdem sind darunter einige mit unserer gewöhnlichen Schrift welche sich nur auf Hebräische Sprache und Schrift beziehen oder zur näheren Kenntniss dieser Handschriften dienen. Dennoch ist die Zahl heute so bedeutend und unter diesen vielen Hunderten sind manche so äusserst wichtige, dass man für ihre öffentliche Beschreibung sehr dankbar sein muss.

Die der wissenschaftlichen Welt schon seit längerer Zeit bekannten Herren Munk Derenburg und Ad. Franck, Deutsche welche in Paris längst sesshaft geworden, wurden seit 1852 der Reihe nach mit der schwierigen Arbeit dieser Beschreibung beauftragt; da sie jedoch durch verschiedene Verhältnisse der eine nach dem anderen verhindert wurden die letzte Hand an die Arbeit zu legen, so wurde ein jüngerer Gelehrter Herr Zotenberg dazu bestimmt alles für den Druck fertig zu machen. Der Oberaufseher der grossen Bibliothek, Herr J. Taschereau, gibt in der Vorrede sehr unterrichtende Bemerkungen über die allmälige Bildung dieser Sammlung von Hebräisch-Samarischen Handschrif-

Digitized by Google

ten, über ihr Zahlenverhältniss zu anderen in Europa zerstreuten und öffentlich zugänglichen Sammlungen, und die Verdienste der ebengenannten vier Gelehrten um die Ausarbeitung dieses Werkes. Der Druck desselben ist vortrefflich.

Achtet man nun auf den Ursprung und die verschiedenen Wege auf welchen diese grosse Sammlung Hebräischer Handschriften entstanden ist, so kann man ihren Werth und Nutzen im Grossen leicht übersehen. Bei Hebräischen Handschriften kommt es, da sie fast über die ganze Alte Welt gleichmässig zerstreut sind, mehr als bei anderen auf den Ort an wo sie zu finden sind und wo sie gesammmelt werden. In die grosse Pariser Sammlung sind zwar auch aus entfernteren Gegenden des Morgenlandes nicht wenige wichtige Handschriften zusammengeflossen: ihr Stock besteht aber aus solchen welche sich in Frankreich selbst leicht sammeln liessen. Es kann daher nicht auffallen dass die meisten Handschriften nur zur Aufklärung der Geschichte der Rabbanitischen Juden vorzüglich Französischen aber auch Spanischen Stammes dienen. Von Qaräischen und sonstigen selteneren Handschriften aus dem entfernteren Osten findet man hier verhältnissmässig nur wenige: doch sind auch unter diesen einige sehr ausgezeichnete. Wir heben an dieser Stelle nur die eine mit der Zahl 666 und S. 103 beschriebene hervor: sie enthält ein Qaräisches Machzôr (Gesangbuch für die Synagogen) oder nach der bei ihr geltenden mehr alt Hebräischen Aufschrift זמירות »Gesänge«, und ist vielfach merkwürdig. Sehr viele dieser 155 Gesänge sind nach Tatarischen Gesangweisen eingerichtet; einige der öffentlichen Gesänge sind selbst in Tatarischer Sprache; und dazu

Digitized by Google

gibt der Bund Tatarische Uebersetzungen des Chaldäischen zweiten Targum's des B. Esther und der bekannten Makkabäischen Erzählung des Zeugentodes der Hanna mit ihren sieben Söhnen. Es wird hier nicht nöthig sein, näher Zeit diese Handschrift abstamme: jedenfalls aber würde sie auch für die Geschichte der Tatarischen Sprachen ihre eigenthümliche Wichtigkeit haben. Dazu enthält sie im Anhange einige Judaistische Gebete und Loblieder, was zum deutlichen Zeugnisse dass die Qaräer sogar in ihren Synagogalangelegenheiten nicht so eigensinnig und ausschliessend waren wie man es sich gewöhnlich denkt. Ich habe Aehnliches schon sonst benutzt ist, wissen wir jetzt nicht näher: nach ihrer Beschreibung in diesem Werke welche nur eine ganz kurze Uebersicht des mannigfachen Inhaltes gibt, wäre sie von neuem nachsehen noch nicht benutzt.

Es ist nun gewiss sehr zu loben dass alle diese Handschriften in diesem Werke unter nach ihrem Inhalte neu geordnet und beschrieben werden: man kann so am leichtesten übersehen was in der Pariser Sammlung zu suchen und zu finden ist. Wo jedoch eine Handschrift zwei oder mehrere verschiedene Theile enthält, welcher Fall sehr häufig eintritt, wird sie nun nach dem Inhalte des ersten hier in der Fachreihe eingereiht: aber sehr zweckmässig und sorgfältige Uebersichten welche hinten angehängt sind, erleichtern dann das Aufsuchen, und gewähren noch somit manche gute Vortheile. Dass die Beschreibung der einzelnen Handschriften sehr ausführlich angelegt und durchgeführt sein sollte: das kann nicht erwartet: es hätte dann nur vollständigen richtigen Erkennung und Schätzung dieser 1924 Handschriften eines weit grösseren

Raumes bedurft, und ihr gedrucktes Verzeichniss hätte wenn überhaupt sicher erst viel später erscheinen können. Man wird jedoch die Beschreibung der einzelnen Handschriften sehr gleichmässig, und bei aller Kürze doch fast überall hinreichend deutlich finden. Wir vermissen im Allgemeinen nur das eine dass die Zahl der Blätter der Handschriften hier nirgends angegeben wird. Zwar ist dies wo eine Handschrift nur éin Werk in sich schliesst, ziemlich überflüssig, wiewohl nicht ganz nutzlos: wenn aber in einer Handschrift, wie hier so häufig, mehere ganz verschiedene Werke zusammengebunden sind, so erfährt man wohl beiläufig wie viele Blätter das erste, nie aber wieviele das letzte habe, obwohl die auswärtigen Leser dies bei manchem wichtigen Werke welches zufällig hinten angebunden ist gerne wissen möchten. — Ist eins der hier beschriebenen Werke schon gedruckt, so wird das hier kurz bemerkt: man kann dabei sich vergegenwärtigen wie gross der Eifer Hebräische Handschriften zu veröffentlichen gerade während des ersten Jahrhunderts nach der Erfindung des Bücherdruckes war, und manche dieser ältesten Drucke sind jetzt selbst zur grössten Seltenheit geworden. Was die vorliegende Beschreibung nach dieser Seite hin gibt, ist kurz jedoch im Allgemeinen hinreichend: nur bei Hdschr. 1215 ist die Bemerkung auffallend zu kurz und zu undeutlich.

Wir übergehen hier einige von uns bemerkte hie und da zerstreute Versehen, und wünschen nur dass bald auch die anderen Morgenländischen Handschriften der grossen Pariser Bibliothek in einer ähnlichen so vielfach nützlichen Beschreibung der wissenschaftlichen Welt vorgeführt werden möchten. H. E.

Digitized by Google

Two of the Saxon Chronicles paralle with supplementary extracts of the others edite with introduction notes and glossarial index b John Earle M. A. sometime fellow and tuto of Oriel College and Professor of Anglo-Saxon Rector of Swanswick. Oxford at the Clarendo Press. 1865. (LXXIV u. 457 Seiten in Octav).

Es hat lange gedauert, bis endlich mit Hülf gediegener Kenntnisse und einer umsichtige Forschung so manche ungelöste Frage über di Entstehung der ags. Chroniken, ihre Zusammen setzung und das Verhältniss der einzelnen Hand schriften unter einander gründlich erörtert und zum Theil wenigstens gelöst worden ist. Ei solches Zeugniss aber gebührt der vorliegende Ausgabe und den kritischen und sachlichen Hülfs mitteln, mit denen sie Hr Eearle ausgestatte hat. Es scheint ihm freilich Alles, was bei un in Deutschland seit dem Erscheinen des ersten Bandes der Mon. Hist. Germ. über den Ursprung und die Anlage der ältesten Annalen, wie sie aus den Zeiten der Karolinger vorliegen, fest steht, unbekannt geblieben zu sein. Er weiss nicht, dass diese früh mittelalterliche Gattung der Geschichtschreibung sich aus einzelnen Eintragungen auf dem Rande der überall verbreiteten Ostertafeln entwickelte, denkt sich vielmehr, dass von vornherein eigene Jahreslisten zu annalistischen Zwecken angelegt und mit dem Memorandenstoff ausgefüllt worden seien. Nichtsdestoweniger führt ihn seine planmässige Untersuchung der ags. Jahrbücher — denn es sind Annalen, und nicht Chroniken, am wenigsten aber eine einzige zusammengehörige Chronik — in erfreulicher Weise zu denselben wissenschaftlichen Resultaten. Wie hätte auch nicht, da

Digitized by Google

unsere Ann. S. Germ., Ann. Fuld., Ann. Corb. etc. an kleine Zeitbücher aus Lindisfarne oder Canterbury anknüpfen und die Geschichte ihrer Entstehung auf dem Wege der aus England betriebenen Mission an der Stirn tragen, dasselbe Princip in dem Lande ihres Ursprungs, der Heimath Beda's und der von ihm ausstrahlenden mächtigen literarischen Bildung, sich selbständig weiter entwickeln sollen?

Die wesentlichen Unterschiede und Verwandtschaftsgrade der sieben vorhandenen Redactionen in ags. Sprache sind längst bekannt und neuerdings durch B. Thorpe's Ausgabe der parallelen Texte, Rer. Brit. med. aev. SS. 1861, vgl. Sybel's Hist. Zeitsch. VI, 438, bei der nur die Weglassung der lateinischen Uebersetzung zu Ms. F. zu beklagen ist, recht anschaulich geworden. Die älteste Partie von A. gilt als noch in den Tagen Aelfred's des Grossen, bald nach dem Jahre 891 geschrieben, und Ref. hat dies, als er sich vor Jahren behufs einer eigenen Bearbeitung eingehend mit den Handschriften beschäftigte, näher zu begründen gesucht, vgl. König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands S. 14 und 245. J. Earle nun, der ebenfalls vollständig, aber parallel die ältesten und jüngsten Annalen (A. u. E.) giebt und aus den übrigen allein das Eigenartige oder zur Erklärung der Beziehungen Nothwendige hinzufügt, wobei die Unterscheidungen im Druck trefflich mitwirken, hat sich nicht nur die Bloslegung der vor- und nachälfredinischen Bestandtheile zur Aufgabe gemacht, sondern vermittelst gründlicher philologischer, paläographischer und ortsgeschichtlicher Kenntnisse die Affiliation der vorhandenen wie der einst als vorhanden nachgewiesenen Manuscripte festzustellen gesucht.

Seine Ergebnisse verdienen der Deutschen Wissenschaft, die sich bisweilen auch an diesen Stoff gemacht hat, nicht vorenthalten zu werden, auch wenn der nachfolgende Bericht nicht umhin kann, hier und da über bereits Bekanntes etwas weiter auszuholen.

Der Herausgeber beginnt mit einer sehr detaillirten Zerlegung des Ms. A. (Corp. Chr. Coll. Cambr. 173), das bis zur Reformation der Christus-Kathedrale in Canterbury gehörte und von dort an den Erzbischof Parker kam. Die Anfänge des Buchs, oder vielleicht eher noch sein verlorenes Original, müssen indess aus Winchester, dem vornehmsten Stift von Wessex, stammen, da von 634 bis 754 regelmässig die dortigen Bischöfe erwähnt werden; auch die Zusammentragung bis 891, wie sie heute vorliegt, rührt, nach den Archaismen des Dialekts zu urtheilen, ohne Zweifel noch aus den Tagen König Aelfred's her, wo der Schreiber mit Ausnahme der einleitenden Genealogie Cerdic's bis 449 Alles, bis 731 das Meiste aus den gewöhnlichen Chroniken, namentlich aus der Epitome Beda's schöpfte. Zwischen 455 und 634 stecken allerlei Reste der halb verschütteten ältesten Geschichte von Wessex, die aber erst nachträglich der sagenhaften Ueberlieferung durch den Volksmund entlehnt sind. Darauf deutet die schon von Lappenberg Gesch. v. England I, 76 hervorgehobene astronomische Spielerei mit den Zahlen 8 und 4 und noch mehr die seltsame Verschlingung von Orts- und Personennamen; Port z. B. kann schlechterdings nur Heros, Eponymus von Portsmouth, sein, und mit Wihtgar wird es nicht besser stehn. Zwischen 635 und 682 tauchen, freilich noch nicht unvermischt mit später eingefügten Substanzen und auch oft im Einzelnen

Digitized by Google

interpolirt, die ältesten wirklichen Annalen auf. Mit 682, wo es zur Seite der Jahreszahl zum ersten Mal ausnahmsweise on þissum geare (hoc anno) statt des gewöhnlichen her (hic) heisst, beginnen dürre, aber um so mehr das Gepräge ihrer Ursprünglichkeit zeigende Königs- und Bischofsfasten, die sich von Wessex aus auch über Kent, Mercien und Northumbrien erstrecken. Alles deutet darauf hin, dass sie von Anfang an mit Zurücksetzung des Latein in dem nationalen Idiom aufgezeichnet wurden. Im Jahre 755 werden sie durch eine oft erwähnte, ungewöhnlich lange Prolongation über ein einzelnes Ereigniss, den Untergang des Königs Cynewulf, unterbrochen, das aber unter das Jahr 783 gehört und sich deshalb schon als späterer Zusatz kund gibt. Die Annalen von 758 bis 822 sind streng ekklesiastisch, von 822 bis 855, der Periode, in welcher die ersten Kämpfe mit den Dänen beginnen, dagegen streng militärisch gehalten. Das Jahr 855 bezeichnet dann, mit dem ausführlichen Geschlechtsregister König Aethelwulfs, aufwärts bis Wodan und sogar bis Adam, mit einem feierlichen Amen endend, unzweifelhaft einen Ruhepunkt, vermuthlich den Abschluss eines solchen alten Zeitbuchs. Der Herausgeber ist zu der Annahme geneigt, dass um diese Zeit Alles zwischen 455 und 855 zuerst durch eine Redaction gegangen, und dass der Redactor vielleicht der im Jahre 862 verstorbene Bischof Sviðhun von Winchester gewesen sei. Ms. A. freilich bietet erst, wie schon erwähnt, durch das Eintreten einer anderen Hand eine Periode nach dem Jahre 891; allein der Inhalt des Stücks von 855 bis 891 nicht nur lässt auf verschiedene Verfasser schliessen, sondern es existirte nachweislich auch ein

Exemplar, das in der Geschichte Aelfred's mit dem Jahre 887 abbruch. Von 851—887 häufig reichen die annalistischen texte dem Asser durchweg den verbindenen sächsischen Text verschiedene Stücke in der That. Hardy kann zugeschriebenen Biographie, welche Earle sich hütet mit Th. Wright, Biogr. Brit. Lit. I, 410, als ein Machwerk aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts zu verwerfen, sondern im Wesentlichen mit Ref. als echt betrachtet. Dieser spricht auch besonders, dass mit diesem Jahre in A. die merkwürdigen alterthümlichen Formen, wie coom, cuomon für com, comon, hieru für hiera schwinden, als wären sie abgeschrieben, wie die nächste annalistische Notiz zu 889 einmal wieder mit en plaum gauze umbebt. Man ist daher sogar nur an den Vers Earle nicht aufgewogenen Frage berechtigt, ob nicht einer, und wer dann aus dem kleinen Gelehrtenkreise, den König Aelfred den Grossen umgab, Redactionen wie die von 887 und 891 gleichet hat? Dass Texte im Norden und Osten Englands waren um die Zeit sämmtlich unrichtig, es versteht, nach den Worten eigener Aussage*), bei welcher Gelegenheit stieg ung sündlich von der Thronese Nicmund Leiden, dessen Kenntniss doch noch für die Abfassung angelsächsischer Jahrbücher unerlässlich blieb. Darf man die nicht auf Grundsatz den Flandrer, der nach Malmsbury Acta Sanct. O. S. Bened. IV, II, 511 aus St. Omer gekommen und

*) No theory of the authorship and date of the work has ever been proposed which on the whole meets the facts of the case better than that which makes it the best itself, that it was written in 893 betwet en p.m. ther 891 and 894 Ref.

Ne pas le forfaire aux Anglegne ne mie gebrouzen le serbon Tenace, je fu ki le fis fere. Einleitung zu Uebersetzung der Cura Pastoralis.

Digitized by Google

soll und Abt des Neuen Münsters bei Winchester wurde, oder auf Johannes den »Altsachsen«, der nach demselben Zeugniss p. 509 aus Corvey kam und Abt von Aethelney wurde, rathen? Sie stammten aus Gegenden und Stiftern, wo damals die Fertigkeit annalistischer Aufzeichnung bereits ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Die Jahre 894 bis 897 werden von einer kaum noch annalistischen, dagegen äusserst lebendigen und patriotisch warmen Darstellung eingenommen, die auch wegen der genauen Zeitangaben — die Jahre werden nach der Wiederkehr der Dänen gerechnet — von einem an den kriegerischen Ereignissen Betheiligten herrühren muss. Der Schwung, den Aelfred in das Leben seines Volks brachte, spiegelt sich in diesem Stück wirklicher Geschichte wieder, der Stil nimmt einen Aufflug wie kaum in einem anderen ags. Prosawerke. Der Herausgeber zweifelt nicht, dass es noch vor Aelfred's Tode niedergeschrieben wurde, und zieht sogar dessen eigene Schreibweise zur Vergleichung herbei. Nach einigen mageren Jahren hebt sich von 910 bis 924, bis an das Ende der Regierung Eodweards, die Erzählung fast zu ähnlicher Fülle und Höhe. Die Annalen von 925 bis 975 hingegen zeigen einen grossen Rückfall in dürftige und sogar planlose Aufzeichnung, die nur durch die Einschaltung von vier historischen Liedern unterbrochen wird. Die drei ersten, vorzüglich die prächtige Schlacht bei Brunanburh im Jahre 937, haben längst auch von poetischer Seite die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und Earle möchte ihnen jezt den Autor nachweisen. Allein sein Versuch beruht auf völlig unhaltbaren Hypothesen, wenn er p. XXII als Dichter den unter 964 und 975 erwähnten Bischof Cyneweard von Wells bezeich-

Digitized by Google

net und ihn den Sohn des Cynewulf, des bekannten Dichters des Andreas und der Elene im Codex Vercellensis, der gar eine Person mit demselben sein lässt und die poetische Wendung: e Brytene gewöl, wörtlich: »England wallete«, vom Verreisen statt vom Sterben versteht — so durch Cynewulf selber jenen Codex nach Italien wandern zu lassen, während doch längst bekannt ist, dass das Buch erst im Jahre 1818 mit dem Cardinal Guala nach Vercelli kam (s. Vercelli kam »).

Von 978 bis 1001 lässt sich eine distincte Hand verfolgen, die gleichzeitig mit den Ereignissen und noch zu Winchester geschrieben zu haben scheint. Hier bricht sonst die Sammlung G ab, das schon früher als diesen Winchester Annalen nahe verwandt erkannt worden ist. Der Rest von A, also einzelne Aufzeichnungen, die sich zwischen das Jahr 1005 und 1070 vertheilen, ist dagegen ohne Zweifel in Canterbury entstanden. Es sind fast durchweg Fasten der Erzbischöfe mit kurzen Notizen über die Krönung von Knut bis Wilhelm I; unter 1051 ist von Scheidungen des Ersteren zu dem Behufe die Rede. Wahrscheinlich also kam dies Buch bald nach 1001 von Winchester in die erzbischöfliche Bibliothek. Sein ags. Text endet sehr bezeichnend mit der Einsetzung des Romanen Lanfrid und mit der Erzählung von den ersten Priesterabstreit zwischen ihm und Thomas von York. Eine Continuation, die bis auf die Weihe Anselms herabreicht, ist bereits lateinisch abgefasst. Endlich muss noch der lateinische Text D erwähnt werden, der in einer Hand und in einem Sachlaufe des zwölften Jahrhunderts, doch, wie

[1] Quarterly Review LXXV, 398 und Gesch. v. Eng land III, 612.

Digitized by Google

stimmte Anklänge an Kent verräth, weit aufwärts das ganze Manuscript meist nach vorhergegangener Radirung mit modernen Nachträgen bedeckt hat. Earle schlägt vor, ihn als einen eigenen Annalisten mit a zu bezeichnen.

Die Handschriften B. C. D, sämmtlich in der Cottonschen Bibliothek, zeigen eine grosse Verwandtschaft unter sich und ein ähnliches Verhältniss zu A. Sie sind alle erst in der Blüthezeit der ags. Literatur, d. h. im zehnten und eilften Jahrhundert, entstanden, rühren aus der Mitte des Lands her und haben mit A, was bei E und F nicht der Fall ist, den grossartigen Abschnitt von 894 bis gegen 901 gemein.

Ms. B (Tiber. A. VI) reicht bis 977, ist durchweg in einer Hand des eilften Jahrhunderts geschrieben und von Joscelin, dem Secretär des Erzbischofs Parker, als einst dem Kloster St. Augustin in Canterbury gehörend, bezeichnet worden. Sein Original muss wegen einzelner Auslassungen und Zuthaten indess noch ein anderes als die ältere Partie von A gewesen sein. Es fehlt namentlich nicht an sprachlichen Modificationen, wie sie die Consequenz eines Copisten nöthig befindet. Eigenthümlich, nicht in A und nur gemeinsam mit C und D, sind von 902 bis 934 was Earle mit Recht Mercische Annalen, oder die Annalen der Lady Aethelflăd nennt, von ihm besonders ausgezogen p. 269—271. Das einzelne Blatt in Tiber. A. III mit dem Stammbaum der westsächsischen Könige ähnelt bis auf geringe Abweichungen diesem Exemplar, ist aber, wie Ref. König Aelfred S. 20 schon hervorhob und Earle p. XXV noch einmal aus paläographischen Gründen bestätigt, viel wahrscheinlicher einem verloren gegangenen Exemplar zuzuweisen.

Digitized by Google

Ms. C (Tiber. B. I) wird von dem bekannten ags. Menologium und einer Reihe Sprichwörter eröffnet, beide im Stabreim, und vom Herausgeber noch einmal p. XXIX ff. gewissenhaft abgedruckt. Dann folgt die Chronik, die derselbe Joscelin dem Kloster Abingdon in Berkshire zuschrieb, was auch durch einige specielle, nur in dieser Handschrift vorhandene annalistische Aufzeichnungen zu 1044, 1047 und 1048 bestätigt zu werden scheint. Die Annahme wird noch dadurch verstärkt, dass die erste Hand und die gleichmässig abgerundete Sprache bis 1046 herabreichen. Eine eigene, gut geschriebene, inhaltreiche Partie bilden die Jahre 1046 bis 1056, die wie alles Uebrige, dieser Handschrift Eigenthümliche vom Herausgeber natürlich in besonderer Form seinem Text beigegeben wird. Nach einer neunjährigen Lücke folgt eine sehr ausführliche Erzählung der mit dem Jahre 1065 anhebenden Katastrophe bis zur Schlacht bei Stamford Bridge im September 1066. Der Herausgeber weist vortrefflich nach, dass hier der Berichterstatter ein Augenzeuge, und dass er nach dem Dialect, vorzüglich der Rechtschreibung der Personennamen, ein Northumbrier war. Vielleicht ergriff er im Kloster Abingdon selber die Feder. Dem Schreiber des Haupttheils dieser Jahrbücher sollen nach Earle's Vermuthung gleichzeitig ein Exemplar aus Canterbury und eines aus Worcester vorgelegen haben.

Ms. D (Tiber. B. IV) ist ein solches, denn bei aller Verwandtschaft mit C. deuten eine Reihe ihm eigener Angaben auf Worcester hin. Hier zuerst findet sich statt des Stammbaums, mit welchem A. B. C. beginnen, eine geographisch ethnographische Einleitung nach Beda's Hist. Eccles. Angl. Hier zuerst sind in die Annalen

Digitized by Google

des achten Jahrhunderts bis 806 herab Mercische und Northumbrische Elemente, unstreitig Reste dortiger Zeitbücher, die in dem Dänensturm zu Grunde gingen, eingeflossen. Man hat ihre Insertion neuerdings dem Freunde König Aelfred's, Bischof Wereferth von Worcester (873—915), dem Asser die Uebersetzung der Dialoge Gregors des Grossen beilegt, und dem der König eines der noch vorhandenen Exemplare seiner Uebersetzung der Cura Pastoralis desselben Papsts übersendet, zuschreiben wollen: Stubbs, Archaeological Journal LXXV, 236, vgl. König Aelfred, 236. 237. Die älteren Partien des bis 1016 von einer Hand geschriebenen Buchs erinnern noch entschieden an Winchester, im zehnten Jahrhundert dagegen werden specielle, nördliche Daten häufiger. Bis an den Schluss 1079 haben mehrere Hände geschrieben, die bedeutendste vom Jahre 1043 an eine eingehende Zeitgeschichte, die daher der Verfasser nicht versäumt seinem Texte beizufügen. D ist das einzige Exemplar, welches die Schlacht bei Hastings und zwar in elegisch patriotischer Stimmung erzählt. Was noch folgt, ist gleichfalls neu, wird aber theilweise wenigstens von E übernommen. Auch hier hat eine spätere Hand zu 1080 in sonderbarem Dialekt einen Zusatz gemacht, p. 216, von dem schon Ingram bemerkte, dass er sich auf den Aufstand des schottischen Grafen Angus von Murray im Jahre 1180 beziehe.

E (Ms. Bodl. Laud 636) wird als das jüngste, ausführlichste und in mancher Beziehung höchst merkwürdige Exemplar von dem Herausgeber vollständig und parallel mit dem ältesten abgedruckt. Ueber seine Herkunft aus der Abtei Peterborough in Northamptonshire kann kein

Digitized by Google

Zweifel bestehn; vermuthlich wurde es in Folge des grossen Brandes, der dieselbe im Jahre 1116 von Grund aus zerstörte, neu ausgiebig, da derselbe Cogoid bis zum Jahre 1107 geschrieben hat. Bis 892 bleibt ein Buch wie A sein Original, doch sind eine Menge anderer Bestandtheile eingewoben, ausser der geographischen Einleitung und den meisten Gothaischen Annalen des achten Jahrhunderts, die sich schon in D fanden, namentlich einige spätliche lateinische Anzüge aus Beda, Isidor, Reginannalen, deren Herkunft, zumal da sie Karl den Grossen betreffen, Herr Bethe mir nachgehn können. Freilich sind sie sehr corrupt und namentlich in der Chronologie gestört, aber die verschiedenen Jahrbücher, die von Karl handeln, fordern doch zu einer Vergleichung auf, die kaum einen Zweifel lässt, woher sie kommen das Buch kam, das in einem englischen Kloster benutzt wurde. Nach der unter sie einlenden Tabelle wird man zwischen Lorsch (Einhard) und Fulda (Enhard), welches sich für an letzterem Orte benutzten Annales Sithienses (St. Bertin) wählen dürfen, ähnlich der Wortlaut spricht doch am Meisten für Fulda.*)

*) Peterborough 760. Indium regni Kenulf regis.	Lorsch.	Fulda.
778. Karolus in Hispaniam ingressus. Ibi expugnatis omnibus urbibus, quas sibi subdere voluit, ad Caesaraugustam usque pervenit. Sed cum nullum eorum obtinere posset, reversus est.	... Karolus ... Pampelonam ... Hispaniam ... Caesaraugustam ... Sarracenis ...	Carolus cum exercitu Hispaniam ingressus est. Pampelonam ... Caesaraugustam ... Sarracenis ...
781. Pippinus et Ludowicus reges uncti a papa Romae.	... Pippinum ... Ludowicum ...	... Pippinum ... Ludowicum ...
782. Saxones rebellant. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
783. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
784. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
785. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
786. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
787. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
788. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
789. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
790. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
791. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
792. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
793. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
794. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
795. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
796. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
797. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
798. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
799. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
800. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
801. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
802. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
803. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
804. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
805. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
806. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
807. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
808. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
809. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
810. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
811. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
812. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
813. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
814. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
815. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
816. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
817. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
818. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
819. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
820. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
821. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
822. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
823. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
824. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
825. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
826. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
827. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
828. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
829. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
830. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
831. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
832. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
833. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
834. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
835. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
836. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
837. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
838. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
839. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
840. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
841. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
842. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
843. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
844. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
845. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
846. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
847. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
848. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
849. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
850. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
851. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
852. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
853. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
854. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
855. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
856. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
857. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
858. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
859. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
860. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
861. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
862. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
863. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
864. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
865. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
866. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
867. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
868. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
869. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
870. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
871. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
872. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
873. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
874. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
875. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
876. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
877. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
878. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
879. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
880. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
881. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
882. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
883. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
884. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
885. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
886. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
887. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
888. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
889. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
890. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
891. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...
892. Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...	... Karolus ... Saxones ...

digitized by Google

Ausserdem enthält jene frühere Periode schon während des siebenten und achten Jahrhunderts eine Anzahl Interpolationen urkundlicher Art über die Gründung und Ausstattung der Abtei Peterborough, welche nicht nur in der Sprache

Peterborough.	Lorsch.	Fulda.
Sarracenis, per Narbonam Wasconiam Franciam rediit.		Ann. M. H. G. I, 349.
800. Karolus rex imperator factus est et a Romanis appellatus Augustus, qui illos qui Leonem papam dehonestaverant morte damnavit, sed precibus papae morte indulta exilio retrusit. Ipse enim papa Leo imperatorem eum sacraverat.	... iubente ipso hii, qui eundem pontificem anno superiore deposuerunt, in iudicium adducti, et habita de eis quaestione, secundum legem Romanam, ut maiestatis rei, capitis damnati sunt. Pro quibus tamen papa pio affectu apud imperatorem intercessit, nam et vita et membrorum integritas eis concessa est; ceterum pro facinoris magnitudine exilio deportati sunt. Einh. Ann. 801. M. H. G. I, 189.	
810. Karolus cum Niceforo imperatore Constantinopol. pacem fecit.	*pacemque eum Niceforo imperatore .... fecit.* Einh. Ann. M. H. G. I, 198.	*pacemque cum Nisiforo imperatore ... fecit.* Enh. Fuld. Ann. M. H. G. I, 355.
812. Cireneius Karolo imperatori legatos suos cum pace mittit. Karolus imperator obiit.	Niciforus imperator ... legatos imperatoris Karoli, qui ad Niciforum missi fuerunt, in Constantinopoli suscepit et absolvit etc. Einh. Ann. M. H. G. I, 199.	Qui legatos Karoli ad Niciforum missos Constantinopoli audivit et absolvit; cum quibus et *suos legatos* direxit, et *pacem* a Niciforo incoeptam confirmavit. Enh. Fuld. Ann. M. H. G. I, 355.

Digitized by Google

des zwölften Jahrhdts., sondern auch stofflich di Merkmale der Fälschung an sich tragen. Auffallen mager, nur hier und da von einigen Notize über nordische Angelegenheiten, über die Stifts geschichte und einzelnen Versen unterbrochen ist in diesem Exemplar das ganze Jahrh. vo 892 bis 991 ausgefallen. Die grosse älfredini sche Periode scheint schon halb vergessen. Erst später hebt sich die Erzählung bis gegen 1075 zu einem gleichmässigen Fluss, in welchen aber, lediglich von dem Bedürfniss des Excerpirens geleitet, die Materien aus einem Exemplar wie C (Abingdon), einem anderen wie D (Worcester) und einem dritten, von dem wir sonst keine Spur haben, zusammenströmen. Originale Partien zur Stiftsgeschichte finden sich besonders unter 1066, 1069 und 1070. Von 1075 bis 1090 folgt wieder ein ganz vortreffliches Stück Zeitgeschichte, dem Earle seinen eigenen Verf. zuschreibt, der, pathetisch aus vollem Herzen klagend, stets in erster Person schreibt, ein alter Mann gewesen und seine Aufzeichnungen noch in Worcester gemacht haben müsse; es ist derselbe, von dem die berühmte Schilderung des Eroberers aus persönlicher Bekanntschaft herrührt: ðe him onlocodan and oðre hwîle on his hirede wunedon, p. 221. Die Ansetzung eines eigenen Abschnitts von 1091 bis 1121 wird durch den nur hier wiederkehrenden Sprachgebrauch bei Zeitbestimmungen on mong þam, on mang þisum gerechtfertigt, während die Materien und selbst das Englisch von Worcester und Peterborough noch immer erkennbar durch einander laufen; auch wird über Witterung, Wassersnoth, astronomische Erscheinungen so wie über die Hoftage an den grossen Kirchenfesten mit bemerkenswerther Regelmässigkeit berichtet. Das

Digitized by Google

Jahr datirt, während es früher vereinzelt mit dem 25. März anhob, von Weihnachten, aber auch gelegentlich vom 1. Januar, so dass auch im Kalender Alles bunt durch einander geworfen zu sein scheint. Die Jahre 1122 bis 1131, die erste Continuation dieser Handschrift, umfassen reine Peterborough Annalen, in denen der Inhalt von vorwiegend localem Interesse und der Dialect stark provinciell wird. Die letzte Fortsetzung bis 1154 zeigt noch grösseren Verfall der Sprache, die sich durchaus zum mittelalterlichen Englisch verflacht hat, und selbst die eigenthümliche Form der ags. Buchstaben verschwindet, denn th ist ebenso häufig wie đ oder das ältere þ. Fast mit einem ohnmächtigen Seufzer bei Gelegenheit einer Localnotiz verlischt dieses späteste Stück ags. Geschichtschreibung wohl nicht von ungefähr in den marschigen Niederungen des Ostens, wo sich die von den Normannenkönigen geächteten sächsischen Grundherren am Längsten behaupteten, zu einer Zeit, wo überall anderswo das vernaculare Idiom bereits von der lateinisch geschriebenen Historie vertrieben war. Das ganze Exemplar ist weit mehr als seine Vorgänger eine Compilation in der Weise der späteren in England so häufigen Flores Historiarum; im Gegensatze zu den älteren, die man national nennen könnte, tritt hier schon stark die monastische Anlage hervor.

Ms. F Cotton. Domitian A. VIII) ags. mit lateinischer Uebersetzung Jahr für Jahr, durchweg von einer der Interpolation a ähnelnden Hand des zwölften Jahrhunderts geschrieben, bricht plötzlich mit dem Jahre 1058 ab. Die doppelte Sprache und ein gelegentliches Wort aus dem Französischen charakterisiren die merkwürdige Uebergangsperiode. Die wenigen eigen-

Digitized by Google

thümlichen Daten weisen nach Kent und nach der Kathedrale insbesondere.

Ms. G, von dem nur ein Rest, die Jahre 837–871 aus dem im Feuer zerstörten Ms. Cotton. Otho B. XI. gerettet worden, stammt aus dem eilften Jahrhundert. Es liegt glücklicherweise der ersten Ausgabe, Wheloc 1643, zu Grunde, aus der sich abnehmen lässt, dass es der ersten Reihe A. B. C. D. weit näher verwandt war als der jüngeren E. F. Am nächsten steht ihm A, so dass Earle zu der Annahme neigt, es möge eine im Scriptorium der Kathedrale von Canterbury angefertigte Copie der Winchester Annalen sein, denn ausser in der Orthographie sind die Abweichungen in der That kaum nennenswerth.

Alle übrigen früher angenommenen Spuren noch anderer Exemplare haben sich bei genauerer Nachforschung als leere Vermuthung ausgewiesen.

Sehr dankenswerth sind die knappen, gründlichen Untersuchungen, welche der Herausgeber über das Verhältniss mehrerer lateinischen Autoren zu den ags. Jahrbüchern seiner Einleitung einverleibt hat. Von Asser war schon die Rede. Aethelweard am Ende des zehnten Jahrhunderts hatte Annalen dieser Art vor sich; welche aber, und wie weit er sie ausgeschrieben, lässt sich bei seinem schwülstigen, überaus verderbten Stil nicht entdecken. Florenz von Worcester dagegen, der 1118 starb, verdankt ihnen die bedeutendsten Abschnitte seiner Chronik, und zwar gerade Exemplaren, wie D (Worcester) und E (Peterborough), welch letzteres ja theilweise, vielleicht bis 1107, auch von Worcester entlehnte. Er hatte dasselbe, an einzelnen Stellen ihm schon ganz wie uns schwer verständliche Säch-

Digitized by Google

sisch vor sich, das er natürlich hier und da erweiterte, oder mit eigenen Zuthaten versah. Bei Simeon von Durham lässt sich wenigstens zwischen 735 und 802 auf northumbrische, uns verlorene Annalen schliessen. Die antiquarischen, mythologischen und poetischen Neigungen Heinrich's von Huntingdon sind schon oft hervorgehoben worden; mit diesen gründete er sein Geschichtsbuch so sehr auf die vernacularen Annalen, dass er selbst die historischen Lieder in lateinischer Nachbildung wiederzugeben suchte. Er zeigt die ganze Vorliebe des Engländers für seine nationale Vergangenheit, aber auch charakteristischen Mangel an Kritik. Merkwürdigerweise endet sein Werk ebenfalls wie Ms. E mit dem Jahre 1154. Sein Zeitgenosse Wilhelm von Malmesbury endlich und die späteren, die ihn nachbilden, weichen durchaus von der alten Form der Zeitbücher ab und wenden sich einer mit den Normannen herüber gekommenen kunstgerechteren Geschichtschreibung zu. Hierdurch, durch die nationalen Gegensätze und die literarische Herrschaft der Kirche ist es geschehen, dass nicht nur die Aufzeichnungen im alten heimathlichen Idiom in Verachtung und Vergessenheit geriethen, sondern dass in dem England der Plantagenets alle directe Kunde über das ags. Zeitalter verscholl.

Auch wir würden über die Geschichte des germanischen Englands etwa aus Matthaeus von Westminster oder selbst Wilhelm von Malmesbury nicht mehr wissen als die Zeitgenossen der Reformation und sogar mit Hülfe des Florenz von Worcester oder Heinrichs von Huntingdon das eigentliche Leben der Angelsachsen schwerlich erfassen, wenn nicht unter Elisabeth, seit Erzbischof Parker und seine Genossen die alten,

Digitized by Google

in den aufgehobenen Klöstern auftauchenden Co dices zu sammeln begannen, ein Zeitalter ags Renaissance eingetreten wäre, um auch diese un mittelbaren Reste der Vergangenheit zu durch dringen. John Milton konnte aber, wie er durch seinen Freund Junius mit der epischen Dichtung Cädmon's bekannt geworden sein wird, für seine Geschichte der Angelsachsen schon die von Wheloc edirten Annalen benutzen, deren treuer Abdruck wenig, deren Interpretation um so mehr zu wünschen übrig liess. Gibson, schon weit mehr Sprachkenner, legte in der Ausgabe von 1692 zwar E zu Grunde, zog aber A, eine Abschrift von B. F und G heran, um wie bei einem klassischen Autor mit Hülfe verschiedener Handschriften einen Text zu construiren. Dasselbe Princip befolgte Ingram 1823, indem ihm noch die wichtigen Handschriften B. C. D zu Gebote standen. In dem Foliobande der Mon. Hist. Brit. von 1848 finden sich bekanntlich die Anglosaxon Chronicles bis zum Jahre 1066 nach einem halb vermischten, halb parallel gehaltenen Text, der indess Uebereinstimmung und Abweichung der einzelnen Exemplare bereits wieder hervorhob. Einen bedeutenden Fortschritt machte dann, wie oben schon bemerkt, B. Thorpe, der gleich seinen beiden Vorgängern auch eine englische Uebersetzung und, er zuerst, neben den nöthigsten kritischen Fingerzeigen einen brauchbaren Index der nomina propria hinzufügte. Der gegenwärtigen Arbeit Earle's mag eine gewisse Willkür in der Wahl der beiden Handschriften und hie und da etwas künstliche Einschachtelung der Excerpte aus den übrigen in seinen oft drei- oder gar vierfach über einander gestülpten Seiten vorgeworfen werden, er hat aber dennoch im Princip durch die parallele Gegenüberstellung

Digitized by Google

der Mss. Parker und Laud die richtige Methode getroffen, um dem Leser ohne etwas Wesentliches zu unterdrücken die Anschauung zu gewähren, dass in diesen Jahrbüchern zwar sehr verwandte literarische Erzeugnisse vorliegen, dass sie aber in Ort und Zeit viel zu weit auseinander gehen, um sie gewaltsam zu einem Buche zu verschmelzen.

Seine Texte sind mit ungemeiner Sauberkeit hergestellt, die Referenzen überaus sicher. Die umfangreichen Noten hinten im Anhang und das Glossar zu jeder Wortform in A und E sind in philologischer, historischer und topographischer Beziehung meisterhaft gearbeitet und enthalten den reichsten Schatz von Belehrung, der uns Deutschen um so willkommner sein muss, als der gelehrte und gewissenhafte Verf. fast auf jeder Seite andeutet, wie viel seine Landsleute neben ihren Kemble und Thorpe unseren Grimms und Lappenberg verdanken. Earle's Arbeit in dem von der Oxforder Universitätsdruckerei sehr schön und bequem ausgestatteten Bande wird kaum verfehlen auch bei uns das Studium der ältesten historischen Prosa in germanischer Sprache vom philologischen Gesichtspuncte so gut wie zu historischen Zwecken, da ja auch der Inhalt mannigfach die Geschichte des Continents und selbst die Deutsche berührt, von Neuem anzuregen.

Tübingen. R. Pauli.

Illustrated Catalogue of the Museum of Comparative Zoology at Harvard College. Published by order of the Legislature of Massachusetts. No I. Ophiuridae and Astro-

phytidae by Theodore Lyman — No. North American Acalephae by Alexander Agassiz. Cambridge, for sale by Sever and Francis 1865. VIII und 200 Seiten mit Holzschnitten und 2 Kupfertafeln — XIV und 234 Seiten mit 360 Holzschnitten, gr. Octav.

Es ist eine der Hauptaufgaben der grossen Museen durch die Verarbeitung des ganzen vorhandenen oder zugänglichen Materials eine möglichst vollständige Uebersicht der bisher bekannten Formen des Thierreichs zu liefern und damit eine Arbeit zu leisten, welche überhaupt nur mit grossen Mitteln auszuführen ist und an der der einzeln stehende Zoolog nur geringe Beiträge zu liefern vermag. Jeder practisch arbeitende Zoolog wird daher mit Dank der in diesem Sinne entfalteten Thätigkeit des Britischen Museums gedenken, wenn auch mehrere der von diesem grossartigen Institute herausgegebenen Cataloge dem Specialforscher zu manchen Anstellungen Veranlassung geben mögen. So wenn nun viele der alten und reich ausgestatteten zoologischen Museen diesem Theil ihrer Aufgabe nachkommen und oft nur mit der Beschreibung einzelner neuer oder interessanter Thierformen hervortreten, um so mehr muss es unsern Beifall erwecken, wenn eins der neusten dieser Institute auch in dieser Hinsicht in ausgezeichneter Weise thätig ist.

Das Museum of Comparative Zoology in Cambridge bei Boston welches sich unter Agassiz Leitung eines überaus grossartigen Aufschwungs erfreut, gebietet allerdings auch nach unseren Verhältnissen über ganz ausserordentliche Mittel. Nach dem letzten mir vorliegenden Jahresberichte wurden dafür im Jahre 1864 2421

Digitized by Google

Dollar verausgabt, von welcher Summe nur 6250 Dollar aus Privatquellen kamen, das übrige aber aus öffentlichen Fonds floss. Der Staat von Massachusetts bewilligte vor einigen Jahren zu einer besseren Einrichtung des Museums 100000 Dollar, von welcher Summe allein im Jahre 1863 über 67000 Dollar ausgezahlt wurden und setzte überdies 10000 Dollar aus für die Herausgabe der illustrirten Cataloge, von denen nun zwei Bände vor uns liegen.

Alle diese grossen Summen wurden bewilligt zu der Zeit wo der gewaltige Bürgerkrieg alle Staaten der Union völlig niederzudrücken schien und wo, wie L. Agassiz sagt, in einem weniger erleuchteten Staate die materiellen Sorgen die ausschliessliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben würden. »Liberalität, sagt aber der Gouverneur John Andrew in seiner Adresse an den Senat und das Haus der Abgeordneten des Staats Massachusets am 6. Januar 1864, gegen alle Institute der Wissenschaft und Kunst, welche den Geist entwickeln und die Civilisation befördern, ist unser höchstes Interesse und muss unsere liebste Pflicht sein. Ein Staat welcher freigebig und weise zur Entfaltung der materiellen Hülfsquellen seine Mittel aufwendet durch künstliche Verbesserungen, durch Beförderung der geistigen Fähigkeiten seines Volks, durch Ermunterung des Geistreichen zu Versuchen, des Strebenden seine Schwingen zu erproben, des Eifrigen die Geheimnisse der Wissenschaft zu ergründen, muss mit Nothwendigkeit glückselig und gross werden. In solchen Dingen heisst karg thun arm sein und freigebig sein reich werden. Das was nur sparsam ist für den Einzelnen dessen Unternehmen von den Zufälligkeiten einer einzigen Lebenszeit abhängt, wird

Digitized by Google

eng und kurzsichtig für den Staat der alle Ver hältnisse, alle Macht von Millionen Menschen all ihre Besitzthümer und eine unbegränzte Ze in sich vereinigt«.

Bei solcher Liberalität von Seiten des Staat und vielfach zuströmenden Hülfsquellen aus de Händen der Privaten steht Agassiz in seine Museum, man muss es gestehen, einer gewalti gen Aufgabe gegenüber, welche er aber mit sei ner grossartigen Thätigkeit und unterstützt be sonders von seinem Sohne Alexander, der i ausgezeichneter Weise den Spuren seines Vater folgt, und von vielen andern trefflichen Arbeiter des Museums wie Lyman, Verrill, Clarke Putnam, Stimpson u. A. mit Leichtigkeit z lösen scheint. In sehr freigebiger Weise theil das Museum von den Schätzen seiner Doublette anderen Instituten in Europa mit und erstreb dafür authentische Exemplare der bei uns be schriebenen Thiere zu erhalten, »damit nach und nach die wissenschaftliche Tradition der alte Welt nach Amerika verpflanzt wird«.

Ein ganz besonderes Verdienst erwirbt sich nun neuerdings das Museum in Cambridge durch die Herausgabe der illustrirten Cataloge, von de nen bisher die beiden oben verzeichneten Bände erschienen sind. Der erste Theil enthält die Ophiuren oder Schlangensterne bearbeitet von Herrn Th. Lyman, der sich schon seit längerer Zeit mit der Systematik dieser Thierordnung beschäftigt hat. Es sind hier alle Ophiuren der Küsten Nord- und Südamerikas, welche in den Sammlungen des Museums in Cambridge und der Smithsonian-Institution in Washington enthalten sind genau beschrieben und wenn nöthig abgebildet, während über die Arten von den übrigen Theilen der Welt nur kurze Bemerkun-

Digitized by Google

gen mitgetheilt oder sie auch nur namentlich aufgeführt werden.

Nach einer Uebersicht der Literatur folgt eine für die Anordnung einer Sammlung sehr willkommene Zusammenstellung aller bisher bekannten Ophiuriden (34 Gattungen, 182 Arten*) mit den Hauptsynonymen und den Fundorten. Dann wird kurz die geographische Verbreitung dieser Küstenthiere erläutert, wobei sich eine grosse Uebereinstimmung mit der besonders aus der Verbreitung der Mollusken bekannten Thatsachen ergiebt. So zeigt sich deutlich eine nordatlantische Fauna, welche südlich bis zum Mittelmeer und in Amerika bis zum Cap Cod reicht, während von da an die Faunen der Ost- und Westküste des atlantischen Meeres streng geschieden sind. Südlich von dieser Provinz kommt in Amerika eine an Ophiuren arme bis nach Südkarolina reichende und darauf die so reiche der Antillen und des mexikanischen Golfes. An der Westseite Centralamerikas zeigt sich eine besondere aber manche denen der Ostküste analoge Formen enthaltende Fauna. Eine gewaltige Provinz bildet das Stille und Indische Meer von den Sandwich Inseln an bis zum Rothen Meer und Zanzibar und bietet charakteristische und allgemein verbreitete Formen dar. Die Faunen Südamerikas, Afrikas und Australiens werden von Lyman aus Mangel an Material nicht weiter bezeichnet.

Eine Uebersicht zum Bestimmen der Gattungen fehlt, dagegen werden bei jeder einzelnen Gattung die Arten in tabellarischer Form nach ihren einfachsten unterscheidenden Merkmalen aufgezählt. Bei jeder amerikanischen Art ist

*) Im Göttinger Museum sind nur 30 Arten in 14 Gattungen von Ophiuren aufgestellt.

dann nach der Synonymik eine kurze Diagnose und darauf eine genaue Beschreibung gegeben. Weiter werden die Varietäten der Art erläutert, die Unterschiede derselben von leicht zu verwechselnden andern Arten angegeben, die Localitäten und endlich die in den beiden Sammlungen aufgestellten Exemplare aufgeführt. So sind im Ganzen 105 Arten in 26 Gattungen behandelt, von denen 5 Gattungen und 26 Arten neu sind, sodass auch in dieser Hinsicht der Catalog ein unentbehrliches Werk bildet.

In dem zweiten Bande des Illustrirten Catalogs behandelt Alex. Agassiz die Nordamrikanischen Acalephen, zu deren Kenntniss sein Vater besonders in dem vierten Bande seiner Contributions schon so wichtige Beiträge geliefert hatte. Ein grosser Reichthum von Holzschnitten (360), welche der Verf. grösstentheils selbst gezeichnet hat und die mit weissen Linien im schwarzen Grunde hergestellt sind, erläutert die Mannigfaltigkeit der Formen. Eine grosse Zahl dieser Holzschnitte ist nach den sehr vergrösserten Zeichnungen entworfen, welche L. Agassiz von den kleinen oder nur unvollkommen in Sammlungen aufzubewahrenden Thieren hat ausführen lassen, um sie im Museum zu Cambridge aufzustellen.

In der Eintheilung der Classe der Acalephen folgt Alex. Agassiz ganz seinen Vater und nimmt zunächst drei Ordnungen an, Ctenophorae, Discophorae und Hydroidae, von denen die letzteren in sechs Unterordnungen, Sertulariae, Tubulariae, Diphyae, Physophorae, Porpitae und Tabulatae, die Discophoren in fünf Unterordnungen Rhizostomeae, Semaeostomeae, Haplostomeae, Trachynemidae und Lucernariae zerfallen. Wie schon erwähnt enthält der Catalog

Digitized by Google

nur die nordamerikanischen Arten und von diesen sind die vom Vf. nicht selbst genau untersuchten nur namentlich mit ihrer Synonymik aufgeführt, während bei den übrigen, welche die Mehrzahl bilden, eine sehr genaue Beschreibung gegeben wird. Ueberall sind hier auch die feineren Verhältnisse der Anatomie und die in dieser Thierklasse auch für die Systematik wichtige Entwicklungsgeschichte ausführlich berücksichtigt.

Hier wären eine grosse Zahl von Beobachtungen des Verf. anzuführen, wo er entweder andere Forscher, besonders seinen Vater ergänzt oder ganz neue Beiträge liefert. Ich erwähne hier nur als Beispiel die Beobachtungen, welche über die Entwicklung der Siphonophore Nanomia cara mitgetheilt werden. Die jüngsten freischwimmend angetroffenen Zustände stellen einen länglichen durchsichtigen Körper dar, in dessen einem etwas angeschwollenen Ende ein grosser Oeltropfen befindlich ist und Agassiz zweifelt nicht, dass diese Jungen direct aus dem Ei, wie es Gegenbaur beobachten konnte, hervorgehen. Während sich nun der Körper des Jungen etwas verlängert, treten unter dem Oeltropfen mehrere Knospen auf, welche sich allmählig zu Polypen, Schwimmglocken u. s. w. entwickeln. Eine dieser Knospen wächst besonders, öffnet sich an ihrem Ende und stellt den ersten Polypen dar, an dessen Basis dann bald die Fangfäden hervorsprossen und andern Knospen zu deutlichen Deckstücken werden, wobei der Stamm selbst immer noch ganz kurz bleibt und die Schwimmglocken noch eine sehr rudimentäre Ausbildung zeigen, wogegen der Oeltropfen sich ausserordentlich vergrössert hat. So sehen wir in der Entwicklung dieses Geschöpfes allmäh-

lig die Hauptcharactere der drei Abtheilungen der Siphonophoren auftreten. Zuerst hat der Schwimmaparat (Oeltropfen oder Luftblase) die höchste Ausbildung und die übrigen Organe erscheinen als blosse Anhänge desselben, wie bei Porpita, Velella, Physalia, weiter sind zahlreiche Schwimmglocken mit hoch entwickelten Organen an einem Stamm vereinigt, wie bei Forskalia Agalma u. s. w. und endlich findet man die am höchsten ausgebildeten Schwimmglocken mit vereinzelt am Stamm stehenden Organgruppen, wie bei Diphyes.

In dem Abschnitt über die geographische Verbreitung der nordamerikanischen Acalephen führt der Verf. für die einzelnen Faunengebiete, die durch besondere Formen und eine eigenthümliche Combination der dort auftretenden Arten von einander unterschieden sind, alle dort beobachteten Spezies an. Es sind dies die Faunen des Nordpacifik (Kamtschatka bis Sitka) mit 18 Arten, des Golfs von Georgia (Wash. Terr.) mit 22 Arten, von San Francisco mit 20 Arten, von Westindien mit 22 Arten, von Florida Reef mit 28 Arten, von Charleston S. C. mit 44 Arten, von Buzzard Bay und Long Island Sound mit 44 Arten, von Massachusetts Bay mit 80 Arten, von der Nordküste von Maine, Grand Manan und Eastport mit 48 Arten, von Nova Scotia mit 30 Arten, und endlich von Grönland mit 32 Arten.

Beide dieser Illustrirten Cataloge bilden so wichtige und willkommene Beiträge zu unserer Wissenschaft, dass wir dringend die Hoffnung aussprechen, das Museum in Cambridge möge uns recht bald mit einer Fortsetzung dieses wichtigen Unternehmens, zunächst wohl bezüglich auf die übrigen Classen der Echinodermen

Digitized by Google

und auf die Corallen, von denen es so ausserordentliche Reichthümer enthält, beschenken.

Keferstein.

Reisen durch Süd-Amerika von Johann Jacob von Tschudi. — Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Erster Band. Leipzig F. A. Brockhaus 1866.

Bekanntlich hat der allgemein als kühner Reisender, trefflicher Beobachter und ausgezeichneter Schriftsteller geschätzte Herr von Tschudi schon früher mehre Reisen in Süd-Amerika, gewissermassen dem Lande seiner Wahl, ausgeführt und geschildert. Es ist durch vielseitige Zeitungs-Nachrichten eben so bekannt geworden, dass er schon seit 1857 abermals von seinem Tusculanum »Jakobihof« bei Wien aufbrechend, wieder zu diesen Gegenden ausgezogen war und dort neue Forschreisen, diess Mal vorzugsweise in Brasilien angestellt, so wie dass er in den Jahren 1860 und 1861 als ausserordentlicher Gesandter der Schweizerischen Eidgenossenschaft am Hofe des Kaisers Dom Pedro II. in Rio Janeiro verweilt hatte. Mit Recht sah man seit seiner 1862 erfolgten Rückkehr in Europa begierig seinen Auslassungen über seine neuen Erfahrungen und Beobachtungen entgegen. Endlich ist der erste Theil des lange erwarteten Werkes erschienen, und verheisst uns zugleich die baldige Nachfolge von drei ferneren Theilen, mit denen das Ganze abgeschlossen werden soll.

Der vorliegende Theil giebt uns das Tagebuch der Seereise von Hamburg nach Rio Janeiro, eine Schilderung dieser merkwürdigen

Digitized by Google

schaft und ihres auch in den letzten Jahre wieder so bedeutenden Wachsthums und Fort schritts. Ueberraschend gross steht sie da durch die Anzahl und treffliche Einrichtung ihre Humanitäts-Anstalten, ihrer Krankenhäuser, Ir ren- Blinden- und Taubstummen-Institute, von denen einige so »bewährte und zweckmässige Einrichtungen haben, wie man sie nur bei Anstalten ersten Ranges trifft«. Aber noch unerwarteter, neuer und zugleich erfreulicher erscheinen die Mittheilungen des Verfassers über den jetzigen Zustand der Volks-Schulen in Brasilien; »kein Europäischer Staat«, sagt er, »hat in so kurzer Zeit so viel für Volksschulen gethan wie Brasilien«, und er bestätigt den merkwürdigen Ausspruch des ausgezeichneten Englischen Naturforschers Bates, der 11 Jahre lang den Amazonenstrom bereiste und versicherte: »dass es in diesen entlegenen Gegenden kaum ein Dorf gäbe, das nicht seine Primärschulen besässe und dessen Lehrer nicht den nämlichen Gehalt bezögen, wie die Geistlichen, nämlich circa 1800 Franken« (S. 145). Während die Französische Regierung zum Elementarunterricht auf je 6 Individuen der Gesammtbevölkerung ihres Landes jährlich einen Franken ausgiebt, fällt in Brasilien so viel schon auf 4,7 Staatsbürger. Allerdings werden diese merkwürdigen Lobsprüche durch die nachfolgenden Bemerkungen über die Unlust der Brasilianer zum Lehr-Amte, über die geringe Concurrenz zur Besetzung der Lehrerstellen, und über die häufige Vakanz derselben etwas abgeschwächt. Real-Schulen giebt es in allen grossen Ortschaften Brasilien's, und seit einiger Zeit in Rio de Janeiro zwei öffentliche zahlreich besuchte Gymnasien (bei denen auch die deutsche

Digitized by Google

Sprache unter die Lehrgegenstände aufgenommen ist) und eine grosse Anzahl von Privat-Erziehungs-Instituten für Knaben und Mädchen. Endlich auch für die höheren Studien zwei Fakultäten (keine Universität), unter denen die medicinische einen ehrenvollen Platz einnimmt. Auch andere wissenschaftliche Institute blühen. Die National-Bibliothek zählt 100,000 Bände, erfreut sich einer Dotation von jährlich 10—12 Conto de Reis (circa 9 bis 10,000 Thaler Pr. Ct.), steht unter der Leitung eines gelehrten französischen Benediktiner-Mönchs und ist dem Publikum an allen Werktagen von 9 bis 2 Uhr geöffnet. Vor 30 Jahren zählte Rio de Janeiro 3—4 Buchhandlungen, jetzt (im Jahre 1863) hat es deren 15. Unter ihnen ist die bedeutendste die im Jahre 1827 von einem Deutschen, Herrn Eduard Lämmert, begründete. Das Haus Lämmert ist das erste, welches den Buchhandel in Süd-Amerika auf deutsche Weise betrieb und bis in die entferntesten Provinzen des grossen Reichs Verbindungen anknüpfte. Die mit dieser Buchhandlung verbundene Druckerei druckt durchschnittlich per Tag 24000 Bogen oder jährlich 6—8000 Ries Papier, und die Buchbinderwerkstätte dieses Etablissements fertigt jährlich 4—5000 Bände und 13—14000 Broschüren (S. 151—152). Die Zahl der verschiedenen Verlags-Artikel betrug 1862 340 grössere und kleinere Schriften, darunter manche Prachtwerke und die Uebersetzungen verschiedener deutscher Bücher in's Portugiesische, welche das Haus Lämmert besorgen liess. Eine jährlich wiederkehrende Publikation von anerkannter Wichtigkeit ist der in diesem Verlag erscheinende »Handels- und Industrie-Almanach von Rio de Janeiro«, der viele populäre, belehrende und in jedem

Hause willkommene Mittheilungen bringt und jetzt jährlich in 80,000 Exemplaren im Reich verbreitet wird.

Auffallend und für das geistige Leben von Rio de Janeiro charakteristisch ist die ausgesprochene Neigung zur Bildung von Vereinen. Ausser einer Menge von Dampfschifffahrts-, Strassen-, Kanalbau-, Gas-, Omnibus-, Wasserversorgungs-Compagnien, und zahllosen religiösen Corporationen, Wohlthätigkeits-, Musik-Vereinen und Clubs, giebt es eine Reihe von Gesellschaften von rein wissenschaftlicher Tendenz unter Juristen, Aerzten, Apothekern, Schriftstellern, eine philosophische, mehre literarische, pädagogische und polymathische, statistische Gesellschaften, dessgleichen für schöne Künste, für Ackerbau und endlich eine ganz grossartige zur Unterstützung der National-Industrie. Die meisten dieser Gesellschaften haben ein eigenes Organ zur Veröffentlichung der Arbeiten ihrer Mitglieder, fast alle sind erst innerhalb des letzten Decenniums in's Leben getreten. Den hervorragendsten Platz unter diesen Vereinen durch seine wissenschaftlichen Leistungen nimmt das historisch-geographische Institut ein. Dasselbe steht unter der speciellen Protektion des jetzigen Kaisers Dom Pedro II., der regelmässig den Sitzungen beiwohnt, sich häufig an den Debatten betheiligt und für dasselbe einen Saal in seinem Kaiserlichen Palaste in Bereitschaft hält. »Brasilien hat längst eine selbstständige, durchaus originelle Literatur, die auf brasilianischem Boden vor 200 Jahren entsprosste, sich stätig und glänzend entfaltet hat, und eine Reihe ausgezeichneter Namen als Dichter und Prosaiker zählt, berühmte Männer, so weit die Portugiesische Sprache verstanden wird, und deren

Digitized by Google

Werke auch in andern Ländern zum Theil die weiteste Verbreitung verdienten«. In Deutschland sind sie kürzlich durch die treffliche Arbeit des berühmten Kenners der Romanischen Sprachen, Hr Dr. F. Wolf in Wien, (»Geschichte der brasilianischen Literatur«) etwas besser bekannt geworden. Auch die Journalistik in Rio de Janeiro hat sich eine den grossartigen Dimensionen der Hauptstadt, den ausgedehnten und wichtigen Handels-Verhältnissen, dem Centralpunkte einer constitutionellen Monarchie mit freiester Presse, und einem sich immer mehr und mehr entwickelnden wissenschaftlichen Leben entsprechende Stellung errungen (S. 164). Die eigentliche Seele, oder jedesfalls der Hauptförderer dieser ganzen so merkwürdigen geistigen Regsamkeit in Brasilien scheint der schon bezeichnete kaiserliche Präsident der historisch-geographischen Gesellschaft Dom Pedro II., ein höchst aufgeklärter Fürst, dessen Leben und Charakter der Verf. eingehend und in äusserst anziehender Weise schildert (S. 216 fgg.) und von dem er unter Anderm sagt, er sei ein Mann von rastloser Thätigkeit und äusserst regelmässiger Lebensweise, der in vielseitigem und zugleich gründlichem Wissen von keinem seiner Unterthanen übertroffen werde. Er präsidirt den Minister-Conferenzen mit grösster Pünktlichkeit, pflegt mit ihnen um 7 Uhr Abends zu beginnen und entlässt seine Räthe zuweilen erst in der frühen Morgenstunde. Er ist der treueste und gewissenhafteste Hüter der Constitution, und alle anticonstitutionellen Gedanken und Anwandlungen, die zuweilen in seiner Umgebung aufsteigen, haben in ihm den entschiedensten und ehrlichsten Opponenten gefunden. Dom Pedro II. ist kein Monarch in Uniform. Er zeigt keine Vor-

Digitized by Google

liebe für militärisches Schaugepränge und Para den. Er hat sich immer geweigert, von de Kammern eine Vermehrung seiner sich auf 80 Contos de Reis belaufenden Civilliste zu beanspruchen. Um seinen grossen Wohlthätigkeitssinn bethätigen zu können, hat er seinen Haushalt auf so bescheidenem Fusse eingerichtet dass man sich in dieser Hinsicht von gewisser Seiten schon einige spöttische Bemerkungen erlaubt hat. — Er liebt körperliche Bewegung ist ein kühner Reiter, ein gewandter Fechter und geübter Billardspieler. Seine von Regierungsgeschäften freie Zeit widmet er hauptsächlich wissenschaftlichen Studien und beschäftigt sich mit grosser Vorliebe mit neueren Sprachen Geschichte, Archäologie, Mathematik und Astronomie. Es ist zu beachten, dass ein so vortreffliches Zeugniss diesem Regenten von einem bei ihm akkreditierten Diplomaten, der ihn häufig in der Nähe sah, gegeben wird, und es verdient dasselbe wohl in einer an solchen Regenten nicht überflüssig reichen Zeit in diesen Blättern niedergelegt zu werden. Recht glücklich ist es dass Dom Pedro II., auf den schon in seinem 6ten Jahre die Kaiserkrone Brasiliens überging, noch heute im kräftigsten Mannesalter steht und demnach voraussichtlich noch lange seine hohen Funktionen ausüben kann.

Es ist natürlich unmöglich, dass ein Besucher und Schilderer Brasiliens sich nicht auch eine Ansicht über die Neger- und die Sklavenfrage bilde und dieselbe ausspreche. Was Hr von Tschudi (S. 178 fgg.) darüber sagt, enthält wiederum manche neue und interessante Bemerkung, z. B. die, dass es Aerzte in Rio giebt, die oft brillante Geschäfte dadurch machen, dass sie kranke Neger billig kaufen, dieselben pfle-

Digitized by Google

gen, heilen und dann wieder theurer verkaufen, dann aber insbesondere das höchst merkwürdige und scheusliche Treiben der sogenannten »Capoeiras« (Geflügel-Diebe), das noch in keinem über Brasilien handelnden Werke besprochen wurde, über das aber der Verf. von Polizei-Beamten und andern wohlunterrichteten Männern die nöthigen Aufklärungen bekam. Es ist uns hier unmöglich, diese afrikanischen Ungeheuerlichkeiten näher zu schildern. Psychologen und Ethnographen werden aber mit Interesse lesen, was der Verfasser darüber beibringt (S. 190 fgg.).

Im dritten Kapitel behandelt der Verfasser die deutsche Colonie Petropolis in der Sierra da Estrella in der Nähe der Residenz und das Kaiserliche Lustschloss daselbst, und theilt uns in unpartheiischer Weise die wenig anziehende Geschichte jener Ansiedlung mit, mit der sich seiner Zeit auch viele deutsche Blätter beschäftigten. — Im vierten und letzten Capitel sehen wir den Verf. endlich in's Innere abreisen und sich unter Bestehung von allerlei Abenteuern und Hindernissen langsam seinem Ziele, der Provinz Minas Geraes, zubewegen. Er giebt uns in seiner Reiseschilderung eine fast erschöpfende Kunde über Alles, was ihm unterwegs aufstiess, über den Zustand der Wege, über Wege-Reformen und Eisenbahn-Projekte, die Wetterphänomene, über alle Personen, die ihm begegnen, über jedes Nacht-Quartier, und die Beschaffenheit aller passirten Dorfschaften und Kaffeeplantagen, ihre Besitzer und deren Schicksale, so dass wir bei der anerkannten Wahrheitsliebe, Urtheilsfähigkeit und Darstellungsgabe des Verfassers ohne Zweifel ein sehr treues und vollständiges Bild des Innern von Brasilien und seiner Ver-

hältnisse erhalten. Besonders interessant wird sein Bericht, wo er die ganze Summe seiner über irgend einen speciellen Gegenstand gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zu einem überschaulichen Bilde zusammenfasst, wie er es z. B. (S. 288 ff.) bei einer Schilderung des Lebens und Thun und Treibens der »Tropas« (Maulesel-Karawanen) und »Tropeiros« (oder Arrieros) thut. Er hat Gelegenheit gehabt, diese merkwürdigen Karawanen und ihre Führer, durch welche der Waarenhandel und Personen-Verkehr des Innern des ganzen Süd-Amerikanischen Continents betrieben wird, in Chile, Peru, den La Plata-Staaten, Bolivia und Brasilien zu beobachten, und hatte daher Material genug zu einer solchen allgemeinen Schilderung gesammelt. »Es ist eine durchaus nicht gewagte Behauptung«, sagt er am Schlusse derselben, »dass ohne diese Tropas und Tropeiros, d. h. ohne das Maulthier, die Culturstufe in einem grossen Theil Süd-Amerika's eine weit niedrigere wäre, als sie es heute ist«. — Und er giebt dann den Engländern den Rath, dass sie sich bei ihren Forsch-Expeditionen in Neuholland und bei der Cultivierung dieses Landes auch jenes harten und genügsamen Thieres statt der so viel empfindlicheren Pferde bedienen möchten, da die meisten jener Unternehmungen gerade wegen der so geringen Ausdauer der Reit- und Lastthiere ein zu frühes Ende nehmen mussten.

Bremen. J. G. Kohl.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück. 12. September 1866.

Tiele, C. P., de Godsdienst van Zarathustra van haar ontstaan in Baktrië tot den val van het Oud-Perzische Rijk. Haarlem, A. C. Kruseman. 1864. XVI und 306 S. in Gross Octav, nebst 8 lithograph. Illustrationen.

Unter dem Titel 'de voornaamste Godsdiensten' hat Herr A. C. Kruseman ein literarisches Unternehmen veranstaltet, für dessen Ausführung er die Mitwirkung der bedeutendsten Fachkenner Hollands, Dozy (dessen 'Israeliten te mekka' bereits ins Deutsche übersetzt sind), Kuenen, van Oordt, Busken Huet, Rauwenhoff, Pierson gewonnen hat. Auch das oben verzeichnete Buch bildet einen selbständigen Theil dieses umfänglichen religionsgeschichtlichen Werkes. Dass die Religion des Zarathustra für eine der wichtigsten des Alterthums, sowohl bezüglich ihrer Einwirkungen auf andre Religionen, wie auch durch den hohen Grad ihrer Ausbildung und die Tiefe ihrer religiösen Anschauungen zu gelten berechtigt ist, wird jedermann zugeben, und auch diess wird niemand bestreiten, dass bereits

Digitized by Google

soviel sicheres über dieselbe erforscht ist, dass eine Darstellung ihrer Entstehung, ihres Wesens und ihrer Geschichte kein voreiliges Unternehmen sein möchte. Der Verf. weiss eine leichte, zuweilen mit Humor gewürzte Schreibweise, welche die Absicht des Buches, die Kenntniss des Parsismus aus dem engern Kreise der Fachgelehrten heraus allen Gebildeten zu bringen, gewiss nur unterstützen wird, mit einem sichern Ueberblicke über das Gebiet der Religionsgeschichte und mit ziemlicher Kenntniss morgenländischer Sprachen zu vereinigen, und nur eine schärfere Kritik ist es, welche wir namentlich da vermissen, wo sprachliche Untersuchungen in Frage kommen.

Mit Recht erkennt Hr Tiele die mannigfachen Einwirkungen der vorderasiatischen Religionen auf einander an, und er stellt den gewiss richtigen Grundsatz auf, dass Dogmen und Vorstellungen, welche z. B. der alten hebräischen Religion fehlen, dagegen in deren neuern Entwicklungsstadien und in der Parsireligion sich vorfinden, höchst wahrscheinlich persischen Ursprungs sind. Man darf indessen diesen Austausch auf religiösem Gebiete nicht erst von der Zeit des babylonischen Exils her datiren; mögen hier Einzelheiten, wie die ausgebildete Dämonologie und Angelologie, ihren Ursprung genommen oder ihre Ausbildung gewonnen haben, so hat doch die Einwirkung semitischer Religionsanschauungen auf zoroastrische — man denke nur an die Anlage der heiligen Parsenbücher als Offenbarungen Gottes, und an Zoroaster, der ganz wie die Propheten der semitischen Religionen erscheint — und umgekehrt, der persischen auf die benachbarten nicht-arischen, schon sehr früh stattgefunden; gewiss ist die assyrisch-babyloni-

Digitized by Google

sche Religion nicht ausser Berührung mit der persischen geblieben, da wir auf den Skulpturen am Tigris nicht nur Feueraltäre (s. Layard, Monuments of Nineveh. London 1849. 1853. fol. Second series, pl. 24), sondern auch vielfach Gestalten erblicken, welche dualistische Vorstellungen zu versinnlichen scheinen (s. daselbst pl. 5) und welche auch wirklich auf den freilich viel jüngern Reliefbildern zu Persepolis (s. u. a. Sir R. Ker Porter Travels I, 672) wiedergefunden worden sind. Die Auffassung des Bösen ist in der Zoroastrischen Religion aber so eigenthümlich und durchgebildet, dass sie ohne dieselbe nicht denkbar ist, und wenn man geltend machen wollte, dass die Arier auf den Inschriften der assyrischen Könige noch als Gebirgsvölker, von denen kein Aufhebens weiter gemacht wird, erscheinen, so darf man, abgesehen davon, dass diese Inschriften sich überhaupt nicht auf eine Schilderung der überwundnen Volksstämme einlassen, nicht vergessen, dass die Einwirkung eines Volkes auf ein andres in religiösen Anschauungen durchaus nicht mit einer politisch übermächtigen Stellung des erstern Hand in Hand geht.

Die Einleitung des Tiele'schen Werkes enthält noch eine kurze Geschichte der Zendforschung in Europa und Bemerkungen über Inhalt, Umfang und Bestandtheile der heiligen Schriften (S. 11 ff.). Wir erinnern hier nur im Vorbeigehn, weil die Sache keine weitern Folgen für das Buch im Ganzen hat, dass der Verfasser (S. 12. 13. 97. 200) die Haug'sche Annahme von Zend- und Pazendstücken innerhalb der Urtexte, d. h. von einem ausgedehnten Eindringen von Interpretationen und Glossen in die Texte (Avesta) als ein ausgemachtes Ding anzusehen scheint,

Digitized by Google

während dieselbe so allen und jeden Halts entbehrt, dass noch keinem Menschen eingefallen ist, dieselbe auch nur einer Bestreitung für werth zu achten. Nachdem Herr Tiele die Grenzen seiner Aufgabe, nemlich die zoroastrische Religion bis zum Fall des altpersischen Reiches zu schildern, angegeben hat, spricht er eine Vermuthung über das Alter der Zendschriften aus, welche sich ebenfalls auf eine ganz unhaltbare Annahme Hrn Haug's gründet. Nach dieser fällt ein Zug der Assyrer gegen Baktrien um 1200 vor Chr. Geb.; Baktra erscheint da als grosse Stadt, das baktrische Reich als wohlorganisirter Staat; der Vendidad aber spricht nur von tragbaren Häusern (Zelten) und sehr rohen staatlichen Einrichtungen, also muss wenigstens sein Inhalt, wenn auch nicht seine Redaction, welche Hr Haug um 900 oder 1000 anzusetzen geneigt ist (Essais 224), vor diesen Zeitraum fallen, wie vielmehr Zarathustra, von welchem die noch viel ältern Gâthâs zum Theil herstammen. Darf man hier sein Bedauern über voreilige Schlüsse und Durcheinanderwerfen von geschichtlichen Thatsachen mit sehr unsichern Vermuthungen ausdrücken, so wird man wahrhaft erschreckt, wenn man bei Hrn Tiele (S. 27) liest, dass im Fravartin Yasht (13, 16) »wordt melding gemaakt van Gautama Buddha«, und wenn auf diese für einen Etymologen höchst verführerische Identification von altb. *gaotema* mit skr. *gâutama*, welche der besonnene Windischmann (Mithra S. 29), so nahe sie ihm lag, nicht aussprach, ein Schluss auf das Alter nicht nur dieser Stelle des Fravartin Yasht, sondern der Yashts überhaupt gegründet wird. Dieser Mangel an kritischer Besonnenheit ist bei Hrn Tiele leider nicht bloss in solchen einzelnen Puncten zu bemerken,

Digitized by Google

sondern die ganze Darstellung der ältern Vergangenheit des Parsismus ist auf so unhaltbaren Voraussetzungen ausgearbeitet, dass man erst in der letzten Hälfte des Buches wieder festen Boden unter sich fühlt und der anziehenden Schilderung des Verfs gern folgt, ohne auch hier ganz verschont zu bleiben von unrichtigen Bemerkungen, welche aus jener falschen Anschauung von der Urgeschichte dieser Religion entsprungen sind. Da Hr Tiele sich selbst zu wiederholten Malen gegen die Uebereilungen und Flüchtigkeiten des Hrn Haug, z. B. S. 263 gegen sein gänzlich principloses und seiner übrigen Verfahrungsweise schnurstracks widersprechendes Anführen von Autoritäten unter den heutigen Parsis, die wie er selbst (Essais 21 note *) sagt, sich zuweilen auf Anquetil du Perron berufen, ausspricht, da er S. 199 bekennt, demselben auf dem steilen Pfad der Hypothesen nicht folgen zu können, so ist es umsomehr zu verwundern, dass er die Nichtigkeit der religionsgeschichtlichen und theilweise auch politischen Hypothesen, wie sie Hr Haug lediglich aus falschen und übereilten Etymologien nach Bunsen's Inspirationen folgert, nicht bemerkt hat. Dass bei George Rawlinson (the five great Monarchies of the ancient eastern world, vol. III. London 1865. p. 238) der erste Fargard des Vendidad nach Hrn Haug's Uebersetzung in Bunsen's »Egypt«, ohne Rücksicht auf spätre Forschungen geboten wird, rührt daher, dass der Verf. lieber eine veraltete englische, als eine gute deutsche Uebersetzung benutzen wollte, wie denn Kritik und Untersuchung über die Glaubwürdigkeit von Autoritäten keine starke Seite englischer Alterthumsforscher ist —, aber Hr Tiele, welcher den deutschen, dänischen und französi-

schen Forschungen in diesem Gebiete viel näher steht, als der Engländer, hätte schon 1864 bemerken können, dass in Deutschland an die von Poonah ausgehenden Orakel kein Mensch mehr glaubt. Auch spricht Hr Tiele am Schluss seines Werkes so verständige Ansichten über die ältere Vergangenheit der Parsireligion und ihr Verhältniss zur jüdischen aus, dass man glauben möchte, er habe seine Anschauungen seit dem Druck der ersten Bogen verbessert. Wie kann mit der Ansicht, Zoroaster habe durch eine Bekämpfung der alten Devareligion und ihrer Bekenner, der nachherigen Inder, ein Schisma bewirkt, welches die Trennung von Indern und Bactriern und das Auswandern der erstern nach dem Land der sieben Ströme zur Folge hatte, die andre bestehn, dass Persa-Arier und Hebräer nach der Zeit, als die europäischen Indogermanen bereits ihre asiatischen Ursitze verlassen hatten, beisammen sassen und einem alten Feuerdienst huldigten, der in der Folge nach dem Aufgeben dieser alten Sitze in Hocharmenien und am Kaukasus bei beiden Völkern verschiedenartig ausgebildet wurde (S. 302. 303)? Es sei uns erlaubt, zuerst einige der geschichtlichen Unhaltbarkeiten und sodann einige Proben von Etymologie zu liefern, die geeignet sind, stark an der Festigkeit der Grundlagen zu rütteln, auf welchen jene Hypothese vom Entstehn der baktrischen oder zoroastrischen Religion beruht.

Neu eingeführte Religionen pflegen die Gottheiten einer früheren nicht so sehr abzuleugnen als vielmehr einfach vom Thron zu stossen und entweder zu einem otium cum dignitate, wie dies bei den indischen Göttern durch Buddha geschah, immerhin zu degradiren, oder auch ge-

Digitized by Google

radezu in die Hölle zu stossen, wie dies das Christenthum wenigstens mit den grossen heidnischen Göttern, und zum Theil die zarathustrische Religion that, welche die alten arischen Devas in Daemonen oder Teufel verwandelte. Das Christenthum kam als fremde Religion zu den europäischen Heiden, die zarathustrische Religion ging aus der Mitte des Volkes hervor, welches fast allein ihre Bekenner ausmachte. Hatte das Christenthum unendlich vieles aus der jüdischen Religion beibehalten, so musste es bei den Heiden durchgreifende Veränderungen vornehmen. Da die zoroastrische Religion in dieser Beziehung in dem nämlichen Verhältnisse zur altarischen wie die christliche zur mosaischen steht, so sind auch in ihr sehr viel Elemente der alten verlassenen Religion haften geblieben, obschon mit den meisten derselben so grosse Veränderungen vorgenommen wurden, dass manchmal das altarische Wesen verloren gegangen und nur der Name aufbewahrt worden ist. Von den meisten Gottheiten oder mythischen Wesen, welche die indische und arische Götterlehre gemein haben, lässt sich nachweisen, dass sie dem Hauptgehalt, oft sogar dem Namen nach auch in andern Religionen wie der deutschen oder griechischen sich wiederfinden; dass derartige Uebereinstimmungen aber zwischen der persischen und indischen Götterlehre grösser als sonst sind, darf uns nicht verwundern, da beide Nationen, wie ihre Sprachen zeigen, überhaupt einem ursprünglichen Zustande länger treu geblieben sind, als die übrigen verwandten Völker. Dies ist der einfache Sachverhalt. Ganz anders Hr. Haug und mit ihm Hr. Tiele. Bei ihnen ist der Hergang folgender. Die noch vereinigten Stämme der spätern Inder und Perser wohnten zuerst in

Digitized by Google

Airyanem vaêjô. Diese Hypothese kann ma zugeben, denn wahrscheinlich haben Inder wi Perser ihr uraltes Stammland 'das arische' ge nannt, wie noch später das von den Indern ein genommene Land den Namen Âryâvarta erhielt Nicht aber darf man den Grund zugeben, wel cher hiefür angeführt wird. Dieser ist der, das im ersten Fargard des Vendidad eine Aufzählun der arischen Landschaften in einer Reihenfolg vorliege, wie dieselben von den Ariern nach und nach in Besitz genommen seien. Schon seit Herrn Kieperts Besprechung des betreffenden Stücke (Verhandl. der Berliner Akad. 1856 p. 624) gilt diese Hypothese als unhaltbar, und es ist auffallend, dass Hr. Tiele sie noch jetzt festhält wo nicht allein durch endgültige Feststellung mehrerer dort vorkommender geographischer Namen, die dem Herrn Verf. theils bekannt, wie die von Airyanem vaêjô, theils nicht bekannt, wie die von Varena, das er für Westkabulistan hält, während es doch nach der allgemeinen Annahme der Parsen wie nach dem noch heute vorhandnen Localnamen am Demavend zu suchen ist (s. Handbuch der Zendsprache s. v. *varena*), wie auch durch die Art, wie die Länder angeordnet sind, eine jede solche Emigrationstheorie zusammenfällt. Warum sollen die Arier aus Airyanem vaêjô, welches Hr Tiele mit Recht in Medien nach dem Kaukasus hin sucht, erst nach Sogdiana, Bactrien und Aria (Haraiwa) und dann wieder nach Hyrkanien gezogen sein, während sie dies doch auf ihrem Weg von Airyanem vaêjô nach Sogdiana viel näher hatten? Wir wollen hier beiläufig bemerken, dass aus der falschen Identificirung von Varena und Kabul der Schluss gemacht wird, dass die varenischen Daêvas Naturgötter seien, welche auf den

Digitized by Google

indischen Grenzgebieten angebetet wurden (S. 194). Von Airyanem vaêjô, so wird die Hypothese fortgesponnen, wanderten die Arier und Inder als gemeinsames Volk nach Sogdiana und Bactrien aus. Hier kam die Spaltung zunächst dadurch zum Ausbruch, dass sich einzelne Stämme fest niederliessen und umfriedigte Wohnungen bauten, während andre sich in dem Grundsatz la propriété c'est le vol gefielen, den kriegerischen Städtezerstörer Indra anbeteten und von ihren Priestern angestachelt mit Missgunst die friedlichen Niederlassungen ihrer fleissigen Brüder ansahen, eine Missgunst, welche nach und nach in Religionshass ausartete. Zoroaster trat auf, bekämpfte die Inder — dies sind eben die Nomadenbanden mit ihren Raubzügen und Götzenpriestern — und vertrieb dieselben in einem Religionskrieg aus Baktrien, worauf sie sich genöthigt sahen, in das Land der sieben Ströme auszuwandern. Den Nachweis, dass die Inder eine Sage besitzen, wonach sie nicht aus Baktrien, sondern über den Himalaya einwanderten, scheint Herr Tiele nicht zu kennen (vgl. A. Weber Indische Studien I, 161). Die Einwendung, dass Zoroaster nach den zuverlässigsten Berichten des Alterthums aus Medien stammt, dass also hier im westlichen Eran schon ein arisches Volk sass und zu einer solchen Bildung gediehen war, dass aus ihm ein Mann wie Zarathustra hervorgehen konnte, wird einfach durch die Behauptung beseitigt, Zarathustra sei ein Baktrier gewesen (Haug Essais 253. Tiele 43). In einem Punct vermag selbst Hr Tiele nicht Hrn. Haug zu folgen, wenn dieser nämlich behauptet, die heilige Sarasvatî sei die Grenze zwischen den beiden Religionsarmeen gewesen, sie wird daher von ihm bis Haraqaiti (Aracho-

sien, etymologisch = Sarasvatî) zurückgeschoben. Dieser Religionskrieg ist dann auch die Veranlassung gewesen, dass der Dualismus bei Zoroaster in hohem Grade zugeschärft wurde, da die gegenseitigen blutigen Kämpfe beider Bruderstämme zu einer immer schärfern Trennung des Guten und Bösen, des arischen oder frommen und des indischen oder götzendienerischen Wesens, geführt hätten. Man würde nun leicht sagen können, der ganze Religionskrieg stehe nur auf dem Papier oder sei ein Hirngespinst, aber Hr Haug und Hr Tiele mit ihm sehn sowohl im Avesta als im Veda Anspielungen auf denselben. Als eine solche wird bezeichnet der Anfang von Yaçna 45 (bei Westergaard 46) *kãm nemôi zãm* u. s. w., welches Hr Tiele übersetzt: »naar welk land zal ik mij wenden? waarheen zal ik vlugten? Welk land verleent bescherming aan den Heer (nach Haug Essais 155 Zarathustra) en zijn vriend? Niemand van de dienaars vereert mij, noch van de heerschers des lands, die ongeloovig zijn«. Es ist zu bemerken, dass die Worte »welk land verleent bescherming« durchaus nicht im altbaktr. Text stehn und von Hrn Haug (a. a. O.) eigenmächtig zugesetzt sind. Es steht nur da: »nachdem ich die Selbstheit und den Gehorsam mitgetheilt habe« (man sehe über diese beiden dogmatischen Begriffe Spiegel in der Zeitschrift der DMG XVII, 58 ff.). Die ganze Uebersetzung ist ausserdem ungenau; aber wie ist es möglich, in dieser Stelle eine Anspielung auf einen Religionskrieg zu finden? Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande, auch Zarathustra wanderte aus Medien nach Baktrien und fand hier an Vistaçpa (vgl. yaçna 45, 12) den Fürsten, welcher der neuen Religion kräftigen Schutz verlieh. Es ist daher

Digitized by Google

in den angeführten Versen vielleicht eine Anspielung darauf zu sehn, dass Zoroasters Bemühungen in seinem Vaterlande anfangs mit nicht bedeutendem Erfolg belohnt wurden, aber dass dieselben eine Apostrophe aus dem Hauptquartier des indisch-baktrischen Krieges seien, der anfänglich für die Baktrier ungünstige Aspecte gezeigt habe, dafür müssen noch ganz andre Gründe angeführt werden, ehe ein vorsichtiger Forscher geschichtliche Folgerungen ziehen kann. Noch schlimmer sieht es mit den angeblichen Anspielungen in den vedischen Hymnen aus. Hier soll Jarádashṭi der Name des Zarathustra sein. Obwohl die Unhaltbarkeit dieser Gleichstellung nicht allein aus dem Sanskrit hervorgeht — eine Stelle in Çânkhâyana's Gṛhyasûtra würde den Sinn bekommen: »viele Söhne mögen wir bekommen, welche kleine Zarathustras (statt »langlebig« *jaradashṭayas*) sein mögen« —, obwohl das Wort im Petersburger Sanskrit-Wörterbuch mit verschiednen Belegstellen als »langlebig« und als Subst. femin (! vgl. Atharva Veda 8, 2, 1) als »Langlebigkeit« bezeichnend aufgeführt wird, obwohl schon Herr A. Weber (Liter. Centralbl. 1861, S. 456) auf die Unrichtigkeit aufmerksam gemacht hatte, so erscheint der nie gelebt habende Jaradashṭi doch wieder bei Haug (im 2. Bande der 'Gâthâs) und Tiele (S. 48), und das Wort *tribandhú* (Genosse der drei Gebiete?) in dem Satz *úpa tribandhúr jarádashṭim ety ásvaveçam yámi kṛṇávanta mártâḥ* (Rgv. VII, 37, 7 »der Genosse der drei Gebiete — nach dem Commentar Indra — kommt zur Langlebigkeit, er, den die Menschen aus seinem Eigenthum entfernt haben«) wird kurzweg auf Zarathustra's drei Freunde, Vîstâçpa, Frashaostra und Jâmâçpa bezogen. In der That schlägt

Digitized by Google

diese ganze Theorie von dem religiösen Schisma und der in Folge desselben eingetretnen Spaltung der Arier und Inder nicht nur aller historischen Wahrscheinlichkeit, sondern auch einzelnen Puncten der Theorie selbst — man denke nur, dass die Assyrer Baktra nur mit grosser Anstrengung erobern konnten, dass die Vertheidigung einer Stadt gegen so kriegsgeübte Armeen wie die des Tiglathpalassar I. oder Sardanapal I., die um jene Zeit in Niniveh herrschten, wahrlich nicht von rohen Schaaren, die kaum erst ihr Nomadenleben verlassen hatten, mit Ausdauer und Geschick geführt werden konnte —, endlich der ganzen eranischen Sage, welche vor Vistaçpa schon lange Reihen von Königen und Helden nennt, die im Kampf gegen Turan ihre Stärke erprobten, so sehr ins Angesicht, dass Geschichtsforscher, wie Max Duncker, weit entfernt sind, dieselbe sich anzueignen, dass wir selbst gar nicht auf dieselbe zurückgekommen wären, wenn wir nicht bei Gelegenheit des Tiele'schen Werkes zu einem ausdrücklichen Protest gegen dieselbe uns genöthigt sähen.

Aehnliche gewaltsame Annahmen wurden durch die Frage nach der Bedeutung der Magier und Athravas veranlasst. Statt hier einfach dem Herodot und den Keilinschriften folgend die Magier für einen medischen Stamm, der ähnlich wie die hebräischen Leviten im Besitz religiöser Wissenschaft und der Priesterwürde war — die Vertreibung der Magier durch Darius hat bekanntlich einen rein politischen Character, insofern durch die Herrschaft des Magiers Gaumata das Königthum dem persisch-achämenischen Königshaus entrissen und an die Meder zurückgegeben worden wäre —, zu halten, dessen Amtstitel und officielle Benennung im Avesta

Digitized by Google

âthrava, Feuerpriester, ist, lässt man die Magier die echten Jünger Zoroasters sein, die Athravas aber aus Indien einwandern und die Religion durch Einführung götzendienstlicher Bestandtheile verunreinigen, statt das Ueberhandnehmen mythischer Persönlichkeiten, deren Verehrung sich auf Kosten der reinen Lehre in der langen Zeit des Bestehens der Mazdareligion nach und nach breit machte, eben aus dem Grunde herzuleiten, dass sich, wie wir das auch beim Christenthum und Buddhismus beobachten können, mit der Zeit Elemente des früheren Volksglaubens wieder hervordrängten, und dass der steten Neigung der ungebildeten Menge zu sinnlichen Vorstellungen und äusserlicher Gottesverehrung kein dauernder Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Die Magier (so sucht man die unabweisliche Angabe, dieselben seien ein medischer Stamm, in die Theorie einzupassen) seien dann durch die Athravas, welchen es gelang, alle diese götzendienerischen Elemente in die reine Religion zu mengen, aus Baktrien vertrieben worden und nach Medien ausgewandert. Die bekannten Zendik müssen dann Nachfolger der ketzerischen Athravas sein (Tiele S. 62. 90 nach Haug Essais 263 u. sonst). Auch im Verfolg der Geschichte der persischen Religion wird uns dieses Knäul von unhaltbaren Behauptungen wiederholt vorgelegt. Zoroaster habe den Ahriman im Volksglauben vorgefunden und habe ihn, obwohl mit Widerstreben, in seine Religion aufgenommen, doch erscheine er in den Gâthâs nicht, er sei unzoroastrisch (S. 56. 186) und erst die Zendik hätten den Glauben an ihn weiter verbreitet (S. 190). Damit ist ein eigenthümlicher Grundzug der Religion durchaus verwischt, und was die Behauptung betrifft, der Teufel

werde in den Gâthâs nicht erwähnt, so beruht dieselbe bloss darauf, dass das Wort *anra mainyus* in dieser compositiven Verbindung allerdings in den Gâthâs nicht vorkommt. Wie darf man aber aus den wenigen Liedern, in denen die Nennung jenes Namens nicht erscheint, und aus den noch geringfügigern Keilinschriften (S. 73) auf die Existenz einer so wichtigen Gestalt, wie Ahriman, einen solchen voreiligen Schluss machen, namentlich da der ganze höllische Hofstaat, Drujas und Daêvas, ja sogar das Wort *anra* selbst wiederholt auftritt, gar nicht zu reden von der Scheu der Morgenländer den Teufel beim rechten Namen zu nennen, so dass noch in neuern Schriften entweder ein andrer Name, z. B. *ganâ mainyô*, gebraucht wird, oder der Name Ahriman, wenn er ja vorkommt, umgekehrt geschrieben wird. Ueberhaupt spielt das Nicht-erwähnt-sein in den Gâthâs eine über Gebühr wichtige Rolle. So soll die Verehrung der Fravashis und der Ameshaçpeñta eine spätere sein, einfach weil diese Wörter sich nicht in den Gâthâs finden (S. 52). Noch misslicher steht es mit der Behauptung, die Lehre von den nach-zoroastrischen Propheten, welche alle tausend Jahre der Reihe nach auftreten sollen, sei in den Texten unbegründet, mit alleiniger Ausnahme des Çosioç (Tiele S. 254. 266); denn die Namen dieser Propheten werden nun doch in den alten Texten erwähnt, aber nicht in der Form, wie sie Hr Haug (Essais 268) mit seinen etymologischen Künsten aus den spätern Namensformen gefolgert hat, nämlich als *Hukhshathra Mâo* und *Hukhshathra Bâmya*, sondern in der Form *Ukhshyatnemanh* und *Ukhshyatereta*, wie dies schon Hr J. Oppert (Journ. asiat. Vme série, t. 19 p. 528) gezeigt hat.

Digitized by Google

Wir bemerkten schon, dass die ganze Theorie von dem religiösen Schisma und der daraus entstandenen politischen Trennung der Arier und Inder lediglich auf Etymologien beruht, wahrlich für Erforschung geschichtlicher Wahrheiten schon an sich eine sehr unzuverlässige Hülfe. Aber die Etymologien, wie sie Hr. Tiele in gutem Glauben von Hrn. Haug annimmt, sind zudem noch sehr falsch, und dass dies bei uns nicht eine persönliche Ueberzeugung ist — denn auf diese kommt bei vielen sehr viel an —, sondern wirklich jedem Sprachforscher sogleich einleuchten wird, mögen die folgenden Proben, welche wir als für das Werk von Hrn Tiele folgenschwer aus einer unabsehbaren Menge herausgreifen, darlegen.

Ein sehr häufig wiederkehrender Ausdruck ist *kavan* (nom. *kavâ*) oder *kavi* (plur. gen. *kaoyãm*) in der Bedeutung 'blind', wie die alten Erklärer hinzusetzen 'in Sachen der Religion'. Diese Bedeutung hat auch das neupers. کور, armen. կոյր, welches wurzelhaft verwandt ist; auch wird sie bestätigt durch das daneben stehende *karapan* (taub, neupers. afghan. کڑ). Neben diesem *kavan* steht ein anderes *kavan* (nom. *kavâ*) oder *kavi* (gen. *kavôis*) oder *kavaya* (acc. *kavaêm*), welches mit Sskr. *kavi'* identisch ist, aber nicht Sänger, sondern König, und zwar nur einen König derjenigen Dynastie, welche auf die der Péshdâd folgte, bedeutet. Es kommt uns hier zunächst wenig darauf an, ob auch das baktrische *kavi* ursprünglich wie im Sanskrit einen klugen Mann oder einen Dichter bezeichnet hat, ebenso fragen wir nicht, ob die beiden Worte *kavan* trotz ihrer verschiedenen Bedeutung aus derselben Wurzel entsprossen sind (vgl. hierüber

Digitized by Google

Spiegel in den 'Beiträgen' II, 261), sondern es kommt nur auf den factischen Bestand in den Zendschriften an. Dass nun *kavi*, so augenscheinlich dasselbe Wort wie Skr. *kavi*, etwas schlimmes im Avesta bezeichnet, konnte die Theorie vom Schisma nur bestärken; *kavi* ist nichts andres als ein götzendienerischer, d. h. indischer Indrapiester, *kavi* bedeutet demnach einen Lügenpropheten. Wie reimt sich nun aber damit das andere *kavi* in seiner Bedeutung als König oder, wie Hr. Haug annimmt, Seher, heiliger Sänger (also die Kayaniden Priesterkönige!)? Denn Hr Haug hält und muss beide Worte für identisch halten, da einerseits die Eigenschaft des Wortes *kavi* als Ehrentitel unleugbar ist, andrerseits die angebliche Bedeutung 'Lügenprophet' aufs schönste zur Theorie stimmt. Herr Haug löst die Frage so dass er sagt: ursprünglich standen Kavis an der Spitze aller indopersischen Gemeinschaften. Als das Schisma entstand, opponirten die Kavis gegen die religiösen Neuerungen und ihr Titel wurde ein Schimpfname (also etwa wie unser 'Pfaffe'); dabei konnte man doch nicht umhin, die früher mit dem noch ehrsamen Worte *kavi* ausgezeichneten Personen im Besitz dieses Titels zu belassen, man änderte nur *kavi* in *kavâ*. Wie falsch die letzte grammatische Bemerkung ist, geht aus den oben angeführten Formen hervor; wie willkürlich die ganze Sache, leuchtet jedermann ein (Essais 246. Tiele 44). Mit dieser Kavitheorie hängt aufs engste die schon erwähnte Bemerkung zusammen, dass während des Religionskrieges die heilige Sarasvatî die Grenze zwischen beiden Völkern gewesen sei Diese seltsame Behauptung hat ihren Grund in einer falschen, auch von Hrn Tiele (100, note 18) gebilligten Etymolo-

Digitized by Google

gie. Sarasvatî wird Rgv. VII, 96, 3 *ákavârî* genannt. Hr Haug erklärt dies auch von Indra ausgesagte Wort aus *akava* und *ari*, Feind der Nicht-Kavis (skr. *ákava* bedeutet bekanntlich 'nicht schlecht, gut, heilsam'), d. i. der Zoroastrier, welche die Kavis oder indischen Priester verfolgen, während das Wort offenbar zusammengesetzt ist aus *a* und *kavâri*, welches letztre 'karg, eigennützig' bedeutet. Die Sucht zu etymologisiren, ohne andre Momente der Wortforschung zu berücksichtigen, zeigt sich hier in aller ihrer Schädlichkeit, da schon ein Blick auf die Landkarte jeden Schüler von der Unmöglichkeit jener Annahme überzeugen kann. Zu Genossen der götzendienerischen Kavis gehören noch zwei Persönlichkeiten, Gréhma und Béñdva (Tiele 49. 100). Zum Unglück für die gute Sache, aber zu Gunsten der Hrn Haug und Tiele steht namentlich das erstere Wort, welches wahrscheinlich 'Bestechung' bedeutet, durchaus an dunkeln Stellen, welche dem, der sich an keine Autorität ältrer Uebersetzungen durch einheimische Gelehrte bindet, einen grossen Spielraum für allerhand Vermuthungen geben. Ueberhaupt sind alle die Stellen, in welchen die genannten Gelehrten ihre stärksten Beweise für ihre Theorien holen, mehr oder weniger dunkel oder vag, und wir haben ja an der Bibel das Beispiel, wie leicht es fällt, für die eine oder die andre Ansicht Belegstellen zu entdecken. Wie ist es aber möglich, besonnene Forscher für eine höchst problematische Theorie (um den mässigsten Ausdruck zu gebrauchen) durch eine noch problematischere Etymologie zu gewinnen? *Gréhma* soll das skr. *gṛtsamada* sein, in der That bei der sonst durchgängigen Gleichheit der vedischen und baktrischen Sprache ein Fall starker Ver-

änderung. *Béṇdva* ist dann das indische *Pâṇḍav* das freilich erst im Epos erscheint, eine Identi ficirung, welche doch selbst Hrn. Tiele bedenkl lich macht. Eine andre vedische Persönlichkei nämlich Angiras, findet Hr. Haug und mit ihm Hr. Tiele (S. 108) in Yaçna 43, 12 und 42, 1 Wenn man glaubt, die Angiras wären ebens wie Grtsamada und Pâṇḍava von Zoroaster de gradirt worden, so irrt man sich, sie sind im Gegentheil in den höchsten Ehren geblieben, s dass ihr Name sogar das gerade Gegentheil vo 'böse' geworden ist. Die Stelle yaçna 43, 1 lautet: *katârém â aṅrô vâ, hvô vâ añgrô, yé ..* Wir wissen nicht, welcher Grund hier vorlag, stat *aṅrô* zum zweitenmale *añgrô* zu sagen, wir könne aber für die Identität beider Wörter einmal di einheimische Tradition, welche beide Wörter durch 'schlagend' (huzv. *ganá*, Neriosengh *hantâ*), weil *aṅr mainyu* ursprünglich den schlagenden (d. h. schäd lichen, der reinen Schöpfung Abbruch thuenden Geist bezeichnet, wiedergiebt, zweitens den auch sonst vorfindlichen Uebergang von *ṅh* in *ñg* z. B *baṅha* und *bañga* (bekanntlich wird vor *r* nich *ṅh*, sondern *ṅ* geschrieben, da in *r* eine Aspi ration liegt), drittens die Form *añgrayâ* (in Bosheit, yaçna 47, 10), welche Hr Haug (Es sais 159) wirklich auch durch 'this diabolica art' übersetzt, womit also der Uebergang von *ṅr* in *ñgr* auch von ihm zugegeben ist, anfüh ren. Unsre Stelle y. 43, 12 aber übersetzt er 'who is the religions man and who the impious' (sollte umgekehrt heissen), und Hr Tiele 'bij wien is de booze, bij wien de lichtende'; und y. 42, 15 *at tôi viçpéñg añgréñg ashâunô âdaré* (dann macht man dir alle Bösen rein, zu reinen, heiligen) übersetzt Hr Haug 'may all those address themselves to the priests of the holy fire'. Alle diese

Digitized by Google

Identificationen vedischer und zarathustrischer Gestalten oder Wörter sind so haltlos, dass es noch Niemand eingefallen ist, sich ausdrücklich gegen dieselben auszusprechen, da sie doch unfehlbar bald wieder in das Nichts zurückgefallen wären, aus welchem sie geschaffen wurden, aber zu unserm grossen Leidwesen und gerechter Verwunderung wird durch diese crambe bei Hrn Tiele die ganze Darstellung der religiösen Verhältnisse verwirrt.

Die stärkste Zumuthung, welche uns Hr Haug und mit ihm Hr Tiele (S. 44. 55. 56) in Bezug auf das Schisma macht, ist die, dass Zoroaster das Soma oder Haomaopfer, weil es verwildert gewesen, weil zu oft durch übermässiges Trinken des heiligen Saftes anstössige Scenen erregt worden seien, abgeschafft und als Caerimonie der reformfeindlichen Kavis verdammt habe. Wenn Zoroaster die indische Religion als Götzendienst verdammt hätte, so hätte er allerdings das Somaopfer als einen der hervorstechendsten Cultusbestandtheile nicht beibehalten dürfen, aber dass dieses Opfer im Parsismus erscheint, spricht so stark wie möglich gegen die Haug'sche Theorie. Dass nun das Haomaopfer im ganzen Avesta — freilich wieder nicht in den Gâthâs, einfach weil hier keine Gelegenheit zu seiner Erwähnung ist — als das vornehmste Opfer gilt, dass der weisse Haoma, das himmlische Urbild der gelben Haomapflanze, den Seligen das ewige Leben bewirkt, kann die einmal gewonnene Ueberzeugung nicht umstossen, denn erst später, so sagt man, wurde der Haomadienst von neuem eingeführt und yaçna 9 (der Hom-yasht) eigens zu dem Zwecke gedichtet, diese Neuerung als von Zoroaster sanctionirt hinzustellen (Tiele 175 nach Essais 248). Wir leben der Ueberzeugung, dass

Digitized by Google

diese unhaltbare Haomatheorie, welche bei ruhigeren Zendphilologen ein Lächeln oder Kopfschütteln, bei lebhaftern gewiss Entrüstung über die Verdrehung einfacher Thatsachen hervorrufen muss, lediglich in einem etymologischen Kunststück ihren Grund hat, welches wir hiemit den Leser vorlegen. Yaçna 32, 3 lautet: *at yûs daêvô vîçpâonhô akât manaṅhô çtâ cithrem,* | *yaçcâ vâ mash yazaitê drûjaçcâ pairimatôiscâ,* | *skyaomãm aipî daibitânâ, yâis açrûdûm bûmyâo haptaithê* in Uebersetzung: 'aber ihr Daêvas alle seid der Saame vom bösen Sinn, und wer euch viel opfert, der gehört der Drukhs und der schlechten Gesinnung an; im Wachsen sind eure Betrügereien, durch welche ihr bekannt seid auf der siebentheiligen Erde'. Hr Haug übersetzt (Essais 145): 'Ye devas have sprung out of the evil spirit who takes possession of you by intoxication (Soma), teaching you manifold arts to deceive and destroy mankind, for which arts you are notorious every where'. Die philologische Rechtfertigung dieser Uebersetzung findet man in dem Commentar zu den Gâthâs (Leipzig 1859. 1860). *skyaomãm* steht im Text, und wir übersetzten es durch 'Fortgang'; es ist ein weiblicher accus. sing. von *skyaoma*, das von der Wurzel *skyu* gebildet ist, welche mit *shu* (neupers. شدن) verwandt oder identisch ist; *sk* entsteht gewöhnlich aus *sh*, sobald *y* folgt, wie man *çaoskyañtô* von *çush* bildet. Diesen einfachen Sachverhalt sah Hr Haug nicht sogleich ein, und da er auf Anklänge an das Schisma Jagd machte, so konnte ihm unmöglich entgehen, dass *skyaomãm* wenigstens in der Mitte wie *haomem* (acc. von *haoma*) klingt. Bedeutet das Wort den Haoma, so liegt offenbar eine Polemik Zoroasters gegen das So-

Digitized by Google

naopfer der indischen Priester vor. Es kam also darauf an, die Gleichheit von *skyaomãm* und *haomem* festzustellen. Zunächst wird das alte *s*, aus welchem im Baktr. *h* entsteht, dadurch geschützt, dass ein Vocal vorhergeht. Dieses Hervortreten eines *s* statt *h* kommt bekanntlich zuweilen bei dem enclitischen, also nahe an das vorhergehende Wort sich anschliessenden *hé* vor, und zwar nach *i*: *yézi sê* u. s. w., wie auch in Sanskrit ein *s* nach *i*, *u* und sonst, aber nicht nach *a*, *â*, in *sh* übergeht, das baktr. *h* entspricht in diesen Fällen dem skr. *s*, das baktr. *s* dem skr. *sh* (vgl. Bopp, Sanskritgramm. in kürz. Fassung §. 101ª). Das altbaktr. Wort *skyaomãm* steht nun unglücklicher Weise am Anfang eines Verses; dies verursacht wenig Verlegenheit: die Herausgeber haben falsch abgetheilt, das Wort gehört noch in den vorigen Vers. Jetzt geht dem Worte aber weder *i* noch *u* voraus, sondern nur *â*; wir erhalten somit wenigstens für die baktrische Sprache das ganz neue Gesetz, dass auch *â* einen lingualisirenden Einfluss auf das folgende Wort ausübt. Nun störte noch das *k*, welches sich bei der Verwandlung von *h* in *s* nicht so ohne weitres einschmuggeln kann. Zum Glück bietet eine einzige schlechte Handschrift *saomãm*, und auf ihre Autorität wird der Eindringling eliminirt und das noch übrige *saomãm* in den kritisch gereinigten Text gesetzt. Die Endung *ãm* (bekanntlich das weibliche Accusativaffix) dürfe nicht befremden, da man auch sonst *haomãm* lese. Diess ist falsch, denn an den Stellen, wo einige schlechte Handschriften *haomãm* bieten, ist einfach *haomã* zu lesen, wie Hr. Westergaard überall in seine Ausgabe aufgenommen hat; es ist diese Form der plur. acc., skr. *somân*, und der unbestimmte Nasal des

Digitized by Google

Baktrischen wurde bald gar nicht, bald durch *n* schlechter auch durch *m* von den Schreibern ausgedrückt. Dies ist die Entstehung der Theorie von der Verdammung des Soma-Haoma durch Zarathustra. Leider vergass Hr Haug dabei dass er an vielen Stellen der Gâthâs Trümmer alter Somalieder zu finden berechtigt zu sein glaubt (Zeitschrift der DMG. VII, 511. VIII, 763) dass er namentlich yaçna 44, 2 für das Fragment eines alten Somareinigungsliedes hält (das. VII, 508). Das Bedenkliche aller dieser Künsteleien muss Hr Haug in ruhigeren Stunden doch wohl eingesehen haben, besonders da es ihm von Hrn A. Weber (Literar. Centralbl. 1858 p. 833) vorgehalten wurde, so dass er sich veranlasst sah, das Wort *skyaomãm* nicht mehr für das durch phonetische Processe verwandelte altbaktr. *haomem*, sondern für das indische Wort *sómam* zu halten, welches Zoroaster hier als terminus technicus zur Bezeichnung des den indischen Kavis eigenthümlichen Rauschtrankes verwendet habe (Gâthâs II, 241). So bleibt die Somatheorie nun doch bestehn und erscheint in den Essais 159, wie auch wiederholt bei Hrn Tiele.

Wir geben noch eine Auswahl von falschen Wortbildungen, welche zwar nicht so von Belang für die geschichtliche Anschauung sind, aber gleichwohl hinreichen, um die nicht ganz genügende philologische oder vielmehr — da hier fast nur von Annehmen der Meinungen andrer in sprachlichen Dingen die Rede sein kann — kritische Bildung des Hrn Tiele zu zeigen. Die Unhaltbarkeit der Erklärung von *çaoshyañt* durch »Feuerpriester« (Tiele 41. 60) statt durch »nützend« und in engerer Bedeutung »der zukünftige Retter und seine Freunde« kann schon die eine Stelle yaçna 54, 17 an den Tag legen, wo

Digitized by Google

çyamnanãmca çaoshyañtãmca doch nicht heissen kann »die angezündet werdenden und die anzündenden (nemlich Menschen)«, sondern nur »die welchen genützt wird und welche nützen«; sodann aber hätte Hr Tiele aus Windischmann's Abhandlung über Çosioç, welche dessen »Mithra« beigefügt ist, die nöthige Belehrung schöpfen können. — Die Behauptung, man habe an einen schwarzen und weissen Geist geglaubt, der in der Folge bös und gut genannt worden sei (Tiele 45. 108. 187), schlägt wieder dem wahren Sachverhalt ins Angesicht. Es ist merkwürdig, wie man sich an Nebendinge klammert und die wichtigen Momente ausser Acht lässt. Wir haben schon gesehn, dass *anra* nicht »schwarz«, sondern »schlagend« bedeutet. Aber weil *çpeñta* (ursprünglich »vermehrend«, von *çpan*, verwandt mit *çu* und skr. *çvi*, dann »heilig«, litauisch *szèntas*) »weiss« bedeuten soll (dies ist aber bekanntlich nicht *çpeñta*, sondern *çpaêta*, neupers. سپید), so muss *anra* natürlich »schwarz« bedeuten, was aufs beste durch den slawischen Czernybog und Bielbog bestätigt wird. Wie ist es möglich, so muss man wiederholt fragen, dass man diesen gedankenlosen Phantasieen auch nur einen Augenblick Glauben schenken kann? Wir werden vergeblich gegen die Erklärung von *ahura* durch »lebendig« protestiren, weil nach Hrn Haug's festgewurzeltem Vorurtheile das baktrische Lexicon mit dem vedischen identisch ist. Gegen die Macht einer solchen Behauptung kommt die bescheidne Bemerkung nicht auf, dass *ahu* 1) Herr (bei Neriosengh *svâmin*), 2) Welt und Ort überhaupt (Nerios. *bhuvana*), namentlich die diesseitige und jenseitige Welt bedeutet, dass *ahura*, davon abgeleitet, ebenfalls den Herrn bezeichnet, und, von den irdischen Königen ge-

Digitized by Google

braucht, in der Bedeutung »lebendig« ein sehr überflüssiges Prädicat sein würde. Wirklich übersetzt Herr Tiele die Worte ***ahurem ashavanem vanhéus fshénîhî manañhô*** — Y. 31, 10 (sie wählte von ihnen beiden den fleissigen Landmann zum reinen Herrn über die Güter der guten Gesinnung) durch »den levende, die rein is door overvloed van goede gezindheid«, etwas abweichend von der ungenauern Uebersetzung des Hrn Haug: the propagator of life (!) whom she blessed with the riches produced by the good mind (Essais 144). Das Wort ***ahura*** führt noch zu der für die Indianisten nicht unwichtigen Bemerkung, dass das skr. ***ásura*** gerade in Folge des Schisma's, weil die Zarathustrier es für ihre Gottheit verwendet hätten, bei den Indern die üble Bedeutung bekommen habe, die es auch schon im vedischen Sanskrit besitzt (Tiele 46). — ***Aka*** bedeutet nach Haug und Tiele (56) das Nichts (superl. ***acista*** het nietigste p. 109), von ***ka***, der Pronominalwurzel, und ***a*** privativum Das Petersburger Sanskritwörterbuch, welches skr. ***aka*** durch »Schmerz« erklärt, eine Bedeutung, welche bei der durchgängigen Gleichheit des arischen und indischen Wortschatzes auch für das Baktrische hätte beibehalten werden müssen, ist für Hrn Haug nicht massgebend, wie nicht allein aus diesem Beispiel, sondern auch aus zahlreichen Aeusserungen, welche sich im »Ausland« zerstreut finden, hervorgeht. Aus der Anschauung des Nichts entwickelt sich der Gegensatz von Sein und Nichtsein (Tiele 109). — ***Hazañrayaokhsti*** bedeutet nach Burnouf (Journ. asiat. 1844, p. 491) qui a mille forces, und alle Forscher haben ihm beigepflichtet; Herr Haug beschliesst, weil das Wort eine Eigenschaft der Schlange Dahâka bezeichnet, dass es heissen

Digitized by Google

müsse »with thousand scales (rings)«, gewiss ein geeignetes Attribut für eine Schlange, die glatt und gelenkig am Boden hinkriecht (Essais 167); ihm nach übersetzt Hr Tiele (158) »met duizend ringen«. Leider haben beide Herren übersehn, dass dasselbe Beiwort auch von Mithra (yt. 10, 107. 19, 35) gilt, und dass yt. 23, 3 der Prophet dem Vistaçpa (so nach der traditionellen Ueberschrift) neben Sieghaftigkeit, Glanz, Wehrhaftigkeit, Stärke, Schönheit, Reinheit u. dgl. auch wünscht, er möge *hazaŋrayaokhstyô .... yatha azhôis dahâkâi*, nach Hrn Haug »aus tausend Schalen oder Ringen bestehend« sein wie die Schlange Dahâka.

Nachdem wir die Sucht kennen gelernt haben, überall im Avesta vedische Ausdrücke aufzuspüren, kann es uns nicht wundern, wenn wir auch bei Hrn Tiele wieder *verethraghna* (von *verethra* Sieg und *ghna* schlagend, mit Sieg schlagend = siegreich) durch Vṛtratödter übersetzt finden (S. 30. 160). — Nicht um zu tadeln, sondern nur um zu berichtigen erwähnen wir, dass die Bedeutung von *khnãthaiti* (vend. 1, 36. 19, 18) jetzt festgestellt ist, dass das Wort nicht der Name der Pairika (Tiele 187. 195), sondern die 3. sing. praes. von *khnãth* 'anbeten' ist, was so viel wir wissen zuerst von Herrn Friedrich Müller (Sitzungsberichte der Wiener Akad. XLII. Bnd. p. 255) ausgesprochen worden ist, was aber Hrn Tiele leicht entgehen konnte. Ebenso ist es Hrn Tiele ohne seinen Willen unbekannt geblieben, dass der Name des Dejoces nicht mit skr. *dâyaka* (S. 64) identisch ist, sondern einem vorauszusetzenden altpers. *dahyâuka* entspricht (Spiegel Eran 314). Noch ein unbegreiflicher Irrthum möge nebenbei erwähnt sein. Hr Haug hat die bekannte Stelle aus Eznik über die Zeit

als Mutter des Ormuzd und Ahriman in seiner Essais (p. 10) übersetzt, und Hr Tiele wiederum diese Uebersetzung ins Holländische übertragen (S. 105). Wie vorsichtig man auch bei solchen Dingen, die ein Schüler richtig verstehn kann, Herrn Haug gegenüber sein muss, zeigt folgende Thatsache. Die armenischen Worte Eznik: *եհան զթագաւորութիւնն յԱրհմնէ, և եա զ ի Յրմիզդն*, welche einfach heissen 'er nahm das Reich (die Herrschaft) dem Arhmen und gab es dem Ormizd', übersetzt Hr Haug 'he took the rod, which he had used in sacrificing, and gave it to Ormizt', ja er bemerkt noch ad vocem rod this is the so called Barsom used by the Parsee priests always, when engaged in worship (Essais 11). Erstaunt fragt man sich, wie das Wort *թագաւոր* (König) und *թագաւորութիւն* (Herrschaft), das nicht nur im Armenischen eines der häufigsten ist, sondern auch im neupers. تاجور und altpers. *takabara* (Kronen, Kopfschmuck tragend) sich wiederfindet, zu der Bedeutung 'Barsomzweig' kommen kann, und findet keine Antwort. — Die Uebersetzungen, welche Hr Tiele hie und da von altbaktr. Texten gibt, sind zum grössten Theile von den Haug'schen abhängig, und es würde uns hier zu weit führen, sie alle durchzusprechen, besonders da mit dem Tiele'schen Buche gleichzeitig ein altbaktrisches Wörterbuch erschienen ist, durch welches es möglich wird, verschiedene Auffassungen der alten Texte genauer zu prüfen und die einzelnen Wörter im Zusammenhang des ganzen Sprachschatzes, und nicht mehr nur an einzelnen Stellen, wo man einen falschen Sinn leicht plausibel machen kann, kennen zu lernen.

Nach so vielen abweisenden Bemerkungen

Digitized by Google

freut es uns sagen zu können, dass Hr Tiele, wo er von Hrn Haug verhältnissmässig unabhängig arbeitet, seine Ansichten von der Entwicklung der zarathustrischen Religion überzeugend und geschmackvoll vorträgt. So ist der Process der allmählichen Ausartung des ursprünglich monotheistischen Systems in einen fast polytheistischen Zustand sehr gut dargelegt. Die Wesen, welche in der ältern Religionsform als körperlose Abstractionen, als dogmatische Begriffe, als ideale Grundbedingungen der sinnlichen Erscheinungen auftreten, wurden wenn nicht körperlich, so doch fassbar und individuell ausgeprägt, die verdrängten Gestalten der vorzarathustrischen Mythe traten, wenn auch ohne den Character der Religion als Monotheismus zu verwischen, doch als Factoren einer polytheistischen Färbung desselben wieder hervor. Man wird diese Erscheinung theils daraus zu erklären haben, dass mit der Ausbreitung einer Religion immer solche ihrem ursprünglichen Character widersprechende Elemente angeschwemmt werden, dass der eine und der andre Volksstamm mehr oder weniger von seinem alten Glauben in eine neue Religion mit herübernahm — eine Erscheinung, die wir auch bei den christlichen Völkern vielfach beobachten können —, theils daraus, dass mythologische Vorstellungen mit einer ausserordentlichen Zähigkeit in den Völkern haften bleiben. Man braucht für die Erklärung dieser Erscheinung auf persischem Gebiete nicht die Athravas herbeizurufen, wie dies Hr Tiele thut (S. 77); es ist ein unaufhaltsamer Drang, welchem auch die für Reinheit der Gottesverehrung besorgten Priester auf die Dauer nicht Widerstand zu leisten vermögen. Hr Tiele spricht es selbst aus, dass 'geen godsdienstige voorstelling ooit verloren

Digitized by Google

gaat', die göttlichen Wesen mögen vom Himmel auf die Erde steigen und sich an menschliche Persönlichkeiten der Vorzeit anheften, sie mögen noch tiefer sinken, auf den Boden der See, in den Abgrund der Hölle, alles kann der Volksglaube vertragen; die Vorstellungen mag man anders auslegen, man mag neue Gedanken in sie beschlossen sein lassen, man mag ihnen selbst andre Namen oder bloss allegorische Bedeutungen beilegen, nur duldet er nicht, dass sie vergehn, ein Gesetz welches alle religiöse Entwicklung beherscht (S. 156). Auch die Einführung des semitischen Cultus der Anâhita ist sehr überzeugend auseinandergesetzt, und Hr Tiele neigt sich mit Recht der Ansicht zu, dass nicht bloss der Cultus dieser weiblichen Gottheit, sondern auch der Name selbst, der nur einen arischen Zuschnitt erhielt, den semitischen Naturreligionen entlehnt worden sei, dass mit ihr auch die ersten Götterbilder in persische Heiligthümer einwanderten. Es ist Anâhita die grosse Mutter, die ظهد der Araber, welche alles was Empfängniss und Geburt betrifft unter ihrer reinigenden Obhut hat und die Muttermilch in die Brüste der Weiber legt, die assyrische Göttin der Fruchtbarkeit, Ishtar oder Nana, welche auf den ninivitischen Monumenten, den Felsen von Malthaiyah bei Mosul und von Pterion in Kleinasien abgebildet erscheint (S. 180). Eine sehr ausgezeichnete Stelle (S. 183) schildert das Wesen der Drujas, und die Erläuterungen verschiedner Mythen, wie von Gayomart (216), von der durch Tistrya bewirkten Fluth, vom Paradis und den ersten Menschen sind mit grosser Sachkenntniss und vorurtheilslos ausgeführt.

Den Schluss des Werkes bilden mehrere Abschnitte über die Stellung des Parsismus in der

Digitized by Google

Religionsgeschichte, über die Gründe, warum derselbe nicht zur Weltreligion ausgebildet worden ist, über sein Verhältniss zur mosaischen Religion. Hr Tiele nimmt vier Stufen der Religionsentwicklung an; die erste ist reiner Naturdienst, wie er bei wilden Völkern und auf der ersten Stufe der Bildung angetroffen wird. Aus ihm entwickelt sich eine Mythologie, die zweite Stufe der Religionsentwicklung ist die mythologische, auf welcher die göttlichen Wesen nicht mehr mit den Naturobjecten oder Erscheinungen identificirt, sondern von ihnen unterschieden werden. Die frühere sinnbildliche Bedeutung dieser Wesen bleibt anfangs noch sehr deutlich, wie in den Veden, doch bei den meisten derselben geräth sie in Vergessenheit, so dass kaum noch eine dunkle Ahnung von ihr zurückbleibt, wie dies in der griechischen Mythologie der Fall ist. Eine dritte Stufe sticht von der frühern sehr ab durch Strenge, Trockenheit und Genauigkeit, durch sittlichen Ernst und Streben nach Wahrheit. Es ist die Periode der Reflexion, die philosophisch-dogmatische. Die Mythologie ist abgeschlossen und wird als ein heiliges Erbtheil, als eine ehrwürdige Ueberlieferung sorgfältig bewahrt, untersucht, ausgelegt. In den alten Naturmythen wird ein tieferer ethischer Gehalt gesucht oder in sie hineingelegt. Die verwirrende Menge der göttlichen Wesen wird gesichtet und in eine genealogische Folge oder hierarchische Ordnung gebracht, an deren Spitze ein höchster Gott oder eine Zusammenstellung von drei, vier, sieben oder zwölf Gottheiten zu treten pflegt. Eine Neigung zum Monotheismus verräth sich in dieser Periode, in welcher eine feste, durch einen Propheten oder eine Priesterschule begründete Lehre an die

Stelle früherer freier Ueberlieferung und Anbetung tritt. Die Lehre wird aber auch auf das Leben übertragen und die religiösen und bürgerlichen Pflichten des Menschen werden in schriftlichen Gesetzen aufgezeichnet und durch die Priester überwacht. Es ist die Entwicklungsstufe der brahmanischen und jüdischen Religion. Die höchste Stufe wird durch die drei Weltreligionen vertreten, Buddhismus, Christenthum und Islam. Die Hauptkennzeichen dieser Religionen ist die Leichtigkeit, womit sie sich dem Bann eines einzelnen Volksthumes entziehn, sich in die Eigenthümlichkeiten verschiedner Nationen, Himmelsstriche, Culturstufen zu schicken wissen und, ohne dass ihr besondrer Character dadurch bedroht würde, von Volk zu Volk ausgebreitet werden können. Ihre Stifter haben bereits bestehende Religionen, Siddhârtha von Magadha und Jesus von Nazareth die, in welcher sie erzogen waren, Muhammed eine fremde, die jedoch bereits lange in einer eigenartigen Gestalt in seinem Heimathlande befestigt war, zurückgeführt zu einfachen vielumfassenden Principien, indem sie dem Bedürfnisse des Menschen nach Wahrheit, frommer Erhebung des Geistes in Andacht und Gebet, nach Selbstverläugnung und Liebe Befriedigung schufen. Allen dreien ist das Streben eigen, dies Verlangen der Menschheit zu stillen, nur die Weise ist verschieden, wie die Befriedigung bewerkstelligt wird; am rohsten im Islam, mit aller Uebertreibung indischer Phantasie im Buddhismus, im Christenthume wenigstens nach der ursprünglichen Lehre seines Stifters am edelsten, erhabensten und in Uebereinstimmung mit den Forderungen der reinsten Humanität. Zum Wesen dieser Religion gehört keine in Einzelheiten fest-

Digitized by Google

gestellte Lehre, kein uniformer Gottesdienst, kein geschriebenes oder überliefertes Gesetz, doch ist dieser Character der Freiheit von der einen kräftiger als von der andern geschützt worden und endlich kommen doch alle drei zu einer festen Form der Anbetung, einer Aufzeichnung der für die Bekenner verbindlichen Bekenntnisse.

Der Parsismus steht nun deutlich auf der dritten Stufe, der philosophisch-dogmatischen. Der Naturdienst ist längst verlassen, aber man kann dies nicht auch von der Mythologie behaupten, da die mythischen Gestalten der altarischen Welt mit der Zeit sogar immer stärker hervortreten, wenn schon Zarathustra eine reinere Gestaltung der Religion angestrebt und für lange Zeit auch bewirkt hatte. Aber doch ist der Standpunct dieser Religion kein mythologischer mehr, weil jene Wesen ihre göttliche Würde abgelegt haben, weil die Mythologie bereits ihre Deutung durch den Verstand empfangen hat. Weder die Parsen noch die Brahmanen und Leviten gaben die mythologische Ueberlieferung preis, aber die Brahmanen liessen ihre Götter Götter bleiben, wenn auch tief gesunken und einer Hauptgottheit unterworfen, Götter, über welche selbst ein Mensch sich durch heiliges Leben und verdienstliche Werke erheben kann; bei den Magiern sind die Götter zu himmlischen von Ormuzd geschaffnen Geistern geworden, bei den Leviten werden die alten Mythen in Geschichte umgewandelt oder auf Jahve selbst übertragen, oder die Gottheiten gehen, wie in Persien, in Boten und Diener des Höchsten über. Weder Brahman noch Jahve noch Ahuramazda sind Natur- oder mythologische, sondern philosophisch-dogmatische Gottheiten; die Vorstellung von ihnen ist aus den Gedanken der Pro-

pheten und Priester entstanden. Während nun Mosaismus und indische Religion so glücklich gewesen sind, Weltreligionen aus ihrem Schoosse zu erzeugen, so ist dies dem Parsismus nicht gelungen, obwohl auch er über die Grenzen seines Geburtslandes hinausdrang. Herr Tiele (S. 279) möchte den Grund hievon in der eigenthümlichen Art der drei Nationen erblicken. Die Entwicklung des jüdischen Volkes war fast ausschliesslich religiös, und religiös-wissenschaftliche Bildung war bei den Hindus vor Çâkyamuni die Hauptsache. Bei den Parsen hatte die Religion auf einen besondern Stand wohl einen grossen Einfluss, nicht aber auf das Volk im ganzen. Die Brahmanen haben in Indien geherrscht und das Königthum überwältigt, in Israel ist die königliche Herrschaft wieder in reine Theocratie übergegangen. Niemals aber haben die Parsenpriester über die persischen Könige geherrscht, wie die Brahmanen über die indischen Râjâs, noch auch stand dem Zarathustrôtema ein Ansehn zur Seite, wie dem Hohenpriester von Jerusalem. Das indische Volk ist ein beschauliches, das jüdische ein priesterliches Volk geworden, das persische hatte seine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen und verbrauchte seine Kräfte in der Ausübung seiner weltlichen Macht, während seiner Religion vor dem Lärm der Waffen nicht die Ruhe der Vertiefung gegönnt wurde, welche ihrer Entwicklung zur Weltreligion günstig hätte sein können. Der Mosaismus, so schliesst Hr Tiele seine Vergleichung der persischen und hebräischen Religion und damit sein Werk überhaupt, der Mosaismus hat seine Perioden des Verfalls gehabt, aber er hat sich entwickelt. Er hat Gewinn gezogen aus seiner Dienstschaft und Gefangenschaft, er

Digitized by Google

hat sich aus dem Parsismus angeeignet, was ihm selbst gebrach. Er ist durch Leiden gross geworden. Der Parsismus nicht. Er hat sich nicht entwickelt, sondern er ist verdorben. Er ist nicht fortgeschritten, sondern entartet. Er entlehnte von fremden Nationen nicht was seinen Mängeln aufhelfen konnte, sondern was seine Reinheit beflecken musste, und er ist grossentheils zum alten Aberglauben zurückgekehrt. Deshalb wird er, wenn er einmal ausstirbt, ohne Nachkommen bleiben. Das Judenthum aber mag verschwinden, es lebt in zwei kräftigen Schösslingen, dem Christenthum und Islam fort. Israel verdanken wir die reine echt menschliche Religion, in deren Licht wir wandeln. Das dürfen wir nicht vergessen, dass auch Israel sicher nicht eine so hohe Stufe von religiöser Bildung erreicht, dass es nicht eine Weltreligion hervorgebracht haben würde, wenn nicht in grauester Vorzeit ein semitischer und arischer Stamm einen gegenseitigen Einfluss auf einander ausgeübt und sich mit vereinter Kraft über veraltete und mangelhafte Vorstellungen erhoben hätten, wenn nicht viele Jahrhunderte später der Mosaismus viel von den Jüngern Zarathustra's gelernt hätte. Die Religion aber, welche nach unserm Glauben bestimmt ist, die Religion der Menschheit zu sein, ist nicht das Werk einer einzigen Rasse. Cham, Sem und Japhet haben alle Theil an ihr.

Marburg. F. Justi.

Opusculos ineditos del cronista catalan Pedro Miguel Carbonell, illustrados y precedidos de su biografia documentada. Por D. Manuel de

Bofarull y de Sartorio. Tomo I, VIII und 394. Tomo II, 399 Seiten in Octav.
(Coleccion de documentos ineditos del archivo general de la corona de Aragon. Tomo XXVII u XXVIII. Barcelona 1864. 1865).

Der Herausgeber bemerkt im Vorwort, dass er geraume Zeit der Absicht nachgegangen sei für die im catalanischen Dialect geschriebenen und bis zum Tode von Juan II. herabreichenden Croniques de Espanya des Pedro Miguel Carbonell, die übrigens nicht, wie häufig angegeben werde, in zwei Abdrücken, sondern nur in einem einzigen (Barcelona 1547 fol.) vorhanden seien, durch Uebersetzung ins Castilische einen grösseren Kreis von Lesern zu gewinnen. Hinterdrein habe er jedoch aus Gründen verschiedener Art sich bewogen gefühlt, die Ausführung dieses Plans vorläufig zu verschieben und zunächst für Veröffentlichung des bis dahin unbeachtet gebliebenen handschriftlichen Nachlasses des Chronisten Sorge zu tragen. Die in Bezug hierauf angestellten Nachforschungen im archivo de la corona de Aragon und im Archiv der Cathedrale von Gerona gewährten eine wider Erwarten reiche Ausbeute, so dass beide vorliegende Bände dieser Coleccion für sie in Anspruch genommen werden.

Dem Abdruck dieser aus Urkunden, historischen Niederzeichnungen, Briefen und Poesien bestehenden Sammlung stellt der Herausgeber eine kurze Biographie des Vfs voran, für welche ihm dessen eigene Angaben u. urkundliche Nachweisungen das Material boten. Ref. hebt aus dieser biographischen Skizze nachfolgende Puncte hervor. Ueber die ersten 24 Lebensjahre des 1434 in Barcelona geborenen Carbonell fehlen

Digitized by Google

uns alle Nachrichten und erst 1458, in welchem Jahre er durch Alfonso V. von Aragon zum Notario publico ernannt wurde, tritt uns sein Name urkundlich entgegen. 1476 wurde er durch Juan II. dem Staatsarchive vorgesetzt und zugleich zum königlichen Geheimschreiber (scriba nostrae domus) erhoben. Vermöge dieses Doppelamtes, welches er 40 Jahre lang bekleidete, fand er hinlängliche Gelegenheit, ein Mal mit allen einflussreichen Persönlichkeiten des Hofes in nähere Beziehung zu treten und in die politischen Strömungen seiner Zeit Einsicht zu gewinnen, sodann für seine historischen Untersuchungen die breite Grundlage zu erwerben, welche ein reichhaltiges und wohlgeordnetes Archiv ihm bot. Sein Tod erfolgte 2. April 1517.

Die hiernach folgenden Veröffentlichungen beginnen mit dem Abdruck von amtlichen Documenten und autographischen Niederzeichnungen Carbonells, die dem Herausgeber zur Abfassung des obengenannten kurzen Lebensabrisses dienten; sodann auf 200 Seiten eine im catalanischen Dialect geschriebene historische Abhandlung, welche die Ueberschrift führt: De exequiis, sepultura et infirmitate regis Johannis secundi. Hiernach begegnen wir einer in Form von zwei Briefen lateinisch verfassten Schrift über das Leben und die Wunderthaten des heiligen Severus, Bischofs von Barcelona, und die Translation der Gebeine desselben vom Kloster S. Cucufate de Valles nach der Cathedrale Barcelonas.

Von ungleich grösserem Interesse ist der hieran sich reihende und den überwiegenden Theil auch des folgenden Bandes einnehmende Liber descriptionis, reconciliationisque purgationis et condemnationis hereticorum. Es enthält derselbe einen mit grosser Sorgfalt veranstalte-

ten Auszug aus den Processacten des Inquisitionsgerichts der Diöcesen Barcelona, Tarragona, Vich, Gerona und Elna in der Zeit vom December 1487 bis zum März 1507. Voran geht ein im November 1359 von D. Pedro de Aragon erlassenes Edict, kraft dessen derselbe, einer an ihn ergangenen Aufforderung des römisches Stuhles gemäss, dem pravitatis hereticae inquisitori apud provintiam Provintiae, einem Minoriten, Vollmacht ertheilt, die in der Provence getauften, dann (»ut canes ad vomitum redeuntes«) vom Glauben wieder abgefallenen und nach Aragon geflüchteten Juden vor sein Gericht zu ziehen, sie greifen, nach den canonischen Gesetzen strafen, Leichen wieder ausgraben zu lassen und auf diese Weise nicht nur mit allen »judaisantibus«, sondern auch mit Christen jedes Alters und Geschlechts zu verfahren, die der Apostasie schuldig oder verdächtig seien. Zugleich werden alle geistlichen und weltlichen Behörden angewiesen, dem Minoriten unweigerlich jede erforderliche Unterstützung angedeihen zu lassen.

Nun folgen in langer Reihe die dies processionis, chronologisch geordnet, mit ausführlicher Darstellung des dabei üblichen Verfahrens und mit Namhaftmachung aller betheiligten Personen, sodann die schliesslich über sie gefällten Erkenntnisse, worauf der Schuldige dem Arm des weltlichen Gerichts übergeben wird. Ref. hat sich der Mühe einer Zählung der während des Zeitraums von 1488 bis 1492 in den genannten Dioecesen verhafteten und vor Gericht gestellten Personen unterzogen; es sind ihrer 647, meist Handwerker und Kaufleute, aber auch Mitglieder der angesehensten Adelshäuser, hochgestellte Beamte, selbst Priester.

Auffallend genug, dass sich unter der ange-

Digitized by Google

gebenen Zahl nicht weniger als 423 Frauen befinden. Die Anklage lautet vorzugsweise auf Judenthum — Manche werden als »natura et non extirpe Judaeorum« bezeichnet —, auf Beobachtung muhamedanischer Bräuche, auf Verspottung von Heiligthümern, oder Nichtbeachtung kirchlicher Vorschriften. Die Strafen steigern sich von einer für Jahre auferlegten Büsserkleidung, die selbst während der Nacht nicht abgethan werden darf, bis zu kürzerer oder längerer, grösstentheils ewiger Kerkerhaft und endlich bis zum Tode auf dem Holzstoss. Eine völlige Freisprechung, allenfalls mit der Verpflichtung, für eine gewisse Zeit sich ungewöhnlichen Fasten und Casteiungen zu unterziehen, gehört zu den seltensten Fällen. Dem Urtheil, dass der Leib zu Asche gebrannt werden solle, blieben auch längst Verstorbene nicht entzogen. Hin und wieder stösst man auf Erkenntnisse, vermöge welcher Unfreie manumittirt werden, weil ihr Herr der Ketzerei überführt war.

Seit Ferdinand der Katholische durch sein bekanntes, im Anfange des Jahres 1492 erlassenes Edict die Juden aus allen ihm untergebenen Reichen verbannt und die dem Gebote zuwider Handelnden mit Todesstrafe bedroht hatte, richtete sich die Thätigkeit des Glaubensgerichts mehr noch als zuvor gegen die heimlichen Anhänger des mosaischen Gesetzes. Ein hierauf bezügliches Schreiben des Fiscals der Inquisition zu Valencia an seinen Amtsgenossen in Barcelona (23. März 1500) möge im gedrängten Auszuge hier Raum finden. Ein entsetzliches Ereigniss, lautet die Mittheilung, ist uns durch Gottes geheimnissvolle Gnade enthüllt. Wir waren schon längst in Kenntniss gesetzt, dass das Haus eines sehr bemittelten Conversen

in hiesiger Stadt an jedem Samstag eine ungewöhnliche und deshalb verdächtige Erleuchtung zeige, und unsere Absicht war deshalb darauf gerichtet, die Ketzer in flagranti zu überraschen. Zu dem Zwecke begaben wir uns beim Anbruch der Nacht in höchster Heimlichkeit, begleitet von Mitgliedern des Gerichts und einigen zuverlässigen Männern, an die bezeichnete Stätte, überzeugten uns von dem verstohlen durchbrechenden Glanze der Lichter, erbrachen, weil wir vergeblich Einlass begehrt hatten, die Pforte, besetzten die Ausgänge, stiegen dann rasch die Treppe hinauf und traten, nachdem wir eine zweite Thür gewaltsam geöffnet hatten, in ein glänzend erleuchtetes Gemach. Eine grosse achtarmige Messinglampe hing in der Mitte desselben; seitwärts auf den Ecken eines mit Seidengewand bedeckten Tisches flammten sechs Wachskerzen von weisser, grüner und rother Farbe; in der Mitte lagen eine Bibel, der Talmud, mehrere kleine jüdische Gebetbücher neben einem elfenbeinernen, mit Brocat umhüllten Kästchen, welches die Tora enthielt. Kurz, wir hatten plötzlich den ganzen Apparat einer Synagoge vor uns. Während dessen suchten der Hausherr und dessen Sohn und Frau — »que es de las mas gentiles desta ciudat« — zu entkommen, wurden aber von den bei der Pforte zurückgelassenen Wächtern übermannt und ergriffen. Es fehlte uns nur noch die Mutter des Hausherrn, über deren Versteck keine Auskunft von den Gefangenen zu gewinnen stand, bis eine durch uns eingeschüchterte Magd auf eine Schrankthür deutete und, als diese mit grossen Anstrengungen gesprengt war, auch die alte Frau in unsere Gewalt kam.

Der Libellus de viris illustribus Catalanis

Digitized by Google

suae tempestatis ist, wie der Verf. selbst gesteht, durch das italienische Vorbild Faccios hervorgerufen und beschränkt sich auf äusserst kurze biographische und literarische Notizen. — Der Herausgeber hebt mit einiger Genugthuung hervor, dass durch ihn zuerst in Carbonell der Dichter entdeckt sei, dass man von den hier mitgetheilten Poesien desselben bisher keine Kenntniss gehabt habe. Es sind hausbackene, nüchterne Verse, schwerfällige Couplets (cobles), geistliche Lieder ohne jene Tiefe und Innigkeit, welche aus verwandten castilischen Dichtungen jener Zeit spricht. Wie gern würde man auf diese Poesien verzichten, wenn statt ihrer der von Carbonell angefertigte Auszug des gegen die Tempelherren geführten Processes aufgefunden wäre. Leider bemerkt der Herausgeber nicht, ob sich aus den kurzen Hinweisungen auf diesen Gegenstand ergebe, dass der Extract Carbonells auf einem reicheren und originaleren Material beruhe, als die von Zurita, Garibay und in den Memorias de D. Fernando IV. de Castilla gegebenen Nachweisungen. — Den Schluss des zweiten Theils bildet eine Correspondencia literaria Carbonells.

A selection from the miscellaneous inscriptions of Assyria. Prepared for publication, under the direction of the Trustees of the British Museum, by Major-General Sir H. C. Rawlinson, K. C. B., M. P., assisted by Edwin Norris. Hon. Sec. R. As. Soc. — Auch mit der Aufschrift: The cuneiform inscriptions of Western Asia. Vol. II. — London, lithographed by R. E. Bowler, 1866. — 8 S. u. 70 grosse Blätter.

Der erste Band dieses Werkes seltener Art erschien 1851, und wir redeten über ihn damals

in einem längeren Aufsaze (Gel. Anz. 1851 S. 593–613). Man verdankt nun dem erleuchteten Eifer womit die Vorsteherschaft des Britischen Museums die Fortschritte der Wissenschaft zu fördern fortwährend bemüht ist, die Veröffentlichung dieses zweiten Bandes, welcher auf neue viele der Inschriftenschäze an welchen heute keine öffentliche Anstalt so reich ist wie das Britische Museum dem freien Gebrauche aller wissenschaftlichen Männer übergibt. Die Wichtigkeit des Inhaltes und die Sorgfalt der Ausführung ist bei diesem Bande ebenso gross wie bei dem vorigen. Während jener aber eine grosse Menge der Assyrischen Keilinschriften vollständig veröffentlichte, gibt dieser nur auf Bl. 67 die Inschrift Königs Tiglath Pileser II von Nimrud. Die übrigen grossen Blätter enthalten nur eine Zusammenstellung einzelner Bruchstücke von Assyrischen Keilinschriften, die man mit Absicht so ausgewählt hat um theils durch ihre Veröffentlichung theils durch ihre übersichtliche Zusammenstellung selbt die Arbeit der Entzifferung aller Inschriften zu erleichtern und zu sichern. Das 70ste als das lezte Blatt gibt auch eine Zusammenstellung der einzelnen Phönikischen (oder vielmehr überhaupt Semitischen) Inschriften welche man zur Seite von Assyrischen Keilinschriften gefunden hat.

Wer sich an der Entzifferung dieser Inschriften versucht hat, der weiss von wie grosser Wichtigkeit die Vergleichung ähnlicher Zeichen und Zeichengruppen bei ihr ist: dass diese Vergleichung nun hier so mannichfach und in so zahlreichen Fällen erleichtert ist, muss diesen Arbeiten eine höchst dankenswerthe Förderung bringen. Man wusste ausserdem dass Rawlinson eine Menge von kleinen Inschriften aufgefunden hatte welche wie eine Art von erklärenden Verzeichnissen der verschiedenen Worte zweier oder dreier Sprachen geben: auch mit ihrer Hülfe vorzüglich hatte er vieles Einzelne zu entziffern sich bemühet, und schon längst hatte man gewünscht diese Verzeichnisse möchten zur Sicherung des Verständnisses seiner und anderer Entzifferungen übersichtlich zusammengestellt und zuverlässig veröffentlicht werden. Dass dieses jetzt geschehen, wird mit grosser Befriedigung aufgenommen werden.

Wir begnügen uns jetzt mit dieser kurzen Anzeige einer so höchst wichtigen und dankenswerthen Veröffentlichung, da es jezt vor allem darauf ankommen wird die hier gegebenen Hülfsmittel zu neuen Arbeiten gut zu verwenden.

H. E.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück. 19. September 1866.

Beitrag zur Meteorologie und Klimatologie Galizien's. Von Dr. Moritz Rohrer. (Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien). Wien, C. Gerold 1866, 48 Seiten in gross Octav.

In der vorliegenden Arbeit erhalten wir eine räumlich und zeitlich übersichtliche Zusammenstellung der über einem nicht geringen Landgebiete und in einer hinreichend grossen Jahresreihe, seit 1824, 1829 u. s. w., und grossentheils unter den Auspicien der meteorol. Central-Anstalt in Wien, zuverlässig aufgenommenen klimatischen Beobachtungen, wie sie überhaupt der jetzigen Entwicklungs-Periode der Wissenschaft entsprechend ist. Der Verf. ist ein langjähriger Mitarbeiter der genannten Anstalt, erweist sich als einen sinnigen Beobachter und giebt uns ein geographisches Bild, das sich der »Klimatologie von Böhmen« von Kreil nicht unwürdig zur Seite stellt. Das geographische Gebiet, von dem hier die Rede ist, reicht, durch 12 Orte vertreten, nahe dem 50sten Breitegrade sich haltend,

in einer mittleren Boden-Erhebung von 790 Fuss von Biala (49° N, 36° O) bis Suczowa (47° N 42° O), und als die drei Haupt-Orte können angesehen werden Krakau (50° N 37° O), 664′ hoch Lemberg (49° N, 41° O), 870′ hoch, und Czernowitz (48° N, 43° O) 778′ hoch; klimatisch beeinflusst wird es einigermassen durch die im Süden stehende Karpathen-Kette, welche den Winden eine Wand darbietet, von mittler Höhe 3000 im westlichen, 4000′ im östlichen Theile, und nach Norden hin niedrigere Ausläufer aussendet und Thäler bildet.

Indem wir hier die Haupt-Ergebnisse beurtheilen, soll nicht unberücksichtigt bleiben was wir bei allen Vorzügen noch vermissen dürfen, dies betrifft aber die übliche Behandlung der Meteorologie überhaupt, und ist: die Anwendung einer präciseren Terminologie (wodurch in der That die Uebersicht sofort erleichtert wird), die Auffassung der Meteore als eines zusammenhangenden Ganzen, als Meteoration, und diejenige des Areals als eines Theils innerhalb des grossen geographischen System's. Schliesslich aber mag bei Besprechung der Winde Gelegenheit genommen werden, über das allgemeine Wind-System in Bezug auf das »Drehungs-Gesetz« einige Worte zur Verständigung hinzuzufügen, nachträglich zu früheren Untersuchungen des Referenten.

Da die phänologischen Verhältnisse aufmerksam aufgezeichet sind, so ist zu ersehen, wann hier Belaubung, Blüthe, Fruchtreife und Entlaubung der vornehmsten Bäume eintreten; Mais wird noch gebaut; die Vergleichung Lemberg's mit Wien ergiebt dort die Vegetation als eine um 13 Tage spätere.

Temperatur. Die mittl. Temperatur des

Digitized by Google

Jahrs ist für die 12 Beobachtungs-Orte im Durchschnitt 7°.3 R., im Winter — 2°.3, im Sommer 14°.4, im Frühling 5°.9 im Herbst 6°.7. Nehmen wir vorzugsweise von Lemberg die Thatsachen, so ergiebt der Januar — 3°.8, der Juli 14°.5, ist also die Fluctuations-Amplitude des Jahrs 18°.1. Aehnlich sind die Daten vorhanden für die Anomalität (am grössten im Winter, am geringsten im Sommer, wie 12° zu 5°); — für die monatliche (mittl.) extreme Undulations-Amplitude, zu Lemberg im Januar 17°.8, im Juli 16°.5, — für die absoluten Extreme der Jahresreihe, im Januar — 28°.5, im Juli 29°.5, also absolute Amplitude 57°.0. Eine anschauliche Darstellung der Jahres-Curve an verschiedenen Orten nach fünftägigen Mitteln und aus 17 Jahren gewährt eine Tafel (nach Jelinek) und sie zeigt durch den Parallelismus der Linien die fast unfehlbare Gleichzeitigkeit der vorgekommenen Schwankungen; hinzugefügt ist der kurze wichtige Satz, dieselbe Gleichzeitigkeit sei gültig auch für Luftdruck und Dampfdruck. Deshalb muss man vermissen, dass nicht auch die Winde einbegriffen sind in diese vergleichende Uebersicht, da doch in ihnen das heisst in dem Wechsel der beiden Passate das ursächliche Moment vorzugsweise, zumal im Winter enthalten ist. — Die tägliche extreme Undulations-Amplitude war im Winter 9°.6, im Sommer 13°.1. — Eine Quelle, bei Stanislau (48° N, 42° O); zeigte (bei Luft-Temperatur des Jahrs 5°.7) die Temperatur des Jahrs 6°.6, als Maximum im October 8°.1, als Minimum im Februar und März 5°.4.

Luftdruck. Der mittl. Barometerstand des Jahres zu Lemberg ist 326‴.6, — die jährliche Anomalität ist 0‴.5, — die Jahres-Curve

verfolgt; bekanntlich kommt sie vor in langen Strichen.

Winde. Wie schon angedeutet ist, fehlt die Aufstellung der meteorischen Windrose; gerne erführen wir, wie im Sommer und im Winter die Richtung des kältesten und des wärmsten, des schwersten und des leichtesten, des dampfreichsten und des dampfärmsten Windes sich verschiebt; auch gelingt es in jetzigen Tagen mit Hülfe der telegraphischen Berichte manchmal, die Stellung der beiden Passate im Winter, wo deren Eigenschaften am schärfsten contrastiren, und deren Wechsel geographisch zu erkennen.

Der vorherrschende Wind im ganzen Lande und in allen Jahrszeiten ist unverkennbar der Westwind, sagt der Verf., inmitten localer Ablenkungen; die Jahreszeiten gesondert ergeben ausserdem von den vier Richtungen als die häufigsten: den N im Frühling und Sommer, O im Frühling und Herbst, S im Herbst und Winter, W in Frühling und Sommer. [Da die Richtung der beiden fundamentalen Luftströme von NO nach SW geht, empfiehlt sich vielleicht als die vier Hauptrichtungen der Winde NO, SO, SW und NW anzunehmen].

Von den Stürmen heisst es; weit ausgebreitete Stürme scheinen zu den Seltenheiten zu gehören, wie jener am 16. Decemb. 1843, aus W, welcher sich von Schlesien über ganz Galizien bis in die Moldau ausdehnte, und fast 24 Stunden währte; die meisten Stürme scheinen mehr localen Charakter zu haben. [Dereinst wird man mehr den Zusammenhang grosser europäischer Winter-Stürme beachten]. Die meisten dieser Stürme sind in Krakau aus SW, W und NW, in Lemberg aus W, NW und SW. Ihr Vorschreiten ist vorzugsweise von W nach

O. [Dies ist eine sehr werthvolle Bemerkung und spricht doch wohl für die Annahme, dass sie pendelartig zur Seite rücken]. Jene aus N, NO, O und SO betragen an beiden Orten zusammen nur 0.1 aller Stürme.

Zusatz. Wir berühren hier eine grosse Frage, betreffend die Theorie und das geographische System der Winde, und es mag dem Ref. hier Gelegenheit gestattet werden, einige Worte zur Verständigung über das allgemeine Windsystem in Bezug auf das Drehungs-Gesetz nachträglich zu äussern.

Im »Supplement zur klimatographischen Uebersicht der Erde« 1865 enthält ein kurzes Capitel im Appendix S. 286 »Einige Grundlehren der Anemologie« und darin ist folgendes Axiom vorangestellt.

1. »Jede grössere und dauernde Luftbewegung hat zu ihrer Motivkraft Aspiration, ist ein Aspirations-Wind. — Impulsions-Winde von irgend beträchtlicher Ausdehnung und Dauer giebt es gar nicht in der grossen freien Natur (nur locale kommen vor, z. B. bei Lawinen, Explosionen u. a.); denn die compressible und elastische Luft der Atmosphäre setzt solchen sehr bald zunehmend mächtiger werdende Hemmnisse entgegen (deswegen ist überhaupt ein diametrales Entgegenwehen von Winden unmöglich).

2. Die Motivkraft oder der Aspirations-Raum eines jeden grösseren Luftzuges befindet sich demnach an dessen vorderem Ende, liegt vor dem Winde.

3. Ursache der Aspiration ist, sowohl primär wie secundär, eine Stelle mit dünnerer oder zumal mit dünner zu werden dauernd in Begriff seiender Luft, also partielle Rarität, Rarificirung

Digitized by Google

in der Atmosphäre. Der allgemeinste Fehler der Luftverschlechterung ist Verminderung einer Stoffmenge, welche zum Leben nöthig ist; aber die so verschlechterte Luft enthält außerdem noch Stoffe, welche nicht zum Athmen gehören, z. B. von der Hautkraft der ausgeathmeten Luft eine Art thierischer Materie, welche, wenn sie in die Lungen eingeathmet wird, eine Krankheit erregt, die so ansteckend und tödtlich ist, als wenn sie durch Einimpfung des Contagiums der Pestbeulen in den Körper gebracht würde. Ebendaselbst.

Gift, thierisches, ist zugleich das empfindliche Empfinden einer gewissen thierischen Materie, welche ansteckung von ganzen kultivirten Ländern verbreitet wird, und auch die Einimpfung dieser Materie, und auch die Einverleibung derselben durch den Mund dieser Thiere. Ich sah auf der Insel Ceylon, wo ich mich mehrere Jahre aufhielt, daß in einer Gegend, wo Cholera herrschte, und wo sie eine ganze Menschenmenge hinwegraffte, die Hunde und Katzen, welche sich von den Leichen nährten, ebenfalls von der Krankheit ergriffen wurden, und daß sie, wenn sie in andere Gegenden kamen, die Krankheit dahin verbreiteten. Ebendaselbst.

Gift, thierisches, ist zugleich das empfindliche Empfinden einer gewissen thierischen Materie, welche, wenn sie in die Lungen eingeathmet wird, eine Krankheit erregt, die so ansteckend und tödtlich ist, als wenn sie durch Einimpfung des Contagiums der Pestbeulen in den Körper gebracht würde. Ebendaselbst.

Gift, thierisches, ist zugleich das empfindliche Empfinden einer gewissen thierischen Materie, welche, wenn sie in die Lungen eingeathmet wird, eine Krankheit erregt, die so ansteckend und tödtlich ist, als wenn sie durch Einimpfung des Contagiums der Pestbeulen in den Körper gebracht würde. Ebendaselbst.

Es kommt also darauf an, nach jener Einsprache einlegenden Seite hin Worte der Vertheidigung und Verständigung zu richten. Wenn die empirische Auffassung die richtige ist, und die sinnvolle Harmonie der Thatsachen giebt dafür das sicherste Zeugniss, so muss auch die Theorie damit übereinstimmen, sie muss schliesslich den Thatsachen sich fügen. Unser theoretischer Satz: »jeder allgemeine Wind hat als Motiv Aspiration«, bezeichnet vielleicht schon den ganzen Unterschied der Auffassung. Mit wenigen Worten sei versucht dies zu erläutern.

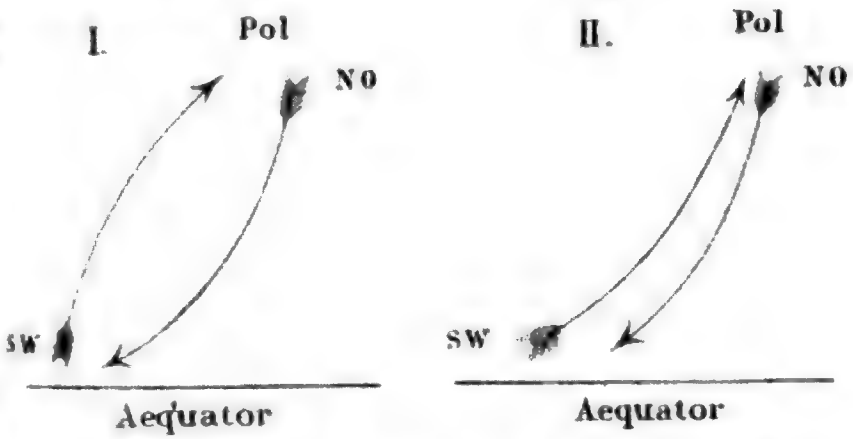
Die übliche mathematische Vorstellung hat Recht per se indem sie annimmt, ein Punkt, der vom Aequator polwärts gehe, müsse in Folge der dahin abnehmenden Rotations-Geschwindigkeit der Erde, eine zunehmend westliche Richtung annehmen, — wenn das Motiv eine Impulsion wäre. Aber jene Vorstellung leidet an dem Mangel, dass sie die vorliegenden Thatsachen, das vorliegende reale Geschehen, nicht vollständig physikalisch in Berechnung zieht, wie überhaupt die Mathematik in abstracto immer Recht hat, aber schon manchmal in den exacten Wissenschaften eine unrichtige Anwendung erfahren hat, welche dennoch lange, geschützt durch die grössten Autoritäten, als Wahrheit gegolten hat. Der Anti-Polarstrom hat aber kein Impulsions-Motiv, keine vis a tergo, etwan wie eine abgeschossene Kugel, — sondern er hat ein Aspirations-Motiv, was vor ihm liegt, und zwar auf der Höhe, das ist auf einem bestimmten centralen Raume, einer Halbkugel. Er bringt dorthin in der tellurischen Circulation die Compensation für die mit dem Polarstrom nach der Peripherie der Halbkugel dorther fortgezogene Luft; deshalb steht für ihn, für

den von der Peripherie rückkehrenden Luftstrom die Richtung nach jenem centralen Aspirations Raum in der Nähe des Pols als eine bestimm angewiesene fest, und wie kann er dorthin ge langen, ohne von seiner westlichen Richtung trotz der zunehmenden Rotations-Differenz, au zugeben? Dabei wird dennoch ein Dränge dieses Luftstroms nach seiner rechten Seite hin als Wirkung der Erdrotation, Statt haben müs sen und zu denken sein, wie bei dem Polarstrom (wie auch bei den Flüssen), und damit werde die rechten Seiten der beiden Passate auf de ektropischen Breiten sich berühren müssen.

Mit dieser Theorie und Vorstellung stimmt das grosse Ganze der empirischen Erscheinunge überein. Wir halten die Passate für paralle nebeneinander liegende Luftströme, von fast gerader Gestalt, nicht aber für gegeneinande gerichtete Halbkreise oder Curven; deren Verschiebung denken wir uns pendelartig erfolgend; und im Winter um die zwei Kältepole, wie die Speichen von zwei Rädern, strahlenförmig geordnet, drehen sie sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin. Also die Drehung hat bei unserer Vorstellung eine andere Gestalt, wir kennen keine Drehung der beiden Passate in dem Sinne, dass beide in Folge der Erd-Rotation gegeneinander gekrümmt werden, und so sogar sich entgegen wehen und mit einande kämpfen können, daher kennen wir auch keine Staustürme. In mehren Stürmen haben wir einen pendelartig zur Seite vorrückenden Passatwechsel geographisch verfolgen können, zumal zeigte sich im Südwest-Passat (Anti-Polar) solch stürmisches, nach rechts schwankendes, Penduliren. Das Drehen der Windfahnen ist sicherlich nur eine sehr untergeordnete Erscheinung im

sogenannten Drehungs-Gesetz der Winde, denn dazu bedarf es keiner kreisenden Luftströme in der Atmosphäre selbst, und die Thatsache, dass die Windfahnen bei Passatwechsel öfter über rechts sich drehen, als über links, soll nicht bestritten werden. (Der elektrischen Telegraphie als Lehrerin sei noch gedacht).

Folgende Zeichnungen werden am kürzesten und deutlichsten den Unterschied der beiden Vorstellungen von der Gestalt der beiden Passate versinnlichen.



Fragt man nun, was vom berühmten Dove'schen Drehungs-Gesetz der Winde als gültig übrig bleibt, so ist zu antworten: das Wesentliche (und damit ein grosses Verdienst eines unserer grössten Meteorologen) bleibt, nämlich das Vorhandensein von zwei fundamentalen Luftströmen, welche auf den ektropischen Breiten durch ihren Wechsel die Aenderungen des Wetters vermitteln, insofern sie selber mit ihren Eigenschaften untereinander contrastiren; aber deren Gestalt, genauer gesagt nur diejenige des Antipolar's, und die Art und Weise, wie ihr Wechsel erfolgt, wird nach unserer Vorstellung theoretisch und empirisch berichtigt.

— y.

1) Pro-Scientia-Diana, Ancient Science and the Modern Science and Creation of modern Science. By Felix Lukkock F. R. S. London, William Heinemann. 1886.

2) Die Natur der Wissenschaft. Nach- und Mitteldenken. Gemeinverständlich-wissenschaftliche Vorträge gehalten in Wien. Herausgegeben von Dr. Friedrich Jodl. Mit einem Vorwort von Dr. Ernst Mach. Wien 1886. Hölder. (Bd. I. Inhalt: Ernst Mach, Die Leitgedanken. Felix Lukasch, Geschichte der Entstehung und Entwicklung wissenschaftlicher Ideen.)

Bekanntlich sind die wichtigsten Sachen fast, d. h. die fast, wie fast keine wirklichen Urkunden geschrieben. Es ist ein Glück, daß diese Urkunden Widersprüche oder Gedanken sind, nach den Stoff, aus dem die meisten und wichtigsten Urkunden sind, ist das Papier, das geduldigste. Und — Hexen- und Teufelei eingeschlossen. Ist diese Erscheinung auch natürlich begründet, so ist sie doch eine Erscheinung, die, wenn sie nicht begründet wäre, sich ihre Begründung suchen müßte, da bei der Hexen- so auch nicht geleistet kein Teufel. Wenn nun Bacon, der Lord Kanzler, ein Mann und Staatsmann ersten Ranges, und Geister ersten Ranges besaß, an das schwerste Problem der Menschheit geht, so ist es eine natürliche Thatsache, daß er Hexen allerdings in Frage gestellt werden, ob sich Bacon nicht auch mit Hexen abgegeben hat, so ist doch so viel sicher, daß er durch Hexen gezwungen Thatsachen zu begreifen, über jeder Hexerei hinausgekommen ist. Und wenn Bacon, wie gesagt, an verschiedenen Stellen von sich selbst, wie vom Baumgarten seinen Dramen und Gedichten, sagt, er sei zu natürlich, daß das sich

tere, zumal wenn es heilig gehalten ward, neben dem Jüngeren in Gebrauch bleibt. Schwieriger ist die Frage, wie es zu erklären, dass dem Broncealter kein Kupferalter vorhergeht. Der Verf. der erstgenannten Schrift, Hr J. Lubbock, hat sich auf die beiden älteren Zeitalter beschränkt, da, wenn das Eisen auch früher schon bekannt war, es doch in die historische Zeit hereinragt. Der Verf. geht rückwärts, beginnt mit Betrachtung des Bronce-Alters und erörtert dann die dem Steinalter angehörigen Thatsachen, indem er mit den jüngeren beginnt und mit den ältesten schliesst. Die Folge lässt sich bekanntlich meistens finden nach dem Vorkommen in verschiedenen Erdschichten, wie sie sich nach einander abgelagert haben, was bestimmt wird nach den darin vorkommenden organischen Ueberresten, je nachdem sie untergegangenen oder noch vorhandenen Gattungen angehören und die ersten den letzten mehr oder weniger verwandt sind. Chronologisch lässt sich das Alter natürlich nur relativ angeben nach der grösseren oder geringeren Dicke der Schichten, annäherungsweise auch durch Zahlen nach Jahrhunderten, in so fern es möglich ist, zu berechnen, wie viel Zeit erforderlich war zur Ablagerung von einer bestimmten Dicke oder zu der seit jener Zeit vorgegangenen Senkung oder Hebung des Bodens.

J. Lubbock sucht die herkömmliche Eintheilung weiter zu führen, indem er gewiss mit Recht das Steinalter in eine paläolithische und eine neolithische Periode theilt. Das Bronce-Alter oder die Bronce-Periode wird in ihrer Selbständigkeit nachgewiesen durch die Thatsachen, dass in den zahlreichsten Fällen Broncewaffen nicht mit Eisenwaffen zusammen gefunden

werden, ebenfalls selten, wenn auch öfter, neben Steinwaffen vorkommen und dass die Bronce-Waffen und- Geräthe im ganzen nördlichen Europa gleichartig sind. Dazu kommt, dass die Bronce-Beile (die sogenannten Paalstäbe und Celte) dem Broncealter eigenthümlich sind.

Beschreibung und Abbildung der Waffen und Geräthe des Broncealters im ersten Capitel, selbst von wollnen Kleidungsstücken aus einem Grabe Jütlands, gewähren eine Anschauung von der Culturstufe und dem Achtung gebietenden Geschmack dieser Zeit. Das zweite Capitel behandelt die verschiedenen Ansichten vom Ursprunge dieser Cultur. Es werden vier verschiedene Theorien unterschieden:

1) dass die Broncecultur das Product der innern Entwicklung, also eine Erfindung des Volkes des Stein-Alters in Europa sei; 2) dass sie den Römischen Eroberungen oder 3) Phönikischen Colonien oder 4) einem von Asien her eindringenden Arischen Volk ihren Ursprung verdanke.

Gegen die Annahme einer innern Entwicklung (Thomsen, Worsaae) macht der Verf. das Fehlen des Kupferalters*) geltend, gegen die besonders von Th. Wright vertretene Ansicht, dass die Broncewaffen den Römern, die Steinwaffen den Britten gehörten, wird mit Recht eingewandt, dass nach beglaubigten Nachrichten (Tacitus) die Britten sowohl als die Römer eiserne Waffen führten, dass die Broncewaffen eben so häufig in Gegenden gefunden sind, in welche die Römer nie vordrangen, wie in Skandinavien und Nordost-Deutschland, und besonders

*) Die neuerdings in Italien und Ungarn gefundenen den Broncen gleichartigen Kupfergeräthe scheinen, wenigstens nach Wibels Ansicht, nicht einer früheren, sondern einer späteren Zeit anzugehören.

dass, wie wir wissen, die Römer bereits eiserne Waffen hatten, als sie bis Gallien, Germanien, Britannien vordrangen. Die Herleitung der Bronce-Cultur von den Phönikiern ist in verschiedener Weise begründet von Lewes, der eine Handelsverbindung durch Gallien über Massilien annimmt, und von Nilson, der Phönikische Colonien selbst in Norwegen und Schweden nachzuweisen sucht. In der Kritik von Lewes Ansicht werden, wie uns scheint, mit Erfolg dessen Angriffe auf die Glaubwürdigkeit der Berichte von den Reisen Himilco's nach den Zinninseln und des Pytheas bis an Norwegens und Schwedens Küsten bestritten. Obgleich Hr Lubbock hierin so wie in der Gleichzeitigkeit Stonehenges und Aburys mit dem Bronce-Alter mit Nilson übereinstimmt, so kann er sich von dessen Ansicht vom Phönikischen Ursprunge doch nicht überzeugen, besonders weil die Phönikier schon Eisen hatten und namentlich in England so wenig Spuren von Anwesenheit der Phönikier gefunden sind. Das erste Argument ist aber hinfällig, wenn man, wie Nilson im Nachtrage thut, den Handel der Phönikier sich schon vor oder in der Achäischen Zeit (im Homer), nach der erst das Eisen sich verbreitete, bis in diese Gegenden ausgedehnt denkt, das zweite, wenn der Handel durch Rhone und Rhein ging. Allerdings bleibt unerklärbar, dass in England, wo die Phönikier das Zinn holten, die schöneren Bronce-Sachen, welche, wie Nilson zu erweisen sucht, Phönikische Arbeiten und zugleich die ältesten sein sollen, am wenigsten vorkommen. Der Vf. kommt in der Frage vom Ursprunge der Broncecultur zu keinem bestimmten Ergebniss, indem es S. 49 heisst: »Im Ganzen müssen wir einräumen, dass für jetzt

keine Beweisführung berechtigt, eine bestimmte Ansicht von dem Ursprunge der Broncecultur auszusprechen«. Doch hat er schon vorher S. 34 sich dahin erklärt: »Unter diesen Umständen scheint es am wahrscheinlichsten, dass die Kenntniss der Metalle eine der grossen Entdeckungen ist, welche Europa dem Osten verdankt, und dass der Gebrauch von Kupfer in unsern Continent erst eingeführt ward, nachdem beobachtet war, dass durch Hinzufügung einer kleinen Menge Zinns es härter und werthvoller wird«. Gegen diese Ansicht spricht aber, dass grade in Ost-Europa die älteren Broncesachen am seltensten, die schönsten bisher gar nicht nachgewiesen sind.

Grade die Ansicht, welche d. V. am wenigsten der Widerlegung werth achtet, dass die Broncecultur heimischen Ursprungs sei, hat einen so warmen als scharfsinnigen Vertheidiger in Hrn Dr. Wibel gefunden, der in der zweiten vorgenannten Schrift alle übrigen Ansichten bekämpft, und besonders den Phönikischen Ursprung, gegen den vor allem spreche, dass in so früher Zeit kein Verkehr mit den Phönikiern nachzuweisen sei. Sein Resultat ist (S. 116), in Uebereinstimmung mit Thomsen und Worsaae, dass die Cultur der Bronce-Zeit eine durchaus einheimische ist, ihrem ersten Ursprung nach auf Grossbritannien zurückgeführt und in so weit als höhere Entwickelungsstufe der Urbewohner dieses Landes betrachtet werden muss. Seine Gründe sind:

1) »Die zu den Gegenständen unserer Fundstätten der Bronce-Zeit verwendeten Naturstoffe sind sämmtlich innerhalb des Nordeuropäischen Länder-Complexes gewonnen worden«. S. 95.

2) »Die sämmtlichen Objecte der Fund-

Digitized by Google

stätten sind innerhalb des nordischen Länder-Complexes dargestellt worden«.

3) »Die Möglichkeit einer künstlerischen Selbständigkeit der nordischen Völker ist nicht zu bestreiten« (S. 97). Beruhten die beiden ersten Sätze auf Thatsachen, so wäre der Beweis geführt, aber sie sind durch Schlussfolgerungen gewonnen, zu denen die vorliegenden Thatsachen nicht ganz ausreichen. Der erste Satz ist aus einem andern (S. 64) durch chemische Analysen gewonnenen Satze hervorgegangen. Derselbe lautet: »Die im Allgemeinen herrschende Aehnlichkeit zwischen dem Kupfer oder Bronce der Einzelländer und den noch heute in denselben aus inländischen Erzen gewonnenen Kupfer-Sorten lässt mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass die zu der Bronce nöthigen Kupfererze aus eben jenen inländischen Erzquellen gewonnen worden sind«. Die Richtigkeit der chemischen Analysen zugegeben, so scheint die geringe Zahl von chemischen Untersuchungen der Bronce in jedem Lande zu solchem Schlusse nicht zu berechtigen, so lange wenigstens nicht Gegenstände jeder Art und zwar nach derselben Methode untersucht und die Analysen von Gegenständen derselben Art aus verschiedenen Ländern mit einander verglichen sind; denn es muss doch zugegeben werden, dass gewisse Arten von Gegenständen im Lande, andere im Auslande gemacht sein können. Noch bedenklicher scheint ein Sprung von Wahrscheinlichkeit auf eine unbedingte Behauptung über sämmtliche Objecte. Ebenso verhält es sich, wie uns scheint, mit dem zweiten Satze, dass sämmtliche Objecte innerhalb des nordeuropäischen Länder-Complexes dargestellt worden. Derselbe beruht auf dem Nachweise, dass in fast

allen diesen Ländern Gussformen, in mehreren auch Schlacken gefunden sind (S. 54 u. 55). Allein diese Formen beschränken sich auf Broncekeile (Celte), Schwerter (aber nicht aller Arten) und einige gewöhnliche Schmucksachen. Allerdings folgt daraus, dass im Bronce-Alter in Nordeuropäischen Ländern Broncegüsse ausgeführt sind. Aber den heimischen Ursprung der Kunstfertigkeit beweisen sie nicht. Von den feineren Sachen in Guss und getriebener Arbeit ist der heimische Ursprung nicht erwiesen. Dies gilt besonders von den Schwertern mit kurzen Griffen, goldenen und broncenen Schalen, Schöpfkellen und Broncewagen. Hier ist die Uebereinstimmung mit Phönikischen und Aegyptischen Arbeiten von Bedeutung. Ist ihr, oder ihrer Muster Phönikischer Ursprung nicht in Abrede zu stellen, den auch Wibel S. 111 zugiebt (vgl. unsere Recension von Nilsons Bronce-Alter in diesen Blättern 1865 N. 25), so kommt es darauf an, ob zu erweisen ist, dass sie die ältesten sind. Dieser Ansicht war auch Thomsen, ohne zu bemerken, dass er dadurch mit dem heimischen Ursprung der Broncecultur in Widerspruch kommt. Man wird also besonders solche Broncesachen genau untersuchen müssen, die mit Gegenständen des Stein-Alters zusammen namentlich in älteren Erdschichten gefunden wurden. Dass das Bronce-Alter weiter zurückreicht als die älteste uns bekannte Kunst bei Römern, Griechen und Etruskern, dafür scheinen besonders die geologischen Verhältnisse zu sprechen, unter denen solche Arbeiten, wie dem Bronce-Alter Nordeuropas oder vielmehr den Schweizer Pfahlbauten eigen sind, in Norditalien an der Gränze Etruriens vorkommen (Keller, die Terramara-Lager der Emilia-Pfahlbauten. 5ter Bericht. Zü-

Digitized by Google

rich 1863. S. 138). Denn weder von Etrurischen noch von Römischen Alterthümern findet sich darunter eine Spur. Gegen den von Wibel angenommenen Ursprung bei Urbewohnern Britanniens spricht die von Holzmann (Kelten und Germanen 1854) nachgewiesene Roheit derselben, wie auch, was Strabo, ohne Zweifel nach älteren Berichten, namentlich von den Bewohnern der Zinninseln aussagt, nicht eben von hoher Cultur zeugt, da sie sogar Broncegeräthe gegen Zinn eintauschten. Dies verbunden mit der Nachricht von Einführung der Bronce in England, auch in Cäsars Zeit, scheint die Annahme des Englischen Ursprungs genügend zu widerlegen. Den celtischen Ursprung bestreitet Lindenschmidt, wie es scheint, auch genügend, wenn er auch in der Herabsetzung der Celtischen Cultur zu weit geht. Bleibt dann nur der östliche oder der Phönikische Ursprung übrig, so scheint mir bis jetzt die grössere Wahrscheinlichkeit für letzteren zu sprechen. Bevor wir diese Frage verlassen, ist noch Wibels Ansicht zu erwähnen, dass die Bronce wenigstens anfänglich nicht hergestellt sei durch Mischung der Metalle, sondern der Erze, wodurch er sehr scharfsinnig das Fehlen eines Kupferalters erklärt. Ist der Phönikische Ursprung wahr, so sind Broncesachen am wahrscheinlichsten zuerst an den Küsten des Mittelmeeres verbreitet, über Marseille die Rhone und den Rhein hinuntergegangen, dann über Spanien den Ebro hinauf, endlich vielleicht auch durch einzelne Phönikische Schiffe, die nach der Nordsee, vielleicht ins Kategat kamen.

Ist auch, wie Wibel dies sonst mit Recht betont, auf die einfachen Ornamente an sich als Beweismittel nichts zu geben, da sie auch bei

Völkern anderer Erdtheile vorkommen, selbst die Spirale in Mexiko, so kommen sie doch unter Umständen vor, die ihnen grössere Bedeutung verleihen. So hat Nilson beim Willfarestein in Schonen neben verschiedenen Steinwaffen ein Broncefragment mit 4 in einander verschlungenen Spiralen gefunden und findet mit Recht einen Beweis darin, dass grade diese feinsten Broncearbeiten die ältesten sind. Vier Spiralen von Golddraht in einem Etruscischen Grabe gefunden macht Lindenschmidt S. 162 für Etruscischen Ursprung geltend. Aber ganz ebenso wie im erstgenannten Fragment sind 4 Spiralen verbunden auf einem Amulet (Stein), das in einem Grabe von Byblos in Phönikien gefunden ist (Renan, Mission de Phénice p. 101). In demselben Etrurischen Grabe fand sich auch ein Armband, bestehend aus zwei Reihen ähnlicher Spiralen, in demselben Phönikischen Grabe ein zweiter Amuletstein mit 8 Spiralen. Und dennoch sind die beiden Amulete von Byblos nicht Phönikischen, sondern Aegyptischen Ursprungs, wie am ersten die Scarabäenform, bei beiden der sogenannte Nilschlüssel (Henkelkreuz) zeigt. Aber auch die Schmucksachen des Etruscischen Grabes beweisen nicht Etruscischen Ursprung, weil sich in Etruscischen Gräbern häufig auch Assyrische und Aegyptische Arbeiten finden, und dies Ornament sonst an Etruscischen und Griechischen Arbeiten wenigstens nicht gewöhnlich ist. Sind sie aber durch Phönikischen Handel dorthin gekommen, so ist dasselbe für den Norden um so wahrscheinlicher, als die eigenthümliche Verbindung von je zwei Spiralen auf dem zweiten Amulet von Byblos auf einem Bronceschilde der Kopenhagener Sammlung wiederkehrt (J. J. H. Worsaae Nord. Old-

sager N. 205.). Jedesfalls scheint W. darin zu irren, dass er die Bronce-Cultur auf Nord- und West-Europa beschränkt. Von dem Bronce-Alter der Griechen legt Homer ein Zeugniss ab. Verfertigten auch die Griechen selbst Bronce-arbeiten, sie achteten doch die Arbeiten der Phönikier höher. Dass aber auch die Römer ein Bronce-Alter durchlebt, zeigt der Gebrauch, dass der Flamen Dialis sich mit einem Bronce-Messer den Bart scheren musste und die broncene Sichel zu abergläubischen Gebräuchen diente, auch Bronce-Schwerter nicht unbekannt waren. Die Römer aber entlehnten ihre Kunst von Etruskern, die im Verkehr mit Phönikiern standen. Man könnte aus den angeführten Thatsachen auch folgern wollen, dass das Bronce-Alter der Zeit vorherging, in der die Vorfahren der Griechen und Römer sich trennten. Das würde auf eine noch frühere Zeit zurückweisen, als auch wir bisher angenommen. Es darf zwar auch dieser Gesichtspunkt nicht unbeachtet bleiben. Es muss derselbe im Zusammenhange mit der Sprachvergleichung weiter untersucht werden Max Müller Wissenschaft d. Sprache. Deutsch v. C. Böttger 2. Ser. S. 218). Die Bekanntschaft mit dem Kupfer vor Trennung der Arischen Völker scheint nicht zu bezweifeln, ob auch mit Bronce?

Wir kehren zu Lubbock zurück. Im dritten Capitel S. 60 — 82 wendet er sich zu den für das Steinalter in Betracht kommenden Denkmälern nach ihren Gattungen. Es sind Gräber, Pfahlbauten, Muschelberge und Knochenhöhlen, die er erst kurz angiebt und dann, so weit sie der jüngeren Periode angehören, genauer beschreibt. Dieselben zeichnen sich vor den älteren überhaupt durch grössere Vollendung, besonders aber durch die ganz oder zum Theil geschliffenen

Digitized by Google

Flächen aus. Doch gilt dies besonders nur vo den Flintstein-Keilen oder Beilen und den durch bohrten Aexten aus härteren Steinarten.

Im 4ten Cap. von den Gräbern führt der Gegenstand selbst auf die Unterscheidun der drei Haupt-Perioden zurück. Neben den Unterschiede der Zeiten kommt der der Länder und Gegenden in Betracht. Wo es keine erra tischen Blöcke giebt, kann es keine Hünengräber (Cromlechs, Steinhäuser, Steinkammern) un keine Hünenbetten (mit einen Viereck von au rechten Steinen umgebene Hünengräber) geben Wo solcher Bau mit einem Mantel von Erde be deckt ist, lässt sich gewöhnlich der Hügel durc seine Höhe und meist längliche Form erkennen und von einem Hügel- oder Erdgrabe der Bronce- und Eisenzeit unterscheiden, doch keinesweg immer. Der Verf. folgt in Betreff Englands be sonders Bateman (Ten Years Diggings in Celti and Saxon Gravehills), der in Beziehung auf di Steingräber, sofern dieselben nur unverbrann begrabene Leichen enthalten, die Ergebnisse i andern Ländern bestätigt. Zu bedauern ist dass Weinhold's vergleichende Darstellung deut scher Gräber (Sitzungsberichte der Wiener Aka demie Philos.-hist. Classe Bd. 29 und 30) nicht benutzt ist. Bemerkenswerth ist, dass di Schädel dieser Gräber als kahnförmig (ver schieden von den runden Formen Dänemarks nach Wilson, wenn auch (mit Berufung auf di Crania Britannica) nicht unbedingt, doch vor waltend anerkannt werden.

Wichtig für die Unterscheidung des Stein und Broncealters ist die mit einem Erdmante bedeckte Steinkammer auf Möen, deren Inha in den Besitz des Verfassers gekommen ist, co

fern das Innere Skelette und Gegenstände aus dem Steinalter enthielt, im Mantel sich aber zwei Steinkisten mit den Resten verbrannter Leichen und Broncesachen fanden, gerade wie in dem grossen Steindenkmal zu Waldhausen bei Lübeck, in dem jedoch kein Skelett und keine Spur von Bestattung gefunden wurde. Es ist beschrieben von Pastor Klug in den Beiträgen zur Nordischen Alterthumskunde Hft I. Lübeck 1844. 4. Ganz ähnliche Verhältnisse fanden sich an den Gräbern, die im Galgenberge bei Ritzebüttel verborgen waren. Es wäre von Wichtigkeit alle gleichartigen Denkmäler aus verschiedenen Ländern zusammen zu stellen, da sie unwiderlegliche Beweise sind, dass das Broncealter seine Gräber oft aussen an die schon vorhandenen Gräber der Steinzeit baute. Der Verf. schliesst mit einem Blick auf die in Gräbern des Steinalters gefundenen Thierknochen und folgert, dass Pferde und Hunde bei der Leichenfeier geopfert seien, und aus andern Thatsachen, dass auch Sklaven, selbst Frauen, mit verbrannt seien, ohne hier die Zeitfrage zu berücksichtigen, da im Steinalter das Verbrennen der Todten noch nicht erwiesen scheint.

Die Pfahlbauten, von denen Ch. 5 handelt, bieten den Stoff zur Geschichte der Cultur für mehrere Jahrtausende. Seit dieselben im J. 1854 zuerst im Zürcher See entdeckt wurden, sind sie fast in allen Schweizer Seen gefunden und nicht nur in Seen, sondern auch in Mooren und angeschwemmten Landstrecken, die einstigen Seeboden einnehmen.

In den Seen Norditaliens und Baierns sind dieselben in gleicher Art nachgewiesen. Hr L. vergleicht die Crannoges Irlands (künstliche mit Pfählen befestigte Inseln), die noch in die hi-

Digitized by Google

storische Zeit herabreichen, so wie die noch vorhandenen ähnlichen Bauten in verschiedenen Theilen der Erde, besonders in Asien, worin ihm schon Troyon vorangegangen ist. Die Schweizer Pfahlbauten gehören bekanntlich zum Theil dem Stein-, zum Theil dem Bronce-Alter an, und letztere finden sich, der grossen Mehrzahl nach, in der östlichen Schweiz. Hr L. schöpft seine Kenntniss nicht bloss aus Büchern, sondern hat sich die Sache an Ort und Stelle selbst angesehen, in Gemeinschaft mit denjenigen Schweizern, denen wir einen Theil der Entdeckungen und Beschreibungen verdanken.

Er versucht nun durch Vergleichung alle Thatsachen die allmählige Entwickelung der Cultur nachzuweisen, nicht nur nach Materia und der grösseren oder geringeren Vollkommenheit der Arbeit, sondern auch nach den verschiedenen Thierarten, die sie entweder auf der Jagd erlegten, oder als Hausthiere hielten, so wie aus den Pflanzen, die sie anbauten, und deren Benutzung für Nahrung und Kleidung. Die vorliegenden Thatsachen reichen von der Eisenzeit durch die Broncezeit zurück bis in die Steinperiode, die wir im Norden aus den Steingräbern kennen. Es fehlen indess, was der Verf. nicht berücksichtigt, in den Pfahlbauten die feineren Gold- und Bronce-Arbeiten mit Spiralen und concentrischen Kreisen, als Hängeschalen, Schöpfkellen und Schwerter mit engen Griffen, wie in Dänemark, Norddeutschland und Frankreich vorkommen. Die Broncezeit der Schweiz beweist durch die Sichel die Kenntniss des Ackerbaus.

»In dem Bronce-Alter ist alles anders, heisst es S. 160. Wir finden nicht bloss, wie früher Aexte, Pfeile und Messer, sondern ausserdem

Digitized by Google

Schwerter, Lanzen, Sicheln, Ohrringe, Armbänder, Nadeln, Ringe u. a.« Die Bronce-Keile sind nicht nur zahlreich, sondern so verschieden, dass kaum zwei in derselben Form können gegossen sein, und doch dem Bronce-Alter eigen. Auch die Töpferarbeit ist sorgfältiger und die Töpferscheibe ward angewandt. Nicht bloss die graden Linien der Ornamente sind sorgfältiger gezogen, sondern es kommen auch Kreise und Spirale hinzu. Erst im Eisen-Alter erscheinen an den meisten Orten Bilder von Thieren und Pflanzen. Es kommen Mond und kreisförmige Untersätze für Töpfe hinzu. Die Pfahlbauten sind sorgfältiger gebaut, die Pfähle besser behauen, die Hausthiere weit zahlreicher, es finden sich da zahme Schweine, Ziegen, Schafe und Hunde (S. 167).

Auch im Steinalter sind die Fortschritte unverkennbar. Im Bodensee bei Wangen ist in den Pfahlbauten des Steinalters Korn in grosser Masse, selbst Brod gefunden, getrocknete Aepfel und Birnen, Samen von Himbeeren und Brombeeren, Schalen von Bucheckern und Haselnüssen, auch Pflaumenkerne. Wauwyl scheint zu den ältesten zu gehören. Es lassen sich deutliche Spuren erkennen, dass in älterer Zeit Jagd, dann Viehzucht, dann Ackerbau überwiegend gewesen sei. Ein besonderes Licht auf die Lebensweise der Menschen wirft die Thatsache, dass alle Markknochen zerschlagen sind, offenbar um das Mark zu verzehren. Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass schon zur Zeit der ältesten Pfahlbauten der Elephant und das Rhinoceros nicht mehr existirten, dass der Ur-Bison, Elk (Elenthier), Rothwild und das wilde Schwein die Wälder beherrschten.

Hier darf nicht die Frage übergangen wer-

Digitized by Google

Aus, ob, wie Sr. Trauen meint, mit der Bronchitis die neue Wasserleitung verunreinigt und die frühere Seuche verschleppt, vertreten und bekämpft werden soll. Ich für meine Person halte, die Besonnenheit des Fortarbeitens denselben Vorzug ein. Es sagt auch an der heutigen Sachlage Niemand, daß die Bronchitis durch die Lösungen von der wenigen Tonnen Inhalt, dem mit der Brunnen die Wasserleitung verunreinigt worden, verursacht oder verursachen und eine Verwandlung in endgiftige Verhältnisse eingetreten sein, die weit über die Grenzen der Wasserleitung hinaus sich erstrecken. Wenn Sr. Trauen Bedenken hatte, daß dieser Bronchialkatarrh nur vom nahe gelegenen Brunnen kommen könne, so hätte er bedenken sollen, daß Wasser, das in Tonnen Inhalt, ohne daß Luft dazu kommt, sich durch Flußläufen so zu Boden sich absetzen kann, daß es nicht mehr Wasser ist. Wenn Sr. Trauen meinte, eine Bronchialkatarrh sei der Tonnenlose verursacht, eine Bronchialkatarrh sei der Tonnenlose verursacht, eine Bronchialkatarrh sei der Tonnenlose verursacht

Weise zerbrochen sind. Die Steingeräthe unterscheiden sich durch die grössere Rohheit, indem sie nicht geschliffen sind. Es liegt nahe, mit Worsaae daraus zu schliessen, dass sie einer ältern Zeit angehören, als die Steingräber mit ihren schön geschliffnen Steinwaffen, wogegen Steenstrup sie für gleichzeitig hält und den Unterschied dadurch erklärt, dass die Geräthe der Muschelberge armen Fischern gehörten, die schönen Waffen der Gräber mächtigen Fürsten. Da sich einzelne Stücke geschliffner Waffen oder Geräthe in den Muschelbergen gefunden haben (S. 192), neigt sich L. mehr zu Worsaae's Ansicht. Und grade die von Steenstrup an's Licht gezognen Strandfunde, Steingeräthe am ehemaligen oder gegenwärtigen Seeufer, meistens von Sand bedeckt, die immer unpolirt, weisen auf eine Zeit zurück, in der die Kunst sie zu schleifen wenigstens nicht gewöhnlich war. Die Strandfunde möchten von Küchenabfällen herrühren, die durchs Meer zerstört. Ob die ähnlichen Steingeräthe, die einzeln, im Ganzen aber zahlreich, auf Aeckern gefunden sind, wie Lisch vermuthet, gleichzeitig mit den polirten Waffen der Steingräber als Ackergeräthe gedient haben, oder auch Waffen einer frühern Zeit waren, bedarf einer weitern Untersuchung.

Ch. 7, Nordamerikanische Archäologie überschrieben, giebt ein Bild von frühern Culturzuständen in den mittleren Ländern der Vereinigten Staaten, besonders des Missisippithals, die weit über die Zeit der Entdeckung, wenigstens 3000 Jahre, zurückreichen und auf ein Volk schliessen lassen, das bedeutend höher stand, als die Indianer bei ihrer Entdeckung. Man fand neben steinernen Geräthschaften, ähnlich denen des Steinalters in Europa, auch

Töpfe und irdene Pfeifen, ferner kupferne Geräthe, besonders Beile. Man hat daher von einem Kupferalter in Nordamerika gesprochen, was aber dahin näher zu bestimmen, dass die Menschen dort Kupfer in natürlichem Zustande in grosser Menge fanden, es aber nicht zu schmelzen, sondern nur zu hämmern gelernt hatten. Ausser den Grabhügeln finden sich Umwallungen in kreisförmigen und vierseitigen Formen, zum Theil von grossem Umfang, mitunter viele englische Meilen lang und mehr als 100 Acres Landes umschliessend, in Ebenen und auf Höhen. Es sind zum Theil unzweifelhaft Befestigungen, namentlich solche, die auf steilen Anhöhen liegen, andre gelten für Heiligthümer, doch ist diese Bestimmung zweifelhaft. Mit grösserer Wahrscheinlichkeit dienten pyramidalische Hügel religiösen Zwecken und werden daher Opfer- und Tempelberge genannt. Am eigenthümlichsten und räthselhaftesten sind die sogenannten Thierberge (animal mounds), Umwallungen, die Thiergestalten bilden, als Menschen, Büffel, Elke, Bären, Fischottern, Wölfe, Waschbären, Vögel, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und Frösche. Diese Wälle sind 1—6 Fuss hoch und 90—140 Fuss lang, die meisten in Wisconsin. Während die Gräber verschiedenen Zeitaltern angehören, lassen die andern Denkmäler auf eine Bevölkerung schliessen, die viel zahlreicher war, als bei der Entdeckung. Dies wird bestätigt durch andre Spuren, die einen ausgedehnten Ackerbau erkennen lassen. Dies sind die sogenannten Kornhügel und die beetartige Eintheilung des Landes. Aus den Veränderungen, die der Boden und die Pflanzen bei dem Wechsel der Bevölkerung und Culturverhältnisse erlitten, will man schliessen, dass

Digitized by Google

die Zeit der höhern Cultur wenigstens 7000 Jahre zurückreicht. Dass aber Amerika in viel früherer Zeit schon bewohnt gewesen ist, scheinen geologische Thatsachen zu erweisen. Es sind verschiedene Thatsachen, aus denen Agassiz die Zeit, dass Amerika bewohnt, auf 10,000, Douler auf 57,000 und Lyell, wie hinzuzufügen ist, auf mehr als 100,000 Jahre schätzt (Antiq. of Man p. 204).

Im 8ten Kapitel: Vom Höhlen-Menschen oder dem Menschen, dessen Knochen oder Geräthe in Höhlen zusammen gefunden sind mit denen des Höhlen-Bären, der Höhlen-Hyäne, des Höhlen-Tiger, des Mammuth, des wollenhaarigen Rhinozeros, des Hippopotamos, des Irischen Elk, des Moschusochsen, des Rennthiers, des Auerochsen und des Ur (Bos primigenius), sucht der Verf. zunächst das relative Alter dieser Thiere festzustellen. Die ersten 7 sind jetzt von der ganzen Erde verschwunden, die übrigen aus Mittel-Europa, das sie einst auch bewohnten. Der Höhlen-Bär, die Höhlen-Hyäne und der Höhlen-Tiger, wie das Mammuth, kommen, ausser den Höhlen, auch in den Flussanschwemmungen (river drift gravels) der nordfranzösischen Flüsse und im Loes des Rheins vor, sie finden sich aber weder in Mören noch in den Küchenabfällen, noch in den Pfahlbauten.

So lässt sich aus dem allmähligen Verschwinden dieser Thiere, unter denen das Rennthier das letzte ist, das relative Alter der Menschen bestimmen, deren Knochen und Geräthe sich mit jenen Knochen zusammen finden. Denn dass nicht, wie Denoyer zu beweisen suchte, diese viel später als die Thierknochen hineingekommen seien, wird schon wegen der häufigen Wiederholung dieser Erscheinung von England

Digitized by Google

bis Südfrankreich und von Belgien bis Sicilien unwahrscheinlich und ist durch Lartet, Christy, Schmerling, Austin, Falkoner und Lyell widerlegt. Der Verfasser beschreibt die Höhlen, die er selbst bereist, ausführlicher, so im Thal der Dordogne, wo ausser der Lage, höher oder niedriger über dem Fluss, die verschiedene Vollendung der Geräthe einen Unterschied zunächst in der Culturstufe und dann auch der Zeit erkennen lässt. In allen fehlt jedoch jede Spur von Topfscherben, obgleich besonders in Bearbeitung der Knochen sich eine gewisse Kunstfertigkeit zeigt, indem in Knochen Thiergestalten theils eingeritzt, theils plastisch nachgeahmt sind. Die Topfscherben in andern Höhlen Frankreichs und Englands müssen also aus späterer Zeit stammen.

Das 9te Kapitel behandelt die so berühmt gewordenen Entdeckungen des Herrn Boucher de Perthes im Sommethal, mit denen und durch welche diese Untersuchungen in ein neues Stadium getreten sind. Das Vorkommen der besprochenen Knochen mit Flintsteingeräthen in Kiesablagerungen des Sommethales bis 100 Fuss über der Sohle des Thales beweist, dass zu einer Zeit, als die Somme ihr Bett noch nicht tiefer ausgehöhlt hatte, schon Menschen vorhanden waren. Das Vorkommen von Steinblöcken, so gross, dass sie nicht vom Fluss fortgeschwemmt sein können, in denselben Ablagerungen lässt, wie Pristwich erwiesen, annehmen, dass dies in der Eis- oder Gletscherperiode gewesen sein müsse, was in grösserer Ausführlichkeit von Lyell dargethan ist (Antiq. of Man p. 283). Ist nun auch nach den neuesten Untersuchungen von Sartorius von Waltershausen (Die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt. Harlem 1865. 4.)

Digitized by Google

die Hypothese einer Eisperiode, in der eine viel niedrigere Temperatur herrschte, aufzugeben, indem nachgewiesen, dass die verschiedene Reliefform der Erdoberfläche genügt, die Thatsachen zu erklären, so bleiben doch die Schlüsse auf das hohe Alter der Thatsachen unangetastet, ja gewinnen noch an Sicherheit. Wenn Lyell nun den Menschen im Missisippithal für älter als 100,000 Jahre, den des Sommethals für noch älter hält (p. 204), so geht, wie er bei Betrachtung der Höhlen andeutet, das Alter des Menschengeschlechts über jede Berechnung in einem Grade hinaus, dass man nur staunen kann.

Kap. 10 schliesst diese Untersuchung ab mit den Ergebnissen der Ablagerungen im Missisippi-, im Rhein- und Nilthal und mit Betrachtung des Engis- und des Neanderthal-Schädels, die nicht genügen zu entscheiden, welche Race die älteste auf Erden oder wenigstens in Europa gewesen sei. Die Ansicht Lyell's, dass man erwarten dürfe in den Pliocen-Schichten Spuren des Menschen zu finden, nicht aber im Miocen, wird mit dem Grunde bekämpft, dass der Mensch als besondre Gattung, wie die meisten andern vorhandenen Säugethiere, zwar nicht selbst in der Miocen-Periode vorhanden gewesen, wohl aber einen Repräsentanten gehabt haben werde *).

Die Schlussbemerkung Ch. 14 lässt es ahnen, dass wir diese Repräsentanten des Menschen in der Miocen-Periode im Affen erkennen

*) Mag es gestattet sein Kap. 11—13, welche die Wilden der neueren Zeit in allen verschiedenen Stufen der Entwicklung beschreiben, die sich jetzt neben einander finden, wie sie einst neben und nach einander auch in Europa existirt haben, zu übergehen, um nicht unsere Besprechung zu weit auszudehnen.

Digitized by Google

sollen. Die bisher gefundenen Schädel der Vorzeit geben uns keine Entscheidung. Der Engis-Schädel hat eine so edle Bildung als heut zu Tage nur irgend ein Volk und hat auf höheres Alter grössere Ansprüche als der Schädel des Neanderthals, der der niedrigsten Stufe menschlicher Entwickelung angehört. Hr Lubbock glaubt sich und den Leser damit beruhigen zu können, dass der Mensch dem Darwinschen Gesetz von der Natural Selection, aus der die Entstehung der Geschlechter und Arten erklärt wird, von der Zeit an entzogen sei, dass die socialen und sympathetischen Gefühle in Thätigkeit traten und die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten sich entwickelten, und dass eine Theorie, die uns Demuth für die Vergangenheit, Glauben für die Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft lehrt, nicht den Principien des Christenthums oder dem Interesse der wahren Religion entgegengesetzt werden könne. Wir wollen uns mit dem Verf. des Fortschritts freuen, und geben ihm gerne zu, dass die ältesten uns bekannt gewordenen Stämme so wenig als die Wilden ein beneidenswerthes idyllisches Leben geführt haben, da sie oft um die Erhaltung ihres Lebens zu kämpfen und zu sorgen hatten und an grösseren Nahrungssorgen litten, als heute die ärmsten Menschen. So sicher erwiesen scheint, dass der Mensch unzählige Jahrtausende auf einer niedrigen Stufe der Cultur geblieben, dass er vielleicht mehr als die Hälfte der vorhistorischen Zeit verlebt, ohne auch nur einen Topf gehabt zu haben, um kochen zu können, so bleiben doch noch grosse Zweifel gegen die Annahme, die d. V. aus Vergleichung der modernen Wilden zu folgern sich für berechtigt hält, dass in der niedrigsten Stufe, auf der sich Feuerländer

Digitized by Google

und Neuholländer befinden, auch die älteste anzuerkennen sei, zumal wenn man darin ihm beistimmt, dass das Hervortreten der socialen und sympathetischen Gefühle und die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten von Anfang an, d. h. seitdem der Mensch als besondere Gattung dagewesen, seine unterscheidenden Eigenthümlichkeiten gebildet haben. Der Voraussetzung, dass eine das Wohl der Menschen befördernde Erfindung nicht wieder verloren gehen könne, widerspricht, was über Nordamerika berichtet wird, ebenso sehr als der Vergleich des Mittelalters mit dem classischen Alterthum. So lange die Unmöglichkeit des Herabsinkens menschlicher Cultur nicht erwiesen ist, muss auch die besprochene Folgerung über den Urzustand zweifelhaft bleiben. Vielleicht fällt auf diese Frage einiges Licht durch die bisher nicht genügend beachtete Continuität der drei Haupt-Culturepochen, in sofern sie sich im Bewusstsein erhalten, wie dies wenigstens in einem gewissen Grade bei den Römern der Fall war, die im Steinkeil den Jupiter lapis als Regenbringer verehrten, das Bundesopfer mit dem Steinmesser schlachteten; dem Priester des Jupiter die Pflicht auflegten sich mit einem Broncemesser zu scheeren und von religiösen Scrupeln befangen die Broncesichel noch in historischer Zeit vielfach brauchten, ja bei denen auch die Broncewaffen, selbst Schwerter noch im Gebrauch waren, als man schon schrieb. Erwägen wir dies, so kann auch bei den nördlichen Völkern die Bronce-Cultur weiter herabreichen, als es Ref. früher denkbar schien.

Schliesslich müssen wir jedoch im Allgemeinen dem Eifer, mit dem d. V. überall vom Thatbestande selbst sich zu überzeugen suchte, dem

Digitized by Google

Fleiss, mit dem er die Thatsachen zusammenstellte, der Vorsicht und Kritik, die er überall anwendet, unsre volle Anerkennung und für manche Belehrung unsern Dank aussprechen.

Hamburg. Chr. Petersen.

Seaside Studies in Natural History. By Elizabeth C. Agassiz and Alexander Agassiz. Marine Animals of Massachusetts Bay. Radiates. Boston: Ticknor and Fields 1865. VIII und 155 Seiten in Octav mit 186 Holzschnitten.

Da der Mensch sich überall als das Haupt und Muster der Schöpfung ansieht und bei allen Thieren desshalb eine der seinigen ähnliche Organisation zu erkennen strebt, so sind ihm niedere Thiere, deren Bau mit demjenigen der Wirbelthiere gar keine Uebereinstimmung zu haben scheint, immer überaus auffallend und das Meer in dem zahlreiche solcher Geschöpfe von bedeutender Grösse und in die Augen springenden Formen und Farben leben erscheint ihm wie mit Wundern bevölkert. Unsere Ostsee ist arm an Thieren, welche in dieser Art die Neugierde und Phantasie erregen, wenn sie auch für den wissenschaftlichen Forscher, wie es besonders die Untersuchungen Meyer's und Moebius' über die Fauna der Kieler Bucht darthaten, noch immer ein unerschöpftes Feld seiner Arbeiten bildet; und da weiter die Nordsee, wo besonders die Insel Helgoland eine so reiche Fauna besitzt, verhältnissmässig wenig besucht wird, so sind bei uns im grossen Publikum die merkwürdigen Seegeschöpfe nur wenig bekannt und

nur selten findet man einen Laien, der über sie Belehrung wünschte. Ganz anders ist das in England, wo die Natur dem Menschen überall die Bekanntschaft mit dem Meere darbietet, wo in Folge davon die Fauna der vaterländischen Meere aufs sorgfältigste wissenschaftlich durchforscht ist und wird und eine Fülle von populären meistens verlockend ausgestatteten Werken das grosse Publikum anzuziehen und in diese Geheimnisse der Schöpfung einzuführen sich bestrebt. Auch bei uns sind solche Werke von Forbes und Gosse und Lewes u. n. A. bekannt und beliebt geworden und die mehr wissenschaftlichen Faunen über die britischen Schwämme, Polypen, Quallen, Echinodermen, Würmer, Mollusken, Krebse und Fische bilden ganz unentbehrliche Hülfsquellen, da wir selbst in unserer grossen Litteratur kaum ein Werk besitzen, welches eins oder das andere dieser englischen für unsere Küsten ersetzen könnte. Ebenso hat Frankreich*) mehrere solcher in die Fauna des Meeres einführende Bücher aufzuweisen und bei dem grossen Interesse, welches das Volk in Holland und Skandinavien der einheimischen Natur widmet, finden wir auch dort eine ausgebildete popular-wissenschaftliche Litteratur, welche in den vaterländischen Seegeschöpfen den beliebtesten Stoff sieht.

So scheint es uns natürlich, wenn auch an den dichtbevölkerten und an Thieren so reichen felsigen Küsten Neuenglands den Seethieren ein ähnliches Interesse zugewendet wird und dort

*) z. B. Alf. Frédol Le Monde de la Mer. Paris 1865. 8. mit 21 farbigen Tafeln und 200 Holzschnitten. Diese Abbildungen kehren wieder in einem deutschen Werke »das Meer« dessen Herausgabe Schleiden vor Kurzem begonnen hat.

Digitized by Google

neben den ausgezeichneten rein wissenschaftliche
Werken die sich mit der einheimischen Faun
beschäftigen, auch Bücher erscheinen die i
populärer, anziehender Form die Wissbegierd
des Laienpublikums über die Seegeschöpfe, di
ihm fast täglich vor die Augen kommen, zu be
friedigen streben.

Wie Agassiz' Name mit der wissenschaft
lichen Untersuchung der amerikanischen See
thiere eng und für alle Zeiten verknüpft ist un
er selbst auch mehr populäre Darstellungen über si
und die Thierschöpfung im Ganzen gegeben hat (wi
z. B. neuerdings in seinen Methods of Study i
Natural History 1863), so verdankt man seine
Frau und seinem Sohne das oben bezeichnet
im besten Sinne populäre Werk, in dem di
wichtigeren der Seethiere der Massachusetts Ba
in eingehender Weise geschildert werden.

Den Text zu diesem Buche hat Frau Eliss
beth Agassiz geschrieben, während die Unter
suchung der Thiere und die Zeichnungen der
selben von ihrem Stiefsohne Alex. Agassi
herrühren, dem die schwere Aufgabe gelunge
ist, seinem Namen neben dem seines Vater
eine selbständige Stellung zu verschaffen. Wen
so für die Richtigkeit und Genauigkeit der Be
obachtungen von vornherein Bürgschaft gegeb
ist, so zieht der Text durch die ausserordentlich
Einfachheit und Strenge an, welche wir weni
stens in Deutschland so selten in populäre
Büchern zu finden gewohnt sind.

Der vorliegende höchst elegant ausgestatte
Band beschäftigt sich nur mit den in der Ma
sachusetts Bay vorkommenden Strahlthieren, unt
welchem Namen ja bekanntlich Agassiz noch w
Cuvier, die sonst seit Leuckart von einand
getrennten Abtheilungen der Cölenteraten un

Digitized by Google

Echinodermen zusammenfasst. Es werden darin sechs und funfzig dieser Thiere in sehr eingehender Weise beschrieben, neunzehn Echinodermen und sieben und dreissig Cölenteraten. Die Darstellung setzt allerdings ein an wissenschaftliche Arbeit gewöhntes Publikum voraus; auch haben die Abbildungen nichts pikantes und überraschendes, wie man es sonst in populären Schriften oft gewohnt ist zu finden, sondern sind im rein sachgemässen Tone gehalten und aus den wissenschaftlichen Werken Alex. Agassiz' oder seines Vaters genommen. So giebt auch dieses populäre Buch Zeugniss von dem wissenschaftlichen Sinn, der wenigstens in den alten Staaten der Union verbreitet sein muss.

Jede der grösseren Thiergruppen, wie Radiaten, Polypen, Acalephen, Echinodermen sind erst in einem Einleitungscapitel im Allgemeinen geschildert, wobei auch die Geschichte unserer Kenntnisse von denselben kurz erläutert wird, und es folgen dann die recht genauen Beschreibungen der einzelnen Arten, wobei nicht bloss die äusseren Formen, sondern ebenso die Anatomie und mit besonderer und verdienter Vorliebe die Entwicklungsgeschichte berücksichtigt werden.

Ein sehr anziehendes Kapitel schildert den Fang und das freie Leben der Quallen im Meere in lebendiger Weise, ein anderes ist der so wunderbaren und schwer zu beschreibenden Metamorphose der Echinodermen gewidmet und der Schlussabschnitt beschäftigt sich mit der Vertheilung der Geschöpfe im Meere, wobei natürlich die Verhältnisse der amerikanischen Küste, welche in Bezug auf die geographische Verbreitung der Litoralfauna so sehr interessant ist, vorwiegend betrachtet werden.

So kann dies Buch, wie es auch die Absicht

der Verf. ist, sehr wohl als ein einleitende Lehrbuch der Zoologie dienen und wird siche dazu beitragen, besonders wenn erst die we teren Theile erscheinen werden, die Liebe zu ernsthaften Studium der Naturgeschichte zu ver breiten. Keferstein.

Ein Blick auf die Geschichte der Chemie vo Heinr. Ludw. Buff, Privatdocent der Chemie i Göttingen. 1866. Erlangen. Ferd. Enke.

Noch im Jahre 1842 sprach Berzelius di Ansicht aus, dass die Gesetze der allgemeine Chemie nur bei den einfacheren Verbindunge der Elemente Geltung besässen, während das Ent stehen der complicirteren Verbindungen des Koh lenstoffs, welche auch als organische Verbindun gen bezeichnet werden, nicht auf diesen Gesetzen beruhe, und dass dabei die geheimnissvollen, der theoretischen Speculation Trotz bietenden Wir kungen des Lebens sich einmischten. Und doch war damals schon der Harnstoff, dieses wichtige Product des thierischen Lebensprocesses, von Wöhler durch Synthese, ohne Hülfe des Lebens processes, gewonnen worden. Andere Beweise, dass auch die organischen Verbindungen auf den Gesetzen der allgemeinen Chemie beruhen müss ten, waren damals schon in grösserer Anzahl vorhanden, solche sammelten sich mehr und mehr. Den Weg zur Einsicht in die Art und Weise, wie die Gesetze der constanten und mul tiplen Proportionen, diese Hauptgrundgesetze der Chemie, sich bei den organischen Verbindungen wirksam zeigen, bahnten die Radicaltheorie, wel che in Liebig ihren Hauptvertreter fand, die

Digitized by Goo

Lehre von den Typen und der Substitution, die Erkenntniss der homologen Reihen und andere Gesichtspunkte, welche nach und nach gewonnen wurden.

Die Unterordnung auch der complicirten Verbindungen unter die Herrschaft der allgemeinen Gesetze der Chemie ist ein wichtiges Resultat der neueren Forschung.

In der vorliegenden kleinen Schrift habe ich gesucht die Geschichte dieser Erkenntniss in einzelnen, grossen Zügen, ohne Berücksichtigung des Nebensächlichen, darzulegen. Ich habe mich bestrebt, in dem mächtigen Strome chemischer Publikationen, welcher in neuerer Zeit jahraus jahrein fliesst, den Weg zu verfolgen und zu zeigen, der hierzu geführt hat. Alle Beobachtungen tragen zwar mehr oder weniger zur Entwicklung der Wissenschaft bei, sie liefern den materiellen Grund, auf den sich ein geistiges Verständniss der Thatsachen stützen muss. Dasselbe wird dann aber in der Regel durch einzelne Untersuchungen und Betrachtungen gewonnen. Die erste Darlegung allgemeiner Gesichtspunkte erfolgt oft nur andeutungsweise und unvollkommen, sie birgt oft nur einen Kern von Wahrheit in einer mächtigen Hülle irriger Deutungen. Bisweilen nur nach und nach, nicht selten erst nach langer Zeit, oft aber auch plötzlich mit rascher Eile scheidet sich die Wahrheit vom Irrthum. Eine lang verkannte Wahrheit erscheint oft plötzlich als selbstverständlich und erst nach langer Zeit findet ihr Entdecker die verdiente Anerkennung.

Indem wir den Weg suchen, welche zur wahren Erkenntniss geführt hat, finden wir nur zu leicht nichts weiter als den Weg unserer eignen wissenschaftlichen Entwicklung. Dieser Umstand

erklärt, dass das, was als die Geschichte de Wissenschaft sich darbietet, oft nur die Geschicht der Wissenschaft des Verfassers ist.

Mein Bestreben ist es gewesen, eine objectiv Darstellung, eine wahre Geschichte einiger Par tien der theoretischen Chemie zu geben.

Am Schlusse der Schrift habe ich mein Ideen über Ziele und Aufgaben der theoretische Chemie der Zukunft dargelegt. Die Beschäfti gung mit der Geschichte der Wissenschaft ha dann einen praktischen Werth von grosser Be deutung, wenn sie unser Auge stärkt für di Erkenntniss der Bedürfnisse der Zukunft, wen sie uns lehrt das Grosse und Ganze nicht übe der Masse des Einzelnen, oft Untergeordnete und Kleinlichen, zu vergessen.

H. L. Buff.

Berichtigungen und Druckfehler.

Stück 25. S. 996, Z. 9 v. u. lese man *rac* statt *áhar* und streiche die Worte Dass bi *azan*.

das. S. 997, Z. 13 v. u. lese man **космь** stat **космь**; in der folg. Zeile setze man die Klamme vor 'bekanntlich' statt nach 'für'; Z. 11 v. u. les man *կեսրայր* statt *կեսրայր*. S. 999 Z. 1 schalt man nicht vor 'evident' ein; Z. 4 v. u. les man Ausstellungen statt Aufssellungen.

Stück 37. S. 1440 Z. 12 v. u. lese man Mekk statt mekka.

S. 1455 Z. 10 v. u. lese man *kavi* statt *kaví*.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück. 26. September 1866.

History of the sect of Mahárájas, or Vallabhácháryas, in Western India, »Have no fellowship with the unfruitful works of darkness, but rather reprove (or expose) them«. Ephesians V. 2. London: Trübner et C. 1865. 8. XVI. 182 und Appendix 183.

Es ist dies eine der bedeutendsten Veröffentlichungen für die Erkenntniss der religiösen und sittlichen Zustände des heutigen Indiens.

Caste und Religion sind es, welche den Deckmantel bilden, unter welchem die entsetzlichsten Gräuel seit Jahrhunderten in Indien wuchern, welche alles sittliche Leben in seinen Grundfesten vergiften, Tugend und Laster in ihr Gegentheil verkehren und selbst die besten Freunde Indiens zwingen, trotz des guten Kerns, welcher unverkennbar in der Mehrzahl der indischen Bevölkerung schlummert, nicht selten an der Möglichkeit zu verzweifeln, ihn zur Basis einer besseren Zukunft zu entfalten.

Was soll man wagen von einem Volke zu erwarten, in dem der Glaube an die Heiligkeit

Digitized by Google

der ererbten Beschäftigung so tief wurzelt, das z. B. die Mutter einer Hetäre, welche ihr erbliche Gewerbe nicht betreiben will, diese wegen Ver letzung ihrer Pflicht anklagt? bei dem dies Pflicht so sehr zur Erwerbung paradiesische Seligkeit zu genügen scheint, dass ein Heilige diese selbe Hetäre ermahnt, ihrer Mutter zu folgen, da ja der Himmel dem zu Theil werde der die angeerbte Verpflichtung (den ererbte Beruf) erfüllt (Daçakumâracharita in meine Chrestomathie S. 181)? Was von einem Volk hoffen, in welchem die Thugs und Phansigars (Casten erblicher Mörder und Räuber) ihr grauenhaftes Treiben mit ihrer Caste und Religion vertheidigen zu können glaubten?

Doch so sehr auch die indischen Anschauungen geeignet sind, die Hoffnung auf eine Verbesserung der dortigen Zustände herabzustimmen, so berechtigen sie doch nicht dazu an ihr zu verzweifeln. Das dem Menschen eingeborne sittliche Bewusstsein kann zwar durch verkehrte religiöse Richtungen verdunkelt, aber nicht ausgerottet werden. Wo es so tief gesunken ist, wie durch den indischen Götzendienst, kann man sich zwar kaum der Hoffnung hingeben, dass es im Stande sein wird, durch sich selbst zu erstarken und die ihm feindlichen Mächte auszurotten; allein in der Herrschaft der Engländer und in der, wenn auch langsamen, Ueberführung und Verbreitung europäischer Bildung und Sitte findet es mächtige Stützen, an denen es — wie eben das vorliegende Buch zeigt — sich emporzuranken, den Kampf mit den Mächten der Finsterniss aufzunehmen vermag, und sie hoffentlich einst überwinden wird.

Es ist schon lange bekannt, dass unter den zahlreichen Sekten, welche in grösserem oder

Digitized by Google

geringerem Umfang die religiösen Anschauungen der Inder repräsentiren, nicht wenige sind, in denen die gräulichsten und zügellosesten Sitten und Gebräuche herrschen. Man findet darüber Nachrichten in H. H. Wilson's Werk: A sketch of the religious sects of the Hindus in As. Researches Bd. XVI. XVII. und besonders gedruckt Calc. 1835, jetzt auch in seinen Werken, und im Auszug in meinem Artikel »Indien« in Ersch und Gruber Encyclopädie S. 209 ff., ferner bei Ward, Montgomery-Martin und in dem alten Werk von Dapper »Reich des Gross-Mogul«, so wie aa. Die verruchtesten Richtungen zeigen sich bei den Vâmachâri's (vgl. auch vorliegendes Werk, Append. S. 166. 176) und der Sekte, welche den Gegenstand des rubricirten Werkes bildet. Bei der Eigenthümlichkeit der englischen Rechtsverwaltung, welche sich nicht für verpflichtet hält, derartige Attentate gegen die Moral ex officio zu verfolgen, und bei dem Streben der Sektirer ihre Gebräuche geheim zu halten, konnten diese aller Sitte und Tugend Hohn sprechenden Orgien, so bekannt sie auch im Allgemeinen waren, dennoch fast ohne Gefahr einer Verfolgung sich nicht bloss erhalten, sondern sogar immer weiter verbreiten. Das in diesem Buche mitgetheilte ist wohl das erste Beispiel einer öffentlichen Verfolgung. Aber selbst diese ist nicht direkt gegen die Sekte gerichtet, sondern nimmt diese Wendung fast nur zufällig. Auch ist sie — wenigstens der Form nach — nicht einmal vollständig siegreich gewesen. Dennoch hat sie, wie aus den Berichten der indischen Zeitungen hervorzugehen scheint, einen Schlag gegen diese unmoralische Sekte geführt, von welchem sie sich wohl schwerlich erholen wird. Hoffen wir, dass sie bei den Anhängern ähnli-

cher Sekten unter den Oberen Schrecken, unter den Niederen Einsicht verbreiten und dazu beitragen wird, den Sieg des sittlichen Bewusstseins über den Götzendienst herbeizuführen.

Die Sekte, von welcher in diesem Buche gehandelt wird, ist um den Anfang des 16. Jahrhunderts von Vallabha gegründet. Sie ist unter denen, welche den Vischnu verehren (den Vaishnavâs) eine der hervorragendsten. In Bombay allein bekennen sich gegen 60,000 Personen zu ihr und zwar die reichsten und angesehensten Hindus: Bankiers, Grosshändler u. s. w.; ebenso in vielen andern Gegenden Indiens insbesondre des westlichen. Sie verehrt Vishnu in der Form des Krishna und die Grundlage ihrer Religion bildet dessen Jugendleben im Verein mit den Hirtenfrauen, welche in glühendster Liebe zu ihm ihr Haus und ihre Männer verlassen, und durch geschlechtliche Vermischung mit ihm die höchste Seligkeit erwerben. Vallabha wird — in Uebereinstimmung mit der in Indien schon seit alter Zeit verbreiteten Anschauung, dass Gott sich in einem Menschen incarniren könne — als eine Inkarnation Krishnas betrachtet; eben so dessen Sohn und nach dem Glauben der Sektirer jeder Nachkomme des Vallabha, deren es jetzt zwischen 60—70 giebt. In Folge davon sind diese im Stande gleichen beseligenden Einfluss in derselben Weise, wie Krishna bei den Hirtenfrauen, auf ihre Anhängerinnen zu üben und finden in diesem, von den Frauen insbesondre gehegten Glauben ihre sicherste bis jetzt, wie es scheint, auch noch nicht im Geringsten zum Wanken gebrachte Stütze. Diese Nachkommen des Vallabha führen den Namen Mahârâja (grosser König) und sind die unbeschränkten Gebieter über Körper (tan) Geist (man)

Digitized by Google

und Besitz (dhan) ihrer Anhänger. Welchen willkürlichen, ungerechten, sittenlosen, ja verruchten Gebrauch sie von dieser ihrer Macht machen, wird in diesem Buch an mehreren Beispielen auseinandergesetzt; sie fordern körperliche Dienste, schatzen das Vermögen ihrer Anhänger und bedienen sich der Frauen und Töchter derselben zur Befriedigung ihrer Lüste. Dieser letzte Punkt bildet natürlich den Hauptpunkt der Anklagen gegen diese Häupter einer Religion, ist aber zugleich einer der am schwierigsten abzustellenden; denn das Interesse der Frauen geht hier Hand in Hand mit dem der Mahârâjas: sie wollen sich diesen Weg selig zu werden nicht versperren lassen; nicht allein, dass sie sich durch die Wahl eines Mahârâja beglückt fühlen, sie zahlen auch hohe Preise für die Gewinnung seiner Gunst. Selbst mehrere der männlichen Anhänger sind so mit Blindheit geschlagen, dass sie in diesen ehebrecherischen Handlungen etwas heiliges sehen, sie senden dem Mahârâja ihre Frauen unmittelbar nach der Hochzeit, bevor sie selbst die Ehe vollziehen; sie zahlen Preise dafür, Zeuge einer solchen verbrecherischen That sein zu dürfen. Doch diese Unzucht beschränkt sich nicht einmal auf diesen ehebrecherischen Umgang mit dem Oberhaupt, sondern das orgiastische Element hat die ganze Gemeinde angesteckt. Sie feiern orgiastische Feste, in denen die gränzenloseste Ausschweifung in Weibergemeinschaft den Hauptzug bildet.

Dies und anderes ist jetzt durch „öffentliche Verhandlungen vor Gericht, durch lebendige und literarische Zeugnisse documentirt; öffentliche Stimmen der einheimischen Presse haben mit der europäischen gewetteifert diese

Gräuel zu brandmarken. Gott gebe, dass si auch zur Ausrottung derselben beitragen.

Der Weg, durch welchen sie endlich an da Licht der Oeffentlichkeit gezogen wurden, ist wie schon bemerkt, ein indirekter gewesen un desshalb keinesweges so sicher, als man im In teresse Indiens und der Menschheit wünsche möchte. Sehen wir daher, wie es zugegange und was bis jetzt geschehen ist.

Die Sittenlosigkeit dieser Secte war schon lange Gegenstand literarischer Angriffe, die jedoch weder dem Bestand noch der Verbreitung derselben Abbruch thaten. Erst in letzter Zeit, unzweifelhaft durch einen wenn auch nicht unmittelbaren doch mittelbaren Einfluss europäischer Sitte und Anschauungen auf die in Folge ihres Reichthums und Ansehens in vielfache Berührungen mit Europäern kommenden Vallabhâchâryas machten sich Versuche geltend die entsetzlichen Missbräuche abzustellen. Mehrere Mitglieder kamen überein die weiblichen Familienglieder vom Besuch der Mahârâjas zu den Tageszeiten, deren diese sich zum Missbrauch derselben vorzugsweise bedienten, zurückzuhalten, und denselben überhaupt zuzumuthen, dieser Unsitte so wie andern gewaltthätigen Massregeln, durch welche sie ihre unbeschränkte göttliche Macht kennzeichneten, zu entsagen. Die Mahârâjas wandten zwar ein, dass ihr Haupteinkommen aus ihrer Herrschaft über die Frauen flösse, doch leisteten sie keinen absoluten Widerstand, forderten aber Aufschub. Indessen suchten sie ihre Stellung insbesondre dadurch zu sichern, dass sie eine vollständige Unabhängigkeit von dem englischen Gericht erstrebten. Ihre reichen Anhänger mussten sich verpflichten einen Fond von 60000 Rupien zusammenzuschiessen, um ihnen eine gesetzliche

Digitized by Google

Dispensation von der Verpflichtung vor Gericht zu erscheinen zu verschaffen; ausserdem alles zu thun, damit eine solche Nothwendigkeit verhütet werde; endlich zuzugestehen, dass jeder, welcher sich, selbst in guter Absicht, eine Kritik der Handlungen der Mahârâjas erlaube, mit Excommunicirung bestraft werde. Von der Unmöglichkeit das erstre zu erwirken, liess man sich natürlich bald überzeugen und gab jeden Versuch dazu auf. Indessen war ein Mahârâja aus Surate nach Bombay gekommen, welcher sich den Schein gab, als ob er die Bestrebungen der Reformpartei, welche sich in vielen Gegenden Indiens gebildet hat, unterstütze. Er wurde desshalb von dem Redakteur einer in Bombay erscheinenden einheimischen Zeitung, des Satya Prakâsh 'Aufhellung der Wahrheit', der selbst zu der Sekte der Vallabhâchâryas gehört, freundlich begrüsst. Bei einer der Hauptfragen 'Ueber die Wiederverheirathung indischer Wittwen', so wie in einer von diesem Mahârâja selbst herausgegebenen Zeitschrift zeigte sich jedoch, dass er vielmehr die Missbräuche aufrecht zu erhalten suchte und in Folge davon erschien am 21sten October 1860 ein heftiger Artikel im Satya Prakâsh, in welchem die Sekte der Mahârâja's überhaupt und dieser Mahârâja insbesondre angegriffen wurde. Der Schluss lautet folgendermassen:

'Jadunáthji Mahárâj (diess ist der Name des angegriffenen) hat angefangen ein kleines Werk herauszugeben 'der Verbreiter unsrer eignen Religion'. Wir fragen ihn: in welcher Art willst du die Verbreitung der Religion bewirken? Deine Vorfahren haben den einfältigen Menschen Sand in die Augen gestreut und sie blind gemacht. Willst du sie sehend machen? oder, einem falschen

Digitized by Google

Stolz in Aufrechthaltung deiner Religion folgend sie noch mehr betrügen? Jadunáthji Mahárá wenn du Religion zu verbreiten wünschst, dan nimm du persönlich einen tugendhaften Lebens wandel an und ermahne die andern Mahárája dazu! So lange als die Lehrer der Religio sich selbst ins Meer der Wollust versenkt zei gen, so lange sind sie nicht berechtigt ander religiöse Ermahnung zu geben. Gokulnáthji wel cher den oben erwähnten Commentar geschriebe hat [in diesem ist das Princip aufgestellt, das jeder Gläubige, bevor er etwas geniesst — auch seine Frau unmittelbar nach der Verheirathung — es dem Mahárája überantworten müsse], hat au eure Vaischnava-Religion einen grossen Tintekle gemacht. Erst lasst den entfernt sein! Verwerf den Schreiber des Commentars! Mahárájas, in dem ihr diesem Commentar gemäss handelt, be sudelt ihr die Weiber und Töchter eurer Gläu bigen; steht ab davon und vernichtet zugleich die Unsittlichkeit, wie z. B. der Rás Mandali (die gemeinschaftlichen Orgien). So lang ihr das nicht thut, könnt ihr weder religiöse Er mahnung geben, noch eure Religion verbreiten des haltet euch versichert!'

Dieser Artikel wurde zuerst ignorirt; allein die öffentliche Meinung scheint doch für ein sol ches Verfahren zu stark gewesen zu sein. Der namentlich angegriffene Mahârâja entschloss sich endlich, wenn gleich erst nach sieben Monaten (14ten Mai 1861) eine Anklage gegen den Re dacteur zu erheben.

In diesem Prozess wurde von dem Angeklag ten insbesondre durch Zeugen und theilweis Aussa gen des Anklägers selbst die Wahrheit der Beschul digungen gegen die Mahârâjas und ihre Sekte erhärtet. Dies wurde in den Urtheil vollstän

Digitized by Google

dig anerkannt und damit dieser Sekte ein Schlag versetzt, welchem sie hoffentlich, wenn auch nicht gleich, doch bald unterliegen wird. Bei der rein formalen Behandlung von Rechtsfragen, welche im englischen Prozess herrscht, wurde aber zugleich der Angeklagte wegen Veröffentlichung eines Libells verurtheilt, jedoch, wie dies in derartigen Fällen — wo einer in der Substanz siegt, in der Form aber unterliegt — gewöhnlich geschieht, zu einem Minimum von Strafe, nämlich anstatt 50,000 Rupien, welche der Kläger als Schadenersatz in Anspruch genommen hatte, zu 5.

Der Prozess und sein Ausgang hat, wie die dem Buche beigegebnen Zeitungsauszüge beweisen, ein ausserordentliches Aufsehen in ganz Indien gemacht; und es ist hervorzuheben und anzuerkennen, dass diese die Stellung dieser Sekte zu den religiösen Anschauungen der Inder viel richtiger bezeichnen, als die Ansichten welche unter den Eingebornen und selbst den Engländern Bombays hervorgetreten sind. So heisst es S. 170 in einem Auszug aus der Delhi Gazette:

'Die Richter in Bombay und, so weit wir ihre Meinung kennen, auch die dortige Presse, scheinen diesem materialisirten Hinduismus eine Ausnahmsstellung zuzusprechen. Sie reden von den Veden, als ob diese jetzt die anerkannten Schriften der Hindus wären, nach denen sie sich zu leben bemühten, wie sie vorgeben. Diese Ansicht ist uns neu. Wir haben die Veden in der That stets als die heiligen Bücher der Inder betrachtet, aber als ein der Masse des Volkes in jeder Beziehung unbekanntes Buch. Die Schriften, welche — soweit als überhaupt heilige Schriften das thun — das Leben und die Handlungen der Masse der Hindus reguliren, sind

die Parsen' (und, wollen wir hinzufügen, die Masse der sektirerischen Mohammedaner).

Aus derselben Zeitung (S. 172) erfahren wir, dass die Mahârâjas in Folge dieses Processes, genöthigt waren, Bombay zu verlassen, und sie hofft, dass er 'den Grund zu einer Reformation bilden werde analogous to that, in which the great Luther took a lead after the exposures of the practices and morals of the priesthood in the sixteenth century'.

Ich fürchte, dass diese Hoffnung etwas zu sanguinisch ist, doch wird es immerhin von hoher Bedeutung sein, dass die Macht der religiösen Anschauungen der Inder in so echtantiker Weise hinweggiebt sind. Es wird damit dem Einfluss der christlichen Religion und europäischer Bildung, Sitte und Anschauungsweise eine Bahn geöffnet, deren ernste und menschenfreundliche Verfolgung vielleicht dies schöne Land und hochbegabte Volk aus dem Sumpf seiner Sünden wird, in welchen es durch seinen Götzendienst versunken ist. Th. Benfey.

Die Transfusion des Blutes. Nach eigenen Experimental-Untersuchungen und mit Rücksicht auf die operative Praxis bearbeitet von Dr. A. Eulenburg und Dr. L. Landois, Docenten an der Universität Greifswald. Berlin, 1866. Hirschwald. 72 S. in Octav. Mit 4 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Die Transfusion ist eine Operation, welche, wenn sie auch schon vor 200 Jahren von klugen Aerzten Menschen mit glücklichem Erfolge ausgeführt wurde, doch zu den von den praktischen

Aerzten eher gemiedenen als gesuchten gezählt werden muss. Erst in der neueren Zeit wurde die allgemeine Aufmerksamkeit einmal durch Erfahrungen am Krankenbette, besonders durch die glückliche Anwendung derselben bei Blutungen Neuentbundener durch Martin, dann auch durch die interessanten physiologischen Untersuchungen von Panum wieder auf dieselbe hingelenkt und in allerjüngster Zeit hat ihr Kühne durch seine erfolgreichen Versuche bei Kohlenoxydvergiftung neue Bahnen der therapeutischen Verwendung eröffnet. Unter diesen Umständen war die Wiederaufnahme der experimentellen Bearbeitung der in Frage stehenden Operation von Seiten der Herren Vf., deren Namen in wissenschaftlichen Kreisen einen guten Klang hat, gewiss ein zeitgemässes Unternehmen, zu welchem die auffälligen Lücken, welche sich selbst auf dem am besten durchgearbeiteten Felde, der Wirkung der Transfusion bei erschöpfenden Blutungen, selbst bei oberflächlicher Betrachtung darbieten, vorzüglich aufforderten.

Nach einer kurzen, vorzugsweise historischen Einleitung (S. 1—6) wird zunächst die Transfusion bei acuter Anaemie (S. 7—17) besprochen. Dieser Abschnitt hat besonders die Beantwortung von zwei Fragen im Auge: 1) Ist die eigenthümliche restaurirende Wirkung der Transfusion bei anaemisch gemachten Thieren an bestimmte Form- und Mischungsbestandtheile des eingespritzten Blutes geknüpft? und 2) In welcher Weise äussert sich die Wirkung der Transfusion auf die vitalen Nervencentra und durch welche Nervenbahnen wird der Einfluss derselben vermittelt? Es führten die Versuche der Vf. zu dem Ergebnisse, dass die Annahme von Goltz, es bestehe der Haupt-

werth der Transfusion in Fällen von Verblutung in der Verbesserung der mechanischen Kreislaufsverhältnisse und es sei somit gleichgültig, ob Blut oder eine Eiweisslösung von der Concentration des Blutes in den Kreislauf eingeführt werde, trig sei, indem die Erhaltung des Lebens weder durch injicirte Albuminlösung, noch durch mit sämospharischer Luft oder Sauerstoff geschütteltes Blutserum gelinge, wohl aber durch arterialisirtes, defibrinirtes Blut. Sauerstoff und rothe Blutkörperchen sind beide nothwendig um die Versuche der Wiederbelebung durch Transfusion erfolgreich zu machen. Mit Kohlensäure gesättigtes Blut heilige immer augenblicklich tiefe Athembewegungen und häufig allgemeine Convulsionen, somit ausgesprochene Zeichen der Transfusionsversuche. Von physiologischem Interesse ist auch der zur Erledigung der zweiten Frage angestellte Versuch: Transfusion nach bilateraler Vagusdurchschneidung, woraus hervorgeht, dass die Erregung der Respirationsbewegungen durch die Transfusion nicht vermittelst Einwirkung auf die peripheren Endigungen der Nerv vagi zu Stande kommt.

Hat der angeführte erste Abschnitt noch ein mehr theoretisches Interesse, so ist dafür der zweite, welcher die Transfusion mit gleichzeitiger Depletion bei acuten Vergiftungen (S. 17—46) behandelt, eine Fundgrube für den Praktiker, dem nach unserer Ansicht eine Behandlungsmethode der Vergiftungen darin gegeben wird, welche sich auf eine noch grössere Anzahl von Giften und Vergiftungen anwenden lässt als wir Eulenberg und Landois in Betracht gezogen sind. Bekanntlich ist ja schon früher die Venaesection als allgemeines Mittel gegen Vergiftung von Roche und Sa-

son empfohlen; dieselben sagen geradezu: Le sang étant le véhicule du poison, la saignée, en lui ouvrant une issue, devient le principal moyen du guérison. Mit diesem Verfahren hat aber dasjenige von Eulenburg und Landois nur äussere Aehnlichkeit, das Grundprincip ist ein ganz verschiedenes und die Kritik, welcher wir in unserm Handbuche der Toxikologie p. 103 die Behandlungsweise nach Roche und Sanson unterzogen haben, trifft die neue Methode nicht. Blosser Aderlass befördert nach den Versuchen von Magendie die Resorption des Giftes, wenn sich dasselbe noch in den ersten Wegen befindet; er verhindert die Elimination des bereits resorbirten Giftes und kann durch bedeutende Schwächung des Organismus den Tod durch Erschöpfung herbeiführen. Danach ist die Venaesection als Remedium intoxicationis zu verwerfen. Substituirt man hingegen dem mit dem Gifte imprägnirten Blute sofort normales Blut, so kann weder von einer Vermehrung der Resorption des noch nicht in die Circulation gelangten Giftes noch von einer Behinderung der Elimination des bereits resorbirten Giftes die Rede sein; Herbeiführung des Todes durch Erschöpfung kommt natürlich gar nicht in Frage, da ja die Transfusion das beste Mittel zu deren Beseitigung darstellt. Speciell bestätigt ist der Nutzen der in Rede stehenden Methode, die wir wohl am richtigsten als combinirte Transfusion oder nach Panum's Vorgange als Substitution bezeichnen, bei Vergiftungen durch Kohlensäure (Asphyxin), Kohlenoxyd, Chloroform und Aether, Morphium, Opium und Strychnin. Bei der Asphyxie, welche die Verf. sowohl durch Ueberschuss von Kohlensäure als von Mangel an Sauerstoff im Blute bedingt glau-

Digitized by Google

ben, vermochten sie durch Transfusion sauerstoffhaltigen Blutes das Versuchsthier in's Leben zurückzurufen, wenn die auf irgend welche Weise eingeleitete Respiration dies zu bewirken nicht mehr im Stande war. Sie empfehlen ihr Verfahren bei allen schwereren Fällen von Asphyxie, besonders beim Scheintod Neugeborener und zwar, wie wir hervorheben müssen, mit künstlicher Respiration combinirt, da man ja, wie sie richtig bemerken, in solchen Fällen kein zur Lebensrettung geeignetes Mittel unberücksichtigt lassen sollte. Wenn die Verf. S. 20 ihre vermittelnde Erklärung des Zustandekommens der Asphyxie, dass neben der Kohlensäureanhäufung auch der Sauerstoffmangel in Betracht komme, durch das Auftreten von Dyspnoe bei Thieren in einer kohlenoxydreichen sauerstoffarmen Atmosphäre zu stützen versuchen, indem das Kohlenoxyd sehr wohl im Stande sei, beim Athemholen die Kohlensäure aus dem Blute auszutreiben: so ist der hiegegen von ihnen selbst aufgeworfene Einwand, dass möglicherweise das in's Blut aufgenommene Kohlenoxyd direct durch Einwirkung auf die Nervencentra Asphyxie bedinge, durch die neueren Untersuchungen von Traube aus dem Stadium der Möglichkeit in das der Wirklichkeit getreten. Traube's Aufsatz in den Verhandlungen der Berliner med. Gesellschaft, dessen in der Vorrede als eines erst nach dem Drucke der vorliegenden Schrift erschienenen gedacht wird, enthält Versuche über Injection von mit Kohlenoxyd imprägnirtem Blute, welches die Erscheinungen der Kohlenoxydvergiftung, namentlich Dyspnoe hervorruft. — Es ist zu bedauern, dass in Bezug auf die Behandlung der Kohlendunstvergiftung mittelst der combinirten Trans-

Digitized by Google

fusion nicht die Versuche beim Menschen, wie sie in Friedberg's Monographie der Kohlendunstvergiftung und von Dr. Badt in der Berliner med. Gesellschaft berichtet wurden, den Verf. vor dem Drucke der Arbeit bekannt geworden sind, da namentlich der Badt'sche Fall dringend für die Anwendung der Transfusion spricht. Bei der festen Verbindung, welche das Kohlenoxyd mit dem Hämoglobin bildet, ist sicher eine möglichst vollständige Ersetzung des vergifteten Blutes durch normales arterielles dringend nothwendig. Dasselbe dürfte auch der Fall bei Vergiftung mit Schwefelwasserstoff sein, dessen die Verf. S. 68 noch beiläufig gedenken. Bei Aether- und Chloroformnarkose vermochten Eulenburg und Landois durch ihre Methode die dem Erlöschen nahen Respirationsbewegungen in kürzester Frist wieder zu beleben. Es ist dabei von den Verfassern nicht angegeben, dass schon früher Friedberg dies Verfahren, jedoch mit schwankendem Erfolge, bei Chloroformnarkose geübt hat. Auch die Resultate bei Opium und Strychnin sind sehr beachtungswerth.

Dass die Vf. bei eigentlich chronischen Vergiftungen die Transfusion nicht empfehlen, scheint uns einer Rechtfertigung nicht zu bedürfen. Wir glauben dagegen, dass die Transfusion bei einer Reihe von Intoxicationen indicirt sei, welche, wie einzelne Formen der chronischen Vergiftung, den Character der Ernährungsstörung durch ein zur Nutrition untaugliches Blut bedingt tragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Verfettungen der Leber, Nieren und Muskeln, wie sie nach verschiedenen Säuren vorkommen, wenn die localen Symptome ihre Endschaft erreicht haben, auf nutritive Störungen in Folge alterirten Blutes zurückzuführen sind, und hier wäre es

nach unserer Meinung besonders am Platze, zu versuchen, ob nicht durch die Substitution eines normalen Blutes, jene für das Leben so bedrohlichen Organopathieen verhütet werden können. Hier ist die Indication um so näher liegend, da ja auch die örtlichen Läsionen im Magen zur Inanition führen können, welche ja ebenfalls durch die Transfusion erfolgreich bekämpft werden kann. Wie die Vergiftungen durch concentrirte Säuren, möchten auch Intoxicationen mit Phosphor, Arsen und Antimon Momente darbieten, welche die Anwendung der Transfusion befürworten. Es ist zu bedauern, dass die Herren Eulenburg und Landois nicht diese so naheliegende Anwendung der Transfusion bei den genannten Giftklassen experimentell versucht haben, zumal da der Gebrauch bei Phosphorvergiftung bereits von Munk und Leyden in Vorschlag gebracht ist.

Was wir sonst noch an diesem Abschnitte vermissen, sind Andeutungen darüber, wie sich die Verf. das Verhältniss dieser Behandlungsweise zu der eigentlich antidotarischen vorstellen, — die wenigen Bemerkungen bei Strychninvergiftungen S. 45 geben darüber nicht genügende Auskunft — und es wäre wohl der Mühe werth gewesen, die speciellen Indicationen für beide einander gegenüber zu stellen. Im dritten Abschnitte S. 45—54 constatiren die Vf. die günstigen Wirkungen ihrer Methode bei künstlicher Inanition und Nahrungsmangel und schliessen hieran S. 54—66 Bemerkungen über die praktische Ausführung der Transfusion, wobei sie sich mit Entschiedenheit für die Anwendung defibrinirten Blutes aussprechen. Es folgen dann S. 66—70 die Indicationen für die Transfusion, wobei auch noch

Digitized by Google

auf Leukämie und Pyämie Bezug genommen wird. Endlich folgt S. 70—72 eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Resultate, zu denen die Verf. durch ihre interessante Experimental-Untersuchungen, die, wie wir noch bemerken wollen, schon im Jahre 1865 auf dem Greifswalder anatomischen Institut angestellt wurden, gelangt sind.

Theod. Husemann.

Giuseppe de Blasiis. La insurrezione pugliese e la conquista normanna nel secolo XI. Vol. 1 u. 2. Napoli 1864. 8. (S. 284 u. 359).

Von dem Werke des Herrn de Blasiis, ausserordentlichen Professors an der Universität zu Neapel, welches auf 3 Bände berechnet ist, sind die beiden vorliegenden gleichzeitig erschienen. Der erste behandelt die Geschichte der Erhebung Apuliens gegen die griechische Herrschaft und der Eroberung durch die Normannen bis zum Ausgange der unglücklichen Expedition Papst Leo's IX. (1054), der zweite führt dieselbe bis zum Tode Robert Guiscard's (1085) fort. Der Verfasser hat sich eine sehr dankbare Aufgabe gewählt. An und für sich interessant durch ihre mannichfachen Wechselfälle und durch ihre wichtigen universalhistorischen Beziehungen wird gerade für diese Episode der italienischen Geschichte des Mittelalters durch das verhältnissmässig reiche Quellenmaterial eine ziemlich bedeutende Detailkenntniss eröffnet; es war ferner mit Ausnahme einiger unbedeutenden älteren französischen Arbeiten bisher noch keine wissenschaftliche monographische Bearbei-

tung derselben vorhanden. So musste denn von vorne herein ein schon seinem äusseren Gepräge so wissenschaftlich gehaltenes Werk, wie das vorliegende, freudig begrüsst werden. Auch bei näherer Prüfung zeigt dasselbe mehrere sehr vortheilhafte Seiten. Es beruht zunächst durchaus auf einem sorgsamen Quellenstudium. Die bisher bekannten italienischen Quellen, Chroniken wie Urkunden, sind auf das vollständigste benutzt, ungedrucktes Material hat dem Verf. nur wenig zu Gebote gestanden, nur einige griechische Urkunden aus Unteritalien, von welchen uns eine baldigst erscheinen sollende Sammlung von Herrn Trinchera, Archivar zu Neapel, versprochen wird. In gleicher Weise sind die französisch-normännischen und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, auch die byzantinischen Quellen ausgebeutet worden. Gerade durch den Hinweis auf die allgemeinen Geschicke des byzantinischen Reiches wird auch auf die unteritalischen Verhältnisse mancher Lichtpunkt geworfen. Nicht so günstig kann das Urtheil in Betreff der Benutzung der einschlagenden deutschen Quellen ausfallen. Der Verf. hat hier Manches übersehen, z. B. hätte er für den Zug Kaiser Heinrichs II. nach Unteritalien (1022) ausser Hermann Contract und Glaber Rodulfus auch die kleineren Annalen, die Sangallenses, Einsidlenses, namentlich die Quedlinburgenses einsehen sollen, ja manche Umstände erwecken den Verdacht, dass er einige der von ihm citirten deutschen Quellen nicht selbst gelesen hat, sondern nur aus Citaten kennt. So der grobe Fehler, dass (I p. 275) Ermanno Contratto und Ermanno Augiense als zwei verschiedene Schriftsteller aufgeführt werden, das Citiren Lamberts und Ekkehards noch immer unter

Digitized by Google

den alten Namen L. Scafnaburgensis und Chronic. Urspergense. Wenn Herr de Blasiis diese Schriftsteller wirklich selbst studirte, so konnte er doch verständigerweise nur die Ausgabe in den Monumenten benutzen; wenn er dies aber that, wie konnte er da jene alten beseitigten Bezeichnungen wiederholen? Von neueren Bearbeitungen ist die italienische Literatur recht vollständig benutzt worden, namentlich hat das grundlegende Werk von A. di Meo gerechte Würdigung gefunden. Gleiches ist von den französischen Werken anzuerkennen, dagegen scheint wieder unsre deutsche historische Literatur dem Verf. sehr ungenügend bekannt zu sein. Ich finde nur von ihm erwähnt die kleine Abhandlung von Mooyer: Ueber die angebliche Abstammung des normännischen Königsgeschlechtes Siciliens von den Herzögen der Normandie, 2 vereinzelte Citate aus Voigt's Gregor VII. und endlich den alten Bamberger Martin Hoffmann. Dagegen sind nicht einmal die allgemeinen Werke von Stenzel, Gfrörer, Giesebrecht, welche doch so vielfach auch diese unteritalischen Verhältnisse berühren, benutzt worden, ja selbst die Jaffé'schen Regesten scheint der Verf. nicht zu kennen. Ein Einsehen derselben würde ihn vor mehreren Fehlern behütet haben. So lässt er (II p. 118) Papst Alexander II. Herzog Gotfrid auf seinem Zuge gegen die Normannen begleiten und ihn dann sofort weiter nach Apulien reisen. Aber aus den Regesten dieses Papstes erkennt man 1) dass die Nachricht des Leo Ostiensis, Alexander habe Gotfrid begleitet, sehr zweifelhaft ist. Denn jener Zug gegen Aquino soll Mitte Mai 1067 stattfinden, urkundlich aber befindet sich der Papst sowohl am 10. als auch am 22. Mai in Rom. 2) steht es fest, dass er jedesfalls nicht gleich nach

Apulien gezogen ist. Wir finden ihn am 9. J
zu Lucca und erst am 1. August zu Melfi.
p. 181 lässt de Blasiis Gregor VII. 1073 über ein
Monat in Capua verweilen, aus den Regest
dieses Papstes aber ersehen wir, dass er w
nigstens $2^1/_2$ Monate sich dort aufgehalten h

Wenn so die Forschung, vorläufig nur
Quantität des benutzten Materials betrachtet,
einigen Ausstellungen Raum giebt, so könn
dagegen sowohl die Auffassung, wenigstens
Grossen und Ganzen, als auch die Darstellu
unsren lebhaften Beifall finden. Die letztere
ebenso einfach wie ansprechend, die erstere eben
besonnen wie eingehend. Es wurde schon e
wähnt, dass der Verf. auch die byzantinische G
schichte mit in seinen Gesichtskreis zieht, we
mehr ist dies natürlich noch mit den allgeme
nen italienischen Verhältnissen der Fall. For
laufend wird die Geschichte Unteritaliens als e
Glied in der Kette der allgemeinen Geschich
der Halbinsel betrachtet, es wird gezeigt, w
die dortigen Vorkommnisse nicht vereinzelt d
stehen, wie z. B. die Erhebung Apuliens i
Analogon in der nationalen Bewegung der Lo
bardei findet, wie aber aus ähnlichen Anfäng
sich die verschiedensten Ergebnisse, hier die M
nicipalfreiheit, dort die normännische Monarch
entwickeln. Eine Hauptrolle spielen die Bezi
hungen zum Papstthume, und auch hier ist d
Leidenschaftslosigkeit des Verfs anzuerkenne
bei einem Gegenstande, welcher so leicht a
der einen wie auf der anderen Seite den Pa
teieifer erhitzen kann. Einiges hätte vielleic
schärfer hervorgehoben werden können, so z.
der wesentliche Einfluss, welchen das Verhältni
Gregor's VII. zu Robert Guiscard auf das ganz
Schicksal dieses Papstes gehabt hat. Bisweile

Digitized by Google

haben sich auch in der Besprechung dieser italienischen Dinge Irrthümer eingeschlichen, de Blasiis stützt sich hier fast durchweg auf Muratoris Annalen, auch an Stellen, welche schon durch die neuere deutsche Forschung Berichtigungen erfahren haben. So z. B. erzählt er (I p. 194 f.) das Wirken des Lanzo in Mailand mit Muratori ganz nach Landulf, während schon Giesebrecht darauf hingewiesen hat, dass auch hier der Bericht Arnulf's vorzuziehen ist; so lässt er (I p. 199) Kaiser Heinrich III. den vergeblichen Versuch machen, Markgraf Bonifazius gefangen zu nehmen, nach einer Erzählung Donizo's, welche aber derselbe Giesebrecht für eine Fabel erklärt hat.

Der Hauptmangel, welchen das vorliegende Werk zeigt, ist der, dass es doch kein eigentlich kritisches ist. Allerdings übt der Verf. eine gewisse Kritik, er scheidet sehr wohl die spätere Tradition von der früheren beglaubigteren Geschichtserzählung, er weiss ebenso im Einzelnen die Stellen der verschiedenen Quellenschriftsteller gegen einander abzuwägen, aber er hat es unterlassen, sich von dem Werthe dieser einzelnen Quellen, als Ganzem, und von ihrem Verhältnisse zu einander eine klare Anschauung zu verschaffen. Am glücklichsten und dankenswerthesten sind seine kritischen Bemühungen dem Hauptschriftsteller seiner Zeit, Amatus, gegenüber. Derselbe hat seit seiner Wiederauffindung bisher eine unbedingte Autorität genossen; auch in den früheren Partien seiner Chronik, wo er noch nicht Zeitgenosse sein kann, folgen ihm sowohl Gauttier d'Arc als auch Giesebrecht unbedenklich. Es ist ein grosses Verdienst von de Blasiis, dass er zuerst diese Autorität wankend gemacht, dass er mit über-

zeugenden Gründen dargethan hat, dass je
Erzählung des Amatus über das erste Auftret
der Normannen in Italien fabelhaft, jedesfa
die Verknüpfung der beiden Hauptmomente, d
Befreiung von Salerno und der Ankunft Gis
berts mit seinen Genossen nach Italien, unmö
lich ist. Auch andere Nachrichten des Amat
werden mit der nöthigen Reserve aufgenomme
Um so mehr verwundert man sich, wenn
Blasiis manche Angaben desselben, welche u
nichts besser bestellt sind, durchaus zu halte
sucht. Amatus I, 22 nennt die letzte entsche
dende Schlacht, in welcher Melus mit sein
normännischen Verbündeten von den Griech
geschlagen wurde, bei Vaccaricia, während al
anderen Quellen sie bei Canne stattfinden la
sen, Leo Ostiensis einen früheren Sieg des M
lus nach Vaccaricia verlegt. De Blasiis will d
Nachricht des Amatus nicht ganz verwerfe
hilft sich also mit der Annahme (I p. 91. N.
es hätte zwei Orte Vaccaricia gegeben, den e
nen bei Troja, den anderen bei Canne, eine An
nahme, welche durch nichts gerechtfertigt i
und noch dazu gar nichts hilft, denn Amatu
sagt ausdrücklich: Vaccarice, c'est en Puille
Maelfe. Also ist seiner Anschauung nach dies
Schlacht nicht in der Nähe von Canne, son
dern vielmehr ganz im Binnenlande geschlage
worden. Vor Allem aber vermissen wir ein
Darlegung oder auch nur Andeutung des eigent
lichen Characters des Amatusschen Werkes, au
welchem sich von vorneherein die Unglaubwürdig
keit seiner früheren Partien ergiebt, dass näm
lich Amatus nicht auf schriftliche Aufzeichnung
sondern auf mündliche Tradition sich stützt
woher sein Bericht über die früheren Zeiten s
sagenhaft ist, während er sich später, wo er

Digitized by Google

der Mönch von Monte Casino, der Freund des in allen unteritalischen Händeln mitthätigen Abtes Desiderius, Zeitgenosse ist, als so wohl unterrichtet erweist. Ebensowenig hat de Blasiis eine klare Vorstellung von der Bedeutung der Chronik des Leo Ostiensis, wobei einen grossen Theil der Schuld der Umstand trägt, dass er in der Hauptsache noch die alte Ausgabe bei Muratori benutzt hat und die neue vortreffliche Wattenbach's in den Monumenten nur an einzelnen Stellen eingesehen zu haben scheint. Dass Leo Amatus benutzt hat, war nicht zu verkennen, dass aber in dem codex autographus 1 diese Benutzung noch nicht stattgefunden hat, ist de Blasiis verborgen geblieben, also auch die Bedeutung der Nachrichten, welche dieser Codex abweichend von den späteren Redactionen des Werkes enthält, deren er merkwürdigerweise nur als anderer Lesarten erwähnt. Ebensowenig ist etwas für die Kritik des Guilelmus Apuliensis gethan, das eigenthümliche Verhältniss desselben zu Anna Comnena in der Erzählung des griechischen Feldzuges Robert Guiscard's, die Benutzung einer gemeinsamen Quelle, auf welche schon Wilmans hingewiesen hat, scheint dem Verf. ganz unbekannt geblieben zu sein. Er weiss ferner nicht, dass die Chronik des späteren sogenannten Anonymus Siculus in der Hauptsache nur ein Excerpt oder Paraphrase des Gaufredus Malaterra ist, er lässt beide Schriftsteller, als ständen sie selbständig einander gegenüber, sich gegenseitig bestätigen.

Die eigenthümliche Chronologie des Gaufredus Malaterra, welche schon di Meo nachgewiesen hat, dass er nämlich sein Jahr allerdings nach griechischer Weise mit dem 1. September anfängt, aber mit dem des vorhergehenden Jah-

res, ist ihm unbekannt, ebenso das Verhältnis der verschiedenen Barenser Annalen zu einander, die merkwürdige Chronologie der Annales Barenses u. A.

Bei diesem Verfahren und bei der Flüchtigkeit, mit welcher der Verf. an einigen Stellen im Gegensatz zu seiner sonstigen Sorgsamkeit gearbeitet hat, ist es nicht zu verwundern, dass sich in sein Werk mannichfache Irrthümer eingeschlichen haben. Manche lassen sich eben nur einer solchen augenblicklichen Flüchtigkeit zuschreiben, also z. B. wenn er (I p. 214) die Zusammenkunft Papst Leos IX. mit Kaiser Heinrich III. zu Worms in den December 1052 setzt, während sie nach Hermann Contract, welchen er selbst citirt, 1052 erfolgte. Die Ermordung Graf Drogo's von Apulien lässt er den 17 August 1051 stattfinden, während die beiden Angaben der Quellen, der S. Laurentiustag und IV Idus Aug., auf den 10. August hinweisen. Herzog Gotfrid den Bärtigen, dem er an anderen Stellen seinen richtigen Namen giebt, nennt er (I p. 226) Welf. Namentlich ist zu wenig Sorgfalt auf die Feststellung der Chronologie verwandt worden. Der Verf. setzt (I p. 45) den Anfang der Rebellion des Melus in das Jahr 1010. Die abweichenden Angaben der Annalen, deren Verhältniss zu einander er nicht kennt, weiss er nicht zu vereinigen, er beruft sich also vornämlich auf eine Stelle des Cedrenus, worin dieser die 8te Indiction = 1010 angäbe. Wenn man sich aber diese Stelle näher ansieht (Cedren. II p. 456 ed. Bonn. nicht, wie der Verf. falsch citirt, 437), so findet man, dass Cedrenus allerdings die 8te Indiction auf dieser Seite nennt, dass er aber dann bei Erzählung der italienischen Angelegenheiten anfängt: *Τῷ δ'ἐπιόντι ἔτει*, dass er also

gerade dieselben in das Jahr 1011 verlegt. I p. 49 wird irrig, gegen das übereinstimmende Zeugniss der Annales Barenses und des Lupus, die Schlacht von Montepiloso vor die von Bitonto gesetzt, I p. 82 verlegt er den Anfang des Kampfes der Normannen unter Melus gegen die Griechen auf das Jahr 1016, nur gestützt auf das Chronic. Casauriense, während alle anderen besseren Quellen übereinstimmend 1017 nennen. I p. 91 lässt er die Schlacht bei Canne im October 1019 schlagen, gestützt auf Lupus. Er hat aber vergessen, was er an anderen Stellen wohl weiss, dass Lupus sein Jahr mit dem 1. September anfängt, also bei ihm der October 1019 noch 1018 ist. II p. 218 beginnt nach ihm Fürst Richard von Capua die Belagerung von Neapel 1076 und er beruft sich dafür auf den Anonymus Casinensis, er hat aber übersehen, was schon der alte Peregrinus bemerkt hat, dass in dem Anonym. von 1033 an irrig alle Ereignisse ein Jahr zu früh angesetzt sind, so dass also hier 1077 das richtige Jahr ist. Man wird leicht erkennen, dass diese chronologischen Irrthümer auch auf die Darstellung der betreffenden Ereignisse nachtheilig gewirkt haben.

Bei anderen Gelegenheiten sind Irrthümer durch falsches Verständniss der Quellen veranlasst worden. Am auffallendsten ist dies I p. 96, wo der Inhalt einer hinten (p. 265) abgedruckten Urkunde angegeben wird. Hier heisst es: Unde ego qui supra falcus turmarcha secundum preceptionem de ipso domno catepano seniori nostro per hoc scriptum paradosin dedi atque tradidi vice iam dicto monasterio ad andreas monachus ex predicto cenovio omnem hereditate stavile que fuit supra dicti maraldi quas ei pertinnit a supradicto genitori et per ipsa genitrice

ejus. Er überweist also dem Mönche Andrea als Vertreter seines Klosters Monte Casino das väterliche und mütterliche Erbtheil des Maraldus. Was macht de Blasiis daraus? La Badia Cassinese otteneva si restituisse nel giugno 102 ad Andrea monaco di S. Benedetto il retaggio sequestrato a *suo padre* Maraldo. II p. 239 wird aus einer Stelle des Romualdus Salernitanus gerade das Gegentheil von dem bewiesen, was in ihr steht. Romuald schreibt: Et nisi Romanus pontifex, cuius praecepto parebat, hoc eidem duci prohibuisset, nequaquam ab incoepto desisteret. de Blasiis übersetzt: Indarno Gregorio VII. impose o Roberto in nome dell' antica autorità che s'allontanasse da Benevento, il Duca rifiutò obbedirgli. I p. 238 schliesst er aus der Stelle eines Briefes Papst Leos IX, welche besagt, dass derselbe mit dem griechischen Statthalter Argyrus zusammenkommen wollte, dass sie zusammengekommen seien, was aber durch die Schlacht bei Civitate von den Normannen verhindert worden ist. Und dergleichen Versehen lassen sich noch mehrere anführen. Nur nennen will ich die entschieden falsche Identificirung des Grafen Rudolf, Befehlshabers der im Gebiete von Monte Casino eingelagerten Normannen, mit dem späteren Grafen Rainulf II. von Aversa, um näher einzugehen auf einen Punkt von grösserer Wichtigkeit. Es handelt sich um die Belehnung Robert Guiscard's durch Papst Nicolaus II. auf der Zusammenkunft zu Melfi 1059. Es sind uns 3 Documente erhalten, welche damals ausgestellt sein sollen, von de Blasiis selbst wieder abgedruckt. Das zweite enthält im Allgemeinen die Lehnsverpflichtungen und sonstigen Verheissungen des Herzogs an den Papst, das erste im Besonderen seine Verpflichtung zu einem jährlichen Tri-

Digitized by Google

bute. De Blasiis nun hält diese erste Urkunde für unächt, während er die andere mit dem sonderbaren Ausdrucke *più* conforme al vero e *più* antica bezeichnet. Seine Gründe hiefür sind: 1) In den Schriftstellern, welche von diesem Acte sprechen, ist von dieser Tributverpflichtung nicht die Rede, nur bei Leo Ostiensis, bei dem aber die betreffende Stelle wahrscheinlich interpolirt sei. Dieser erste Grund ist wenig durchschlagend. Denn die anderen Schriftsteller, von denen eigentlich nur Bonitho und Guilelmus Apuliensis in Betracht kommen, sprechen in so allgemeinen Ausdrücken von diesem Lehnseide, dass ihr Schweigen über den einen besonderen Punkt durchaus nicht befremden kann. Leo aber hier auf einmal für interpolirt anzusehen liegt keine Veranlassung vor. 2) Die Münze, in welcher der Tribut bezahlt werden soll, paveser Denare, fände sich wohl vereinzelt in Urkunden von Monte Casino und Pontecorvo erwähnt, sei aber sonst in Unteritalien nicht üblich gewesen. Dies beweist ebenso wenig, denn da der Tribut nach Rom gezahlt werden soll, so ist es natürlich, dass er in einer Münze berechnet wird, welche in Rom wie im ganzen mittleren und oberen Italien gangbar war. 3) Dieser Tribut wäre ungeheuer gewesen, da von jedem Morgen Landes 12 Denare bezahlt werden sollten. Aber der Verf. hat nicht bemerkt, dass die Lesart in diesem Documente unrichtig ist, es steht hier: de omni terra, quam ego proprie sub dominio meo teneo et quam adhuc *ulli* ultramontanorum unquam concessi; in der entsprechenden Verpflichtung Robert's gegen Papst Gregor aber steht: et quam adhuc *nulli* etc. und wie leicht ersichtlich, muss auch hier so gelesen werden. Also reducirt sich die

Tributpflichtigkeit nur auf die Domanialbesitzungen des Herzogs, welche er noch nicht anderweitig verliehen hat. Also die Einwendungen des Verf. sind wenig überzeugend, es kommt nun aber hinzu, dass im Registrum Gregors VII. zwei ganz entsprechende Urkunden als auf der Zusammenkunft zu Ceperano 1080 abgefasst enthalten sind, welche anzuzweifeln ebenso wenig Grund vorliegt wie irgend eines der anderen Actenstücke dieses Registrum. Also ist ganz sicher auch unser erstes Document ächt, und schon Robert Guiscard, nicht, wie der Verf. meint, erst König Roger hat sich zum Tribute an den Papst verpflichtet. Wenn nun einer wirklichen Zahlung desselben nirgend Erwähnung geschieht, so erklärt sich dies sehr leicht so, dass Robert dies Versprechen ebensowenig gehalten hat, wie er seinen anderen Verpflichtungen nachgekommen ist. De Blasiis erklärt ferner (II p. 54 ff.) die Belehnung Roberts mit Apulien, Calabrien und Sicilien so, dass Nicolaus ihn eigentlich nur mit den Patrimonien belehnt habe, welche direct, also durch frühere Schenkungen dem päpstlichen Stuhle gehört hätten: per le rimanenti terre il Duca e il Principe rimasero piuttosto alleati che vassalli della Chiesa Romana, piuttosto affidati che soggetti al suo patrocinio; ed i vicendevoli rapporti, finchè non s'alterarono, furono religiosi più che politici. Allein auch dies ist irrig; wenn der Papst Robert den Herzogstitel verleiht, wenn derselbe sich hinfort nennt: Ego Robertus dei gratia et S. Petri dux Apuliae et Calabriae et utroque subveniente futurus Siciliae, so beweist dies, dass hier nicht ein privat-, sondern ein staatsrechtliches Geschäft abgeschlossen worden ist, der Papst nicht einzelne Stücke Landes,

sondern die Herrschaft des ganzen Landes verliehen hat.

Ich kann schliesslich nicht einen Umstand unerwähnt lassen, welcher schon äusserlich dem Werthe des vorliegenden Buches in sehr unangenehmer Weise schadet, nämlich die entsetzliche Nachlässigkeit, mit welcher die Noten angefertigt sind. Dieselben enthalten fortlaufend die Quellencitate, meist die Beweisstellen selbst abgedruckt. Nicht nur vermisst man bei diesen Citaten jedes Princip, so dass also bald genau Capitel- oder Seitenzahl, bald aber nur der Schriftsteller selbst, oder etwa das Buch desselben angegeben wird, nicht nur werden die Namen der Schriftsteller oft falsch geschrieben, so dass also z. B. der Byzantiner Johannes Scylitzes meist Scylatzes genannt wird, der arme Lambert auch an seinem mit Unrecht ihm beigelegten Namen Scafnaburgensis noch die drolligsten Verstümmelungen erfahren muss, nicht nur ferner sind, wo die Citate genauer sein sollen, Capitel- und Seitenzahl überaus oft falsch angegeben, sondern, was das Schlimmste ist, die Beweisstellen selbst sind so nachlässig entweder von dem Verf. excerpirt oder gedruckt worden, dass sich auf jeder Seite die ärgsten Fehler, Auslassungen, Verschreibungen u. s. w. finden, dass oft das Verständniss vollkommen unmöglich gemacht wird. Wir hoffen, dass der Verf. wenigstens den dritten Band von diesem Makel frei halten wird.

Greifswald. Dr. Ferdinand Hirsch.

Digitized by Google

Travels and Researches in Crete by Captain T. A. B. Spratt R. N. 2 voll. London 1865.

Spratt wurde im Frühjahr 1851 Nachfolger von Capt. Graves in der Leitung der für die ditterranean Survey» und ist seitdem unermüdlich bestrebt gewesen, unsere Kenntniss der Mittelmeerküsten zu erweitern. Wie früher in Lycien, so hat er auch in Bezeichnung und Kritik von wissenschaftlichen Eifer getrieben, viel mehr gethan, als sein Amt von ihm verlangte. Damit von allen Mühen, wie sein Schiff vor Anker lag, in's Binnenland hinzudringen, um die Ortsnamen und Ueberreste der alten Städte zu untersuchen. Wohl unterrichtet von den Ergebnissen der früheren Reisen, hat er die wesentlichsten, von Falkener veröffentlichten Berichte des Osmyo Bali hinzugenommen und die Untersuchungen des trefflichen Fachmanns immer vor Augen gehabt. Bei vielseitiger Bildung und langjähriger Uebung in Durchwanderung klassischer Gegenden hat er eine Fülle wichtiger Beobachtungen über Natur und Alterthümer, Sprache und Sitten der Insel zusammengetragen, und da er dieselben schlicht und einfach und mit bewunderiger Bescheidenheit vortrigt, so wird man die beiden Bände mit eben so viel Freude wie Belehrung lesen.

Drei Hauptmassen bildet die langgestreckte Insel; in der Mitte das Idagebirge, im Osten Dikte, im Westen die weissen Berge, welche eben so hoch und noch mächtiger sind als die Centralgipfel und ihre babenbildenden Felsrücken weit nach Norden vorschieben, wie zwei Arme, welche dem Peloponnes entgegenzustrecken sind. Dieser Distrikt hat in seinen Zeit der Wanderung aus Cerigo erhalten, eben so wie vor

Zeiten die peloponnesischen Dorier auf diesem Wege eingezogen sind. Die ganze Insel ist so gebaut, dass sie auf den Verkehr mit dem Norden angewiesen ist. Die Südküste ist vorherrschend eine unwirthbare Steilküste wie das rauhe Cilicien, und mehr für Piraterie als für Handelsverkehr geeignet; wenn daher auch vorübergehend durch die Beziehungen zu Alexandria und Kyrene der Schwerpunkt des Verkehrs von Kreta nach der Südseite verlegt worden ist, so ist doch die Nordküste immer wieder als die Haupt- und Frontseite zur Geltung gekommen und ihr hafenreiches Gestade hat zu allen Zeiten einen solchen Einfluss auf die Anwohner gehabt, dass auch türkische Gemeinden, welche hier angesiedelt sind, zu vollkommenen Seeleuten geworden sind und ihre wohlbemannte Handelsflotille haben (I 119). Die wirklich alten Städte Kretas sind nun alle in einiger Entfernung oberhalb des Strandes gelegen gewesen; jede von ihnen hatte unten ihr besonderes Emporion. Darauf beruht die Organisation des alten Kreta, und es gewährt ein hohes Interesse, nach und nach immer mehr der alten 90 oder 100 Städte mit wohl erhaltenen Mauern wieder auftauchen zu sehen und so ein immer lebendigeres Bild der Insel zu gewinnen, deren reiche Geschichte nur durch topographische Forschungen einigermassen wieder hergestellt werden kann.

Der Vf. wendet sich zunächst der Osthälfte zu, weil hier Pashley's Forschungen am meisten einer Ergänzung bedurften. Die Hauptstadt des minoischen Kreta hat eine sehr ausgezeichnete Lage in der Mitte der Nordküste, in mässiger Erhebung, von fruchtbaren Thälern und Ebenen umgeben, zwischen den wasserreichen Gebirgen Ida und Argaios, wenn dies dem heutigen Lasethe

entspricht. Knossos selbst ist fast spurlos verschwunden; das heutige Kandia ist nach Sp. der Hafen Herakleion (gewiss eine alte Niederlassung von Phönikiern an der früher ungleich tieferen und geschützteren Bucht), während die Ankerplätze Amnisos und Mation östlicher lagen, Dia gerade gegenüber. Gegen Süden und Südosten erhebt sich oberhalb der Küste ein Hochland, welches einen ganz continentalen Charakter hat; es sind weite, wellenförmige Hochebenen und kesselförmige Becken mit unterirdischen Abflüssen. An einem Abhange des Lasethe erkennt man die Terrassen der Stadt Lyktos, einer echten Bergstadt, 2500′ hoch gelegen, unter deren Ueberresten auch ein Stück Bustrophedoninschrift zum Vorscheine gekommen ist; doch sind die Faksimiles der Inschriften auf den beigegebenen Tafeln leider sehr ungenügend und wenig brauchbar. Man begreift, dass in diesem schönen Hochlande das dorische Wesen besonders kräftig sich entwickelte; die Stadt lag an der Grenze eines unteren (Pediada) und oberen Territoriums, am Fusse eines wildreichen Hochgebirges von 7000′, welches für die hiesigen Dorier dasselbe war, was der Taygetos für ihre Stammbrüder in Lakonien. Dabei hatten sie den Vortheil einer viel näheren Verbindung mit der See; denn unweit des Punktes, wo der Fluss der Pediada an der Nordküste mündet, springt die Halbinsel vor, welche den Hafen Chersonnesos bildet. Der alte Molo, ein Theater, eine Fontaine mit Mosaik geben Zeugniss von der Bedeutung des Orts in verschiedenen Epochen des Alterthums.

Nun folgt gegen Osten der tiefe Golf, welcher das mittlere und das östliche Kreta, einst zwei besondere Inseln, von einander trennt, der Golf

von Mirabella. An seinem westlichen Ufer springt die Halbinsel Spinalonga vor, auf deren Isthmus sich, zum Theil im Wasser, die Ruinen einer alten Stadt ausbreiten. Von diesem Uferlande führte ein alter, polygon untermauerter, Fahrweg in die Hochebene, Lakonia genannt, hinauf, zu einem kraterähnlichen Thale, das sich wie ein Amphitheater zwischen zwei Gipfeln einsenkt. ½ Stunde von Kritza, dem Hauptorte von Mirabella. Die Thalwände sind künstlich terrassirt, um die Wohnungen zu tragen; man sieht überall Spuren des ältesten Baustils und zählt über 200 Hausplätze mit Mauern und Thüren, die bis 10′ hoch erhalten sind, von ausgemauerten Cisternen umgeben und alterthümlichen Steingefässen. Diese merkwürdige Ruine heisst Goolas, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass dies das alte Olus ist und die untere Halbinselstadt Olontion, wie denn auch ein demselben benachbartes Dorf Elunta heisst.

Der perennirende Fluss, welcher von Kritza herunterströmt, mündet bei einem alten Platze, dessen Ruinen, wie die von Olontion, zum Theile überschwemmt sind; dies ist Minoa, nahe am innersten Winkel des Golfs gelegen, unterhalb einer Uferhöhe, auf welcher ein alter Signalthurm zu erkennen ist. Der jetzige Haupthafen bei St. Nicolo entspricht dem alten Kamara. Im Osten wird der Golf durch das Gebirge begränzt, das nach Cap Sitia ausläuft, die natürliche Schranke des östlichen Berglandes, wo am Dikte (Effendi vunó 4800′) die ältesten Traditionen der Insel hafteten. Hier haben sich auch, von den nachrückenden jüngeren Stämmen aus Westen fortgedrängt, die ältesten Bestandtheile der Inselbevölkerung gehalten. Sitia ist der Name von Etis, von dem Spratt kyklopische Ueberreste am Meer-

Digitized by Google

busen gefunden hat, dessen Namen er aber irrig mit den Eteokretern in Verbindung gesetzt hat. Im oberen Theile des bei Etis mündenden Flusses lag an herrschender Stelle der Hauptort der Eteokreten, Praisos, noch heute Prasoos genannt, in dessen Nähe auf dem Gipfel Kopra Kefalo die Stätte des diktäischen Tempels angesetzt wird. Gegen Nordost läuft das Gebirge in die langgestreckte Halbinsel Samonion aus, an deren Ostseite Sp. bei Eremópuli eine sehr merkwürdige Stadtruine aufgefunden hat. In einer palmenreichen Gegend streckt sich die alte Stadt am Strande hin, von kyklopischen Mauern eingefasst; man unterscheidet die Burg, die Unterstadt mit Strassen und Tempeln und im Norden die Nekropolis. Unter anderen Ueberresten kam hier das Bruchstück eines Steins zum Vorschein, welcher die Form eines Schiffskiels hat, mit dem (wie es scheint, eingeritzten) Bilde eines Delphins und der rückläufigen sehr alterthümlichen Inschrift: *-μων ἔγραφέ με.* Andere Inschriften, namentlich metrische Epitaphia, zeigen, dass dieser Ort, welcher für die Seefahrt von Aegypten nach dem Archipelagus eine sehr günstig gelegene Station war, eine sehr lange Zeit hindurch geblüht hat. Der alte Name von Eremopuli ist ganz unbekannt. Coronelli setzte hier Gramion an, Spratt einer unglücklichen Etymologie zufolge den Ort Etera, dessen Name nur auf einer verdorbenen Stelle des Stadiasmos beruht. An der südlicheren Einbucht desselben Golfs (Grandesbay) lag eine andere alte Stadt, Gramion nach Spratt, wo Terrakotten von phönikischem Stile und das Fragment einer sitzenden Kolossalstatue sich finden. Die Lage beider Städte wird dadurch leicht bestimmt, dass sie den vorliegenden In-

Digitized by Goo

seln gerade gegenüber angelegt sind; sie gehörten wohl zu denjenigen Städten, welche in der Inschrift C. I. Gr. II. p. 1102 (zu welcher der Verf. einige erhebliche Varianten liefert) als σύγχωροι πόλεις der Itanier angeführt werden. Itanos selbst lag an einer kleinen offnen Bucht in der Mitte der wilden Ostküste, deren Bedeutung jetzt nur auf der von Spratt sehr anschaulich beschriebenen Schwammfischerei beruht. Man erkennt in einer theaterförmigen Ebene die polygonen Ueberreste der alten Stadt, welche durch einen Bach in zwei Hälften getheilt wird. Ein Dorf landeinwärts trägt noch den Namen Sitano.

Die Anführung der Küsteninseln in der Umgegend von Itanos bei Plinius ist so flüchtig, dass eine genaue Bestimmung unmöglich ist. Spratt nimmt die Cavallosklippen, Ampelos gegenüber, für die Onisia, und Kuphonisi am Eingange des libyschen Meers für Leuke. Merkwürdig ist, dass sich auf diesem Inselfelsen römische Ruinen finden und auf seinem Gipfel eine mit Quadern aufgemauerte Platform, wo noch Ueberreste eines sitzenden Marmorkolosses umherliegen. Eine Reihe solcher statuarischen Werke, auf weit sichtbaren Küsten — oder Inselpunkten aufgerichtet, wird von Spratt nachgewiesen; sie erinnern an die Inselstatue bei Prasiai in Attika.

An der Südküste ist Hierapytna einer der bekanntesten Plätze, schon von Belli ausführlich beschrieben, auf flacher Küste ausgebreitet mit Amphitheater und zwei Theatern, seit älterer Zeit ein ergiebiger Fundort von Kunstwerken und Inschriften; zwei ausgezeichnete Sarkophage sind neuerdings beim Theater gefunden und vor 5 Jahren nach London geschafft. Die gegebene

Ansicht der Hauptseite ist zu ungenügend, um die Darstellung beurtheilen zu können; eine der Schmalseiten stellt Hephaistos und Thetis dar, und als dritten Achilleus, welcher die Waffen also im Beisein des Gottes zu empfangen scheint.

Es folgt die südliche Abdachung des mittleren Theils von Kreta, welcher seiner Natur nach der fruchtbarste ist, die grössten Flüsse und zusammenhängendsten Ebenen besitzt und deshalb auch im Alterthume die Stätte der grössten Machtentwickelung war. Hier liegen die Quellen der Gewässer, welche in den verchiedensten Richtungen nach N. und S. strömen, nahe zusammen, am Rande der centralen Hochebene Pediáda, des alten Kampfplatzes zwischen Knossos, Lyktos und Gortys. Der südliche Hauptfluss ist der Anapodári, welcher wohl das grösste Wassergebiet unter den Flüssen der Insel hat. Seine nördlichen Zuflüsse kommen aus der centralen Hochebene und darum ist es möglich, dass es der alte Pothereus ist, den Vitruv als Gränze zwischen Knossos und Gortys erwähnt; die westlichen Zuflüsse liegen nahe bei den Quellen des Hauptflusses der Ebene Messaria (Gortynia), mit welchem zusammen sie das Küstengebirge Kofino vom Binnenlande absondern.

Das ganze Anapodárithal hat Spr. sehr eifrig durchforscht; er hat eben im westlichen Thale, wo sich noch in neueren Namen die Erinnerung an die Wohnsitze der Arkader erhalten hat, eine sehr merkwürdige kyklopische Stadtburg entdeckt, in welcher er die vielgesuchte Stadt Arkadia zu erkennen glaubt, namentlich auf Grund der dortigen Quellen, obgleich sich diese Annahme mit der Peutingerschen Karte schwer vereinigen lässt.

Bei der Vereinigung der beiden Hauptarme liegt das Kastell Belvedere (das alte Stelai?) und neben der Mündung an dem kleinen Küstenflusse Sudhara, der seiner Caskaden wegen wohl dem alten Katarrhaktes entspricht, Priansos. Diese Stadt lag am östlichen Ende des Kofinibergs, wie Leben am westlichen, wo sich bei St. Ioannes noch alte Tempelspuren finden.

Im zweiten Bande beschreibt der Verf. sehr genau die Sommerrhede *καλοὶ λιμένες*, wo das Schiff des Paulus Zuflucht suchte, und die Lage von Phaistos, welches die Verbindung zwischen Küste und Binnenland beherrschte, und eine Zeitlang gewiss die ansehnlichste Stadt des südlichen Kreta war, ehe Gortys mächtig wurde. Die Blüthe der letzteren Stadt beruhte auf dem Reichthume der Messariaebene und der durch den Verkehr mit Alexandria und Kyrene gesteigerten Bedeutung der Südküste. Der Lethaios trennt Burg und Altstadt von der jüngeren Stadt. Von den Binnenstädten am Ida hatte Pashley schon das alte Axos im heutigen Axo entdeckt. Spratt giebt eine genauere Beschreibung dieser Stadt, die wir trotz ihrer binnenländischen Berglage schon so früh in ausgedehntem Handelsverkehre finden (Her. 4, 157), und als die einstige Hauptstadt des jetzigen Mylopotamos-Distrikts erkennen müssen. Spratt's Beschreibung bezeugt das Passende ihres Namens und ihrer grossen Alterthümlichkeit; er hat auch eine Bustrophedoninschrift dort gefunden. Auch Eleutherna am nordwestlichen Fusse des Ida wird zuerst genau beschrieben und der Name von Sybrita als ein noch im Volke lebender nachgewiesen (S. 102).

Ueber die Abhänge des idäischen Gebirges

Digitized by Google

ist der Verf. auf die Nordseite der Insel hinübergegangen und findet den Kindersweg von Rhithymna über Aptara nach Kydonia; der Golf von Suda, wo C. Wessely Untersuchungen an einer Reihe von Altertstücken der Aptarier gethan hat, ist eine der besten Ebenen im ganzen Reiche des Mittelmeeres. Neben Khania nämlich der Plateaux, der beherrschte Fluss der weiland lichen Insel; er ist wahrscheinlich der alte Jardanos und dann werden wir Alkyklonia in seinem Thale zu suchen haben. Was die Ortswestlichsten betrifft, so giebt Spr. nur einzelne Nachträgliche zu den Listen von Paulitschke, die Acropolis von Pergamos, Polyrrhenia, Kydonia, Phalasarna. An der letzteren ist ziemlich gut erhalten, ausser den Hafen von Elyros und die Reste von Phoinix am Hafen von Gebäuden, das sich unmittelbar über der See erhebt und einen kreisrunden Vulkankrater erzählt. Auch durch Sprache und Sitte, besonders aber durch seine wilde Tapferkeit vor allen Insulanern ausgezeichnet, eine Art von Montenegro. Die Sphakia ist noch jetzt der einzige bedeutende Ort der Südküste unserer Hemisphäre. Zum Schluss wird die Insel Khauke behandelt, an deren Nordseite beliensche Reisen gefunden sind und eine kolossale weibliche Gewandstatue, die jetzt im Br. Museum ist.

So viel zur Andeutung des Inhalts der beiden Bände. Sie enthalten eine Fülle von Material und eröffnen uns ganz neue Blicke in die Natur und die Alterthümer der Insel. Man staunt über die Menge wichtiger Ueberreste und über die vielen Traditionen des Alterthums, die sich in dem Inselvolke erhalten haben. Es würde sich noch an Inschriften und Kunstwerken

Digitized by Google

auffinden lassen? Der Verf. ist auf Alles aufmerksam gewesen und giebt auch über den Dialekt der Insel reichliche Sammlungen.

Freilich ist Alles, was sich auf das Alterthum bezieht, so zuverlässig auch seine Beobachtungen sind, nur als die Mittheilung eines Dilettanten anzusehen und bei aller Anerkennung, welche man solchen Arbeiten bereitwillig und dankbar zollt, muss man doch in der That schmerzlich bedauern, dass bei dem grossen Aufwande an Zeit, Mühe und Geldmitteln, welcher von Seiten der englischen Regierung Jahr aus Jahr ein gemacht wird, um die genausten Insel- und Küstenkarten herzustellen, nicht auch dafür Sorge getragen wird, dass Gelehrte dabei betheiligt werden, welche im Stande sind, die archäologischen Entdeckungen recht zu verwerthen, Inschriften und Münzen zu sammeln und an passenden Punkten Nachgrabungen zu veranlassen. Die zahlreichen Ansichten, welche nach Zeichnungen des Verfassers in farbigem Steindruck ausgeführt sind, gereichen dem Werke nicht bloss zu einem grossen Schmuck, sondern geben auch von dem Charakter der Gegenden ein sehr anschauliches Bild. E. Curtius.

Diplomatarium Suecanum edidit Bror Emil Hildebrand. Volumen V. Pars II. Holmiae. Excudebant P. A. Norstedt et filii, Typogr. Reg. 1865. S. 391—825 in Quart.

Die neuste Fortsetzung des grossen Urkunden-Werkes, dessen 4ter Band 1857 Stück 12,

Digitized by Google

angezeigt worden ist. Die erste Abtheilung, di mit dem Jahre 1341 begann, ist schon vor eini ger Zeit erschienen, und wir sehen so de verdienten Herausgeber rüstig fortschreiten au dem allerdings nicht kurzen Wege, den e vor sich hat. Diese zweite Abtheilung umfass die Jahre 1345–1347, für die nicht wenige als 400 Urkunden haben mitgetheilt werde können (Nr. 3874—4274), die meisten aus de Archiven des Landes und auf die inneren Ver hältnisse desselben bezüglich. Doch ein Thei betrifft die Beziehungen zu Rom und zu den benachbarten Gebieten, und da haben auch die auswärtigen Sammlungen wieder eine nicht unbedeutende Ausbeute gewährt, namentlich die päbstlichen Regesten, ausserdem die Archive zu Kopenhagen und einiger norddeutscher Städte; einzelne Nummern sind auch dem Lübecker Urkundenbuch entlehnt. Neu sind ein paar hansische Urkunden, Nr. 3904, 3953, 4182, aus Abschriften, die der Bibliothekar Styffe in Stralsund, Greifswald und Danzig gemacht. Die Art der Bearbeitung ist im westentlichen dieselbe geblieben wie früher. Dieser Abtheilung sind genaue Personen-, Orts- und Sachregister beigefügt für den ganzen fünften Band (S. 747—824). Die weitere Fortsetzung wird auch für norddeutsche Geschichte immer wichtiger werden und hoffentlich nicht zu lange auf sich warten lassen. G. Waitz.

Digitized by Go

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück. 3. October 1866.

Die Copepoden-Fauna von Nizza. Ein Beitrag zur Charakteristik der Formen und deren Abänderungen »im Sinne Darwin's« von Dr. C. Claus o. ö. Professor der Zoologie an der Universität Marburg. Mit 5 Tafeln. Marburg und Leipzig. N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung. 1866. 34 S. in Quart.

In einem anregenden Buche betitelt »Für Darwin« hat vor zwei Jahren unser unermüdlich für die Wissenschaft thätige Landsmann Fritz Müller in Desterro (Brasilien) eine Reihe von Beobachtungen über den Bau, die Lebensweise und die Entwicklungsgeschichte der Krebse vorgelegt, welche sich nach seiner Meinung durch die bekannte Darwinsche Theorie einfach erklären, während sie sonst als unvermittelte und unbegreifliche Thatsachen erscheinen. So sucht Müller einen Stammbaum der Krebse aufzustellen und sich über den wahrscheinlichen Bau der Stammeltern derselben Rechenschaft zu geben, aus deren Nachkommen durch den Kampf ums Dasein und die natürliche Züchtung unsere

jetzige Krebsfauna hervorgegangen wäre. Allerdings muss Jedermann zugeben, dass Müller eine Reihe höchst interessanter Beobachtungen zur Sprache bringt, wenn auch selbst ein Anhänger der Grundzüge der Darwinschen Theorie die Deutungen und Erklärungen, welche er daran knüpft, mit einigem Mistrauen betrachtet und ihm soviele Zweifel dabei aufstossen, dass er sich ebenso glücklich fühlt, wenn er mehrere jener Beobachtungen als zur Zeit noch unerklärlich ansieht. »Freilich, sagt in diesem Sinne Claus, wird sich auch der wärmste Anhänger der »natural selection« bei sorgfältiger Prüfung gestehen müssen, dass in dem neuen Beitrage mehr der eng geschlossene Zusammenhang geistvoller Deutungen, als der entscheidende Beweis unwiderlegbarer Thatsachen zur Unterstützung der mächtig bewegenden Lehre wirksam ist«.

Claus selbst hat nun in einer andern Weise, aber wie er schon auf dem Titel seiner Schrift angiebt, »im Sinne Darwin's« die kleinen Krebse der Abtheilung der Copepoden, denen er seine fruchtbringende Thätigkeit schon seit einer längeren Reihe von Jahren widmet, untersucht und die Uebergänge der einzelnen Formen und die geographischen Unterschiede der Arten genau studiert. Besonders vergleicht er in dieser Weise die Copepoden des Meeres von Nizza mit denen von Helgoland und Messina und beschreibt und discutirt einige vierzig Arten derselben ausführlich.

Jeder der praktisch in der Zoologie arbeitet, weiss wie selten die als neu aufgestellten Arten nach einem ausreichenden Material begründet werden, wie nur selten die vorkommenden Varietäten und die etwa stattfindenden Uebergänge beobachtet werden und wie also unsere Kenntniss

Digitized by Google

einer sehr grossen Zahl von Arten die aller unvollkommenste ist. Desshalb müssen wir die Mehrzahl der Arten nur als Versuche ansehen, durch ihre Aufstellung die daran bemerkten Unterschiede festzuhalten und auf ihre Charaktere aufmerksam zu machen und jeder Zoologe erfährt, wie viel leichter es ist bei kleinem Material mit gutem Gewissen Arten aufzustellen, als bei grossem Material sie von den benachbarten zu unterscheiden.

Es ist desshalb eine wichtige Aufgabe der Zoologie, in den Thierabtheilungen, die uns leicht und in Fülle zugänglich sind, wie bei den Vögeln, Fischen, Käfern und Schnecken mit der äussersten Genauigkeit die Grenzen der bei einer Art möglichen Verschiedenheiten und bei den Säugethieren, Vögeln und wo es nur immer angeht, die Erfolge der Kreuzung verschiedener Formen aufs Genaueste zu erforschen, damit man die festerstehenden Kennzeichen von den schwankenden auch da zu sondern vermag, wo so ausreichende Beobachtungsreihen nicht zu Gebote stehen können.

Es ist hieraus klar, wie richtig der Gesichtspunct ist, von dem Claus die Copepodenfauna Nizzas durchgearbeitet hat und wie man auch für diese Arbeit der Darwinschen Theorie, wenn sie dazu angeregt hat, dankbar sein muss. Schon Haeckel hatte in einer ähnlichen Weise die so reizenden Sapphirinen des Hafens von Messina durchgearbeitet und war danach zu dem Schluss gekommen, »dass sorgfältige Untersuchungen der Art gewöhnlich nicht, wie die meisten Forscher noch jetzt meinen, zur Ueberzeugung von der Constanz der Spezies führen, sondern umgekehrt zur Transmutationstheorie«.

Die meisten der Copepoden Nizzas finden

sich auch bei Messina, einige kommen auch gan sicher bei Helgoland vor, Claus hatte deshalb Ge legenheit die durch verschiedene Wohnorte, wi auch, da viele dieser kleinen Thiere sehr zahl reich vorkommen, die an einer Localität vorkom menden durch Lebensweise u. s. w. bedingte Unterschiede kennen zu lernen. Diese Abände rungen betrafen theils geringfügige, systematisch kaum verwerthbare Verhältnisse, theils die wich tigsten bei der Charakterisirung der Arten grad am meisten benutzten Körpertheile und beziehe sich nach dem Verf. auf Färbung und Grösse der Körpers, auf Form und Länge der Furca auf das Grössenverhältniss einzelner Extremitä tentheile, insbesondere der Glieder an den vor deren Antennen, auf die Borstenanhänge und sogar auf die Gestalt und Bildung des Auges und die Nervenausbreitungen. Die allgemeinen Grössenunterschiede des Körpers sind die am häufigsten vorkommenden und der Vf. bemerkt, dass einige häufige Arten am selben Orte in ei ner grossen und einer kleinen Varietät neben ein ander leben ohne dass man Zwischenformen be obachtet. »Hier scheint, sagt Claus, die na türliche Züchtung für einfache Grössenvarietäten ein ganz ähnliches Verhältniss zu bedingen wie für weiter von einander entfernte Varietäten und Arten, nämlich den theilweisen oder vollständigen Ausfall der Zwischenglieder«. In ähnlicher Weise erklärt es der Verf., dass die männlichen Thiere der Dias longiremis von Nizza am Greiffuss viel stärkere Haken und Fortsätze haben als sie bei demselben Thier von Helgoland vorkommen, ohne dass man jedoch Zwischenglieder in der Form der Hakenfüsse anträfe. — Doch muss ich mich begnügen, hier auf die Wichtigkeit des Standpuncts, von dem aus der Verf. seine Un-

Digitized by Google

tersuchung angestellt hat, wie auf die Genauigkeit in den Angaben der Einzelheiten hinzuweisen, überdies da zum völligen Verständniss der letzteren die Abbildungen unerlässlich sind.

Durch die Herausgabe dieser dankenswerthen Abhandlung hat sich die Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg ein Verdienst erworben, indem sie dieselbe als ein Supplement zu ihren seit 1823 allerdings sehr langsam und unregelmässig erscheinenden Schriften zum Druck befördert hat.

Keferstein.

Voyage en terre sainte par F. de Saulcy membre de l'Institut. Paris, Didier et Comp., 1865. Zwei Bände, 411 u. 355 S. in gr. Octav.

Felix Bovet's Reise ins gelobte Land. Aus dem Französischen nach der vierten Auflage übersetzt. Mit zwei Karten. Zürich bei Fr. Schulthess, 1866. 352 S. in Octav.

Herr v. Saulcy, Senator des heutigen Französischen Reiches und Mitglied des Instituts, hatte schon im Jahre 1853 in zwei Bänden eine Voyage en Syrie et autour de la mer morte herausgegeben, deren Behauptungen sogleich bei ihrem Erscheinen viel Widerspruch erfuhren, ähnlich wie seine Werke über die Jüdische Münzkunde und über die Geschichte der Jüdischen Kunst. Dieser Widerspruch ging auch von dem Unterz. aus, er erstreckte sich jedoch viel weiter, und selbst im Schosse des Instituts wurde er laut, wie der Verf. selbst hier seinen Lesern nicht vorenthält. Vorzüglich nun um den empfindlichen Einwürfen zu begegnen welche ihm

gemacht waren, unternahm er im October 186[illegible] eine zweite Reise nach Palästina welche drei bis vier Monate dauerte und auf welcher er sowohl was die Geldmittel als was die Hülfe vieler Freunde und Diener betrifft nicht günstiger gestellt sein konnte. So eben war Renan's mit öffentlicher Unterstützung glänzend unternommene Phönikische Forschungsreise vorangegangen: es scheint dass de Saulcy wenn auch weniger öffentlich und nicht für ein ganzes Jahr doch sonst ähnlich unterstützt wurde: und die Feindschaft gegen Renan trägt er in diesem Druckwerke fast überall sehr wenig verhüllt zur Schau.

Man kann nun in der That die nähere Beurtheilung des neuen Werkes des Hrn. v. Saulcy mit dér Frage eröffnen woher dieser Streit zwischen ihm und Renan komme wenn man dabei rein auf das Wissenschaftliche und auf das mit diesem näher Zusammenhangende sieht. Da zeigt sich dass die nächste Veranlassung dazu allerdings in dem schweren Mangel an einer ächten Wissenschaft liegt. Man weiss dass gerade die besondere Wissenschaft welche hier den sicheren tiefen Grund bilden muss in Frankreich seit langen Zeiten völlig brach liegt. Die verhängnissvollsten Folgen davon zeigen sich auch bei Renan: aber de Saulcy hat noch viel weniger als dieser auch nur einen klaren Begriff von der bezeichneten Wissenschaft und von dem Wege auf welchem man sie jetzt treiben muss wenn man nicht in grosse und gefährliche Irrthümer versinken will. Wie kann man die aus vielen Ursachen äusserst schwierigen Fragen über die alten Oertlichkeiten und übrigen Alterthümer des Volkes Israel glücklich behandeln wenn man die Sprache und das gesammte Al-

Digitized by Google

terthum dieses Volkes so wenig kennt wie de Saulcy? Frägt man aber woher denn ein Mann wie er fortwährend wenigstens die Kühnheit nehme sich mit solcher Anmassung in die dunkeln Wege dieser Wissenschaft einzulassen, so muss man freilich über die Grenzen dieser einzelnen Wissenschaft etwas weiter hinausblicken um eine solche Möglichkeit zu begreifen. Renan verwickelt sich zwar ebenfalls leicht in weitgreifende Behauptungen deren Grund er zuvor nicht untersucht hat; er missbraucht die Freiheit der Forschung und der Rede nicht selten sehr schwer, und kann im Ganzen so wie er sich gibt keineswegs als Muster dienen: allein es wohnt ihm doch ein gewisser Sinn für das Schöne und Massvolle ein, wenn auch freilich mehr nur im äussern Anstande der Rede und des Ausdruckes. Saulcy ist von vorne an Bonapartisch gebildet, und findet eben darin seine Lust sein Geschick und seinen Geschmack. Er will viel machen, in der Welt viel vor sich bringen, den Herrn der Dinge spielen, und betrachtet zufällig eben auch die Wissenschaft als ein Werkzeug dazu. Ruhige Erkenntnisse und dauernde Fortschritte in ihnen liegen ihm wenig am Herzen; und wie er in diesem Reisewerke viel von einer Freigebigkeit im Wegwerfen von Zehnfrankenstücken zur Förderung seiner wissenschaftlichen Zwecke zu erzählen weiss, hinterrücks aber sich dabei nicht enthalten kann auch über die hochgestellten Effendi's in Jerusalem zu spotten welche sie annahmen, so scheint ihm die Wissenschaft selbst nur als eine Goldmünze zu gelten die man in der jetzigen Welt Dankbaren und Undankbaren vor die Füsse werfen müsse. Aber weil er dabei das Schöne doch noch etwas mehr als Renan vergisst, so strotzt seine Spra-

che an vielen Stellen von Worten Redensarten und Gedanken welche nur zu deutlich zeigen welcher Geist von unten herauf heute in die Pariser Schriftstellerei eindringen will. Dazu weiss man nicht für welche Art von Lesern das Buch wirklich bestimmt sein solle. Es gibt seinen Inhalt grösstentheils in der Gestalt von täglichen Aufzeichnungen: dabei herrschen die unbedeutendsten Bemerkungen und luftigsten Einfälle vor; auch von Essen und Trinken ist nur zuviel die Rede. Und doch will der Verf. sichtbar für wissenschaftliche Leser schreiben. Wir bemerken jedoch ausser einem sehr schönen Drucke eine grosse Menge von Bildern der Reisegegenden Inschriften und Alterthümer beiden Bänden beigegeben: und schon durch diese hat das neue Werk seinen unbestreitbaren grossen Nutzen.

Sehen wir aber näher auf den strengen wissenschaftlichen Inhalt, so fällt dem Sachkenner sogleich von vorne an nichts so sehr auf als dass der Verfasser bei dieser seiner zweiten Reise gerade dén Theil Palästina's völlig unbeachtet gelassen hat von welchem man das am wenigsten erwartet hätte. Die Erforschung aller der Küsten des Todten Meeres, vorzüglich der noch so wenig näher bekannten Länder an seiner Ostküste, war bei seiner früheren Reise ein Hauptgegenstand gewesen: und sogar in der Aufschrift seines Werkes von 1853 war dies vernehmlich genug hervorgehoben worden. Allein seine Bemerkungen und Vermuthungen über eben diese Gebiete waren auch der Gegenstand der stärksten Zweifel und offensten Einwürfe geworden: was konnte man also jetzt näher erwarten als er werde gerade diesen Theil des Landes aufs neue erforschen und seine früheren Behauptungen darüber entweder bestätigen oder

Digitized by Google

berichtigen? Allein nichts davon geschah: und doch hinderte ihn, nach allem was wir hier erfahren, nicht etwa eine besondre unvorhergesehene Ursache am Ausführen dieser Reise. Wir können nicht umhin vor allem diesen Mangel hier zu bemerken. Was der Verf. aber jetzt wirklich gibt, ist vorzüglich nur Zweierlei.

Einmal wollte er die Gegend südöstlich vom Jordan näher erforschen: oder, wie er sich ausdrückt, nachdem er 1850 das alte Land Moab östlich vom Todten Meere bereist hatte, so wollte er jetzt gerade nördlich von ihm das alte Schwesterland 'Ammôn untersuchen. Dieses führte er auch aus, theilweise wenigstens: denn der nördlichste Ort zu welchem er nach dieser Richtung hin vorrückte, waren doch nur die Trümmer der alten Hauptstadt 'Ammôn oder das heutige 'Ammân selbst: das ganze Land 'Ammôn erstreckte sich gewiss noch weiter. Allein kaum einige Wochen später wurde dieselbe höchst unwegsame Landstrecke von einer Englischen Gesellschaft durchforscht welche zwar bei Weitem nicht über so viele Mittel wie de Saulcy verfügen konnte, ihren Zweck aber doch ganz gut erreichte. Dies ist die Beschreibung in dem soviel wir wissen noch früher als das vorliegende erschienenen Werke Tristram's, worüber wir oben S. 429—437 berichteten. Nimmt man die Beschreibungen beider Werke zusammen und vergleicht sie mit den älteren von Burckhardt und Buckingham, so wird man finden wie auch jene Gegend für uns heute aus ihrem unheimlichen Dunkel allmälig immer heller hervortritt. Eins ist uns dabei jedoch aufgefallen was eine allgemeinere Bedeutung hat. Südlich von den heutigen noch immer sehr angesehenen und glänzenden Trümmern der alten stolzen Stadt 'Ammôn (Philadelphia) entspringt

die *Zerqâ*, der bekannte Fluss welcher von Osten her in den mittlern Jordan fliesst: alle unsre bisherigen Reisenden wissen ebenso wie die Arabischen Erdbeschreiber und sonstigen Schriftsteller des Mittelalters keinen anderen Namen für ihn. Plötzlich hört ihn Saulcy nach I. S. 244 von seinen Arabischen Führern aus dem Stamme Aduân Jabboq nennen: diesen Namen geben ihm neuere Gelehrte unter uns, aber woher kommt er nun in den Mund der Wüstenbewohner? Es ist ebenso mit dem Berge Nebó südwestlich davon, demselben von welchem nach Tristram's Beschreibung oben S. 432 geredet wurde: die Wüstenbewohner von denen sich Saulcy geleiten liess, nannten ihn nach I. S. 289 kurz *Gébel Nebâ*, wussten auch zu seinen Füssen *Ajun Musâ* d. i. Mosequellen zu zeigen. Wir sind nun zwar weit davon entfernt zu bezweifeln ob der aus Mose's Geschichte so berühmte Berg Nebó jetzt endlich wirklich aufgefunden sei: alles vereinigt sich vielmehr dáhin hieran keinen Zweifel zu lassen. Dennoch aber wünschten wir etwas näher díe Frage erörtert zu sehen wie es komme dass die Arabischen Führer jetzt plötzlich Ortsnamen kennen von welchen sie zur Zeit Burckhardt's und Buckingham's offenbar noch nichts wussten. Man meine nicht die Araber jener Gegenden seien jetzt nachdem sie mit den Goldmünzen so vieler unsrer Reiselustigen eine so vielfach beliebte Bekanntschaft gemacht haben, noch so unschuldig und so unwissend wie damals. Leute welche, wie Saulcy anderswo erzählt, sogar mit Wörtern wie *Monolith* den wissbegierigen Europäern und Amerikanern entgegenzukommen wissen, sind nicht mehr für so ganz unbefangene

Digitized by G

Kinder der Wüste zu halten wie sie noch vor 50 bis 60 Jahren waren.

Von den Abhängen dieses Nebó aus wäre nun Saulcy ziemlich nahe dabei gewesen weiter südlich die Trümmer des alten Machärûs an der Nordostküste des Todten Meeres aufzusuchen, welche einst schon unser Seetzen unter dem Namen Makhâûr wiederfand, die aber seitdem noch immer nicht genauer wiedergefunden und beschrieben sind. Wirklich wollte er sie nach I. S. 190 gerne aufsuchen, und dies sollte ihm eine längst erwünschte wichtige Ergänzung seiner früheren Reise werden. Auch fand sich, wie er I. S. 304 erzählt, nach langem vergeblichem Fragen endlich ein alter Hirt welcher den Ort unter jenem Seetzen'schen Namen kannte und Wegweiser hätte werden können. Wir begreifen kaum was de Saulcy'n nun abhielt den Ort aufzusuchen. Wohl machten ihm seine Führer vom Stamme 'Aduân grosse Furcht wegen der tödtlichen Unsicherheit jener Gegenden: allein daraus sieht man nur dass er sich für die Länder südlich vom Ma'în-Zerqa um andere Wüstenaraber als Führer hätte umsehen müssen. Man weiss wie eifersüchtig die Araberstämme auf einander sind, ammeisten wo es sich heute davon handelt den von weit hergekommenen Reisenden sich als wohlbezahlte Führer beizugesellen: allein der Goldschlüssel ist jedem dieser Stämme jetzt längst viel zu lieb geworden als dass er ihn leicht zurückwiese.

Das andere was bei de Saulcy neu ist, sind die Nachgrabungen welche er an einigen Stellen auf Jerusalem's Boden selbst anstellen liess und über in beiden Bänden sehr ausführlich beschreibt. Es ist ja endlich die Zeit gekommen wo es unserer heutigen Wissenschaft, wenn sie mit den

reichen Hilfsmittels und besonders neben Empfehlungen de Saulcy's erfolgreich aufreten kann, nicht mehr ganz verwandt ist auf dem Boden Jerusalem's und seiner Umgebungen Nachgrabungen anstellen zu lassen. Denn die Schwierigkeiten in Hebron werden nach l. S. 155 f. von der Muslim noch immer so eifersüchtig gehütet dass keinem Europäer auch nur die Eintritt freisteht; nur bei dem Prinzen von Wales mit seinen Begleitern, unter denen besonders der jetzige Dean von Westminster Dr. Arthur Stanley sich auszeichnete, wurde vor einigen Jahren eine Ausnahme gemacht; aber Saulcy konnte dort nicht erreichen, und seine Freunde in Sakkara und Mauss entwarfen als Kunstverständige nur nach dem äussern Anschauen der Gebäude Pläne, wie der Basten welche hier l. S. 328 ff. abgedruckt ist und die sich von der unsrigen in dem Buche Fergusson's gegeben sehr weit entfernt. In Jerusalem selbst aber liess Saulcy an drei verschiedenen Stellen durch eine Menge von Arbeitern den Boden unterwühlen, nicht ohne einige denkwürdige Entdeckungen zu machen. Unter diesen ist jedoch keine wichtiger als die in der regenarmen Königszeiten ungewöhnlich tief angelegte Cisterne, welche zwischen Thalia wegen der ungeheuern Ausdehnung welchen Saulcy nun an ihr hub und welche noch in den zwei Bänden der uns vorliegenden Werken ersichtlich ist, Manchen sich schon bei seiner ersten Reise sogleich die Meinung überall zu verbreiten gesucht jene Königsgräber seien ebenfalls in welchen damit Saulcy und seine Nachfolger bestätigt seien, welche dann (wie Josephus erzählt) Johannes Hyrkanus um 135 v. Ch. und wieder später Herodes öffnen liess um ihren die Inschriften enthaltenden Sarg zu entnehmen, deren Dasein in ihnen nur

nicht ohne Ursache voraussetzte. Vergeblich dass sowohl der Unterzeichnete als auch andere Männer in Paris selbst ihm vorstellten jene Königsgräber von welchen das AT. erzähle seien an einem ganz anderen Orte Jerusalem's zu suchen, wenn sie nach sovielen Zerstörungen welche über die Stadt ergangen überhaupt noch irgendwo zu finden seien: er versteifte sich auf seiner Meinung, und setzte nun bei seiner zweiten Anwesenheit in Jerusalem alles daran durch kostspielige Nachgrabungen sie bestätigt zu finden. Endlich entdeckten seine Arbeiter wirklich noch eine Grabkammer mit einem steinernen Sarge und einer Inschrift auf diesem: er will nun beweisen dieser Sarg bezeuge die Richtigkeit seiner Meinung, und verwendet auf diesen Beweis hier viele Worte.

Nun ist zwar nichts anmuthiger zu lesen als die Erzählung welche er hier mittheilt über die Nachgrabungen an dieser Stelle und die Entdeckung des Sarges, über das ihrethalben in Jerusalem zuerst von ihm selbst gemachte grosse Aufsehen, über die Entsetzen erregenden Aufstände der Jerusalemischen Deutschen Judengemeinde welche von ihren Geistlichen aufgeregt ihn noch bis weit über Jerusalem hinaus verfolgte alsob er die Asche ihrer heiligen Vorfahren geschändet habe, und über die Art wie der Sarg nach tausend Schwierigkeiten endlich nach Paris gerettet wurde. Allein um so widriger ist zu lesen wie der Verf. alle scheinbar gelehrten Mittel aufsucht seine ursprüngliche Ansicht dennoch festzuhalten. Die Inschrift I. S. 377 ist eine doppelte: die erste Reihe gibt in Estrangelo deutlich genug die Worte ܣܕܢ ܡܠܟܬܐ d. i. Königin Sidan: bei dem Buchstaben für ; *d* fehlt

zwar der untere Strich welcher sonst in dieser Schrift das *d* vom *r* unterscheidet; allein deshalb ist die Lesart nicht, wie Saulcy meint, zwischen diesen beiden Buchstaben schwankend; wir wissen vielmehr aus der Ausgabe des Evangeliarium Hierosolymitanum von Miniscalchi Erizzo II p. VI dass die Schreibart des ʒ für *d* ohne Stich in gewissen Gegenden einst noch lange Zeiten hindurch gewöhnlich war. In zweiter Reihe steht zwar in anderer Weise eingeritzt und in Hebräischer Schrift צדה מלכתה, aber doch offenbar derselbe Name nur mit der bekannten Hebräischen Schreibart ־ה für ־א und mit der Aussprache Sida für Sidan, wohl einer blossen Abkürzung des Lautes. Nimmt man nun an dieses sei der Adiabenische Name derselben Königin gewesen welche ihn Griechisch in Helena verwandelte, so stimmt alles was wir sonst wissen zusammen um uns zu überzeugen dass dies das Grabmal der aus Josephus bekannten Königin war welche zum Judenthume bekehrt in Jerusalem nur kurze Zeit vor dem Ausbruche des letzten Römischen Krieges vor Jerusalem's Zerstörung starb und von deren Grabmahle Josephus erzählt. Zwar ist die Hebräische Inschrift deutlich von einer ganz anderen Hand weit weniger sorgfältig und schön ausgeführt: allein auch dies erklärt sich wenn der Adiabenische Künstler wohl Estrangelo nicht aber Hebräisch gut einzumeisseln sich getraute und dieses einer anderen Hand überliess. Dass der Sarg aber wenig schmuckvoll war, konnte der Wunsch der nur durch ihre fromme Freigebigkeit berühmten Königin selbst sein. De Saulcy aber will, damit es doch möglich werde die Gräber für Davîd und sein Haus zu retten, in dieser Königin etwa die Frau des

Digitized by

unglücklichen letzten Königs von Juda aus David's Stamme sehen, und bedenkt nicht einmal dass dann schon der Gebrauch einer doppelten Aramäischen Inschrift in Estrangelo und in Hebräischer Schrift eine Unmöglichkeit wäre.

Wir würden viel Raum nöthig haben wenn wir alle die sprachlichen Fehler welche der Vf. begeht hier beurtheilen und verbessern wollten. Schlimmer ist wenn solche Fehler auch in die Rechtschreibung der Eigennamen und in die Landbilder übergehen. So ist eine beständige Annahme bei Saulcy es gebe einen Ort Midba jenseit des Jordan's. Allerdings war ein מידבא einst eine uralte Stadt im Lande Moab, wie wir aus dem unstreitig von Mose's Zeiten erhaltenen Volksliede Num. 21, 30 und anderen Zeugnissen ersehen: allein der Name ist *Mae-debá* (d. h. Wasser Debá) auszusprechen, und würde als Midba völlig unverständlich sein. Saulcy fand nun die Trümmer eines Ortes Omm eddeba südwestlich von 'Ammân, und wirft die Frage auf ob er mit jenem im A. T. genannten einerlei sei. Diese Frage ist ganz eitel weil wir längst sicher wissen dass das zu Moab gehörende vielmehr südöstlich von dem alten Hesbôn liegt: wohl aber konnte der Ortsname bei den so nahe verwandten Völkern Moab und 'Ammôn doppelt vorkommen. Allein er macht nun aus dem Namen einmal Midba, und setzt ihn so auf die Landcharte I. S. 201.

Statt solche Fehler weiter zu rügen und auf die vielen höchst überflüssigen Worte und Gedanken hinzuweisen welche man hier auch da wo von rein geschichtlichen und erdbeschreibenden Fragen die Rede ist überall zerstreut findet, möchten wir lieber auf einzelne glückliche Bereicherungen unserer Kenntnisse von dem Bo-

Digitized by Google

den jenes Landes aufmerksam machen: leider aber vermögen wir nicht vieles von dieser erfreulichen Art anzuzeigen. Doch wollen wir nicht versäumen hier besonders eins hervorzuheben. Am nordöstlichen Rande des Todten Meeres etwas tiefer ins Land herein fanden die Reisenden nach I. S. 315 ff. die Trümmer eines Ortes *Suaime:* und wie entfernt diese Laute auch scheinbar von dem Orte *Bâth-Jeshîmôth* sein mögen, so kann man dennoch an der Möglichkeit der Einerleiheit beider nicht zweifeln. Man kann nämlich bemerken dass alte Ortsnamen im Munde der Muslim oft die so äusserst beliebte Arabische Verkleinerungsbildung angenommen haben: traf das bei diesem Orte ein, so bildet sich aus einem alten Bâth-Jeshîmôth auf Arabisch ganz richtig *Suaime*. Dann haben wir die rechte Lage eines Ortes wiedergefunden welcher sowohl in Mose's Geschichte als in der des grossen Römischen Krieges unter den Flaviern berühmt geworden ist. Wir erinnern uns nicht diesen Ort schon früher bei neueren Reisenden nachgewiesen gefunden zu haben: er liegt an der Ecke des Landes welche früher wegen ihrer Räuber gar zu verrufen war, und die doch nun wie die Erfahrung lehrt bei dem ersten Ernste welchen eine kleine Reisegesellschaft aus unsern Ländern zeigte sich für unsre Untersuchungen leicht geöffnet hat. Doch bemerken wir dass auf der Charte I. S. 201 der Ort ganz unrichtig Beit Azmuth genannt wird.

Wir verweisen ausserdem auf eine Reihe von althebräischen Inschriften welche durch die Nachgrabungen und sonstigen fleissigen Forschungen de Saulcy's an den Tag gekommen sind und die er in diesem Werke nach guten Abbildern mit-

theilt. Zwar ist nirgends von ihm eine längere Inschrift entdeckt, und die von ihm gefundenen bestehen meist nur in höchst geringen Bruchstücken, aus welchen sich nichts Klares herauslesen lässt: doch ist schon dás ein Vortheil dass die Gestalt der in den letzten Zeiten vor Jerusalem's Falle gebrauchten Buchstaben uns jetzt immer sicherer wieder bekannt wird. Es ist im Wesentlichen schon die sogenannte Quadratschrift welche damals in Jerusalem und ganz Juda ausserhalb der Münzen im Gebrauche gewesen sein muss: man konnte dies schon früher aus anderen Merkmalen schliessen, sieht es aber jetzt immer allgemeiner sich bestätigen. Sollten künftig die Nachgrabungen noch weit allgemeiner und tiefer ausgeführt werden, so würden sich vielleicht auch Stücke mit der älteren ächt Hebräischen Schrift finden welche sonst nur bei den Samariern und auf den Münzen sich erhalten hat. Allein bis jetzt ist in Jerusalem und im Umfange des alten Juda kein Schriftstück dieser Art gefunden.

Was die in diesem und schon in den früheren Werken des Verfs zerstreuten Ansichten und Urtheile über die alt Hebräische Kunst betrifft, so kann man es zwar billigen dass er sich bemühet sowohl ihr hohes Alter als ihre Selbständigkeit nachzuweisen und so viele verkehrte Urtheile über sie zu widerlegen. Im Gegensatze zu den in neueren Zeiten ganz herrschend gewordenen Bestrebungen alles Eigenthümliche der Kunst des alten Volkes zu läugnen und die Ueberbleibsel derselben in die spätesten Zeiten hinabzuwerfen, haben die Bemühungen unsres Vfs eher etwas lobenswerthes. Allein auch hier leiden seine Versuche an den oben erwähnten Mängeln seiner wissenschaftli-

Digitized by

chen Art noch zu sehr; und wenn er ein Gral mahl welches nach dem oben erläuterten er in die Zeiten der Apostel gehört aus einer blo sen Einbildung in die des alten Reiches versetze will, so kann man schon an diesem einen Be spiele hinreichend erkennen wie sehr es hi noch an der sichern Grundlage fehle.

— Gelegentlich hier einige Worte über da zweite der oben zusammengefassten Bücher, we ches man leicht mit den Hunderten ganz g wöhnlicher Palästinabücher wie sie jetzt ersche nen zusammenwerfen könnte, und dennoch vo ihnen sehr verschieden ist. Wir mögen nich erforschen warum es sich als nach einer 4te Auflage aus dem Französischen übersetzt nennt ein Uebersetzer kündigt sich hier nicht an, de Verf. gibt sich vielmehr an manchen Stellen al ein Deutsch redender Schweizer zu erkennen und leider will es jetzt in Deutschland wiede dahin kommen dass man ein Buch als eine Ue bersetzung aus dem Französischen zu empfehle scheint. Allein jedenfalls hebt sich dies klein angenehm zu lesende Werk sehr bedeutend übe den gemeinen Tross seiner Genossen empor Man sieht überall dass der Verf. auch wissen schaftlich gut vorbereitet seine Reise antrat un hier als vollendete beschreibt; und manche fei nere Bemerkung reihet sich bescheiden abe hell genug in die überall von guter Laune zu sammengehaltene Schnur seiner Worte. Zwa irrt er an manchen Orten stärker vom Richtige ab, wie wenn er S. 79 uns lehren will das Mo saische h. Zelt אֹהֶל מוֹעֵד sei nichts als das de Vorladung nämlich das *Prätorium* etwa eine Römischen Feldherrn gewesen wo »der Her Israel's sitze und vor welches er sein Volk vor lade« wobei er den ungeheuern Unterschied zwi-

Digitized by Google

schen Mose und einem Römischen Prätor nicht bedenkt, auch das Hebräische Wort untreffend übersetzt; oder wenn er mit vielen Gründen und allen Ernstes die Einerleiheit der heutigen h. Grabeskirche in Jerusalem und des Golgatha beweisen will und doch anderswo S. 193 selbst zugibt dass die Anhöhe nordwestlich ausserhalb der jetzigen Stadt sich für diesen Ort viel besser eignet, eine Ansicht welche neuerdings auch sonst auftaucht und viel mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat. Dazu ist dem Verf. der Zustand unsrer heutigen Biblischen Wissenschaft doch nur sehr stückweise näher bekannt. Im Ganzen aber können wir das Buch, welches übrigens eine vollkommne Beschreibung aller Einzelnheiten Palästina's nicht bezweckt, als ein ebenso angenehm als nützlich zu lesendes empfehlen, trotzdem dass der Verf. etwa Nachgrabungen angestellt oder sonstige seltene Entdeckungen gemacht zu haben sich nicht rühmen kann. H. E.

Ueber eine Handschrift des Nicolaus von Cues nebst ungedruckten Fragmenten Ciceronischer Reden von Joseph Klein. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1866. VIII und 158 SS. in Octav.

Im Jahre 1843 theilte Dr. Theodor Oehler aus Frankfurt a. M. (vgl. Rhein. Mus. 1842. 1 S. 130. 302), der bald darauf starb, an Baiter in Zürich mit, dass er in einer Klosterbibliothek am Niederrhein einen Miscellaneenband des 12. Jahrh. aufgefunden habe, in welchem auch eine Anzahl neuer Bruchstücke aus

Digitized

der Rede Cicero pro M. Fonteio stehe. Vielfache Verhandlungen eine Abschrift derselben oder eine nähere Bezeichnung der HS. zu erlangen waren vergeblich (Halm Philol. a. S. 373 ff. zu Cic. Opera 2, 1 S. 465. 467. 471. 472). Endlich hat sich diese HS. gefunden, in der Bibliothek des Hospitals im Dorfe Cues bei Berncastel an der Mosel. Der bekannte Kardinal Nicolaus de Cusa hatte sie gestiftet; in segensreicher Wirksamkeit stehende Hospitäler gestiftet und ihn bei seinem Tode mit einer an hebräischen, griechischen und lateinischen HSS. reiche Bibliothek vermacht. Trümmer derselben sind noch in Cues vorhanden; die Miscellanhandschrift C. 14 auf Pergament in Kleinfolio, bis auf 18 Blätter, aus dem 14. Jahrh. (saec. 14 Klein S. 13), aus dem 12. Jahrh. Herr Klein giebt in seinem Schreiben einen ausführlichen Bericht über den Inhalt, meist theologischen Inhalt, dieser Schrift; diesen zu berichten überlässt Ref. theologischen Zeitschriften und wendet sich nur zu Stücke der HS., die Klein S. 13 ff. als ältere bezeichnet und beschrieben hat.

Es umfasst 76 Blätter, in je zwei Kolumnen mit meist 70 Zeilen von kleiner, elegenter, bisweilen sehr feiner, aber immer deutlicher Schrift. Unter der Ueberschrift *Incipiunt proverbia grecorum* sind eine Menge von Aussprüchen Dichtern und Prosaikern, Klassikern und Kirchenvätern, unter Rubriken, die der Sittenlehre entlehnt sind, oft mit der rhetorischen Nebenabsicht, synonyme Worte und Wendungen zu

*) Aus einem MS. desselben Buches in S. Gregorii Naz. carmina selecta. Gottingae 1840 die Prolegomena derselben von Nicolaus David zuerst herausgegeben.

ammenzustellen, aneinander gereiht. Zum Theil ntspricht die Folge dieser Excerpte ganz dem erlauf der Schrift, aus der sie entlehnt sind, nd dies findet glücklicher Weise gerade auch n den Fol. 15 v. col. 2 ff. gegebenen Exerpten aus Cicero statt, die sich auf die Rede n Pisonem, de Invent. 2 §. 159—167, ad Heenn. 3 §. 3—7, pro Fonteio, pro Flacco, die hilippicae, und die Paradoxa beziehen. Da ällt denn sogleich auf, dass in der alten HS. les Archivs der Basilica Vaticana H. 25, über lie am genauesten Bursian in Baiters und Halms Ausgabe des Cicero 2 S. 1223 berichtet, ich dieselben Reden, nicht mehr und nicht minler, finden. Wie ferner die in ihr erhaltenen Theile der Rede pro Flacco durch eine Blätterversetzung in dem Original schon, aus dem der zweite im 9. Jahrh. geschriebene Theil der fraglichen HS. abgeschrieben wurde, in die Mitte der Rede pro Fonteio gerathen waren (vgl. Niebuhr M. Tullii Cic. orationum pro M. Fonteio et pro C. Rabirio fragmenta p. 37 f.) — denn in der Vat. HS. geht die Rede pro Flacco ohne auch nur einen Absatz fol. 11^b col. 2. Z. 20 nach Bursian in die pro Fonteio über —, so finden sich auch die cueser Excerpte aus der R. pro Flacco in Mitten der aus der R. pro Fonteio (Klein S. 55), vor denen aus dem im Vat. erhaltenen Theile der Rede. Ferner stimmen die Lesarten der cueser Excerpte genau mit denen des Vat. zusammen, in Pison. §. 57. 59. 62. und in allen Stellen der philippischen Reden, welche Klein S. 80 als solche bezeichnet, an denen die Excerpte Eigenthümliches bieten: 2 §. 99 *patruo*, 3 §. 3 *omnium*, §. 28 *vitiis*, 4 §. 3 *multa enim* und *ceteri reperit*, 5 §. 2 *sit ista*, §. 20 *ex ore*, §. 48 *populus romanus — auxerit* und *virtus*, 8 §. 15 *aduri*.

Digitized by Google

Es kann demnach kein Zweifel sein, dass die Excerpte aus den Reden gerade dieser HS. entnommen sind. Nicht dem Original: dagegen spricht schon das Zusammentreffen in so vielen offenbaren Schreibfehlern, entscheidend aber ist der Umstand, dass sich in der HS. auch die Rede in Pisonem befand. Diese ist aber im 8. Jahrh. in Majuskeln, die übrigen im 9. in Minuskeln geschrieben. Dass jedoch damals, als die Excerpte entnommen wurden, die Quaternionen 3—6 noch nicht fehlten, erhellt daraus, dass jetzt Quaternio 7 mit pro Flacco §. 39 beginnt, der Verfasser der Excerpte aber auch die §§. 8. 9. 11. 12. 34 vor sich hatte. Daher ist die Bedeutung der Excerpte für die Kritik der Reden freilich nicht so gross, wie Klein S. 80 meint, »da sie aus einer Quelle stammen, welche an Güte und Werth dem cod. Vat. H. 25 gleich stand«. Denn es ist das Zeugniss einer und derselben HS., das wir in beiden Ueberlieferungen vor uns haben, und die kleinen Unterschiede, wie Phil. 5 §. 2 *quantis* Exc. cus., *quanta* V, 7 §. 19 *noluo latum* Exc. cus., *novolutum* V. beruhn wol nur auf einem Uebersehn, hier oder dort. Aber wir gewinnen auf einer andern Seite durch die Einsicht, auf welche vortreffliche Quelle die Excerpte zurückgehn. Denn dem, der sie machte, lag der Vat. vollständig vor, weder Quat. 1 noch die Quat. 3—6 fehlten: auf jenem stand der erste Theil der Rede in Pisonem bis §. 32, auf diesen der Schluss dieser Rede von §. 74 an, der Anfang der Fonteiana und der Anfang der Rede pro Flacco. Wie sich nun Excerpte aus der Rede in Pis. §. 84. 96. 97. 99 finden, so haben sich hier auch allein e i l f kleine Stellen, bei Klein p. 49 f. zusammen 23 Zeilen, aus dem Anfang

ler Rede erhalten. Das erste Excerpt bilden die Worte, deren erste (*Pro — dies*) wir aus Quintilian als Anfang der Rede kennen: ***Pro di immortales, qui hic illuxit dies, mihi quidem, patres conscripti, peroptatus, ut hoc portentum huius loci, monstrum orbis, prodigium civitatis viderem.*** Also lässt sich auch der Umfang des von dieser Rede uns Fehlenden genau bestimmen. Die §§. 32—74, welche den Quaternio 2 füllen, umfassen in Baiter-Halms Ausgabe 467 Zeilen (von der in jedem Fall nicht grossen Lücke §. 38 abgesehn). Wenn wir von diesen die 340 Zeilen abziehn, welche §. 1—32 füllen, so ergeben sich für das Fehlende 127 Zeilen (etwa 4 Seiten der genannten Ausgabe), von denen etwa 30 jetzt aus Anführungen bei andern Schriftstellern und den cueser Excerpten bekannt sind. Wie das erste zum Theil schon aus Quintilian bekannt war, so trifft auch das 3. mit einer Anführung aus Quintilian 9. 3 §. 47 (auch dieser hat *perturbatio*, was Klein p. 49 giebt, ***perturbationes***, ist nur Druckfehler), wo jedoch die Bezeichnung der Stelle fehlte, das 8. mit einem Lemma des Asconius, das 8. theilweise mit einem Citat bei Servius, das 11. ebenso mit einem bei Grillius in Cic. de invent. 1 §. 8 (der aber nur die WW. *putavi gravem*, ***sed-ganeonem*** hat) zusammen. Aus den Quaternionen 3—6 stammen ferner 21 Excerpte aus der Rede pro Fonteio. Da das 10. dem von Niebuhr aufgefundenen Bruckstück §. 2, die drei letzten dem im V erhaltenen Theile der Rede (§. 32. 40. 49) angehören und alle, wie Klein nach dem Beispiel namentlich der Excerpte aus den Philippicae mit Recht angenommen hat, der Folge der Rede selbst nachgehn, so fallen 1—9 in den Anfang, vor Niebuhrs Bruchstück, 11—18 zwischen dies und den im V erhaltenen

Digitized by Google

Theil. Von diesen Bruchstücken war bisher nur das vorletzte *Exsurgite — restitistis* bekannt, das Oehler an Baiter mitgetheilt hatte, die andern sind ganz neu. Leider bestehn sie zum Theil nur aus ein paar Worten (5. *latebra mendacii*, 7. *industria et studio*, 9. *quid pugnant? quid struunt? quid nituntur?*) und enthält keines eine besondere Andeutung für den Inhalt der Rede. Klein hat, um den Ueberblick zu erleichtern, alles, was jetzt von der Rede bekannt ist, in der Ordnung, wie es sich bei Cicero folgte, S. 57—78 abdrucken lassen. Wozu das gerade nothwendig war, sieht man nicht ein, besonders da der Herausgeber das früher Bekannte nach Halms Bearbeitung, wenn auch mit selbständiger Benutzung einiger Vermuthungen von Madvig, Pluygers, Bake, Kayser, die erst nach Halms Ausgabe bekannt gemacht worden sind, aber ohne eigene Beiträge zur Verbesserung der Rede, was auch niemand von ihm verlangen konnte, gegeben hat. Nur das muss Ref. bemerken, dass die *Fragmenta ab aliis scriptoribus servata* (S. 61 f.) nicht zwischen die zweite Abtheilung der cueser Excerpte und den Theil im V gestellt werden durften: denn wer bürgt uns, dass sie hierher, und nicht in den Anfang der Rede vor das niebuhrsche Bruchstück, oder zwischen die der zweiten Abtheilung der cueser Excerpte gehörten? Sie mussten ganz zu Anfang, oder ganz am Schluss der Rede gegeben werden. Zu den neuen Bruchstücken nur drei Bemerkungen. 1. (S. 57) kann *vero* zwischen *illud* und *quidem* nicht richtig sein, es gehört wol vielmehr in Z. 2 zwischen *quod* und *ratio*. 2. lautet so: *Numquid cuiquam iniquissimo disceptatori haec suspitio relinquenda est?* Statt *cuiquam* muss es wohl *inquam* heissen. Als 20. giebt Herr Klein S. 61: *multis ab adolescentia in*

Digitized by Google

bellis variisque versatum atque in primis bonum doctorem et hominem, ut vere dicam, corpore, animo, studio, consuetudine natum atque aptum ad tempora belli militaremque rationem. Ein Lob der Feldherrntüchtigkeit, das Cicero auch in dem, was der Vat. enthält, dem M. Fonteius wiederholt ertheilt. Natürlich schrieb aber Cicero *ductorem*.

Zu den früher bekannten Theilen der Rede nur Folgendes. §. 3 haben Kayser und Klein als Madvigs Vermuthung aufgenommen: *atqui omnes, si qui in hoc genere quaestionis accusati sunt.* Aber Madvig (bei Baiter und Halm p. 1436) wollte: *atqui omnes, qui hoc g. q. accusati sunt.* Ganz hergestellt ist die Stelle noch nicht: denn so richtig Madvig sah, dass *accusatos — primum testibus* nicht verbunden werden könne, so wenig lässt sich, wie ich glaube, *hoc genere* oder *in hoc genere quaestionis accusari* rechtfertigen. — §. 20 schreibt Klein nach Pluygers *et invidia vel maximum: maxime enim —*, während die HSS. *et invidiam vel maxime enim*, die früheren Ausgaben nach Ernesti *et invidia: vel maxime enim* haben. Noch näher an die HSS. schliesst sich die Vermuthung, *et invidiam vel maximam: maxime enim —*. Die Anakoluthie *video esse crimen et genere ipso magnum — — et invidiam vel maximam* ist etwas Gewöhnliches. — §. 25 hat Klein die Vermuthung Kaysers aufgenommen: *sed etiam de accusatore debere iudicare urbitrabantur*, während die HSS. *de teste* für *debere* haben. Ich begreife nicht, wie man hier *de teste* entbehren könne, da sowol im Vorhergehenden, als im Folgenden nur von den Zeugen und von der Pflicht des Richters den Zeugen nicht ohne Weiteres zu glauben, sondern auf das sorgfältigste alles zu erwägen, was gegen ihre Glaubwürdigkeit spre-

Digitized by Google

che, die Rede ist. Dagegen ist hier vom Ankläger nicht die Rede, und so kommt man, da das Anpralsen de accusatore, de reo heute sich allerdings nicht wohl rechtfertigen lässt, auf die Vermuthung de accusatore de Sullano, und wünschen eine Lesung eine Lesung zu streichen. — § 29. Klein hat *hoc* für *non*; *intelligebat* — mit Bake geschrieben. Aber wie der vorhergehende Satz *verebatur enim nimicitiae* — ironisch gemeint ist, so auch dieser natürlich sah er nicht ein, dass er — § 37 schreibt Klein mit Halm *ut non esse id commode facta* —, während das Augsburger und die früheren Ausgaben *ut non vera, ut tamen facta* haben. In Vit. et mores aus Vit. Klein hat schrieb wohl Cicero *si non vera, tamen apte facta* — Zu § 39 tritt sich Klein. — Ich habe gezeigt, dass nach *oppugnarat* ein Satzglied ausgefallen sei, hat viel für sich, aber es können auch weder auf Fonteius *Asiaeque*, sondern musste sich (wie Pluygers richtig sagt) auf das Folgende beziehen.

Doch kehren wir an den ersten Excerpt zurück. In der Stelle aus dem 2. Buche de inventione stimmen die Excerpte des Cod. bis jetzt bekannten HSS. (Baiter ind. lect. turic. 1854. p. 25 f.) hinlig nicht überein, um einen sorgfältige Beachtung, weiße § 161 *hoc existere officium* statt des falschen *honorabile officium* aller HSS., § 164. *iidecti conscientiae* statt der verderbten Lesarten *insecutus* (zuvorkommt) *conscitus* der HSS., § 167 *considerandi*, wie Lambin statt *considerandus* vermuthete, als Beispiel dienen mögen. Auch in dem Stücke aus dem 3. B. ad Herenn. schliessen sich die Excerpte häufig gegen die übrigen HSS. zusammen, wie der älteste und beste, der pariser und vinobonenser, an: z. B. § 3 *dictum*, § 4 *aut dicet plenum*.

Aber nicht allein aus Cicero stammen die Excerpte, auch aus den Strategemata des Frontinus (S. 87 — 90), Orosius (S. 40 — 45), Marius Plotius de metris (S. 33 f.), Porphyrio's Kommentar zu Horatius (S. 103 ff.), den Scriptores historiae augustae (S. 95—99), Seneca de moribus (S. 27 — 31), Publilius Syrus (S. 103 ff.), Valerius Maximus (S. 119—128), Vegetius (S. 39 f.) finden sich zahlreiche Stellen, über welche der äusserst sorgfältige Index, den Herr Klein seinem Buche beigefügt hat, nähere Auskunft giebt. Von Bedeutung für die Kritik sind aber diese Excerpte, so weit sie Ref. geprüft hat, nicht. Ein Anhang (S. 129—145) bietet den Theologen 1. die Collation der in der HS. befindlichen (vgl. S. 12 f.) ***Expositio Rufini in Symbolum*** mit Mignes Patrologia T. 21 p. 335 ff., 2. ***Rufini dicta de fide catholica*** (S. 141—143), hier zuerst gedruckt, 3. eine Collation der Schrift des ***Fulgentius Ruspensis pro fide catholica adversus Pintam episcopum Arrianum*** mit der Ausgabe von Desprez (Paris 1684) p. 534 ff.

Es bleibt uns nur noch übrig, dem Herrn Herausgeber für die grosse Hingebung und Umsicht, mit welcher er den Inhalt der merkwürdigen Handschrift nach allen Seiten erörtert und den Philologen zugänglich gemacht hat, den aufrichtigsten Dank abzustatten.

Hermann Sauppe.

Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Dr. Adolf Bastian. Erster und zweiter Band. Octav.

Mit den Nebentiteln:

Die Geschichte der Indochinesen. Aus ein-

Digitized

heimischen Quellen von Dr. Adolf Bastian. Leipzig 1866. Verlag von Otto Wigand. XVI und 576 Seiten.

Reisen in Birma in den Jahren 1861—1862. Von Dr. Adolf Bastian; ebendas. XIII und 521 Seiten.

Hr. Dr. Bastian's Name hat sich auf dem Gebiete der Reisen-, oder vielmehr ethnographischen Literatur überhaupt, und zwar der letzteren in ihrem tiefsten auf die Erkenntniss des eigentlichen und eigenthümlichen Charakters der Völker gerichteten Sinn, schon einen sehr ehrenwerthen Klang erworben; das grosse Werk, dessen Anfänge uns hier vorliegen, kann nur dazu beitragen, ihm noch grösseres Ansehen zu verschaffen. Der Reisende bewegt sich auf denjenigen Gebieten, welche auf das tiefste von Buddhismus beeinflusst, dessen heutige Hauptsitze sind; so drängt sich dieser von selbst in den Vordergrund und seine Gestaltung und Schöpfungen in den von ihm durchwanderten Ländern nehmen die hervorragendste Stelle ein. Schon in diesen beiden ersten Bänden wird uns eine Fülle von grösstentheils neuen Mittheilungen aus einheimischen Quellen — schriftlichen und mündlichen — sowohl in Bezug auf ihn als die Geschichte, Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Legenden, Märchen, Poësie, Literatur und Kunst der hinterindischen Völker geboten, und wir dürfen ihr um so grösseres Zutrauen schenken, als der Hr Verf. in gründlicher Erkenntniss seiner Aufgabe sich mit den Hauptsprachen derselben hinlänglich bekannt gemacht hat, um die schriftlichen Quellen benutzen zu können.

Das Werk ist, wie die Vorrede berichtet, auf fünf Bände berechnet. Der dritte Band wird

Digitized by Google

des Hrn Verfs Aufenthalt in Siam mit Reisen in Cambodia und Cochinchina (1863) behandeln; der vierte Reisen im Archipel, in Japan und China nebst der Rückreise von Peking durch Mongolia und Sibirien zum Kaukasus (1864—65); der fünfte und letzte endlich wird eine zusammenfassende Darstellung des Buddhismus der Pâlitexte geben, mit vergleichenden Erläuterungen aus Foismus (dem chinesischen Buddhismus) und Lamaismus (dem der Tibeter). Wir können, nach den vorliegenden beiden Bänden zu urtheilen, mit voller Ueberzeugung die Hoffnung aussprechen, dass es unter den wissenschaftlichen Reisewerken eine der bedeutendsten Stellen einnehmen wird.

Der erste der beiden vorliegenden Bände enthält, wie schon aus dem Nebentitel zu ersehen, die Geschichte der hinterindischen Staaten, vorzugsweise, wie schon angedeutet, neue Materialien liefernd; doch hat der Hr Verf. 'sorgfältig auf dasjenige Rücksicht genommen, was von seinen Vorgängern in diesem Felde geliefert war und an allen Punkten, wo es geschehen konnte, ausser Anderen die Beiträge Sangermano's, Crawfurd's, Richardson's, Burney's, Phayre's, Mason's, Yule's für Birma, sowie Loubère's, Jones', Pallegoix' und Bowring's für Siam im Auge behalten' (Vorr. zu I. p. VII. VIII).

Nach einer kurzen Uebersicht, welche schon in der legendären Anknüpfung der hinterindischen Dynastien an vorderindische den grossen Einfluss der indischen Cultur — vermittelt durch den Buddhismus — auf das ganze Leben der hinterindischen Völker erkennen lässt, werden in vier grossen Abschnitten: Birma, Pegu, Siam und Kambodia, die legendären, mythischen und ge-

Digitized by

schichtlichen Mittheilungen über Hinterindien vorgeführt.

Der über Birma umfasst dreizehn Abschnitte unter den Ueberschriften 'die Königsdynastie Tagoung's', 'die mythisch-historische Vorgeschichte Prome's', 'die drei Pagan', 'die Heldensage der letzen Pagan', 'das Zwischenreich der Theilfürsten', die Geschichte Ava's', 'die aracanesische Geschichte', 'die Ahom in Assam und die Singpho', 'nationale Traditionen der Volksstämme', 'die Karen und ihre Ueberlieferungen', 'das angrenzende Hochland und seine Bevölkerung', 'die Fürstenthümer der unteren Schan' und 'Tenasserim mit den südlichen Staaten' (S. 9—201).

Die Mittheilungen über Pegu zerfallen in sechs Abschnitte: 'Die Ueberlieferungen Thatung's', 'die Legende Rangun's', 'die Talain und ihre Könige', 'das Königreich Tongu in Sage und Geschichte', 'die Annalen Martaban's', und die Geschichte Hongsawaddi's' (S. 205—285).

Die über Siam begreifen fünf Unterabtheilungen: 'Vorgeschichte der nördlichen Staaten', 'traditionelle Erzählungen aus den Königsbüchern', 'Mythen der alten Residenzen', 'die Königie der Laos' und 'die Geschichte Ayuthia's' (S. 289—390).

Kambodia endlich wird in sechs Abtheilungen besprochen: 'Der Sagenkreis der Steinmonumente', 'die Chroniken Inthapataburi's', 'Zeugnisse der Nebenländer', 'die Dsiampa', 'die Hauptstädte der Niederungen und die neuere Geschichte' endlich 'Annam (Tonquin und Cochinchina) als Zusatz' (S. 393—511).

Daran schliesst sich ein fünfter Abschnitt über 'die Zeitrechnung' (S. 512—530) und Beilagen, welche Königs-Listen enthalten (S. 533—554), ein Précis historique de la nation anna-

Digitized by Google

mite' aus dem Almanach von Saigon für das Jahr 1864 (S. 554—557), und die Geschichte des Tschandragupta (*Σανδρόκυπτος*), seines Sohnes und seines Enkels Açoka bis zu des letzten Bekehrung zum Buddhismus, nach einer siamesischen Uebersetzung des in Pali abgefassten Mahawanço (S. 558—563).

Das Ende bildet ein Register (von S. 564 bis Ende 576).

Man kann sich nach diesem Inhaltsverzeichniss eine ungefähre aber doch keine ganz zutreffende Vorstellung von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des hier gebotenen machen. Doch nimmt das, was wir unter dem Begriff 'historisch' verstehen, einen verhältnissmässig geringen, ja sehr geringen, Umfang ein; der bei weitem grössre Theil hat so gut wie gar keinen historischen, dagegen aber einen nicht unbedeutenden psychologischen Werth. Er bewegt sich in Mythen, Legenden, Sagen, historisirten und sonstigen Märchen und zeigt uns so die psychischen Zustände und geistigen Bedürfnisse dieser Völker, wie sie theils durch selbständige Schöpfungen, theils durch eigenthümliche Aneignung vorderindischer insbesondre buddhistischer, in Tonquin und sonst auch chinesischer Anschauungen und Gestaltungen, Durchsetzung und Durchdringung derselben mit einheimischen, ins Leben treten. Aus diesem, grösstentheils ganz wirren, Knäul einen geschichtlichen Kern auszusondern, das Fremde von dem Heimischen zu trennen, wird noch langer Zeit und Arbeit bedürfen. Von grösster Bedeutung wird hier natürlich eine Vergleichung der buddhistischen Literatur, insbesondre des von Ceylon ausgegangenen Zweiges derselben, sein, die bis jetzt leider noch nicht hinlänglich bekannt ist. Grosse Hoffnung dür-

Digitized

fen wir jedoch in dieser Beziehung auf die von Herrn Grimblot, früherem französischen Vice-Consul in Ceylon, veranstaltete Sammlung ceylonesischer und birmanischer Werke setzen, über welche Bartholmy Saint-Hilaire in seinem letzten Jahres im Journal des Savants berichtet hat und deren vom Sammler selbst besorgte Herausgabe die gelehrte Welt mit den grössten Erwartungen entgegensieht. Dass sie, so wie die bisherigen sechen Uebersetzungen der buddhistischen Werke überhaupt, uns sehr viel neues auch in der Erdkunde bieten werden, dafür bürgt schon eine arte, historisch nennen, lässt sich schon an und für sich annehmen, erhält aber noch eine weitere gewisse Bestätigung durch die von Ihm Bastian gegebenen Mittheilungen, welche wenigstens bieten, was bisher völlig unbekannt war. Ich erlaube mir nur auf eine Mittheilung aufmerksam zu machen, die mir wenigstens sehr wichtig war und in Bezug auf die Geschichte des Buddhismus in Verbindung steht, wenn sie auch ganz unwahr ist, kein geringes Interesse hat.

Bekanntlich kennt die Hauptquelle der buddhistischen Geschichte in südlichen Ceylon, der Mahâwaso, drei Concilien: eines fast unmittelbar nach Buddha's Tod unter Ajâtaçatru, der zweite hundert Jahr später unter Kâlâçoka, der dritte unter Dharmâçoka, welcher 218 Jahr nach Buddha zur Regierung gekommen sein soll. Nach den sinnesischen Quellen nun, welche von Ihm Bastian benutzt sind, wird S. 523 nur von dem Concil in Uebereinstimmung damit unter Asatâtsatu gesetzt, das zweite dagegen, Kâlâçoka's, schon 100 Jahr nach Buddha unter Thamasaskaharat (Dharmâçoka), das dritte aber unter Milinda (= Milinda = Menander, wie ich in den Berliner

Jahrbüchern für wissensch. Krit. 1842 S. 876 bemerkt habe) und zwar nach 200 Jahren und 300 Jahren vor dem sonst (und zwar auch S. 526 ff., vgl. meinen Artikel 'Indien' in Ersch und Gruben's Encyclopädie II, XVII, 85) mit Milinda stets in enge Verbindung gebrachten Nakhasen (Nâgasena). Auf eben derselben Seite (Z. 5 v. u.) wird aber im Gegensatze zu dieser letzten Angabe gesagt, dass 'Phaya Milinth (König Milinda) durch Phra Nakhasen (Nâgasena) das Tattiya-Sangkhayanai (das dritte Concil) einberufen habe'. Wie in den tibetischen Quellen sind also auch hier der Kâlâçoka und Dharmâçoka der ceylonesischen Darstellung in eine Person zusammengezogen (vgl. Wassiljew: Der Buddhismus S. 46 wo als sein erster Name Kâmâçoka angegeben ist) und da Nâgasena (wie von mir schon in dem erwähnten Artikel 'Indien' a. d. a. St. bemerkt und auch von Burnouf gebilligt ward) mit Nâgârdschuna identisch ist, dieser aber neben Kanishka erscheint, welchem die tibetischen Quellen das dritte Concil zuschreiben, so ist augenscheinlich, dass Milinda (Menander) in dieser siamesischen Angabe an der Stelle von Kanishka getreten ist. Wie dieser Wechsel zu erklären (vielleicht mit daraus, dass das dritte Concil sowohl nach Kashmir als Dschâlandhara verlegt wird (Wassiljew S. 47), dieses aber dicht neben Çâkala, der Residenz des Milinda liegt) und ob daraus zu schliessen, dass Menander in einem noch näheren Verhältniss zum Buddhismus stand, als man schon nach den bisher bekannten Daten anzunehmen berechtigt war, wird sich erst, wenn das Original dieser Mittheilungen vorliegt und unsre Kenntniss der buddhistischen Literatur vervollständigt sein wird, genauer erörtern lassen.

Digitized by

Andres hervorzuheben, muss ich für diesmal unterlassen, doch hoffe ich bei manchen Gelegenheiten dazu Veranlassung zu finden.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Bande! Auch dieser ist fast rein wissenschaftlichen Inhalts. Der Reisende und seine persönlichen Erlebnisse treten sehr in den Hintergrund; er betrachtet sich in der That als einzig zu dem Zweck reisend, um das Land und vor allem das Volk kennen zu lernen und dazu benutzt er jede Gelegenheit, die sich ihm darbietet; dieser Gelegenheiten sind aber — Dank dem frommen buddhistischen Sinn, welcher in fast ganz Hinterindien vorherrscht — sehr viele. Fast jeder hat eine Zeit lang in einem der vielen buddhistischen Klöster gelernt und zugebracht, und sich da eine Art gelehrter Kenntnisse erworben. So weiss denn des Reisenden Schreiber, Koch, Lastträger, kurz jeder Diener, Bauer ein oder das andre historische, mythische u. s. w., und was sie ihm mittheilen, ist für die Kenntniss des Volkes wenigstens kaum minder bedeutend, als der Inhalt ihrer Chroniken. So ist auch dieser Reisebericht nicht bloss voll von Legenden, Mythen, Sagen, Märchen, einem bis in's Unglaubliche gehenden Dämonen-, Hexen-, und Aberglauben, sondern enthält auch in Uebersetzungen und Original mehrere Gedichte, manches über Literatur, Drama, Spiele u. s. w. kurz ausserordentlich vieles für die Kenntniss des Landes und seiner Bewohner höchst werthvolle.

Die Reisen in Birma zerfallen nach wenigen Worten über die 'Küste' in sechs Abschnitte, jeden von mehreren Unterabtheilungen.

Der erste ist überschrieben 'die Bergfahrt auf dem Iravaddi' (S. 7 — 82) und zerfällt in

Digitized by Google

'von Rangûn nach Prome', 'von Prome nach Thayetmyo', und 'von Thayetmyo nach Mandalay'.

Der zweite beschreibt den Aufenthalt in 'Mandalay' (S. 85—257) und enthält ebenfalls drei Unterabtheilungen 'Aufenthalt in der Stadt', 'Landleben', und 'der Königliche Palast'.

Der dritte, überschrieben 'das Zwischenflussgebiet' (S. 261 — 329) hat zwei Abtheilungen 'Am Fusse der Schanberge' und 'die Grenzprovinz'.

Der vierte schildert 'die Thalfahrt auf dem Sittang-Fluss' (S. 333—426) ebenfalls in zwei Abtheilungen: 'Tongu' und 'Schwegyin und Sittang-myo'.

Der fünfte, überschrieben 'die Niederungen' (S. 429 — 473) zerfällt in zwei Abtheilungen 'Pegu in der Ueberschwemmung' und 'Molmein und Amherst'.

Der sechste und letzte verfolgt die Reise 'Bis zur siamesischen Gränze' (S. 475—489).

Den Schluss bilden 'Beilagen' (S. 491—525), welche Mittheilungen 'aus dem in Rangun geführten Tagebuche', Uebersetzungen von Gedichten, 'Legenden' u. s. w. enthalten.

Auch hier muss ich mich enthalten, Auszüge aus dem reichen und werthvollen Inhalt zu geben. Ein Werk, welches Deutschland so viel Ehre macht, wird auch ohne dies gewiss in die Hände aller gelangen, die sich für Reisen überhaupt und zumal in diese bisher noch so unbekannten Länder interessiren.

Dagegen will ich nicht unbemerkt lassen, dass der Hr. Verf. den Lesern vielfach etwas zu viel zutraut und vielleicht dadurch auf manche abschreckend wirken möchte. Es sind nämlich fast nie die fremden Wörter erklärt. Sollte es dem Hrn Vf. noch möglich sein, diesen Uebelstand in den folgenden Bänden abzuhelfen, so würde das

Digitized

den Gebrauch des Werkes gewiss sehr erleichtern und in weiteren Kreisen verbreiten. Wäre dieser Wunsch nicht mehr zu erfüllen, so würde es sehr zweckmässig sein, dem letzten Bande ein dieselben erklärendes Register beizufügen. So möchte mancher doch sehr bedenklich werden, wenn er I, S. 523 liest 'In ähnlicher Weise wird gesagt, dass, nachdem das Niphan die Phra Phutta Sakkharat für 5000 Jahre begründet habe, Axatisattru vier Monate später die Pathomma Sankhayanai gehalten, dann nach 100 Jahren Phra Sri Thammasokharat die Thutiya, nach 200 Jahren (300 vor Phra Nakhasen) Phaya Milinth die Tattiya und nach 300 Jahren (auf die Aufforderung Phra Phuttakhosa's) Phra Kheo Morakhot die Chatuthya', während es leicht gewesen wäre neben oder statt Niphan 'Tod im religiös buddhistischen Sinn' oder 'Existenzlosigkeit', neben oder statt 'Phra Phutta Sakkharat' 'Aera des Buddha', neben oder statt 'Pathomma Sankhayanai 'erstes Concil', neben oder statt 'Thutiya' 'zweites', 'Tattiya' 'drittes' und Chatuthya 'viertes' zu setzen.

Schliesslich kann ich nicht umhin, auch einer Rüge beizustimmen, welche schon von andrer Seite erhoben ist, nämlich in Bezug auf die Sprache. Grade in einem so inhaltreichen Werke verletzt die Vernachlässigung der Sprache mehr, als bei einem minder werthvollen der Fall gewesen sein würde. Es sind dies, wenn auch kleine, doch immer Flecken, die geeignet sind den schönen Eindruck, den das ganze Werk macht, etwas zu schwächen. Manche Wendungen sind gar nicht deutsch, z. B. der häufige Gebrauch von 'für' ganz in der Weise wie das englische for gebraucht wird, das Wort 'Wilderniss' statt des deutschen 'Wildniss' und das ganz dem englischen bewilder entnommene

Digitized by Google

'bewildern'. Das letzte braucht zwar auch die Gräfin Hahn-Hahn und wenn ich nicht irre, Fanny Lewald, allein richtiges Deutsch gehört weder zu den Vorzügen der aristokratisch-ultramontanen noch der demokratisch freireligiösen Schriftstellerin.

Th. Benfey.

Lettres inédites de Dianne de Poytiers, publiées d'après les manuscripts de la bibliothèque impériale avec une introduction et des notes par Georges Guiffrey. Paris, Jules Renouard. 1866. XCIV und 284 Seiten in Octav.

Man hat, sagt der Herausgeber, Diane in olympischer Verklärung in Bildwerken dargestellt, als Ideal der Schönheit und weiblichen Anmuth. Das beruht so wenig auf Wahrheit wie die galanten Erzählungen, welche namentlich durch Brantôme über diese Frau in Cours gesetzt sind. Dahin gehört die in zahlreiche Geschichtswerke übergegangene Sage, dass sie für ihren in der Verschwörung des Connetabel Karl von Bourbon verwickelten Vater durch Hingabe an König Franz den Gnadenact erwirkt habe. Diese Angabe sucht der Herausgeber wohl nicht zur Genüge auf die bekannten Niederzeichnungen des Régnier de la Planche zurückzuführen, der, wie es hier heisst, jeden gebrandmarkt habe, welcher sich an der Verfolgung seiner Glaubensgenossen betheiligt. Diane aber zeigte sich stets als eine stricte Anhängerin der Lehre von Rom.

Diane war funfzehnjährig 1514 mit dem Grossseneschall Louis de Brezé vermählt und es deutet nichts darauf hin, dass sie diesem die Treue gebrochen habe. Der Grossseneschall starb 1533 und erst als Wittwe, wie die Relation des Venetianers Contarini besagt, elle fut

Digitized

rimée et goutée du roi François I. Man wird die Begründung dieses Verhältnisses etwa in's Jahr 1536 setzen können, so dass Diane damals den Reiz frischer Jugendblüthe allerdings nicht mehr besass, aber elle était arrivèe à cette maturité du corps qui allume les desirs. Doch war gleich anfangs ihr Absehen weniger auf den König als auf den Dauphin gerichtet; es war ihr um die Sicherung der Zukunft zu thun; nur Leidenschaft liess die kalte, berechnende Natur der Frau nie in sich aufkeimen. Sie verstand es, dem jungen Heinrich gegenüber, die Rolle der mütterlichen Freundin zu übernehmen und auf diese Weise den kaum dem Knabenalter Entwachsenen in ihre Schlingen zu ziehen.

Man hat der Diane eine Anzahl liebeglühender, der Unterschrift entbehrender Briefe an Franz I. zuschreiben wollen, die jedoch, nach dem Dafürhalten des Herausgebers, aus äusseren und inneren Gründen als von der schönen Gräfin Châteaubriant abgefasst bezeichnet werden müssen. Jedenfalls behauptete Erstere ihre Stellung als Mentor, wenn auch nicht als Geliebte bei König Heinrich II. selbst als dieser bereits mit Katharina vermählt war. Die Einleitung spricht sich in Bezug hierauf, mit Berufung auf Contarini und Michelet, in einem mehr als naiven Tone also aus: »Diane a pénétré si avant dans l'intimité de l'anguste couple, qu'elle forme en quelque sorte le sommet du triangle conjugal et vient en compléter l'harmonie. Son action s'étend jusqu'à l'alcôve, dont elle s'est peu à peu constituée l'arbitre souveraine. C'est par elle que le roi aime la reine, c'est par elle qu'il est tenu d'accomplir ses devoirs d'époux. Le soir elle le poussera vers

cette couche, ou nul désir l'attire. Et peut-être Catherine de Médicis devra-t-elle encore quelque reconnaissance a Dianne de Poytiers, pour cette odieuse intervention, car c'est ainsi qu'elle pourra devenir la mêre de toute une lignée de rois« (!). Dieses eigenthümliche Verhältniss erklärt der Herausgeber auf eben so eigenthümliche Art durch die politesae de la cour jener Zeit, durch eine gewisse chevalerie platonique (!), derzufolge man, ohne die leiseste Verletzung ehelicher Pflichten, das Bild einer Dame als Ideal im Herzen tragen konnte und einem solchen attachement immatériel zur Seite die tendresse conjugale keinerlei Abbruch erlitt.

Aus den vorliegenden Briefen Dianes, 106 an der Zahl, die bis zum Jahre 1564 herabreichen, gewinnen wir ein treues Bild des Characters und der Bestrebungen derselben. Es ist ein stetes Spiel der Intrigue, ein unabläs-siges Mühen, für sich, ihre Verwandte, Freunde und Schützlinge die königliche Freigebigkeit auszubeuten, Aemter und Gnadengehalte zu erwirken, Räthe, Feldherren und Höflinge in straffer Abhängigkeit von ihrer Gunst zu erhalten, denn »si Henri II est le souverain tout-puissant de la France, Dianne de Poytiers est la mâitresse toute-puissante du souverain«. Mit welchem Erfolge sie ihre Rolle durchzuführen verstand, ergiebt sich aus den zahlreichen und umfangreichen Besitzungen, welche in ihrem 1564 abgefassten und der Briefsammlung angehängten Testamente namhaft gemacht sind. Es herrscht ein harter, trockener, jedes Schmucks und jeder begütigenden Einkleidung entbehrender Stil in diesen Zuschriften vor. Die bis jetzt noch nicht aufgefundene Correspondenz, welche die Frau mit dem Könige führt, wird freilich

Digitized

mehr Kunst, Geschmeidigkeit und Farbenreichthum zur Schau getragen haben.

Hierocles Synecdemus et Notitiae graecae episcopatuum. Accedunt Notitia Parva et Notitiae episcopatuum Ecclesiae Constantinopolitanae. Omnia nunc primum in lucem edidit, varias lectiones, notas criticas et geographicas adjecit, indices confecit Guilielmus Gustavus Parthey. Berolini, sumtibus Friderici Nicolai (G. Parthey). 1866. 8°. XIV und 105. 8.

Zu seinen zahlreichen und grossen Verdiensten um seltene Quellen der alten Geographie hat sich der Herausgeber durch vorliegende höchst sorgfältige Arbeit ein neues erworben. Für die Geographie des griechischen Orients ist diese Zusammenziehung ein vortreffliches Hülfsmittel und dem noch waren bisher die meisten von ihnen nur zugänglich. Den Text des Hierokles, der unter Justinian schrieb, giebt Parthey nach Wesselings Ausgabe, hat aber I Hs. der Bibliothek Barberini 3 früher und 1 Turiner benutzen können und fügt eine genaue Angabe der abweichenden Lesarten bei. Dann folgen drittehalb Notitiae episcopatuum (S. 55—281), die 16. (S. 197—224) in einer bisjetzt Hs. hier zuerst gedruckt, wo denn die erste aus dem 9. Jahrh. herrührt, die letzte eine Angabe aus d. J. 1621 enthält. Dem schliesst sich Notitia Antiochenae sedis sine praerogativa Ephesi, unter Roger II von Sicilien geschrieben (S. 285—308). Drei Appendices halten drei Verzeichnisse: Gens sub ecclesiae constantinopolitanae sede degens (S. 311—316), und drei griechischen Text hätte dieser Schriften sind die lateinische Uebersetzung. Ausführlichen, ein solches Buch unentbehrliche Indices machen den Schluss.

H. S.

Göttingische
elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

ler Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

. Stück. 10. October 1866.

Recherches sur le Hainaut ancien (pagus inoensis) du VII.e au XII.e siècle. Par Ch. Du-ier, avocat à la Cour d'Appel de Bruxelles. ıxelles Librairie ancienne de Fr. D. Olivier. 6. X und 762 S. in gross Octav.

Der grössere Theil des vorliegenden, in zwei heilungen ausgegebenen Bandes (S. 265—668) d von einer Urkundensammlung eingenommen Geschichte des Hennegaus von der ältesten bis zum Ende des 12. Jahrhunderts; nur drei nmern sind aus späteren Jahren beigefügt. Sie eint auf Vollständigkeit angelegt, enthält sowohl he Stücke, die anderweit, auch öfter gedruckt en, als neues Material zur Geschichte des ides. Wie vieles auch namentlich in neuerer von verschiedenen Seiten her in Belgien und nkreich über dieselbe publiciert worden ist, h hat noch eine grosse Fülle wichtiger und in-ssanter Urkunden mitgetheilt werden können den Archiven und Chartularen besonders der schiedenen Klöster, an denen Hennegau, wie diese Gegenden, so reich war: sie finden sich

Digitized by Google

an verschiedenen Orten, namentlich zu Lil
und Paris, einige auch im Privatbesitz, und sin
mit vielem Fleiss von dem Vf. ausgebeutet worde

Auch die fränkischen und deutschen Königi
und Kaiser sind hier ziemlich stark vertrete
Neu sind Lothar I. 7. Mai 852; Lothar II. 2
April 858; Ludwig das Kind angeblich 13. Ka
Nov. a. 905. a regn. 7. ind. 11, ad S. Arnu
phum prope Mettis, nach Böhmer Nr. 1211 wah
scheinlich zum 20. Aug. 906 (13. Kal. Sept.) z
setzen (Dümmler II, S. 542, der sie nach eine
Mittheilung von K. Pertz kennt, nimmt eine
zweiten Aufenthalt in Lothringen an); Heinrich I
ein stark interpoliertes Exemplar von Stump
Nr. 34; Otto I. Stumpf Nr. 257 und 369, nac
den Notizen im Archiv der Gesellschaft, 11. Feb
973 Trele (?); Otto III. 19. Mai 988; Heinrich I
Stumpf Nr. 1832 oder 1833; ebend. Nr. 185
vollständiger; Heinrich III. ohne Datum; und ein
Tradition 'Leodio coram nostro imperatore Hen
rico', angeblich, aber unrichtig 1053. Es ver
dient hervorgehoben zu werden, dass nach Hein
rich III., der noch einmal kräftig in die Verhält
nisse dieser westlichen Gegenden eingriff, kein
Urkunde weiter eines deutschen Königs sich fin
det oder auch nur desselben gedacht wird. Da
gegen bemerke ich eine Beziehung auf die Erhe
bung des Balduin von Hennegau zum Markgra
fen von Namur und princeps imperii, die durch
Fickers Erörterung, und den Nachweis der Ur
kunde bei Schoonbroodt (s. diese Anz. 1864 St
4 S. 154), jetzt gedruckt bei Prutz, Heinrich d
Löwe S. 488, bekannt ist: seine staatsrechtliche
Stellung und verwandtschaftliche Beziehungen wer
den sehr genau in einer Urkunde vom 13. Dec
1195 (S. 659; vgl. eine andere S. 657) angegeben
Erwähnt mag ausserdem ein; freilich kurzer und

Digitized by Google

wenig bedeutender Brief des Königs Stephan von England (S. 580) werden.

Recht interessant sind eine Anzahl von Urkunden über Ergebung in Abhängigkeit von einem Kloster, namentlich bei Frauen ('ancillatio' S. 457), mit Verpflichtung zu Zins, Abgabe 'pro maritali licentia' (oder ähnlich) und 'pro mortua manu'; sie gehen bis ins 10. Jahrhundert hinauf: es findet mehrmals statt, da eine Frau sich verheirathen will, ohne dass gesagt wird, dass der Mann bereits in einem solchen Verhältnis stehe, soll sich dann aber auf die ganze Nachkommenschaft beziehen. Einige derselben sind einer Arbeit Gachards über diesen Gegenstand entnommen, mehrere andere aber hier zuerst mitgetheilt.

Natürlich fehlt es auch nicht an andern für die Rechts- und Verfassungsgeschichte interessanten Stellen.

Auch ein paar nicht urkundliche Denkmäler sind der Sammlung eingereiht, Stücke aus Richer, den Miracula S. Ghisleni (ungedruckt), Bernardi.

Die Ausgabe ist mit Streben nach urkundlicher Genauigkeit gemacht nach Grundsätzen die man im ganzen billigen kann. Bei manchen Irrthümern ist es nicht deutlich, ob sie den benutzten Copialbüchern oder dem Herausgeber zur Last fallen. So muss es S. 304 in der Urkunde Lothar II. offenbar heissen: beneficium quod *ab* abbatia ... optinere videbatur ... ei *con*firmare (statt: infirmare); S. 333 in der falschen Urkunde Heinrich I.: nuncio, recepto per omnia redditu suo, de omnibus querelis moventibus justiciam teneat. S. 351. wo ein anderer Druck wiederholt ist, war das ganz unsinnige 'locullus' zu bessern in: loci illius; S. 369 dagegen ist 'pro oste' ganz richtig und der Vorschlag 'pro orto' irreführend.

Digitized by Google

Dem Codex diplomaticus als Partie IV de 'Preuves' gehen voran Partie III: ein Verzeichni der Archidiaconate von Hennegau und Valencien nes mit ihrer Eintheilung in Decanate, Partie II ein Verzeichnis aller Ortschaften, die in de pagus Hainoensis und seine Abtheilungen gesetz werden, nach diesen geordnet, für jede einzeln aber alphabetisch, mit Angabe der jetzigen Na men in einer zweiten Columne und Mittheilung de betreffenden Stellen in den Noten, Partie I: ein Verzeichnis der Orte, wo celtische, römische und fränkische Alterthümer gefunden sind.

So bleiben für den eigentlichen Text nur 118 Seiten. Sie gehen aus von einer Notiz über das Gebiet der alten Nervier, handeln dann über die sogenannte silva Carbonaria recht weitläufig, aber ohne hinreichende Schärfe, und geben darauf eine Beschreibung des Hennegaus, seines Umfangs, seiner Abtheilungen, seiner topographischen und kürzer seiner historischen Verhältnisse bis zum 12. Jahrhundert. Das Ganze ist eben eine Gaubeschreibung, wie wir ihrer mehrere in neuerer Zeit erhalten haben und wie sie für mittelalterliche Geographie und Geschichte von grosser Bedeutung sind: offenbar mit viel Fleiss und Sorgfalt gemacht, wenn auch, wie es in der Natur solcher Arbeiten liegt, nicht überall mit ganz sicheren Resultaten. Die gewöhnlich nach Thuin an der Sambre gesetzte Schlacht gegen die Normannen 880 (Dümmler II, S. 135), soll nach einer von dem Verf. in der Revue d'histoire et d'archéologie III, S. 23 gegebenen Ausführung nach Thiméon in der Nähe der Sambre gehören (S. 28 N.), was allerdings dem Tumiomum der Ann. Vedast. entsprechen könnte; bei Regino steht Thimium, wofür, wenn Thuin zu verstehen, man Thuniun oder Thuinun ver-

muthen konnte; der Ann. Saxo und Sigebert, die nach der Ausgabe der Monumenta Germ. citiert werden, waren als abgeleitet bei Seite zu lassen. Das bekannte Dispargum des Gregor von Tours soll Duysbourg in Brabant sein; es liege eine halbe Meile von der Dyle, der Grenze Tongriens, darauf wird 'in termino Toringorum' bei Gregor, gewiss unrichtig, bezogen. Auch manches andere lässt zu Bedenken und Zweifeln Raum: an gleichmässiger kritischer Sicherheit scheint es manchmal zu fehlen; die deutsche Literatur ist dem Verf. wenig bekannt.

Sehr dankenswerth sind drei Karten, eine mit den römischen Strassen und Angabe der Orte, wo Alterthümer gefunden sind, die zweite mit der kirchlichen Eintheilung der Archidiaconate, die dritte mit den Abtheilungen des Landes in pagi und vicariae nach den Untersuchungen des Verf. Ebenso erhöht ein ausführliches topographisches Register (S. 669—775) die Brauchbarkeit des Buches. Dasselbe ist mit der Eleganz ausgestattet, die wir an den Werken der belgischen Presse, auch denen strenger Gelehrsamkeit, gewohnt sind, und die anderen Verlegern als Vorbild empfohlen werden möchten.

G. Waitz.

Die Vertheilung der Schildkröten über den Erdball. Ein zoogeographischer Versuch von Dr. Alexander Strauch. St. Petersburg 1865. (Leipzig bei Leopold Voss). 207 Seiten Quarto.

Wenn schon eine systematische Uebersicht jeder Thierabtheilung, indem sie gleichsam das

Digitized by

Facit unserer Kentnisse derselben zieht, von hohem Werthe ist, so tritt dieser doch erst in seiner ganzen und leicht aufzufassenden Bedeutung hervor, wenn solche Uebersichten zur Kenntniss der geographischen Verbreitung der Thiere ausgebeutet werden, welche so mannigfache und weite Gesichtskreise berührt und zur Anschauung bringt, dass sie sich immermehr zu einer Lieblingswissenschaft der Zoologen erhebt. Wie die Thiergeographie die schärfste systematische Kenntniss der Arten voraussetzt, leitet sie uns durch die practische Anwendung auf die genaue Diskussion der spezifischen Unterschiede und lässt uns die Beschreibung neuer Arten und die kritische Sichtung schon bekannter in einem neuen und bedeutenden Interesse erscheinen. Vor allen Dingen wichtig in thiergeographischer Hinsicht sind aber die Thierabtheilungen, in denen die Fortbewegungswerkzeuge wenig ausgebildet sind, so dass diese Geschöpfe durch eigene Wanderungen nur schwierig die ursprünglichen Verbreitungsbezirke verändern können und die dabei für den überall verbreiteten Menschen solch geringes Interesse haben, dass sie durch seine Einwirkung nicht über die Erde künstlich verbreitet werden. Solche Thierabtheilungen sind z. B. die Landschnecken, die Frösche, die Schlangen u. s. w. durch deren geographische Verbreitung die Lehre von den Schöpfungsmittelpunkten festgestellt wurde und es schliessen sich ihnen auch die Schildkröten an, obwohl bei ihnen schon eine bedeutende active Verbreitung möglich ist und von manchen Arten nicht unbeträchtliche Wanderungen bekannt sind.

Vor einigen Jahren hat Herr Dr. Strauch, als er die Schildkrötenschätze des Petersburger Museums einer genauen Revision unterwarf, in

Digitized by Google

einer werthvollen im fünften Bande der Mémoires de l'Académie impériale des Sciences de St. Petersbourg 1862 erschienen Abhandlung „Chelonologische Studien" das System der Schildkröten genau auseinandergesetzt, alle von ihm angenommenen 29 Gattungen scharf charakterisirt und die im Petersburger Museum vorhandenen 66 Arten kritisch beschrieben. Indem dabei Dr. Strauch das ganze in der Litteratur vorhandene Material über Schildkröten durcharbeiten musste, wurde er von selbst auf eine Zusammenstellung aller Arten der Chelonier und auf die Darstellung ihrer geographischen Verbreitung geführt, welche er uns in der vorliegenden im siebenten Bande der Mémoires erschienenen Abhandlung darbietet.

In dem ersten Abschnitt seiner Abhandlung führt der Verf. alle 194 bekannten, lebenden Schildkrötenarten auf und stellt bei jeder Art aus der ganzen sehr zerstreuten Litteratur alle genau verbürgten Fundorte zusammen. Indem der Verf. das Material für eine Darstellung der geographischen Verbreitung der Chelonier gewonnen hat, kommt er im zweiten Abschnitt zu der Behandluug dieses Themas selbst und findet dabei für unsere Thierordnung sieben Verbreitungsgebiete auf der Erde, von denen sechs dem Festlande, der siebente aber dem Meere angehört. Diese Gebiete sind einzeln, 1. das circummediterrane (südliches Europa, ein Theil vom westlichen Asien, der Nordrand Afrikas), 2. das afrikanische (das übrige Afrika, Madagaskar und die andern afrikanischen Inseln), 3. das asiatische (ganz Asien ohne den westlichen Theil), 4. das australische (Neuholland), 5. das südamerikanische (Südamerika mit Westindien und den Galopagos), 6. das nordamerikani-

Digitized by

sche (Nord- und Centralamerika) und 7. das Meeresgebiet, welches alle wärmeren Meere umfasst.

In Unterägypten mischen sich die Faunen des circummediterranen und afrikanischen Gebietes, in Mesopotamien die des ersteren mit der des asiatischen: sonst sind diese Faunengebiete scharf von einander geschieden und nur drei Schildkrötenarten erstrecken sich über zwei derselben, während alle übrigen 178 Arten, deren Fundorte bekannt sind, nur in je einem der Gebiete vorkommen. Diese drei weitverbreiteten Arten sind Pyxis arachnoides, die man von Madagaskar, Maskarenen und von Ostindien kennt, Manouria fusca, welche in Pinang, Java und im südöstlichen Australien gefunden ist und endlich Cinosternon leucostomum, welche von Neu-Orleans bis Neu-Granada verbreitet ist.

Hervorragend sind die Schildkröten eine Thierordnung der warmen Klimate. Im circummediterranen Gebiete, welches allein in kältern Gegenden hineinragt, finden sich nur 6 Schildkrötenarten, während alle übrigen 172 Arten sich nicht weit über die Wendekreise hinauserstrecken und im afrikanischen Gebiete mit 32 Arten, im asiatischen mit 54, im australischen mit 8, im südamerikanischen mit 35, im nordamerikanischen mit 44, im Meeresgebiete endlich mit 5 Arten vertreten sind.

Da das Verhältniss der Artenzahlen der verschiedenen Schildkrötenfamilien vielfach für die einzelnen Faunen charakteristisch ist, so verdient es zuerst hervorgehoben zu werden, dass überhaupt von den Landschildkröten (Testudidae) 36 Arten, von den Sumpfschildkröten 129 Arten und zwar von den Emyden 89, von den Chelydiden 40 Arten, ferner von den Flussschildkröten

(Trionychidae) 24 Arten und endlich von den Meeresschildkröten (Chelonidae) 5 Arten bekannt sind.

Das circummediterrane Gebiet umfasst die Nordküste Afrikas, die canarischen Inseln, Kleinasien, Syrien, Transkaukasien, Westpersien, die Länder des südlichen Europas und erstreckt sich nördlich und östlich bis an die Ostsee und die Steppen des südöstlichen Russlandes. Es enthält nur 6 Arten (drei Land- und drei Sumpfschildkröten) und nur eine derselben, Emys europaea, überschreitet nach Norden und Osten die Beckenländer des Mittelmeers. Diese merkwürdige Art ist über das ganze oben bezeichnete circummediterrane Gebiet verbreitet und liefert die Andeutung, dass wenn die Natur in Central- und Nordasien überhaupt den Schildkröten günstig wäre, diese weiten Länder wie für die anderen Thiere so auch für die Chelonier eine gleiche Fauna mit dem Mittelmeerbecken und ganz Europa haben würden. — Die fünf Schildkröten der Länder des Mittelmeerbeckens sind dort sehr gleichmässig verbreitet und kommen namentlich in der türkischen Halbinsel, wo sich der nördliche und südliche Zweig des Gebietes berühren, alle fünf bei einander vor. Zwar führt Strauch die Testudo mauritanica (pusilla Sh) nicht für diese Gegend an, aber im Göttiger Museum befindet sich ein Exemplar dieser Art, welches Herr Hofrath Grisebach aus Albanien mitgebracht hat, das ganz mit Exemplaren, die M. Wagner in Algier sammelte, übereinstimmt und für das man keinen Grund hat eine Verwechselung des Fundorts, wie Strauch will, anzunehmen.

Im afrikanischen Gebiete, welches 32 Arten aufweist, herrschen die Landschildkröten

Digitized by Google

(14 Arten) auffallend gegen die Sumpfschildkröten (10 Arten) und die Flussschildkröten (8 Arten) vor; weiter ist es ausgezeichnet durch das Vorkommen von 9 Chelyden auf nur 1 Emyde und durch das Zusammenleben von Chelyden mit Trionychiden, welche sich sonst (Südamerika) ausschliessen, und enthält mehrere Gattungen (Chersina, Cinixys, Sternothaerus, Pelomedusa und Cycloderma), welche diesem Gebiete ganz allein eigen sind. Das ganze afrikanische Gebiet zerfällt nach den Schildkröten recht scharf in zwei Zonen, eine nordwestliche (die Westküste bis zum Wendekreis des Steinbockes, die Capverdischen Inseln, und die Nilgegenden) und eine südöstliche (Südafrika, die Ostküste mit den Inseln Madagaskar, Seychellen, Mascarenen) in deren jeder 17 Arten vorkommen, von denen nur drei beiden Zonen gemeinsam sind. In der nordwestlichen Zone herrschen die Süsswasserschildkröten vor (13 : 4), in der südöstlichen aber auffallend die Landschildkröten (12 : 5).

Die einzige Schildkröte der Capverdischen Inseln (Cinixys Homeana) kommt auch in Guinea vor und die beiden Süsswasserschildkröten des Senegals finden sich auch im weissen Nil, wie überhaupt vier Arten der Nilländer mit denen Senegambiens identisch sind; welche Gegenden auch durch ihre übrige Fauna eng verbunden scheinen, während anderseits Mozambique sich ganz dem südlichen Afrika anschliesst und von der Westküste entfernt.

Auf Madagaskar finden sich 8 Schildkröten, aber 7 davon kommen auch im südöstlichen Afrika vor und 1 auch in Ostindien, so dass keine dieser sonst so eigenthümlichen Insel allein zukommt, welche sich in Bezug auf die Schildkröten also ganz als ein Theil von Afrika

Digitized by Google

darstellt. Auch die Mascarenen haben unter ihren drei Arten keine eigenthümliche, alle kommen auch auf Madagaskar vor, zwei auf dem afrikanischen Continente, eine in Ostindien, dagegen zeigen die Comoren und Seychellen eine riesige Landschildkröte (Testudo elephantina), welche ihnen ganz eigenthümlich ist und sie erinnern dadurch an die Galopagos, die ein ähnliches Vorkommen aufweisen.

Das asiatische Gebiet umfasst das ganze südliche Asien bis zum caspischen Meer, dem Himalaya und östlich bis zur Mandschurei, während aus dem centralen und nördlichen Asien überhaupt keine Schildkröten bekannt sind. In diesem grossen Gebiete finden sich 54 Arten von Schildkröten, von denen wie schon erwähnt eine auch in Madagascar und eine in Australien beobachtet ist. 9 Arten davon sind Landschildkröten, 31 Sumpfschildkröten (alles Emyden) und 14 Flussschildkröten, die Landbewohner stehen also ganz ausserordentlich den Süsswasserbewohnern nach. Chelyden fehlen ganz, dagegen sind die Trionychiden reichlich vertreten. Eigenthümliche Gattungen, nur Platysternon mit 1 Art und Emyda mit 3 Arten kommen wenig in Betracht, da alle wesentlichen Gattungen noch in Nordamerika vorkommen, mit dem sich Asien durch das Vorwalten der Emyden und Trionychiden in chelonogischer Hinsicht überhaupt nahe verbindet.

Strauch theilt das asiatische Gebiet in vier Districte 1. Vorderasien, westlich vom Indus (mit 2 Arten), 2. Britisch Indien d. h. Ostindien, Ceylon, Arakan, Birma, Pegu (mit 29 Arten), 3. Südasien d. h. die malayische Halbinsel, Siam, Sundainseln, Mollukken, Philippinen (mit 24 Arten) und 4. Ostasien d. h. Cochin-

Digitized by

china, China, Japan (mit 13 Arten). Allerdings sind diese Districte wenig scharf von einander geschieden, aber alle haben doch mindestens die Hälfte der Arten, die ihnen eigenthümlich sind, während die übrigen mehr oder weniger sich über mehrere Districte erstrecken. Der dritte District (Südasien), der besonders die Inselwelt umfasst, theilt sich wie es Sal. Müller bereits gezeigt hat und wie es die Schildkrötenfauna bestätigt, in einen westlichen und einen östlichen Theil, indem Sumatra, Java, Borneo einerseits, Celebes, die Mollukken und Philippinen anderseits eine eng zusammengehörige Thierwelt aufweist. Von der australischen Fauna ist die südasiatische aber in Bezug auf die Chelonier scharf geschieden: von Neuguinea ist zur Zeit allerdings noch keine Schildkröte bekannt geworden. — Aus Ostasien kennt man 13 Schildkröten, von denen eine grosse Zahl (9) diesen Gegenden eigenthümlich sind, in China kommen davon 11, in Japan 3 vor. Aus der Mandschurei kennt man nur eine Art Trionyx Maackii, welche bei den Amurexpeditionen entdeckt wurde.

Das australische Gebiet steht in Hinsicht seiner Schildkröten sehr eigenthümlich da, indem es unter den 8 von dort bekannten Arten fünf enthält, die einer allein australischen Gattung Chelodina angehören und zwei Arten aus Gattungen besitzt (Podocnemis und Platemys), welche sonst allein in Südamerika verbreitet sind. Eine Art hat es mit Asien gemein, indem die Manouria fusca von Pinang (Hinterindien) auch im Murrayriver gefunden sein soll. Während also Australien in seiner Schildkrötenfauna sehr selbständig auftritt, zeigt es wie auch sonst (Beutelthiere) am meisten Aehnlichkeit mit Südamerika, mit dem es durch das Vorwalten der

Digitized by Google

Chelyden (zwei identische Gattungen) und die gänzliche Abwesenheit der Trionychiden merkwürdig übereinstimmt.

Die Fundorte der australischen Schildkröten sind zur Zeit noch unbefriedigend bekannt; so weit man aber sehen kann, zerfällt Australien auch nach den Schildkröten in zwei Districte, von denen der eine Nord- und Westaustralien, der andere Süd- und Ostaustralien umfasst.

Das südamerikanische Faunengebiet erstreckt sich von der Landenge von Panama südlich bis zum La Plata, über den hinaus, ebenso wie in Chili keine Schildkröten vorzukommen scheinen, und umfasst ausserdem die Galopagos und ganz Westindien. Man kennt aus diesem Gebiete 35 Schildkrötenarten, von denen nur drei Landbewohner, alle übrigen Sumpfschildkröten sind und unter diesen die Chelyden ganz bedeutend (23 Arten) die Emyden übertreffen. Trionychiden fehlen ganz und vier Gattungen (Dermatemys, Peltocephalus, Hydromedusa und Chelys) sind diesem Gebiete ganz eigenthümlich. Wie schon erwähnt, sind zwei Gattungen, Podocnemis und Platemys, hier sehr ausgebildet, die sonst nur noch Repräsentanten in Australien haben. Eine Art Cinosternon leucostomum hat das nördliche Südamerika mit Nordamerika gemein, von dem dieses sonst scharf gesondert bleibt.

Wie die Seychellen haben auch die Galopagos eine grosse Landschildkröte (Testudo nigra) als ein ihnen eigenthümliches Vorkommen, verdienen aber wegen mancher Aehnlichkeit der Arten und Gleichheit der Gattungen von anderen Thieren zu Südamerika gerechnet zu werden. Von den westindischen Inseln führt Strauch 5 Arten von Schildkröten auf, von denen 3 auch in Südamerika vorkommen, 2 aber ihnen eigenthüm-

lich sind. Mit diesen Angaben über die westindischen Schildkröten stimmen die Mittheilungen Reinhardt's und Lütken's*), welche auch mehrere nordamerikanische Arten von dort aufzählen, allerdings nicht überein, aber mit den Tabellen, welche die werthvolle Abhandlung der dänischen Zoologen begleiten, kann man leicht die Ueberzeugung gewinnen, dass in Bezug auf die Amphibienfauna Westindien bei aller insularen Selbständigkeit doch viel mehr Verwandtschaft mit Südamerika, als mit Nordamerika besitzt. Nach den Tabellen Reinhardt's und Lütken's finden sich in Westindien 20 Batrachier, 96 Ophidier, 114 Saurier, 4 Crocodilier und 9 (mit Einschluss der Meeresbewohner 14) Schildkröten, im Ganzen also 243 Arten von Reptilien und Amphibien. Davon sind nun 131 Arten diesen Inseln eigenthümlich, 83 kommen auch in Südamerika, 35 auch in Centralamerika (davon 25 auch südamerikanisch) und nur 16 auch in Nordamerika (darunter 6 auch südamerikanische Arten) vor.

Die beiden Landschildkröten Südamerikas, deren Fundorte genau bekannt sind, verbreiten sich ziemlich gleichförmig über das ganze Gebiet westlich der Anden, mit Einschluss Westindiens, bis zum Wendekreis des Steinbockes, unter den 22 Sumpfschildkröten (von 7 anderen sind die Fundorte nicht genauer angegeben) zeigen sich einige auf die nördlichen, andere auf die südlichen Flussgebiete beschränkt, so dass man danach zwei Gebiete unterscheiden könnte. Das eine umfasste die Stromgebiete des Magdalenen-

*) Bidrag til det westindiske Öriges og navnligen til de dansk-westindiske Öers Herpetologie in Videnskab. Meddelelser fra den naturhist. Forening i Kjöbenhavn. 1862. p. 153 — 291.

Digitized by Google

flusses, Orinokos und Amazonenstroms, und enthält die Gattungen Cinosternon, Peltocephalus, Podocnemis, Chelys, das andere südliche umfasst die Stromgebiete des San Franzisko und La Plata und ist durch die Gattung Hydromedusa ausgezeichnet. — Ein kleines Gebiet an der Westseite der Anden im Norden Neu Granadas weist nur zwei eigenthümliche Emyden auf und könnte ebensogut danach zur nordamerikanischen Schildkrötenfauna gerechnet werden.

Zum nordamerikanischen Faunengebiet rechnet Strauch die Vereinigten Staaten, den südlichen Theil von Canada (bis 50° n. B.), Mexiko und ganz Centralamerika. Es kommen darin 44 Schildkrötenarten vor, von denen 2 Landbewohner, 2 Flussbewohner, die übrigen 40 aber alle Sumpfbewohner und zwar ausschliesslich Emyden sind. Wie schon erwähnt, zeigt hierin diese Fauna eine auffallende Uebereinstimmung mit der asiatischen. Eigenthümliche Gattungen sind Macroclemmys, Chelydra, Staurotypus, Aromachelys und eigentlich auch Cinosternon, von dem nur eine Art sich nach Südamerika verbreitet.

Das weite Gebiet in dem die Sumpfschildkröten in Hinsicht der Individuenzahl eine ausserordentliche Ausbildung zeigen, zerfällt der Vf. meistens im Anschluss an Agassiz in vier Districte. Der erste oder nordwestliche umfasst die Länder westlich des Felsengebirges (Washington, Oregon, Obercalifornien) enthält aber nur 2 allerdings eigenthümliche Arten, der zweite nordöstliche District erstreckt sich von Canada östlich des Felsengebirges bis zum Norden Arkansas und Nordkarolina hinab und weist 21 Arten auf. Der südöstliche District umfasst die südlichen Staaten der Union von Südkarolina

Digitized by

(35° n. B.) bis Texas und ist der reichste, da er 26 Schildkrötenarten besitzt, der südwestliche District endlich mit 18 Arten beginnt in Untercalifornien und reicht bis Panama. Der zweite und dritte District hat nur wenige (3 und 4) ihnen allein zukommende Arten, der vierte hat deren zehn und nähert sich durch die Abwesenheit der Trionychiden der südamerikanischen Fauna.

Was das letzte der chenologischen Gebiete das Meeresgebiet betrifft so sind die 5 Meeresschildkröten ziemlich gleichmässig zwischen 42° n. B. und 40° s. B. in allen Weltmeeren verbreitet, nur die Talassochelys olivacea scheint auf die östliche Halbkugel beschränkt und die Th. cauana im Stillen Ocean zu fehlen.

Es werden diese kurzen Anführungen genügen, um zu zeigen wie fruchtbringend sich auch die zoogeographische Betrachtung der Schildkröten erweist und wie grossen Dank wir dem Hrn Verf. für seine kenntnissreichen und mühevollen Zusammenstellungen schulden.

Keferstein.

Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivalische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Zweiter Band. Stuttgart. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. 1866. 458 Seiten in Octav.

Den vier Studien des ersten Bandes schliessen sich in dem vorliegenden Bande deren fünf an, von denen die erste die fünf Tage vom 7 bis 11. September 1756 nach Ereignissen und Stim-

mungen zergliedert und — man könnte sagen als Motto — ein Bruchstück aus den Werken Friedrichs II. und eine vertrauliche Aeusserung des Grafen Brühl in seiner Correspondenz mit dem sächsischen Gesandten in Wien voranstellt. Ersteres enthält die Erklärung, dass, um die Nothwendigkeit des gegen Sachsen eingeschlagenen Verfahrens zu erhärten, die exacte Beweisführung der vom Hofe zu Dresden mit fremden Mächten abgeschlossenen und gegen Preussen gerichteten Verträge erforderlich gewesen sei und zu dem Behufe eine gewaltsame Bemächtigung der betreffenden originalen Actenstücke sich als geboten herausgestellt habe. Die Aeusserung Brühls aber gilt der Klage über das unerhörte Verfahren des Königs und schliesst mit den bezeichnenden Worten: Mais toujours n'a-t-il pas pu trouver que nous fussions entrés dans un concert contre lui.

»Obgleich Preussen, schreibt König August III. der Kaiserin Maria Theresia (8. September 1756), keine Kriegserklärung vorangeschickt, vielmehr mich mit Versicherungen der Freundschaft überhäuft hat, haust es in Sachsen schonungsloser als ein Feind und hat sich aller öffentlichen Cassen und meiner sämmtlichen Einkünfte bemächtigt; sein Absehen ist lediglich darauf gerichtet, mich zum Anschluss an seine Politik zu zwingen; in dieser Beziehung beurtheilt mich der Gegner falsch und ich bin entschlossen, lieber mein Land dem Verderben preiszugeben und das Aeusserste zu dulden, als mich zur Theilnahme an einem Kriege gegen eine befreundete Macht nöthigen zu lassen«. Dass damals Friedrich II. mit der Einäscherung Dresdens drohte, falls das sächsische Heer die böhmische Grenze überschreite, ergiebt sich aus dem nachfolgenden

Bericht des Grafen Brühl an Kaunitz; dass e den Anschluss Sachsens erzwingen wollte, er hellt zur Evidenz aus den abgedruckten Ver handlungen, welche Winterfeldt im Lager be Pirna anknüpfte und aus dem Berichte des in preussische Hauptquartier entsandten Arnim. »La raison de guerre le veut (die Vereinigung de sächsischen Heeres mit dem preussischen), er klärte damals Friedrich II., et je ne puis abso lument pas changer mon plan là dessus«; er verheisst, falls man seinem Verlangen nachgebe, nicht bloss Entschädigung für die dem Kurstaat auferlegten Lasten, sondern auch Theilnahme an den Vortheilen, die ein siegreicher Feldzug in Aussicht stelle. Auf die Erklärung Arnims, dass sein Herr bereit sei, sich zur unbedingten Neutralität zu verpflichten und als sicheres Zeichen friedlicher Gesinnung den dritten Theil seines kleinen Heeres sofort zu entlassen, hat der König nur die Antwort: »Il faut que l'armée marche avec moi et qu'elle me prête serment«.

Während dessen ereigneten sich im königlichen Schlosse zu Dresden folgende Vorgänge. Am 9. September wurden vor die Thüren der geheimen Cabinetskanzlei preussische Posten gestellt und im Namen seines Königs verlangte der Major von Wangenheim die Auslieferung der Schlüssel zu den Zimmern und Bureaus. Dem Drange der Umstände nachgebend, ertheilte die Königin hierzu die Ermächtigung, liess aber gleichzeitig die Thüren »mit ihrem Daumsiegel obsigniren«. Am folgenden Tage gab Wangenheim die Erklärung ab, dass er gemessenen Befehl empfangen habe, gewisse Papiere aus dem Cabinet abzuholen und deshalb um Abnahme der Siegel bitte. Hiervon in Kenntniss gesetzt, fertigte die Königin ihren Oberhofmeister von

Digitized by

Wessenberg in's preussische Hauptquartier ab, um bei Friedrich II. Beschwerde zu führen, trat, als Wangenheim, ohne den Erfolg dieser Sendung abzuwarten, zur Eröffnung des Cabinets vorzuschreiten im Begriff war, vor die versiegelte Thür, versicherte, dass sie abwarten wolle, ob man gegen sie und ihr Siegel Gewalt anwenden werde, gab aber, als ihr der preussische Gesandte von Maltzahn eröffnete, dass man sich der Vollziehung des ausdrücklichen Befehls des Königs nicht entbrechen könne, der Gewalt nach und liess das Siegel abnehmen. Nun begab sich Wangenheim in Begleitung einiger Officiere in die erschlossenen Räume, liess die Schränke durch einen Schlosser öffnen und drei leinene Säcke mit Schriften angefüllt fortschaffen. Die eifrig gesuchten, einen Offensivbund gegen Preussen erhärtenden Actenstücke fanden sich indessen nicht.

Sehr bezeichnend ist ein auf diesen Gegenstand bezügliches Schreiben des Grafen Brühl an Flemming, den sächsischen Minister in Wien. »Die Wegnahme dieser Papiere, heisst es hier, auf welche wir Seiten eines Fürsten, der sich nicht als Feind erklärt, nicht gefasst sein konnten, ist uns, wie Ew. wohl fühlen werden, sehr unangenehm. Es ist gewiss, dass der König von Preussen gefunden haben wird, dass wir seine Sachen nicht vertreten haben; aber den Beweis, dass wir uns in irgend ein gemeinschaftliches Unternehmen wider ihn eingelassen, kann er nicht gefunden haben; weil dies ja nicht der Fall ist«. »Wir glauben hierin allein, fügt der Verf. hinzu, den unumstösslichen Beweis zu finden für die völlige Grundlosigkeit der preussischen Fabel einer europäischen Coalition, welcher Friedrich II. zum Schutze seiner Staaten

das Praevenire habe spielen müssen. Existirt eine solche Coalition, war insbesondere Sachsen derselben beigetreten, so musste der sächsische Gesandte in Wien davon unterrichtet sein. Mag man gegen die Wahrheitsliebe Brühls noch so gegründetes Misstrauen haben, dass er seinem eigenen Agenten, der im Geheimniss sein musste, wenn ein solches Geheimniss überhaupt existirt hätte, so geschrieben, wie er dem Grafen Flemming auf die erste Kunde von der erfolgten gewaltsamen Eröffnung des sächsischen Cabinetsarchivs geschrieben hat, beweist die Nichtigkeit der preussischen Beschuldigungen«.

Ref. übergeht die immerhin interessanten und von der herkömmlichen Darstellung wesentlich abweichenden Abschnitte dieses Werks, welche sich mit dem Schicksale der sächsischen Armee, dem Geschick der in Dresden ausharrenden muthigen Königin, der Schlacht bei Lowositz, der Capitulation des, wie Friedrich II. die 18000 Sachsen nannte, sächsischen Pikets und dem vertragswidrigen Verfahren des Siegers beschäftigen. Der obige kurze Bericht wird ausreichen, um über die Ursachen des siebenjährigen Krieges und namentlich über die Stellung Sachsens und den eigentlichen Zweck der preussischen Invasion Aufschlüsse zu geben, mit denen die Erörterungen, zu welchen der königliche Geschichtschreiber sich als Anwalt in propria causa gedrungen fühlt, nicht in Einklang zu bringen sind.

Dass es dem Verf. um lautere Wahrheit zu thun ist, spricht sich in dem sittlichen Ernst aus, auf dem seine Darstellung fusst, in der gewissenhaften Einschaltung aller massgebenden Actenstücke, in der unparteiischen Schilderung der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeiten. Es ist ihm nicht um Bemäntelung oder

Digitized by Google

erheimlichung der Schwächen von König Au-
ust III. zu thun, er hält, wo die Treue der
uffassung es erheischt, mit der herben Zeich-
ung Brühls nicht zurück; aber er trägt auch
ein Bedenken, dem Trug und der Gewalt, mit
elchen beide umgarnt worden, den rechten
amen zu leihen.

Le temple de Jérusalem monographie du Ha-
am-ech-Chérif suivie d'un essai sur la topogra-
hie de la Ville-Sainte par le Cte Melchior
e Vogüé membre de la société impériale des
ntiquaires de France, correspondant de l'insti-
ut archéologique de Rome etc., etc. Paris No-
let et Baudry, libraires-éditeurs 1864. VIII
nd 142 Seiten nebst 37 Kupfertafeln in Folio.
Das Haram von Jerusalem und der Tempel-
latz des Moria. Eine Untersuchung über die
dentität beider Stätten von G. Rosen, Preuss.
onsul für Palästina. Mit einer Terrainkarte von
erusalem und drei architektonischen Zeichnun-
en von der Moschee El Borak, den Unterbau-
n des Gerichtshauses zu Jerusalem und des
eiches Obrak. Gotha, Verlag von Rud. Besser.
866. 65 Seiten in Octav und 3 litographirte
afeln.

Die grosse ummauerte Fläche des Haram es-
herif, des jüdischen Tempelberges Moria, war
s zum Krimmkriege als eins der drei grossen
uhammedanischen Heiligthümer den Christen un-
gänglich, und wir hatten bisher nur durch den
enegaten Ali Bey und den Engländer Arun-
ale, der es wagte, in der Verkleidung eines In-
enieurs Mehemet Ali's dort zu arbeiten, so wie

Digitized by Google

bei dem Historiker ein Gesammtbild zu gewinnen, nicht an dem oder jenem alten Reste innerhalb des Haram-Scherif festzubeissen, sondern den Ursprung der Gesammtanlage aufzuklären und dann zu untersuchen, ob nicht trotz mancher Schwierigkeiten die alten Nachrichten in dem heutigen Befunde wohl ihr Correlat finden«. Diese auffallende Aeusserung scheint gegen Fergusson's Reconstruction des jüdischen Tempels gerichtet zu sein, ein wenig verdienter Ausfall, da Fergussson keineswegs vernachlässigt hat, die Zeugnisse des Josephus und anderer Schriftsteller in Betracht zu ziehen.

Es sei dem Ref. erlaubt, hier einen Augenblick von sich zu sprechen, da seine Arbeit über die Bauten Constantin's des Grossen am heil. Grabe in nächster Beziehung zu Fergusson und den Untersuchungen über den Haram steht. Beide Verf. gehen nicht auf dieselbe ein; man kann aber zwischen den Zeilen lesen, dass sie den Ansichten des Ref. nicht zugethan sind. Graf de V. äussert gelegentlich in einer Note: die uralte nie veränderte Tradition sei der beste Beweis, dass die jetzige Kirche zum heil. Grabe von jeher dieselbe Bedeutung gehabt habe. Allein das ist gerade die Frage, ob diese Tradition sich stets auf dieselbe Stelle bezogen habe. Herr R. umgeht die Frage mit der Bemerkung, dass die Islamitischen Bauten nicht in den Kreis dieser Erörterungen gehörten. An einem andern Orte wurde dem Ref. entgegnet, dass zu derartigen Untersuchungen Autopsie und Ausgrabungen gehörten. Wo beide nicht zu erreichen sind, wird es indessen erlaubt sein, auch aus dem mangelhaften Material seine Schlüsse zu ziehen, und eine Entgegnung sollte sich darauf beschränken, entweder die Fehler in der Schluss-

Digitized by Google

folgerung nachzuweisen oder besseres Material zu liefern.

Gegen Fergussons Ansicht von der Lage des jüdischen Tempels werden nun von beiden Verf. übereinstimmend zwei wichtige Thatsachen geltend gemacht, nämlich dass Mauerreste von der eigenthümlichen Beschaffenheit, welche nur die ältesten Theile der Harams-Einfassung haben, nicht bloss an der Südseite und den an dieselbe gränzenden Flanken, sondern auch an der Nordostecke gefunden werden, und dass nach einer ausdrücklichen Aeusserung des Josephus der Tempelplatz von Herodes nach Süden erweitert wurde. Daraus wird geschlossen, dass der Tempelplatz zur Zeit des Herodes bereits den vollen Umfang des jetzigen Haram eingenommen und dass der Tempel auf dem nördlichen Theile dieses Platzes gelegen habe. Hiermit ist allerdings die Ansicht von der Lage des Tempels in der Südwestecke des Haram nicht verträglich. Doch ist damit nicht auch Fergussons Ansicht über Constantin's Bau über der Sachra widerlegt. Ich habe schon früher gezeigt, dass die letztere Ansicht von der Lage des jüdischen Tempels unabhängig sei, wofern man nicht darauf bestehen will, in der von Constantin zum christlichen Heiligthum erhobenen Höhle das wahre Grab Christi zu erkennen.

Eine zweite Verschiedenheit des Standpunktes besteht darin, dass Cons. Rosen sich lediglich auf die Reconstruction des herodianischen Tempels nach Josephus beschränkt. Die biblischen Schriften und die Apocryphen des alten Testaments erscheinen ihm so kurz und unbestimmt, dass nach ihnen allein Niemand sich auch nur ein dunkles Bild von der Anlage würde machen können, und die talmudischen Angaben,

sagt er, gehen allerdings ins Detail, aber eine Gesammtübersicht ist aus ihnen schwer zu entnehmen, und dazu scheinen sie mehr auf vager Erinnerung, als auf Augenschein zu beruhen, u. s. w. Aber die einzige Quelle, Josephus, fliesst ihm auch nicht überall gleich klar. Der Verf. vermisst bei ihm kritischen Sinn, findet ihn nicht frei von der orientalischen Sucht des Uebertreibens, ja bisweilen von Effecthascherei, spricht ihm den Sinn für die Bedeutung grosser Zahlen ab, findet, dass er zwischen bloss Gehörtem oder lose ins Gedächtniss Zurückgerufenem und Selberlebtem oder sicher in Erfahrung Gebrachtem nicht genug unterscheidet, dass er in den verkehrten Auffassungen seiner Landsleute befangen ist, sich selber widerspricht und in Einzelbeschreibungen so unklar wird, dass man fragt, ob er selber eine deutliche Vorstellung von seinem Gegenstande gehabt habe. Graf de V. hat dagegen zunächst eine Restauration des salomonischen Tempels versucht, wozu allerdings ziemlich bedeutendes Material in den Schriften des alten Testaments vorliegt, und erörtert dann den herodianischen Tempelbau. Der salomonische Tempel erscheint nach der Eintheilung und den Massen als ein Aegyptischer Bau mit hohen Pylonen und niedrigem Sanctuarium. Dem Eingange gegenüber auf der Ostseite lag die Halle des Salomo, die noch im neuen Testament zweimal erwähnt wird. Da Herodes den Tempel nach Süden erweiterte, so nahm die Area des Tempels den nördlichen Theil des Haram ein, und es zeigt sich, dass sie genau ein Quadrat bildet, wenn man annimmt, dass ein alter Aufgang, auf dessen Basis die s. g. goldene Pforte aufgeführt sei, die Mitte der östlichen Umfassungsmauer eingenommen habe.

Digitized by Google

Es folgt dann eine ausführliche Beschreibung und Erörterung der vielbesprochenen Baudenkmäler, welche sich auf der Fläche des Haram befinden. Eine erschöpfende Kritik der hier vorgetragenen Ansichten würde viel zu weit führen. Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen.

Zunächst verdient eine Aeusserung hervorgehoben zu werden, welche sich auf die herrschenden Ansichten über byzantinische Kunst bezieht. Gr. de V. sagt: eine genauere Bekanntschaft mit den ächt byzantinischen Monumenten, wie er sie in Syrien und dem Hauran erlangt habe, lasse die byzantinische Kunst in einem weit günstigeren Lichte erscheinen, als man nach den herrschenden Ansichten erwarten dürfe. Allerdings stehe dieselbe nicht mehr auf der Höhe der antiken Kunst, allein sie nehme immer noch eine bedeutende Stelle ein und sei nichts weniger, als jene gänzlich verkommene und geistlose Kunst, für die man sie gewöhnlich ausgebe. Ref. freuet sich, diesen Ausspruch hier in Beziehung auf die Architektur zu lesen. Labarte hat kürzlich dasselbe in Beziehung auf die Malerei gesagt. Die Miniaturen des Gehlenschen Evangelium-Codex auf hiesiger Bibliothek haben dieselbe Ueberzeugung bei dem Ref. erweckt und die Miniaturen der Wiener, Pariser und Vaticanischen Bibliothek konnten dieselbe nur bestätigen. In der That kann sich niemand dieser Wahrnehmung entziehen, der Gelegenheit hat, ächt byzantinische Werke aus der Zeit vor der Erstürmung von Constantinopel im J. 1204 zu sehen. Die in der Kunstgeschichte berühmte byzantinische Frage erhält dadurch ein ganz neues Licht. Indessen ist hier nicht der Ort, darauf weiter einzugehen. Das von dem Gr. v. V. zu erwartende Werk über die byzantinischen

Digitized by

Monumente in Syrien wird darüber jedenfalls interessante und wichtige Aufklärungen bringen.

Was nun die Monumente des Haram anlangt, so erhalten wir besonders durch Graf de V. höchst schätzenswerthe Mittheilungen über die Mauern und Substructionen und die darin befindlichen Thore. Das sogen. Thor Huldah ist ausführlich behandelt und ausser demselben lernen wir noch ein vermauertes Thor an der Südseite kennen. Auch über die sogen. Ställe des Salomo erfahren wir Näheres.

Die goldene Pforte hält Graf de V. für einen byzantinischen Bau aus früher Zeit, der auf der Basis eines alten Tempelthores errichtet sei. Cons. R., der ebenfalls die goldene Pforte ohne weiteres für ein byzantinisches Werk erklärt, nimmt kein Thor auf der Ostseite des jüdischen Tempels an, allein de V. hat ein paar Reste von colossalen alten Thorpfosten innerhalb der goldenen Pforte entdeckt und macht ausserdem darauf aufmerksam, dass dieselbe in gleichem Niveau mit den beiden Südthoren liege. Ueber den Ursprung dieses Monuments stellt er die Vermuthung auf, dass es als eine Kapelle zur Verherrlichung der Porta speciosa errichtet worden sei, und meint, dass Porta aurea nur eine von den Kreuzfahrern aufgebrachte Umdeutung von *ὡραία πυλὴ* sei. Diese letztere Meinung konnte nur durch die französische Aussprache des aurea veranlasst werden. Die ganze Hypothese ist aber unhaltbar, denn zur Zeit der Kreuzfahrer kannte man eine von der Porta aurea verschiedene Porta speciosa auf der Westseite des Haram. Ueberdies ist der Bau offenbar nicht ursprünglich eine Kirche oder Kapelle, sondern ein Durchgang, eine Vorhalle, es sind Prpoyläen. Ref. hat auf die Verschiedenheit der

Digitized by Google

innern und äussern Architektur hingewiesen, welche Graf de V. nicht beachtet. Seine Zeichnungen haben meine Ansicht nur befestigen können. Die innern Säulen tragen Kapitelle, welche vollkommen denen in S. Giovanni in fonte in Ravenna gleichen, sie haben den Typus des 5. Jahrhunderts. Dagegen die Wandpfeiler und die Thoreinfassungen tragen den Charakter einer frühern Zeit an sich. Die Friesverzierung, die Graf de V. ähnlich an Kirchen des Hauran aus dem 6. Jahrhundert gefunden hat, ist schwerlich ein Beweis für so späte Zeit. Der Schnitt der Akanthusblätter ist scharf und eckig, aber noch weit entfernt von den steifen gezackten Formen des 6. Jahrhunderts. Ich halte es nicht für zweifelhaft, dass der Aussenbau der Porta aurea aus der Zeit Constantins oder seiner nächsten Nachfolger herstammt. Den obern hervorragenden Theil des Ostportals mit seinen viereckigen und runden Schildflächen erklärt de V. übrigens für einen spätern muhammedanischen Zusatz, und ebenso die kleinen Kuppeln für türkische Arbeit. Beides sind doch wohl nur Erneuerungen. Wenigstens waren die innern Säulen von Anfang an darauf berechnet, Kuppeln zu tragen.

Von der Moschee el Aksa berichtet Graf de V. nicht nur, was schon früher bekannt war, dass sie byzantinische Säulen und Kapitelle enthalte, sondern auch, dass die Eingangsthür nebst dem anstossenden Gemäuer noch von einem ursprünglich byzantinischen Bau, ohne Zweifel der Marienkirche Justinians, herrühre. Ueberdies geht aus des Verf's Untersuchungen der sogenannten Ställe des Salomo hervor, dass die Aussenmauer derselben der herodianischen Tempelanlage angehört, während die innern Galerien durch spätere arabische Restaurationen entstan-

Digitized by Google

den sind. Justinian kann also nur eine Restauration der Substructionen vorgenommen haben. Ob aber die Marienkirche an der Stelle der Aksa oder über den Ställen Salomo's gestanden habe, ist noch nicht mit Entschiedenheit zu sagen. Graf de V. verkennt selbst nicht, was gegen die Annahme spricht, dass die Marienkirche dieselbe Orientirung, wie die Aksa gehabt habe. Wenn er aber den byzantischen Rest in der Vorderwand der Moschee als entscheidend betrachtet, so ist dabei zu erinnern, dass dieses Thor eben so wohl von einem der Xenodochien herrühren könnte, welche vor der Marienkirche lagen. Fergussons Hypothese über die Lage der Kuppel der Marienkirche, welche auf Robinsons Grundriss der Ställe des Salomo gestützt war, lässt sich allerdings nicht mehr halten. Cons. R. urtheilt noch anders. Es will ihn »bedünken, als ob an der ganzen Baugeschichte der Marienkirche Nichts wahr sei, als der grossartige Plan und der Anfang der Ausführung, d. h. die Wiederherstellung der Substructionen der Südseite (der Ställe des Salomo) nebst dem Byzantinischen Portal des vermuthlich seit Hadrians Zeiten verschlossen gewesenen Doppelthores«. Das ist denn doch gegenüber dem ausführlichen Berichte Prokops eine zu gewagte Interpretation.

Den Felsendom hält Graf de V. für ein Werk der Araber. Er nimmt auf die Verschiedenheit der innern Rotunde und des Octogons, so wie auf die Bedeutung der Kapitellkämpfer des letztern für die archäologische Beurtheilung keine Rücksicht, sondern berichtet nur ganz allgemein, es seien hier Säulen von verschiedenen Bauten und ungleichem Styl verwandt und in einer Weise aufgestellt, wie sie zu Constantins Zeit nicht vorkomme. Dass bei der innern

Digitized by Google

Rotunde ebenfalls Vieles durch spätere Restaurationen verändert sei, liessen auch schon Zeichnungen des Contreadmiral Pâris ahnen. An einem der Säulencapitelle entdeckte de V. ein Kreuz, und gerade dieses Capitell ist nicht von byzantinischem Styl, sondern entschieden spätrömisch. Er giebt selbst zu, dass es von einer christlichen Kirche aus Constantins Zeit herrühren müsse, die auf dem Haram gestanden habe. Fergusson hat dieses Kreuz nicht auffinden können, indessen ist nicht zu zweifeln, dass de V. richtig gesehn hat. Es ging E. Förster nicht besser mit dem Monogramm Theoderichs an der Markthalle zu Ravenna, das deutlich genug an dem Abacus der Ecksäule angebracht ist.

Weitere Aufklärung erhalten wir noch über den von Tobler entdeckten und von ihm so genannten Obrak-Teich. Hier hat Hr Rosen das Thor, welches de V. nur äusserlich kannte, weiter erforscht, und einen unterirdischen Aufgang auf den Haram innerhalb desselben nachgewiesen. Die Beschreibung desselben ist durch Zeichnungen hinreichend erläutert.

Endlich giebt de V. noch interessante Mittheilungen über die vorbyzantinischen Monumente Jerusalems ausserhalb des Haram, und eine Beschreibung des Araq-el-Emir, der Ruine eines Palastes des Hyrkan, welche die Eigenthümlichkeiten der jüdischen Architektur mehr ahnen lässt, als dass sie darüber Aufklärung gäbe. Die Bearbeitung der Quadern zeigt sich den Substructionen des Haram verwandt. Die Verbindung des Steinbaues mit einem ausgedehnten Höhlenbau deutet auf Beziehungen zu Phönizien, während der Zahnschnitt des Frieses nach Kleinasien und die Thierreliefs vielleicht nach Persien hinweisen.

Fr. W. Unger.

Digitized by

Die Märchen des Siddhi-kür. Kalmückische Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmückisch-deutschen Wörterbuch. Herausgegeben von B. Jülg. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Leipzig 1866. F. A. Brockhaus. XVI und 223 Seiten in Gross Octav.

Das vorliegende Werk ist eine der verdienstlichsten Arbeiten, welche auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft veröffentlicht sind.

Der Siddhi-kür bekanntlich eine Bearbeitung der indischen Erzählungen, welche unter den Namen *Vetâla-pantscha-vinçati* bekannt sind, hat in der That schon durch seinen Inhalt einen hohen Werth, indem er eines der wichtigsten Bindeglieder bildet, durch welche indische Märchen nach dem Westen gelangten. Allein unendlich werthvoller wird die Veröffentlichung dieses Werkes dadurch, dass Herr Jülg damit den Jüngern der Sprachwissenschaft den Eingang in das Kalmückische nicht bloss erleichtert, sondern fast erst ermöglicht und damit auch eine ausgezeichnete Hülfe zur leichteren Erlernung des Ostmongolischen darbietet.

Es giebt für die Erlernung des Kalmückischen zwar zwei Grammatiken, beide in russischer Sprache abgefasst, aber kein Wörterbuch und bis jetzt sind nur Texte von sehr geringem Umfang im Druck veröffentlicht. Den beiden letzteren Missständen wird jetzt durch Hrn Jülg's Werk zwar keine vollkommene aber doch eine höchst dankenswerthe Abhülfe gewährt. Der in dem anzuzeigenden Werk gegebne kalmückische Text umfasst 46 Seiten, denen in der Uebersetzung 65 entsprechen; er bildet also schon ein ganz anständiges Uebungsbuch; der Inhalt ist nicht

Digitized by Google

uninteressant, auf keinen Fall ermüdend; schreckt also den, welcher die ernstliche Absicht hat, die Sprache zu erlernen, sicher nicht von der Arbeit zurück. Für diese findet er aber nun zugleich eine vortreffliche Unterstützung zunächst in dem beigegebnen sehr sorgfältig gearbeiteten Glossarium, welches 86 Seiten umfasst und mit grosser Genauigkeit insbesondre den syntaktischen Gebrauch der Wörter berücksichtigt. Eine weitre Hülfe gewährt die treue Uebersetzung. Der Herr Verf. hat sich damit das Verdienst erworben, das Studium des Kalmückischen überhaupt sehr gefördert und in die deutsche Literatnr eigentlich zuerst eingeführt zu haben. Es fehlt nun nur noch eine deutsche Grammatik dieser Sprache und es wäre sehr zu wünschen, dass auch diesem Mangel bald abgeholfen würde. Die beiden russischen Grammatiken sind selten — unsre Bibliothek besitzt nur die von Popow — und es wird nicht wenige geben, die Kalmückisch zu lernen wünschen, ohne Russisch zu verstehen. Denn mit Recht hebt Herr Jülg die Vortheile hervor, welche die Kenntniss des Kalmückischen für die Erlernung des Mongolischen gewährt 'Jeder der einmal mongolisch lesen zu lernen versucht hat', bemerkt er S. XII, 'weiss, dass diess mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden ist wegen der Vieldeutigkeit oder Nichtgeschiedenheit vieler Buchstaben, während im Kalmückischen jeder Laut sein bestimmtes Zeichen hat und eine Zweideutigkeit unmöglich ist. Hat man einmal die kalmückischen Wörter inne, so erkennt man sie, da der dialektische Unterschied nur gering ist, sofort in ihrem mehrdeutigen mongolischen Gewand. Daher sollte das Kalmückische die Vorschule zum Mongolischen bilden'.

Digitized by Google

Ehe ich die Anzeige dieses so sehr loben werthen Werkes schliesse, will ich auf ein Punkt aufmerksam machen, der von dem H Vf. bei zukünftigen Publikationen auf diese Gebiet, wie z. B. der Herausgabe des Ardsc Bordschi, welcher wir mit Begierde entgegens hen, beachtet zu werden verdient. Man s nämlich den Lernenden jetzt so viel Zeit a möglich zu ersparen suchen und nach mein Erfahrungen geschieht diess in einem grösser Maassstab, als viele glauben, durch Erleichteru des Lesenlernens; eine der bedeutendsten Erleic terungen gewährt aber die Verbindung der l teinischen Transcription mit der besonderen Schri Ich hätte sehr gewünscht, dass der Hr Vf. in de Wörterbuche die Wörter stets auch in latein scher Transcription gegeben hätte. Es hätte da zur Vergleichung mit den verwandten Sprache auch denen von Nutzen sein können, die Ka mückisch nicht lesen können. Bei Werken üb Sprachen, welche nur einen kleinen Kreis v eigentlichen Interessenten haben, sollte man si überhaupt zum Princip machen stets in Gram matiken und Wörterbüchern lateinische Tra scription der Wörter hinzuzufügen. Es wird d durch viel Zeit erspart und in weitren, ja fer oft sehr fern liegenden, wissenschaftlichen Kre sen Nutzen gestiftet und Verbreitung gewonne so dass sich die geringe Vermehrung der He stellungskosten gewiss in wissenschaftlicher wah scheinlich selbst in finanzieller Beziehung loh nen wird.

Th. Benfey.

Neue Denkmäler der jüdischen Literatur i St. Petersburg; von Jonas Gurland an d St. Petersburger Universität. Erstes Heft. Lyc 1865 (bei Rudolf Siebert). 88 u. 31 S. in 8.

Digitized by Google

Zweites Heft; St. Petersburg, 1866 (Buchdruckerei der Kais. Akademie der Wissenschaften). 57 S. in 8. Auch mit der Hebräischen Aufschrift: גנזי ישראל בסם פיטרבורג

Wir haben neulich die Schriften der Herren Adolf Neubauer und Chwolson zur näheren Kenntniss der aus der Krim nach St. Petersburg gekommenen Schätze Hebräischen Schriftthumes angezeigt; und können hier schon zwei Hefte einer dritten Schrift hinzufügen welche denselben Zweck verfolgt. Je unbekannter uns bisjetzt diese Krimischen Bücher waren, desto nützlicher ist es dass sie sobald als möglich genauer bekannt werden, auchwenn das in sehr verschiedener Weise geschieht. Das erste Heft dieser Veröffentlichungen des Hrn Gurland enthält drei Reisebeschreibungen von Qaräern aus der Krim nach Palästina, nach Handschriften dieser Sammlung gedruckt. Die älteste dieser drei ist zwar erst vom J. 1641: man wird sie aber alle als eine gute Ergänzung zu den *Itinéraires de la Terre Sainte* stellen welche 1847 zu Brüssel von Carmoly herausgegeben wurden und zu welchen seitdem Dr. Neubauer schon einige andere Nachträge gab. Auch sieht man diese drei Qaräischen Werke hier mit einer Menge nützlicher Bemerkungen und mannichfaltigen Uebersichten bereichert, und wird die Herausgabe ihrem Zwecke ganz entsprechend finden. — Das zweite Heft gibt eine Beschreibung der Hebräischen Handschriften mathematischen astronomischen und astrologischen Inhaltes, theils von Qaräischen theils aber auch von Rabbanitischen Verfassern. Hr Gurland theilt aus ihnen auch einige Auszüge mit, und hat die Beschreibung sehr unterrichtend angelegt. Wir bemerken dass der Name von Arabischen Schriftstellern der noch

Digitized by G

immer oft so unrichtig als Aschbîli, einma
hier als Eschbîli erscheint, an einer ande
Stelle hier richtig Ischbîli ausgesprochen wir
er bezeichnet einen der aus der alten Hispa
oder dem jetzigen Sevilla in Spanien abstamm

H. E.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dic
tung und Sage. Zweiter Band. Stuttgart. Verl
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1866.
und 592 Seiten Gross-Octav (Geschichte der a
deutschen Poesie. Zweiter Theil).

Den ersten Band der rubricirten Sammlu
Uhland'scher Schriften hat Ref. an dieser Ste
(1865 S. 1841 ff.) bereits besprochen. Derse
umfasste den ersten Hauptabschnitt der G
schichte der deutschen Poesie im Mittelalter u
behandelte die Heldensage. Der vorliegend
zweite Band enthält die folgenden Abschnitt
nämlich über Heiligensagen und Rittergedicht
(karolingisches Epos, poetische Bearbeitunge
griechischer und römischer Fabeln, Artus un
die Tafelrunde, Gral) und über Zeit- und Leh
gedichte, so wie die Geschichte der deutsche
Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahr
hundert. Letztere behandelt die Poesie de
Ritterstandes, den Meistergesang, die histori
schen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts
das Kirchenlied, die Reformationspolemik, di
historischen Volkslieder des sechzehnten Jahr
hunderts, die Lehr- und Strafgedichte, die er
zählenden Dichtungen, die Festspiele, so wi
schliesslich die nichthistorischen Volkslieder. —
Ref. hat den Inhalt des in Rede stehenden Ban
des etwas ausführlicher mitgetheilt, um dadurch
auf den reichen Inhalt auch dieses Theils hin

Digitized by Google

weisen, indem es selbstverständlich ist, dass hlands Ansichten, welche Punkte in der Geschichte der Poesie sie auch immer betreffen ögen, stets anziehend und belehrend sein müsn, und namentlich hebt der Herausgeber dieses andes (Holland) in Bezug auf die Geschichte r deutschen Dichtung im fünfzehnten und sechhnten hervor, »dass Niemand die Vorzüge, welie die Behandlung dieses litterargeschichtlichen eitraums auszeichnen, verkennen wird, insbemdere den scharfen Blick, mit welchem Uhland berall auch in der ungewandtesten Darstellung as wirklich Poetische nachweist, die warme ingebung, mit welcher er alles wahrhaft Volksässige aufsucht. Und dass an Aeusserungen es Volksgeistes gerade diese Periode so reich t, mag dieselbe, wenn sie auch keine Fülle ichterischer Schöpfungen hochbegabter, feinerer eister aufweisen kann, für Uhland besonders ziehend gemacht haben«. — Zuweilen freilich t die Darstellung etwas knapp, nicht selten gar macht sie den Eindruck des Fragmentarihen, was natürlich daher kommt, dass Unirsitätsvorlesungen nie so ausführlich sein könn, wie herauszugebende Druckwerke, abgesehen von, dass die allenthalben ausgehobenen Proen aus den besprochenen Dichtungen beim Vorage eine nicht geringe Zeit mögen in Anspruch nommen haben. Letztere mussten mit Rücksicht auf den Umfang des Bandes meist beiseite legt werden, und zwar zum lebhaften Bedauern es Herausgebers, welches Ref. vollkommen theilt, enn »was Uhland ausgewählt hat, was er der ittheilung für werth geachtet«, bleibt zwar rtwährend ersichtlich, ist jedoch nicht immer r Hand oder überhaupt leicht zugänglich. — as nun aber die erwähnte Gedrängtheit der arstellung betrifft, so ist noch weiter zu be-

Digitized by Google

merken, dass die spätern Bände derselben mehr fach Abhülfe leisten werden, wie z. B. durch die Abhandlungen über das altfranzösische Epos das Volkslied, den Minnesang (welcher Abschnitt in dem jetzigen Bande ganz ausgelassen ist), die deutsche Heldensage u. s. w., so dass die vorliegende Sammlung, welche trotz des mannigfachen Stoffes dennoch in einem gewissen innern Zusammenhange steht und durch gegenseitige Ergänzung ein Ganzes bildet, auch von Band zu Band ein steigendes Interesse gewinnt. — Der Kürze wegen will Ref. nicht auf einzelne Punkte des nähern eingehen, sondern beispielsweise nur die Ansicht Uhlands erwähnen, dass der Gralstempel und dessen Fürsten der Stiftshütte, dem Tempel Salomonis und den israelitischen Helden nachgebildet seien, dass der Gral ein Sinnbild des Messopfers biete und die Ordensregel der Templeisen keinen geschichtlichen Bezug habe. »Hoch und herrlich erhebt sich der Tempel Titurels, die christliche Kirche. In ihr bewahrt ist das Sinnbild ihrer höchsten seligsten Geheimnisse, der Gral. Er gibt seinen treuen Pflegern die Fülle himmlischer und irdischer Segnungen. In reiner Jugend, in keuscher Minne, im Kampfe für das Heiligste leben sie dahin, bis der Engel lichtes Gewand sie umkleidet. Der Sinn des Ganzen: ritterlich Leben in der Weise des Christenglaubens« (S. 157). — Dankenswerth wird Vielen unter anderm auch die ausführliche Besprechung der mit dem Namen des Kaisers Maximilian verknüpften Dichtungen erscheinen; denn nur wenige haben den Muth sich durch dieselben ganz hindurchzuarbeiten und es muss daher höchst willkommen sein, wenn ein dichterisches Gemüth, wie Uhland, sich dieser Anstrengung unterzieht und das eigentlich Poetische oder sonst Beachtenswerthe darin dem Leser zum

Digitized by G

ihelosen Genuss darbietet. — Der Text des rliegenden Bandes ist wiederum durch zahlche Zusätze des Herausgebers so wie Keller's d Pfeiffer's an den nöthigen Stellen ergänzt rden. Vielleicht dürfte es daher auch nicht ungehörig erscheinen, wenn Ref. zu diesen tizen noch einige weitere hinzufügt, so z. B. die S. 61 gemeinte, das St. Georgshemde beffende Stelle Bd. I. S. 183 zu finden und dazu h Grimm Mythologie 1053 zu vergleichen. — 99 Der Kaiser und die Schlange. S. u des Ref. Bemerkungen in Ebert's Jahrbuch r rom. und englischen Litt. 3, 148 ff. (zu Ben-'s Pantschatantra 1, 169) und in Pfeiffer's rmania 7, 503 (zu Waldis I, 22); s. auch Bayle . *Mahomet Galadin.* In Betreff der sich an e Sage von der Schlange knüpfenden andern ge vom Liebeszauber s. den Ref. in Pfeiffer's rmania 2, 268 (zu Gesammtabenteuer nro. VIII). Füge hinzu: Grundtvig, Danmarks mle Folkeviser nro. 121 »Waldemar og Tove« l. III. S. 41. 909). S. auch nach Simrock's Rheind S. 390 f. (4. Ausgabe und dazu Grimm Myl. 405 f. vierte Anm.). Simrock versucht eine thologische Erklärung dieser Sage, die jedoch ht richtig sein kann, da letztere aller Wahreinlichkeit nach aus dem Orient stammt, wo Korn (granum) im Munde der todten Geten nur eine rein materielle Bedeutung hat ein gewöhnlicher Traubenkern ist. S. d'Herot s. v. Jezid (2, 834 der deutschen Uebersung), wo erzählt wird, dass dieser Chalif (der 679 bis 683 n. Chr. regierte) einer seiner Gelinnen, die er bis zum Wahnsinn liebte, eines ges beim Gastmal scherzweise einen Traubenkern arf, an welchem sie jedoch erstickte, als sie ihn schlingen wollte. Jezid gerieth hierüber ganz er sich vor Schmerz und wollte sich von dem todten per seiner Geliebten durchaus nicht trennen, bis endlich

Digitized by Google

seine Diener, welche den übeln Geruch desselben nicht lä
ger ertragen konnten, ihn durch ihr Flehen bewogen, de
Leichnam begraben zu lassen; doch brachte der ungemi
dert fortwährende Kummer Jezid gleichfalls bald unter d
Erde. Eine ähnliche Erzählung findet sich ebendas. s.
Gelaleddin (2, 486 f.), wonach dieser Sultan von Khovaresmi
(regierte etwa von 1218—1236 n. Chr.) in eine von sein
Sklavinnen so sterblich verliebt wurde, dass er ihren Leic
nam noch lange Zeit nach ihrem Tode bei sich behielt un
demselben alle Tage zu essen vorsetzte, sich dabei au
nach ihrem Befinden erkundigte, und ob es besser mit il
stehe als an dem vorhergehenden Tage. — S. 190 f. Fre
danks Bescheidenheit ed. Wilhelm Grimm erschie
in zweiter Ausgabe Göttingen 1860. — S. 522. Das niede
ländische Volkslied ***Wilhelmus van Nassouwe*** findet sic
deutsch bereits im Ambraser Liederbuch no. 146 (Bibli
thek des literarischen Vereins. Stuttg. 1845 S. 187 ff. v
S. 190 Str. 15 Z. 3 statt des widersinnigen »das ich
seinen Zeiten« zu lesen ist: »das ich zu keinen Z
ten«; im Orig.: »dat ick tot ghenen tijden«; s. Hoffman
Horae Belgicae P. II S. 99 (erste Auflage; in der zweite
fehlt das Lied). Diese deutsche Uebertragung nebst d
betreffenden Melodie muss auch schon früh in Schwed
bekannt gewesen sein, wie aus einem Flugblatt »*Tryc
j Calmar — Anno 1626*« hervorgeht, welches ausser eine
andern Liede noch enthält: »Een nyy Wijsa — Giordt
Konungh Gustafo I. Och hans Mayt. Effterkommande
ähra — .... Siunges såsom then Wijsan.: — Wilhelmus v
Nassowen — Bin ich von Deudschem (sic) blut«. S. Sv
riges Historiska och Politiska Visor. Samlade och utgif
af Gunnar Olof Hyltén — Cavallius och George Steffe
Första Delen. Från äldre tider intil år 1650. Örebro 185
S. 180 (der zweite Theil dieser trefflichen Sammlung
leider nicht erschienen.) — S. 524 ff. ***Priameln.*** Eine engl
sche Priamel hat Rf. mitgetheilt in Pfeiffers Germ. 4, 37
eine italienische bietet ein Sonnet Burchiello's über d
zahllosen Gondeln zu Venedig, welches beginnt: »Non s
tanti babbion nel Mantovano ecc«; priamelartig ist en
lich auch der Schluss von Sadi's Pendnameh; s. dess
Rosengarten übersetzt von Graf. Leipzig 1846 S. 298.: »S
mancher Fürst, der Länder unterjocht u. s. w.«

Hiermit schliesst Ref. diese kurze Anzeige und hofft a
baldiges Erscheinen der folgenden Bände, denen er wegen
ihres viel verheissenden Inhalts mit grösster Ungedul
entgegensieht.

Lüttich. Felix Liebrec

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück. 17. October 1866.

Dr. Walther Heineke. Beiträge zur Kenntniss und Behandlung der Krankheiten des Knie's. Danzig 1866. Ziemssen. 286 S. in Octav.

Das vorliegende Werk macht, wie der Verf. selbst angiebt, keinen Anspruch auf eine erschöpfende Darstellung; es sollte nur eine Sammlung der reichen Erfahrungen sein, die der Vf. als Assistent an der Greifswalder Chirurg. Universitätsklinik zu machen Gelegenheit hatte. So erklärt sich, dass manche Capitel nur sehr kurz abgehandelt sind, einige, wie namentlich die Schussverletzungen, ganz fehlen, während andere, z. B. die verschiedenen Entzündungen des Kniegelenks, einer sehr eingehenden Besprechung unterzogen werden.

Das Buch zerfällt in 2 Hauptabschnitte; der erste (p. 1—37) behandelt die Krankheiten der Schleimbeutel und Sehnenscheiden der Kniegegend, der zweite die des eigentlichen Kniegelenks.

Im ersten werden die pathologischen Veränderungen der zahlreichen das Kniegelenk umge-

Digitized by Google

benden subcutanen Schleimbeutel und Sehnenscheiden ausführlich besprochen, zunächst die der am häufigsten pathologisch afficirten der *Bursa praepatellaris*. Die anatomisch gerechtfertigte Unterscheidung in eine B. patellar. superficialis, subfascialis und profunda, letztere zwischen der Strecksehne und dem Periost der Kniescheibe, hält H. in chirurg. Beziehung für unwesentlich, da gewöhnlich nur eine derselben allein oder vorzugsweise entwickelt und eine genaue anatomische Diagnose im speciellen Falle doch unmöglich sei. Von den am häufigsten beobachteten Erkrankungen dieser Burse, den Vergrösserungen, gewöhnlich schlechthin Hygrome genannt, unterscheidet er 3 Formen: Hypertrophie der Wandung mit spärlichem zähen Exsudat (die häufigste Form), Anfüllung mit einem reichlichen Erguss (eigentliches oder chron. Hygrom), gewöhnlich in Folge einer acuten, ein seröses Exsudat liefernden Entzündung (acutes Hygrom) oder auch aus einem Bluterguss in dem Schleimbeutel entstehend, drittens endlich eine bedeutende Hypertrophie der Wandung mit Obliteration der Höhle. Letztere Form, also eine fibroide Entartung des Schleimbeutels ist sehr selten und wurde von H. nur einmal bei einem 25 jährigen Dienstmädchen beobachtet (S. 9).

Als häufigste Ursache der gewöhnlichen Hygrome sieht H. zwar ebenfalls mechanische Insulte an, glaubt aber nicht, dass die gewöhnliche Ansicht, wonach dieselben sich hauptsächlich bei Leuten finden sollten, die in kniender Stellung zu arbeiten gezwungen wären (chamber-maids-knee) eine ganz richtige sei, da bei der gewöhnlichen Art zu knieen der Druck nicht auf die Patella, sondern hauptsächlich auf die Spina tibiae falle.

Digitized by Google

Die bei alten Hygromen empfohlenen Injectionen von reizenden Flüssigkeiten namentlich Jodtinktur, widerräth er, da sie einestheils leicht eine heftige Entzündung der Burse mit langwieriger Eiterung herrvorufen, anderen Theils die dicken und starren Wände eines alten Hygroms auch bei möglichst vollkommener Entleerung sich nicht berühren, eine Verwachsung der Wandungen des Sacks durch eine adhäsive Entzündung, der Zweck des ganzen Verfahrens also nicht eintreten kann. Dagegen empfehle sich bei bedeutender Vergrösserung des Schleimbeutels mit starker Verdickung seiner Wand die Exstirpation der ganzen Geschwulst; nur müsse man in dem Augenblicke, wo man den hygromatiösen Sack oberhalb der Patella zu beiden Seiten der Extensionssehne herauspräparire, mit der grössten Vorsicht verfahren und lieber an dieser Stelle ein Stück des Sackes zurücklassen, um die grosse Gefahr einer Eröffnung des Kniegelenks zu vermeiden.

Bei Blutergüssen in die B. praepat. ist nach H. in frischen Fällen die Punction mit nachfolgender Compression und Application kalter Ueberschläge das weitaus am schnellsten zum Ziele führende Verfahren.

Die suppurativen Entzündungen theilt er in eine serös-eiterige und eine phlegmonöse Form, von denen letztere zwar häufig aus der ersteren hervorgeht, oft aber auch gleich von vorn herein mit einem rein phlegmon. Charakter auftritt. Bei ersterer erfolgt anfangs ein rein seröser Erguss in den Schleimbeutel, der sich erst nach einiger Zeit durch Beimischung von Eiterkörperchen trübt; derselbe kann vollständig resorbirt werden oder aber auch in ein chron. Hygr. übergehen. Bei der phegmonösen Form findet unter heftigen localen und

Digitized by

allgemeinen Erscheinungen rasch eine massenhafte Eiterproduction in dem Schleimbeutel statt, der Eiter durchbricht in kurzer Zeit den Schleimbeutel und falls eine frühzeitige Incision versäumt wird, kommen, wenigstens bei den unter der Fascie liegenden Schleimbeuteln, ausgedehnte Eitersenkungen, bei den subcutanen in vernachlässigten Fällen ausgebreitete Verschwärungen der Haut vor dem Knie zu Stande.

Die *B. praetibialis* vor der Spina tib. und dem unteren Theil des Lgt. patell. ist viel weniger constant als die B. praepat., Erkrankungen derselben kommen deshalb auch viel seltener zur Beobachtung. Constant dagegen finden sich nach H. Hypertrophien derselben und selbst Hygrome an Unterschenkel-Amputationsstümpfen, wenn die Personen eine sog. Kniestelze getragen haben.

Erkrankungen der gewöhnlich mit einander communicirenden Sehnenscheiden für die *Mm. semitend.* und *gracilis* sind nicht häufig. Einmal beobachtete H. einen S. 19 f. beschriebenen Fall von bedeutender Dilatation derselben, der ausserdem durch das gleichzeitige Vorkommen mehrerer solcher Tumoren an verschiedenen Stellen der oberen und unteren Extremitäten interessant war. Er verdient schon deshalb Erwähnung, weil er wieder einmal den Beweis dafür liefert, dass man sich zu operativen Eingriffen bei Schleimbeuteln (namentlich Sehnenscheiden) auch wenn sie nicht mit einem Gelenke communiciren, nicht ohne Noth entschliessen soll. Nach einer zweimaligen Punction entstand nämlich hier eine sehr heftige phlegmon. Entzündung an Arm und Knie sowie eine suppurative Lymphangitis an der inneren Seite des Oberschenkels, welche eine Menge grosser Incisionen

Digitized by Google

nöthig machten. Pat. kam durch die copiöse Eiterung aufs äusserste herunter und konnte erst nach fast 3 Monaten das Hospital verlassen. In dem vorliegenden Falle war allerdings, falls man die Sache nicht ganz sich selbst überlassen wollte, eine Eröffnung der Geschwülste das einzig mögliche Verfahren, da sie sämmtlich eine ausserordentlich grosse Menge sog. Reiskörperchen enthielten.

Isolirte Erkrankungen der sog. *B. infragenualis* hinter dem Lgt. patell. scheinen H. nicht vorgekommen zu sein. Eben so wenig sind ihm krankhafte Veränderungen des nach seinen Erfahrungen (nach Gruber unter 80 Fällen 14 Mal: Ref.) fast niemals vollständig von dem Gelenke getrennten Schleimbeutels hinter der Extensorensehne sowie des zwischen der Sehne des M. biceps und dem Lgt. laterl. ext. gelegenen bekannt geworden. Einige Male beobachtete er circumscripte Ergüsse in dem Bindegewebe zwischen dem untersten Theile des M. vastus int. und dem Knochen, die ihm den Beweis zu liefern schienen, dass sich unter gewissen Umständen cystische Geschwülste ähnlich den vergrösserten Schleimbeuteln an dieser Stelle ausbilden können; bei Leichenuntersuchungen fand sich indessen wohl zuweilen eine ziemlich umfangreiche Lücke in dem sehr lockeren Bindegewebe, aber nie ein wirklicher Schleimbeutel.

Von den in der Kniekehle gelegenen Schleimbeuteln sind die wichtigsten weil constant vorkommenden die *B. muc. semimembr.*, die *B. muc. poplit.* zwischen der Sehne des M. poplit. und dem Lgt. laterl. ext. und die gewöhnlich als B. poplit. bezeichnete zwischen dem M. poplit. und dem Condyl. ext. tib. gelegene, welche H. den hinteren unteren Recessus des Kniegelenks nennt. Letztere communicirt stets

mit dem Kniegelenk, zuweilen auch mit dem Tibio fibular Gelenk, während die Communication de beiden anderen, namentlich der B. poplit. mi dem Kniegelenke keine constante ist; bei Kin dern sollen sogar, nach Hs. Angaben, Gruber und andere niemals eine Verbindung diese Schleimbeutel mit dem Gelenke gefunden haben.

Das verhältnissmässig häufige Vorkommen von Hygromen in der Kniekehle, namentlich an der inneren Seite (entsprechend der B. semimembr.), trotzdem die Schleimbeutel durch ihre Lage vor mechanischen Insulten so gut wie gänzlich geschützt sind, scheint H. ein Beweis dafür zu sein, dass Quetschungen in der Aetiologie der Hygrome überhaupt keine grosse Rolle spielen.

Von einer Behandlung der Kniekehlen-Hygr. verspricht er sich, falls man sich nicht zu einer totalen oder partiellen Exstirpation der Geschwulst entschliessen wolle, besonders in veralteten Fällen verhältnissmässig wenig Aussicht auf dauernden Erfolg. Für das zugleich ungefährlichste und noch die grösste Wahrscheinlichkeit der Heilung darbietende Mittel hält er die Zersprengung oder subcutane Punction des Sackes mit darauf folgender längerer Compression bei strenger Ruhe des Gliedes.

Da indessen erfahrungsgemäss auch bei diesem Verfahren, namentlich wenn man gezwungen ist, die Punction öfter zu wiederholen, die Möglichkeit einer nachfolgenden eiterigen Entzündung der Burse nicht ausgeschlossen ist; so würde nach der Ansicht des Ref. auch diese Methode nur in den Fällen erlaubt sein, wo sich mit Sicherheit eine Communication mit dem Kniegelenke ausschliessen lässt. Entschieden zu verwerfen ist es jedenfalls, Injectionen reizender Flüssigkeiten oder gar eine partielle oder

Digitized by

totale Exstirpation dieser Kniekehlenhygrome vorzunehmen, wie letztere wieder von Malgaigne empfohlen wurde, da es unter keinen Umständen gerechtfertigt erscheinen kann, wegen eines Leidens, das in den meisten Fällen nur ganz geringfügige Beschwerden verursacht, zu Operationen zu greifen, die, wenn sie auch in vielen Fällen ein günstiges Resultat geben, immer die Möglichkeit einer das Leben des Pat. in hohem Grade bedrohenden Kniegelenkseiterung in sich schliessen.

Dass auch bei Kindern, bei denen, wie oben erwähnt, in der Regel keine Communication mit dem Kniegelenke stattfinden soll, eine derartige Operation mit den grössten Gefahren verknüpft ist, davon liefert ein von H. erzählter, in der Greifswalder Klinik operirter Fall den Beweis. Während mehrere vorher daselbst operirte Fälle einen günstigen Verlauf genommen hatten, entstand in diesem (bei einem 5jährigen Knaben) nach der Exstirpation eines an der innern Seite der Kniekehle gelegenen, also der Sehnenscheide des M. semimembr. angehörigen, etwa taubeneigrossen Hygr., das dem Pat. nur sehr wenig Beschwerden machte, schon am 3. Tage eine Kniegelenkseiterung, an der Pat. nach circa 3 Wochen zu Grunde ging. Ob in diesem Falle ausnahmsweise eine Communication mit dem Kniegelenk bestand oder trotz Fehlens derselben die Entzündung sich dem Gelenke mittheilte, ist aus der Krankengeschichte nicht genau ersichtlich.

Von einer phlegmon. Entzündung der Schleimbeutel in der Kniekehle ist H. kein Beispiel bekannt; eine sogenannte serös-eiterige Entzündung hat er dagegen zwei Mal beobachtet. In beiden Fällen betraf dieselbe einen an der äusseren

Digitized by Google

Seite der Kniekehle gelegenen Schleimbeutel wahrscheinlich die B. poplit. H. und beide Mal war dns Gelenk selbst mit afficirt. In dem einen Falle war das Gelenkleiden jedenfalls das primäre, in dem zweiten dagegen schien dasselbe nur secundär afficirt zu sein, da es nach der Eröffnung des Schleimbeutels sich rasch besserte.

Eine von den hygromts. Schleimbeuteln zu unterscheidende Form von Cysten, wie sie nach vorausgegangenem Hydrops des Gelenks gleichwie an anderen Gelenken zuweilen auch in der Kniekehle durch Ausbuchtungen der Synovialmembran entstehen, hat H. einmal gesehen. Es war eine nach mehrjährigem Hydrarthrus der Angabe des Pat. zufolge erst seit etwa 14 Tagen entstandene in der Mitte der Kniekehle gelegene Geschwulst von der Grösse eines kleinen Apfels, deren Inhalt sich auch bei gestreckter Stellung in die Gelenkkapsel hineindrücken liess.

Der zweite Hauptabschnitt, die Krankheiten des Kniegelenks zerfällt in 3 Unterabtheilungen: 1) Verletzungen 2) Entzündungen 3) Missbildungen und Formfehler des Kniegelenks.

Bei den Verletzungen werden zugleich die als unmittelbare Folge auftretenden Entzündungen, also die eigentliche traumatische Kniegelenksentzündung besprochen.

Mit Recht stellt Verf. an die Spitze dieses Capitels den Satz: »Auch die scheinbar unbedeutendsten Verletzungen des Kniegelenks haben oft schwere und langwierige Folgen, eine Erfahrung die man den Patienten nicht genug einschärfen kann; denn nur zu oft werden von diesen Kniegelenksverletzungen, welche anfangs nur geringe Beschwerden veranlassen, viele in ihrer Bedeutung unterschätzt«.

Daraus ergiebt sich dann von selbst die Re-

Digitized by Google

gel, dass auch die geringfügigsten mechanischen nsulte des Kniegelenks wie z. B. die zuerst besprochenen subcutanen Quetschungen der Kniegelenkskapsel und der Kniegelenksknorpel, selbst wenn sie nur durch eine verhältnissmässig geringe Kraft bewirkt sind, einer orgfältigen und aufmerksamen Behandlung bedürfen. Als besonders wirksam empfiehlt er neben einer Fixirung des Gelenks in leicht gebeugter Stellung (in einem Winkel von etwa 160°) die consequente, in der Regel mehrere Wochen lang fortzusetzende Anwendung der Kälte. Die Fixirung in leicht gebeugter Haltung zieht er der ganz gestreckten aus dem Grunde vor, weil in dieser die bei einem irgend erheblichen Grade von Quetschung durch ein Blutextravasat gefüllte Kapsel eine verhältnissmässig grosse Menge von Flüssigkeit zu fassen im Stande sei, also die geringste Spannung besitze.

Locale Blutentziehungen hält er erst beim Eintritt der gewöhnlich am 3—5. Tage sich einstellenden reactiven Entzündung für nützlich, in ganz frischen Fällen dagegen von viel untergeordneterer Bedeutung.

Von den sog. Derivantien, namentlich der Jodtinctur, verspricht er sich nur da Erfolg, wo in Folge der Gelenkquetschung eine chronische Entzündung mit Erguss eingetreten ist, während er sie in den ersten Tagen so lange die frische reactive Entzündung dauert für gradezu schädlich hält, da die durch die Anwendung derselben hervorgerufene Hautentzündung leicht die frische Entzündung der der Haut nicht fern liegenden Gelenkkapsel steigern könne.

Verstauchungen des Kniegelenks sollen trotz der grossen Festigkeit der Gelenkbänder nicht selten sein. Gewöhnlich reisst dabei die

Digitized by

Kapsel an der hinteren oder inneren Seite ein (begünstigt durch die normale Winkelstellung des Femur zur Tibia mit der Concavität nach aussen). H. beobachtete aber auch einen Fall, wo durch einen Stoss gegen die innere Seite des Knie's und eine dadurch bewirkte rasch vorübergehende Verschiebung der Patella nach aussen ein Kapselriss dicht an der inneren Seite der Kniescheibe erfolgt war, ein Fall, der auch noch durch die in Folge dieser Verletzung eingetretene ausserordentlich heftige reactive Entzündung bemerkenswerth war, die eine Zeit lang sogar eine Eiterung und Aufbruch des Gelenks befürchten liess. Erst nach 5 Monaten war das Bein wieder in vollkommen normaler Verfassung.

Von den sehr seltenen Verrenkungen am Kniegelenk kam Verf. nur 1 Fall, eine unvollkommene Luxation der Tibia nach aussen, zur Beobachtung. Dieselbe wurde durch einen Fall von bedeutender Höhe (30 ′) verursacht, wobei wahrscheinlich, indem der Körper in einer etwas schrägen, von der verticalen nach links abweichenden Richtung herabstürzte, bei gebeugtem linken Knie der innere Rand des rechten Fusses zuerst die Erde berührte und durch die fortwirkende Gewalt des Stosses eine Umbiegung des Unterschenkels nach aussen und dadurch eine Zerreissung des Lgt. laterl. int. zu Stande kam, worauf der Condyl. int. femor. aus dem Kapselriss hervortrat. Complicirt wurde dieser Fall wie auch in einigen von A. Cooper und Grimes (Lancet. II. 2. 1857) beobachteten ähnlichen Fällen, durch eine Fractur des oberen Theiles der Fibula, die sich H. nur durch Einwirkung directer Gewalt zu erklären vermag, obwohl die Anamnese dafür gar keinen Anhalt giebt.

Digitized by Google

Bei mehrfachen Versuchen, die Verf. über die hier verhältnissm ässig am häufigsten beobachteten Verrenkungen, die Luxation der Patella nach aussen an der Leiche anstellte, gelang es nur durch Anwendung sehr grosser Gewalt, die bei gestrecktem oder leicht gebeugtem Knie auf den inneren Rand der Kniescheibe einwirkte, dieselbe um ein erhebliches von der Stelle zu rücken und war es in keinem Falle möglich, sie dauernd in dieser fehlerhaften Stellung zu erhalten. Sie trat beim Nachlassen des Drucks sehr bald wieder an ihre normale Stelle und jede Beugung beseitigte die Verschiebung sofort. Es erscheint ihm deshalb schwer erklärlich, auf welche Weise bei normalgebautem Knie die am Lebenden beobachteten vollständigen Verschiebungen der Patella und die Umdrehungen derselben zu Stande kommen; wahrscheinlich spiele der Muskelzug dabei eine grosse Rolle.

Auf pag. 57 erzählt H. einen auf der Chirurg. Klinik von Bardeleben vorgekommenen Fall von Verschiebung der Zwischengelenksknorpel und zwar in diesem Falle des äusseren Meniscus. Der Zustand war vor etwa 1 Jahr durch einen Sturz auf das Knie veranlasst und liess sich deshalb jetzt, da der durch die Verletzung entstandene acute Prozess vollständig abgelaufen war, bei dem Fehlen jeder Schwellung und Schmerzhaftigkeit und bei der dadurch gegebenen Möglichkeit einer genauen Untersuchung mit Sicherheit constatiren, dass es sich wirklich um einen solchen Fall handelte, während H. sonst glaubt, dass die gewöhnlich als Verschiebung der Zwischengelenksknorpel bezeichneten Fälle, in welchen durch eine plötzliche gewaltsame Drehung des Unterschenkels um seine Längsachse oder des Körpers bei fixirtem Unterschenkel eine ab-

Digitized by

norme Rotation des Unterschenkels, gewöhnlich nach aussen, bestand, die durch Zug am Bein und Beugung des Unterschenkels unter gnuppendem Geräusch wieder beseitigt werden konnte, weniger als solche wie als ein durch eine starke Erschlaffung der Kniegelenkskapsel begünstigtes Abweichen des Condyl. int. fem. von der entsprechenden Gelenkfläche der Tibia und dem ihr aufliegenden Meniscus angesehen werden müsse. Er hält diese Annahme um so mehr für gerechtfertigt, als es sich in diesen Fällen fast immer um eine Verschiebung des Menisc. int. gehandelt haben soll, der durch die Art seiner Anheftung ein Zerreissen seiner normalen Verbindungen viel weniger begünstigt, als Veranlassung aber grade in den meisten Fällen nur eine sehr geringe Gewalt angegeben wird.

Für die Behandlung der querenBrüche der Patella möchte H. als Regel den Satz aufstellen: »Man suche die Bruchstücke möglichst einander zu nähern, nehme aber vorerst auf die grössere Gefahr einer Kniegelenksentzündung Bedacht«. Man soll wo möglich mit der mechanischen Behandlung der Fractur bis nach dem Ablauf der heftigen Entzündungserscheinungen, also etwa bis zum 8—14. Tage nach der Verletzung warten. Die Anwendung der Malgaigne'schen Klammern hält er im allgemeinen für unbedenklich und meist von dem günstigsten Erfolge begleitet. Er theilt indessen selbst ausführlich einen Fall mit, in welchem nach Application derselben, trotzdem sie erst am 17. Tage angelegt wurden, eine sehr heftige und das Leben des Kranken lange Zeit in hohem Grade bedrohende Gelenkeiterung eintrat. Es ist deshalb gewiss die Frage erlaubt, ob man nicht von der Anwendung eines unter Umständen so gefährlichen Mittels besser ganz

Digitized by Google

abzustehen habe und in den Fällen, wo man durch minder eingreifende Mittel nicht zum Ziele gelangt, auf eine genaue Vereinigung der Bruchstücke lieber ganz verzichten solle. Diese Frage erscheint um so mehr gerechtfertigt, als eine Reihe von Fällen bekannt sind, deren auch H. aus eigener wie fremder Erfahrung mehrere anführt und die Ref. noch durch einen kürzlich von ihm beobachteten Fall vermehren könnte, wo trotz einer zurückgebliebenen bedeutenden Dislocation der Bruchstücke (in einem Falle betrug der Zwischenraum zwischen denselben sogar 12 Ctm. Rizet.) das Gehen gar nicht oder nur in geringem Grade behindert war.

Der Abschnitt schliesst mit einem sehr ausführlichen Capitel über die offenen Wunden des Kniegelenks, das zugleich eine genaue Darstellung des Verlaufs etc. der traumatischen Kniegelenksentzündung umfasst.

Der Beginn der reactiven Entzündung fällt gewöhnlich auf den 3 — 5. Tag nach der Verletzung; ihr Eintritt kann verzögert werden, wenn trotz Eröffnung der Kapsel der Zutritt der Luft ganz abgeschlossen ist. So trat sie in einem Falle, wo durch Verletzung eines grösseren Gefässes die Kapsel sich sehr rasch mit Blut anfüllte, erst am 14. Tage ein.

Ihr Verlauf ist ein sehr verschiedener. In einzelnen glücklichen Fällen erfolgt nur ein bald wieder abnehmender und nach 3 — 4 Wochen völlig verschwundener acuter seröser Erguss; in den meisten dagegen und zwar immer, wenn es [illegible] in der Regel nicht gelingt, eine Heilung der Wunde per prim. intent. zu bewirken, oft auch trotz schon eingetretener Vernarbung derselben stellt sich unter heftigem Fieber und dem schweren Allgemeinleiden meist auch unter sehr be-

deutenden Schmerzen eine Kniegelenkseiterung ein, deren Resultat je nach der kürzeren oder längeren Dauer der Eiterung ein verschiedenes sein kann. In einzelnen Fällen, wo die Eiterung nur verhältnissmässig kurze Zeit dauerte, nach einigen Wochen wieder nachliess, so dass es nicht zu einer Zerstörung der Knorpel kam, kann nach dem Verheilen der Wunde und etwaiger durch Kapseldurchbruch entstandener Fistelgänge die normale Beweglichkeit des Gelenks wieder hergestellt werden. Dauert die Eiterung aber mehrere Monate, so erfolgt fast in allen Fällen, vorausgesetzt dass das Leben erhalten bleibt, nach einer mehr oder weniger ausgedehnten Zerstörung des Gelenks die Heilung nur noch mit Hinterlassung einer Ankylose desselben. Eine Unterscheidung, ob bloss eine fibröse oder eine wirkliche knöcherne Verwachsung der Gelenkenden eingetreten sei, hält H. bei einmal vorhandener iutrakapsul. Ankylose in den meisten Fällen für ganz unmöglich.

In seltenen und von H. nur einmal bei einem 9jährigen Knaben beobachteten Fällen tritt trotz partieller Zerstörung der Gelenkknorpel keine Verwachsung der Gelenkenden ein, indem an Stelle des Knorpeldefects sich eine dünne Bindegewebsnarbe oder eine glatte Knochenfläche bildet, ein Vorgang, der indessen wie auch in dem von H. beobachteten Falle keineswegs immer zum Vortheil des Pat. dient, da die in den meisten Fällen ihrer normalen Structur beraubte narbig degenerirte Kapsel wie alles Narbengewebe vollständig der Elasticität entbehrt, also einem auf sie wirkenden Druck auf die Dauer keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. So kommen durch die Wirkung des Muskelzuges und des Körpergewichts abnorme Verschiebungen, Sub-

Digitized by Google

luxationen der Gelenkenden gegen einander zu Stande, die dem Kranken ohne künstliche Befestigung des Knie's das Gehen sehr erschweren oder selbst ganz unmöglich machen.

Betreffs der Behandlung wird in allen dazu irgend geeigneten Fällen die Erzielung einer Heilung p. prim. intent. zu versuchen sein. Die Wunde muss also, nöthigenfalls nach Abtragung der gequetschten oder zerrissenen Ränder sehr sorgfältig und genau durch Näthe vereinigt und neben einer energischen Application der Kälte grösste Ruhe des Gliedes beobachtet werden (gefensterter Gypsverband).

»Gelingt es nicht die Wunde zu vereinigen« fährt H. fort, »weil die Quetschung zu ausgedehnt ist oder weil Stücke der Haut herausgerissen sind, so muss man sogleich die günstigsten Verhältnisse für die unvermeidliche Gelenkeiterung herstellen d. h. auf frischer That zur Resection der Gelenkenden des Femur und der Tibia schreiten. Es mag widersinnig erscheinen, bei Kniegelenkswunden, die nicht geschlossen werden können, die noch gesunden Gelenkenden abzusägen, erscheint aber durchaus rationell, wenn wir bedenken, wie kurze Zeit die Gelenkenden bei eingetretener Eiterung unversehrt bleiben und wie bedeutende Zerstörungen an ihnen zu Stande kommen, wie häufig die Knorpel nekrotisch werden und als nekrotische Theile noch länger eine verderbliche Eiterung unterhalten; wenn wir bedenken, dass bei den grossen Sinuositäten der Kniegelenkskapsel der Eiter selbst durch bedeutende Kapselwunden nicht vollständig entleert werden kann, sondern in die Bindegewebschichten des Ober- und Unterschenkels sich einen Weg bahnt; wenn wir endlich bedenken, dass eine beträchtliche, die Blutcirculation in hohem Grade

Digitized by

hemmende Spannung durch die von Eiter prall gefüllte Kapsel entsteht, sobald die dicken Gelenkenden nicht auseinanderweichen oder keinen Platz geben können«.

Ich habe mich im Vorstehenden um so mehr darauf beschränkt, die Ansichten des Verf. ohne weiteren Commentar einfach wiederzugeben, da wie er selbst angiebt, Erfahrungen über die Kniegelenksresectionen bei frischen Gelenkwunden ohne Knochenverletzung bis jetzt noch nicht vorliegen, kann indessen doch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass meiner Ansicht nach jedenfalls eine gewisse Ueberwindung seitens des Chirurgen dazu gehören würde, sich in einem solchen Falle auf frischer That zu einer so eingreifenden Operation zu entschliessen, um so mehr da es nach den bisherigen Erfahrungen über Kniegelenkresectionen im allgemeinen immerhin fraglich erscheint, ob durch ein solches Verfahren wirklich für den Kranken so erhebliche Vortheile erzielt werden, dass dadurch ein so gewaltsamer Eingriff gerechtfertigt erscheint.

Hat die Eiterung schon begonnen, so ist natürlich die Hauptaufgabe der Therapie, die günstigsten Bedingungen für den Verlauf derselben und für die zu erwartende Ankylose herzustellen. Die Fixirung des Gelenks geschieht nach H. am besten in einer mässig gebeugten Stellung (in einem Winkel von etwa 160—170°). Gegen die vollkommene Streckung sprechen seiner Ansicht nach 2 Gründe: einmal besitzt die Kapsel, wie schon oben erwähnt in leicht gebeugter Haltung des Gelenks die grösste Capacität und zweitens ist dem Patienten später das Gehen mit dem steifen Beine weniger beschwerlich, wenn es etwas kürzer ist wie das andere; er braucht dann nicht beim Vorwärtsgehen das Bein, damit es

Digitized by Google

cht gegen den Boden stösst, in einem Bogen
n das andere herumzuführen.

Vor allgemeinen und örtlichen Blutentzie-
ngen glaubt H. nur warnen zu können. Sie
id allem Anschein nach auf den Eintritt und
rlauf der Eiterung ohne wesentlichen Einfluss,
ben aber dagegen den grossen Nachtheil, dass
die Kräfte des Pat. consumiren, auf deren
haltung alles ankommt. Der einzig sichere Effect,
n die örtlichen Blutentziehungen haben, die
hmerzen zu heben, wird eben so gut durch die An-
ndung der Kälte erreicht und würde deshalb in
en Fällen von peretrirenden Kniegelenkswunden
die Stelle der Blutentziehungen die energische
plication der Eisumschläge zu treten haben, um
mehr, da sie entschieden auch zur Verhütung
ier heftigeren Entzündung eben so viel leisten
diese.

Haben die Schmerzen und das Fieber etwas
chgelassen, so hält H. für ausserordentlich
pfehlenswerth die Immmersion des mit einem
fensterten, nöthigenfalls wasserdicht gemachten,
psverbande versehenen eiternden Knie's in
asser, die Anwendung des permanen-
n oder prolongirten Bades und zwar
s Vollbades, da die Immersion des Gliedes al-
n in diesen Fällen aus vielen Gründen unthun-
h und unmöglich ist. Es gewähren diese Bä-
r, genügend grosse nöthigenfalls durch reich-
he Incisionen (die H. den subcutanen Punk-
nen hier bei weitem vorzieht) bewirkte Oeff-
ngen für den Abfluss des Eiter vorausgesetzt,
n grossen Vortheil, eine gehörige Entleerung
s Eiters und der mit ihm gemischten nekroti-
hen Gewebsfetzen unter Abschluss der die Zer-
tzung begünstigendcn athmosphärischen Luft
bewirken; sie üben ausserdem den günstig-

Digitized by Google

sten Einfluss auf Verhütung und Heilung de Decubitus. Bei eingetretetener Hydrämie, ödematösen Anschwellungen empfiehlt es sich dies Bäder durch Zusatz von Kochsalz concentrirte zu machen (2 — 4 Pfd pr. baln.). Die Bäde sind fortzusetzen, bis der Pat. selbst oder mi geringer Nachhülfe das Bein ohne Schmerzen aufzuheben vermag.

Die Verbände sind so selten als möglich und anfangs in der Chloroformnarkose zu erneuern.

Sobald der Zustand des Pat. es irgend gestattet d. h. nach vollständigem oder fast vollständigem Schwinden des Fiebers und der Schmerzen muss derselbe das Bett verlassen und wo möglich ins Freie gebracht werden.

Von einer Resection des Gel. bei schon längere Zeit bestehender Eiterung verspricht sich H. sehr wenig Erfolg; eher wäre denn noch etwas von der Amputation zu erwarten, von der in frischen Fällen ohne Knochenverletzung nie die Rede sein kann.

Sieben sehr sorgfältige Krankengeschichten schliessen die Darstellung der traumatischen Kniegelenkseiterung in passender Weise ab.

Es folgen noch einige kurze Bemerkungen über die hauptsächlich nur im Kriege in grösserer Anzahl zu beobachtenden mit Knochenverletzungen complicirten Wunden des Kniegelenks. Vorausgesetzt dass die Fractur nicht über die Epiphysengrenze hinausgeht, ist hier die auf frischer That ausgeführte Resection des Gel. stets das zweckmässigste Verfahren. Ein in der Greifswalder Klinik operirter und vom Verf. mitgetheilter Fall, in dem die Knochenverletzung an sich keineswegs eine sehr bedeutende war (neben einer grossen Lappenwunde an der äusseren Seite des Knie's war nur ein

tückchen von dem äusseren Rande der Patella nd dem Condyl. ext. fem. abgesprengt) verlief ndessen unglücklich. Pat. ging nach 5 Wochen n Verjauchung des Kniegelenks zu Grunde.

Pag. 146 wird schliesslich noch ein sehr sel- ener Fall von Erfrierung der Kniegegend rwähnt, in dem durch die nachfolgende Gangrän beide Kniegelenkskapseln in grosser Ausdehnung röffnet wurden. Es musste zur Amputation bei- der Oberschenkel sowie des ebenfalls gangränö- sen rechten Vorderarms geschritten werden, wel- che Operationen sehr gut überstanden wurden.

In dem Capitel von den Entzündungen be- handelt der Verf. alle die ohne eine äussere me- chanische Veranlassung entstehenden sog. spon- tanen Kniegelenksentzündungen einschliesslich der längern Zeit nach einem Trauma auftretenden chronischen Entzündungen.

Er theilt sie in 3 Hauptgruppen, die aller- dings, wie H. selbst zugiebt, keinen Anspruch darauf machen können, jede ein für sich be- stimmt abgeschlossenes Ganze darzustellen, viel- mehr vielfache Uebergänge namentlich der ersten in die zweite Form zeigen. Er unterscheidet:

1) eine exsudative,
2) eine destructive und
3) eine deformirende Gelenkentzündung.

Zu der ersten Gruppe rechnet er alle bald acuten bald mehr chronischen Entzündungen mit wesentlich exsudativem Charakter, mag das ge- lieferte Exsudat ein rein seröses oder ein mehr oder weniger eiteriges sein. Es fallen also un- ter diese Rubrik sowohl die gewöhnlich als ganz bestimmte Form unterschiedene Fälle von Hy- drarthrus genu wie die rheumath., gonorrh., pyaem. Entzündungen etc. In die zweite Gruppe, die destructive, gehören alle die Entzündun-

Digitized

gen, welche von vorn herein eine Tendenz z
Zerstörung des Gelenks in sich tragen (Tum
albus, Arthrocone etc. ant.) deren schliesslich
Ausgang also in den meisten Fällen eine Cari
der Gelenkenden ist. Die dritte Grupp
endlich bilden die ausserordentlich chronisch ve
laufenden Fälle, welche bald mit bald ohne Exs
dat in die Kniegelenkkapsel eine bleibende Ve
dickung — Deformirung — der Gelenkenden zu
Folge haben.

Es würde zu weit führen auf die von H. ge
gebene genauere Darstellung der einzelnen For
men näher einzugehen; nur einige kurze Bemer
kungen seien gestattet.

Die Aufgabe der Behandlung der exsuda
tiven Kniegelenkentzündung ist eine dop
pelte: Bekämpfung der Entzündung und Beseiti
gung des Exsudats.

In allen acuten frischen Fällen wird zunächst
hauptsächlich antiphlogistisch zu verfahren sein
während nach Hebung der Entzündung und in
chronischen oder veralteten Fällen von vorn her
ein resorptionsbefördernde Mittel anzuwenden
wären, von denen H. die Application von Vesi
catoren für das weitaus am schnellsten zum Ziel
führende Mittel hält. Hat der Kranke das Bet
verlassen, so würde allerdings die Bepinselung
mit Jodtinktur in Verbindung mit einem Druck
verbande das zweckmässigste Verfahren sein.

Hat man Grund zu der Annahme, dass das
gesetzte Exsudat ein sog. serös-eiteriges sei, so
hält H. — am besten allerdings erst nach dem
Aufhören der heftigeren Entzündungserscheinun
gen — die Entleerung der Gelenkkapsel durch
subcutane Punction für durchaus indicirt, da ein
Verbleiben des Eiters im Gelenk längere Zeit
eine heftigere Entzündung unterhalten, ja die

Digitized by Google

selbe selbst in eine destructive Entzündung verwandeln könne. Zwar fülle sich gewöhnlich die Kapsel sehr rasch wieder mit einem Exsudate an, dieses sei aber dann meistentheils ein rein seröses, das weit eher zur Resorption geeignet sei und weniger schädlich auf die Gelenkkapsel einwirke. Dass er hier im Gegensatz zu der traumatischen Kniegelenkseiterung der subcutanen Punction den Vorzug vor den freien Incisionen gebe, geschehe aus dem Grunde, weil bei letzterer bei der grossen Heftigkeit des Entzündungsprocesses und der Schnelligkeit der Eiterproduction die Eitermenge sich schon nach kurzer Zeit wieder ersetze und uns zu einer abermaligen Punction nöthige, wenn wir nicht einen spontanen Aufbruch zu Stande kommen lassen wollen.

Auch in den Fällen von alten ohne entzündliche Erscheinungen bestehenden serösen Exsudaten in der Kniegelenkkapsel, also bei chronischen Hydrarthr. genu erweist sich nach Verf. Erfahrungen die Punction des Gelenks, wenn auch für sich allein nicht ausreichend, so doch als sehr hilfreich zur Unterstützung der anderweitigen Behandlung durch resorptionsbefördernde Mittel. Über die namentlich von Frankreich aus für solche Fälle empfohlenen Injectionen reizender Flüssigkeiten in das Gelenk besonders der Jodtinctur besitzt Verf. zwar keine eigenen Erfahrungen, hält aber bei gehöriger Vorsicht, nachfolgender streng antiphlogistischer Behandlung des Gel. das Mittel für ungefährlich und wirksam, eine Ansicht, die Ref. nicht theilen kann. Es sind Fälle vorgekommen, in denen nach einer solchen Behandlung, selbst nach einer einfa-

chen Punction eine Vereiterung des Gelenks erfolgte und es erscheint unter keinen Umständen erlaubt wegen eines im schlimmsten Falle nur die Brauchbarkeit des Gliedes etwas beeinträchtigenden Uebels ein Verfahren einzuschlagen, das möglicher Weise den Pat. in die grösste Lebensgefahr bringen kann.

Der Verlauf der sog. destructiven Kniegelenksentzündung, für die H. auch den Ausdruck Tumor albus genu gebraucht (eine Bezeichnung, die aus dem Grunde nicht ganz glücklich gewählt erscheint, da von anderen Autoren darunter eine ganz bestimmte mit einer sehr allmählig sich entwickelnden eigenthümlichen Verdickung der Kapsel beginnende Form der chron Gelenkentzündung verstanden wird) ist ein äusserst langwieriger; es vergehen oft 5—10 Jahre bis zum Tode oder definitiven Heilung, die natürlich stets nur durch Ankylose des Gel. stattfindet. Die Ursachen scheinen meist allgemeiner Natur zu sein; bei weitem am häufigsten werden tuberkul. und scroful. Inviduen befallen. Eine wirkliche Tuberkulose des Gel. kommt indessen nur selten vor.

Die Behandlung vermag wenn auch nicht in allen Fällen den tödlichen Ausgang abzuwenden, so doch die Leiden der Kranken erheblich zu mindern und den lethalen Ausgang hinauszuschieben.

Immobilisirung des Gel. durch einen zugleich eine Compression ausübenden Gyps- oder Kleisterverband neben einem der meist constitutionellen Natur des Uebels und der zu erwartenden Eiterung angemessenen kräftigenden diätet. Verhalten werden auch hier als die Hauptmittel anzusehen sein. Hautreize sind ganz nützlich, scheinen hier

Digitized by Google

aber nicht ganz so viel zu leisten als bei Hydrarthr. genu.

Alle schwächenden Mittel, die stärkeren, eine dauernde Eiterung in der Haut hervorrufenden Hautreize wie Moxen und das Ferr. cand., Blutentziehungen etc. sind zu verwerfen; an Stelle der letzteren treten zur Bekämpfung acuter entzündlicher Exacerbationen und zur Beseitigung der Schmerzen wieder die Eisumschläge.

In Fällen, wo die Haut über dem Knie sehr derb und infiltrirt erscheint, hält Verf. die Application feuchtwarmer Ueberschläge für sehr nützlich. Durch Kapseldurchbruch entstandene Abscesse müssen natürlich frühzeitig geöffnet, Fistelgänge gespalten werden etc.

Eine in vielen Fällen nothwendige Stellungsverbesserung (Streckung) wird am besten auf eine von heftigen entzündlichen Erscheinungen möglichst freie Periode verschoben und wenn ohne Anwendung von Gewalt und ohne Zerreissung von Bindegewebssträngen möglich, in einzelnen 4 — 6 Wochen von einander entfernten Absätzen vorgenommen; im entgegengesetzten Falle dagegen ist es zweckmässig, die gewaltsame Streckung im Chloroformrausche auf einmal vorzunehmen, um den Pat. nicht mehrere Male den Gefahren der auf den gewaltsamen Eingriff und die Zerreissung der der Gradrichtung sich widersetzenden Bindegewebsstränge nothwendig folgenden Entzündung auszusetzen. Eine abnorme Abduction, Adduction oder Rotation des Unterschenkels würde nur durch Anwendung sehr grosser Gewalt zu heben sein, unterbleibt deshalb besser. Eine (bei der Streckung des Unterschenkels erst recht hervortretende) Luxation der Tibia, nach hinten dauernd zu beseitigen ist nach H. Wissen überhaupt unmöglich. Das

Digitized by Google

Haupthinderniss liegt nach seinen Erfahrungen in der Verkürzung des Lgt. cruciat. antic., dessen Insertionspuncte bei der in Rede stehenden Luxation sehr nahe an einander rücken. Uebrigens soll bei eintretender Ankylose trotz vorhandener unvollständiger Luxation der Tibia nach hinten das in gestreckter Stellung steife Bein noch Festigkeit genug gewinnen, um dem Körper als Stütze zu dienen.

Für die Fälle, in denen trotz einer energischen und durch mehrere Wochen fortgesetzten zweckmässigen Behandlung keine Besserung oder gar eine Verschlimmerung des Leidens eingetreten ist, empfiehlt Verf. auch hier wieder dringend die Resection des Gel. Die Operation selbst hält er durchaus nicht für einen so grossen Eingriff als man gewöhnlich glaubt und schreibt die bisher angeblich erzielten schlechten Erfolge dem Umstande zu, dass man eines Theils zu spät operirt, anderen Theils auf das Bestehen von Complicationen namentlich Lungentuberkulose nicht die nöthige Rücksicht genommen habe. Vor allen Dingen sei darauf zu sehen, dass man früh genug operire, ehe die Kranken zu sehr heruntergekommen seien. Die Hauptindication würde allerdings die eingetretene Caries der Gelenkenden bilden; da diese sich aber durchaus nicht immer mit Sicherheit diagnosticiren lasse und andererseits die destructive Kniegelenksentzündung, wenn sie in ihrem Verlaufe nicht aufzuhalten sei, fast immer zur Caries führe, so erscheine es nachtheilig für den Pat. bis zur sicheren Diagnosticirung derselben mit der Operation zu warten und sei dieselbe deshalb in allen den Fällen angezeigt, wo trotz der zweckmässigsten Behandlung durch einige Wochen hindurch keine Besserung eintrete.

Digitized by Go

Verf. räth, selbst in den Fällen, wo sich
ährend der Operation die Gelenkenden noch
am grössten Theil oder fast ganz gesund er-
eisen, immer eine totale Resection derselben
orzunehmen. Stets sei die Patella mit zu ent-
rnen und in den meisten Fällen würde es sich
ch als zweckmässig erweisen, die Dauer der
iterung erheblich abkürzen, wenn man den am
eisten veränderten Theil der Gelenkkapsel, na-
entlich die vordere Kapselwand und den oberen
cessus mit exstirpire.

Die Hauptsorge der Nachbehandlung be-
he in der Anlegung eines zweckmässigen na-
ntlich die Verschiebung der Sägeflächen gegen
ander verhindernden Verbandes, am besten
es Gypsverbandes. Um aber bei der jeden-
s nöthig werdenden Anlegung eines grossen
isters in der vorderen Kniegegend die Halt-
keit desselben nicht zu beeinträchtigen, em-
le es sich denselben durch Einlegen seit-
er hölzerner Latten zu verstärken. Für die
e, wo wegen eingetretener ausgedehnter Ei-
ng und dadurch erforderlich gewordener viel-
er Incisionen der Gypsverband nicht mehr
lich erscheint, werde derselbe sehr zweck-
ig durch den von Smith (American Journal
edic. Sc. April 1861) ursprünglich für die
ndlung von Schenkelfracturen angegebenen
anterior suspensory apparatus ersetzt. Sehr
thuend erwies sich auch hier wiederum die
ndung des prolongirten Vollbades. Bei
Kniegelenkresectionen ist, wenn das Fieber
gend erlaubt, eine stärkende und kräftigende
zu geben und ebenso ist es dringend an-
hen, sobald das erste heftige Fieber vorüber
excitirende Getränke namentlich ein gutes
(Bairisch Bier, Porter) zu reichen.

Von den 11 zum grössten Theil in der Greifswalder Klinik operirten Fällen von Kniegelenkresectionen, deren Krankengeschichte Verf. mittheilt, hatten nur 4 einen glücklichen Ausgang.

Diese Resultate sind offenbar nicht sehr ermuthigend. Wenn auch nicht geläugnet werden kann, dass der lethale Ausgang zum grossen Theil mit durch Complicationen namentlich Lungentuberkulose verursacht wurde, so bleibt es doch immerhin fraglich, ob man nicht durch eine abwartende Behandlung reichlich so günstige Resultate erzielt haben würde und ob nicht der durch die Operation gesetzte bedeutende Eingriff einen rascheren Verlauf der complicirenden Krankheitsprocesse namentlich der Lungentuberkulose begünstigt.

An eine kurze Besprechung der deformirenden Gelenkentzündung wird ein Capitel über die bei derselben am häufigsten beobachteten sog. Gelenkmäuse angeschlossen. Zwei ausführlich mitgetheilte Fälle von operativer Entfernung eines solchen Gelenkkörpers gewähren ein sehr lehrreiches Beispiel dafür, wie ausserordentlich verschieden der Verlauf nach einer und derselben unter ganz gleichen Verhältnissen und mit denselben Cautelen ausgeführten Operation sein kann. In dem einen Falle, bei einem 22jährigem Schmiede, folgte eine Verjauchung des Gelenks mit daran sich schliessender Pyaemie, an der Pat. nach circa 4 Wochen zu Grunde ging, während in dem anderen, bei einem 47jährigen Schäfer, der Operation nur eine ausserordentlich geringe Reaction folgte und Pat. schon nach 19 Tagen aus dem Hospital entlassen werden konnte.

H. hält im Allgemeinen einen operativen Eingriff am gefährlichsten bei einem sonst gesunden

Digitized by Google

enk, während bei gleichzeitig bestehender
rmirender Gelenkentzündung die durch die
n. Entzündung veränderte Gelenkkapsel stär-
Reizungen leichter ertrage.

3. Missbildungen und Formfehler. Nach
gen kurzen Bemerkungen über die angeborenen Difformitäten des Knie's geht Verf.
len erworbenen über, die je nach ihren
chen in 3 Klassen zerfallen:

) Solche, die in Folge von Verkrümmungen
chbarter Gelenke entstehen und ähnlich zu
iren und aufzufassen sind wie die compen-
den Krümmungen bei den Rückgratscurva-
. So findet man ein Genu valgum fast
r bei Pes varus, ebenso zuweilen bei einer
benen Ankylose des Hüftgelenks in addu-
Stellung des Oberschenkels, während der
gengesetzte Zustand ein Genu varum bei
entsprechenden Verkrümmungen im Fuss-
Hüftgelenk vom Verf. nicht beobachtet

Verkrümmungen in Folge von Krankhei-
r Nerven und Muskeln des Beins, Diffor-
n, die bei Lähmungen einzelner Muskeln
luskelgruppen durch Contractur der Anta-
en entstehen. Meisten Theils handelt es
m eine Contractur des Biceps, die also
nu valg. mit Rotation des Unterschenkels
ussen bedingt.

Difformitäten durch Krankheiten des Knie-
s selbst bedingt, die häufigsten. Verf.
sie in 3 Unterabtheilungen:

olche, bei denen die normale active und
assive Beweglichkeit erhalten ist;

o weder active noch passive Bewegungen
öglich sind und endlich

olche, wo die active Beweglichkeit ganz

oder zum grössten Theil aufgehoben, d
gegen eine abnorm grosse passive Bewe
lichkeit vorhanden ist.

Zu den Fällen *ad a* gehört namentlich das Ge
valg. Für die wahrscheinlichste Erklärung d
Zustandekommens der häufigsten Form desselbe
wie sie sich bei jugendlichen Individuen zw
schen dem 10 — 20. Jahre ganz allmälig u
ohne alle entzündlichen Erscheinungen entwickel
hält Verf. folgende. Die Achse des Oberschen
kels bildet schon in normalem Zustande mit d
des Unterschenkels einen geringen nach auss
offenen Winkel. Jede Belastung des Körpe
sei es durch eine auf dem Rücken getrage
Last, oder ein an den Armen hängendes Gewic
sowie schon das Gewicht des Körpers selb
wird das Bestreben haben, diesen Winkel
verkleinern. Tritt nun zu diesen durch die no
male anatomische Anlage gesetzten günstig
Bedingungen eine grade in der Zeit des schn
len Wachsthums sehr häufig beobachtete E
schlaffung des Bandapparats, dessen Festigk
für gewöhnlich dem gen. Bestreben ein ausre
chendes Gegengewicht giebt, so wird die natü
liche Folge hiervon, in specie einer abnorm
Nachgiebigkeit des Lgt. laterl. int. eine stärke
Abduction des Unterschenkels sein und je me
diese schon gewachsen ist, um so günstiger g
stalten sich noch die Bedingungen für die ferne
weite Einwirkung der gen. mechanischen Momen
um so leichter wird es sein, den Winkel no
mehr zu verkleinern.

Die bei der in Rede stehenden Abnormit
nach der Ansicht des Verf. wahrscheinlich e
secundär (nach der Dehnung des Lgt. laterl. i
sich entwickelnden Abnormitäten an den Knoch
des Kniegelenks, hatte er Gelegenheit an

Digitized by Google

Leiche eines alten seit langer Zeit an Genu valg. leidenden weiblichen Individuums genau zu studiren.

Die hervorstehendsten Veränderungen waren eine Hypertrophie und Verlängerung der Condyl. int. fem. nach unten, sowie Atrophie und Abflachung des Condyl. ext. f. Die hintere Gelenkfläche beider Condylen verhielt sich normal.

Aus diesem Befunde erklären sich 2 Eigenthümlichkeiten des Genu valg.: aus dem normalen Verhalten der hinteren Gelenkflächen das Verschwinden der Abduction des Unterschenkels bei rechtwinkliger Beugung desselben, aus der grössern Prominenz und Convexität des Condyl. int. f. die Rotation des Unterschenkels nach aussen bei der Streckung des Knie's. Der Condyl. int. tib. musste beim Uebergang aus der Beugestellung in die Streckung in derselben Zeiteinheit einen grösseren Weg zurücklegen, als der Condyl. ext. tib.; daraus resultirt nothwendig eine Rotation des Unterschenkels nach aussen bei dieser Bewegung, begünstigt durch die die Drehung erleichternde Abflachung des Condyl. ext. fem.

Die Fälle *ad b* begreifen die Ankylosen des Kniegelenks. Die Aufgabe der Therapie wird sich in fast allen Fällen der Art auf eine Stellungsverbesserung, d. h. auf eine Streckung des in winkliger Stellung ankylosirten Gelenks beschränken. Was die Zeit der Streckung anbelangt, so hält Verf., vorausgesetzt dass uns überhaupt eine Wahl bleibt, es für zweckmässiger, dieselbe vor dem gänzlichen Ablauf der Entzündungen zu bewerkstelligen. Je später wir die Streckung machen, um so mehr wachsen die zu überwindenden Widerstände und damit auch die Grösse des Eingriffs, um so grösser

wird die Gefahr, die in die gebildeten bede
tenden Narben etwa eingebetteten grossen G
fässe und Nerven der Kniekehle mit zu durc
reissen, und endlich beobachtet man bisweile
dass, wenn die Streckung erst nach gänzliche
Ablauf der Entzündung vorgenommen ist, d
Unterschenkel keine feste Verwachsung mehr m
dem Oberschenkel eingeht. Andererseits ru
eine noch während des Bestehens einer mässig
Entzündung vorgenommene Streckung meiste
theils nur eine bald vorübergehende Steigeru
derselben hervor.

In den Fällen, die erst nach gänzlich abg
laufener Entzündung zur Behandlung komme
hält H. die forcirte Streckung in der Chloroform
narkose für das beste Verfahren. Blutige Op
rationen zur Beseitigung solcher winkligen A
kylosen, die so fest sind, dass auch eine m
grosser Gewalt versuchte forcirte Streckung g
keinen Effect hat, dürfen wegen ihrer Gefäh
lichkeit nur auf den dringenden Wunsch d
Pat. unternommen werden.

Die Fälle *ad c* entstehen am häufigsten, wen
eine seit längerer Zeit ohne erhebliche Verä
derungen an den Gelenkenden bestehende, haup
sächlich nur durch narbige Verkürzung der hi
teren und seitlichen Theile der Gelenkkaps
bedingte winklige Ankylose durch Dehnung un
Zerreissung der verkürzten Theile der Kaps
gestreckt wird und dann beim Ausbleiben ein
heftigeren reactiven Entzündung keine feste Ve
bindung zwischen Ober- und Unterschenkel e
zielt ist, während die durch die lange Unthä
tigkeit atrophirten Muskeln gar nicht oder nu
noch im geringen Grade zu functioniren i
Stande sind. Je länger der Zustand daue
desto mehr atrophiren die Muskeln und dest

Digitized by Google

esser wird die Erschlaffung der Kapsel und mit auch die Ausgiebigkeit der passiven Bewegungen. Verf. beobachtete 2 Fälle, in denen Unterschenkel sogar in erheblichem Grade erextendirt werden konnte. Dass ein solcher fand es dem Kranken unmöglich macht, sich betreffenden Beines als Stütze zu bedienen, auf der Hand.

Linden bei Hannover. Dr. Harling.

---

den danske Erobring af England og Norman- Ved J. J. A. Worsaae. Kjöbenhavn for- af der Gyldendalske Boghandling. 1863. Seiten in gross Octav.

as hier genannte Buch war mir nicht be-, als ich den Aufsatz über die Quellen der indung der Normannischen Herrschaft in reich (Nachrichten 1866 N. 6) schrieb. Ich es in der Erwartung zur Hand, hier eine ändige kritische Darstellung des wichtigen nisses und dadurch Gelegenheit zur weite- rüfung der gewonnenen Resultate zu fin- Diese Erwartung ist getäuscht. Das Buch Vorsaae giebt überall nur eine mehr allge- gehaltene, nicht in das Detail, am wenig- las Detail kritischer Forschung eingehende lung, bei der wohl die Quellen eingesehen die sich aber vielfach auch an neuere Be- ungen hält. Hier ist besonders Depping t, ausserdem auf Munch, Det norske Folks ie, Rücksicht genommen, und ich bin ch darauf aufmerksam geworden, dass ich ndere (namentlich auch Dümmler in seiner

Geschichte des Ostfränkischen Reiches und dem interessanten Aufsatz Zur Kritik Dudos von St. Quentin in den Forschungen VI, H. 2) mit Unrecht diese Arbeit unberücksichtigt gelassen.

Munch (I, S. 654 ff.) erkennt den sagenhaften Charakter von Dudos Darstellung durchaus an, weist darauf hin, wie Wilhelm von Jumièges einzelnes später aus dänischen Sagen, die über England nach der Normandie gekommen, hinzugefügt habe (S. 664 N.); bemerkt, dass in der Angelsächsischen Chronik die Namensform Rodla (oder Rolla) auf eine Ableitung dieses späteren Textes aus Dudo hinweise (S. 669 N.). Die Ehe Rollos mit der Gisla verwirft er entschieden (S. 670), geht aber zu weit, wenn er meint, es sei dies vielleicht gar kein Eigennamen gewesen, nur die Bezeichnung für die Königstochter, die dem Gotfried gewissermassen als Geisel gegeben; er lässt den Vertrag mit Karl gelten, glaubt aber nicht an die Uebertragung der Bretagne; er untersucht auch, wie das Verhältnis Rollos zu Karl und der Grossen zu ihrem Herzog war, will dort wenig von Lehnsabhängigkeit, hier dagegen wohl zu viel von lehnsmässiger Vertheilung des Landes annehmen (S. 677). Er giebt ausserdem (S. 654) den Bericht einer späteren Historia Norwegiae, die mir nicht zugänglich war, und deren Erzählung selbständig neben Snorri steht: ein gewisser Rodolf nahm mit einer näher beschriebenen List Roda (Rouen) ein, unterwarf sich darauf die ganze Landschaft die nach seinen Begleitern Normannia genannt ward, heirathete die Wittwe des getödteten Grafen und zeugte mit ihr den Sohn Wilhelm. Nachher griff er die Friesen an, ward aber von einem Stiefsohn in Holland erschlagen. Das Letzte, meint Munch (S. 671), könne eine Verwechse-

Digitized by Google

lung mit eben jenem Gotfried sein, der schon zu der Uebertragung der Nachricht von der Heirath der Gisla Anlass gegeben, da dieser wirklich in Friesland erschlagen ward. Von historischem Interesse ist ausserdem, was über die Einwirkung der Normannen auf das Land, über nordische Ortsnamen (dies nach einem Aufsatz von Petersen, Om Stedsnavne i Normandiet) und anderes beigebracht wird.

Dies Letzte nimmt besonders Worsaae auf und führt es etwas weiter aus (S. 176 ff.). Wenn aber Munch wie alle Früheren eine wenigstens überwiegend norwegische Bevölkerung in der Normandie annimmt, so findet er, wie überall, auch hier Dänen. Er beruft sich dafür vor allem auf Dudo, der allerdings von Dani, Daci, Dacigenae spricht, was Munch (S. 654) daraus erklärt, dass er zu der Zeit schrieb, da Knud der Mächtige der dänischen Herrschaft weithin im Westen Ansehn und Ruhm erworben hatte, verwirft das Zeugnis des Snorri (S. 288 N.) oder will es wenigstens nur insoweit gelten lassen, dass Rollo persönlich ein Norweger gewesen sein möge, seine Begleiter aber grossentheils Dänen (S. 141); wenn er aber meint, auch Munch gebe das zu oder nehme nur eine angeblich norwegische Herrschaft auf der jütischen Halbinsel als Heimath für diese Normannen in Anspruch, so thut er den Worten desselben jedenfalls Gewalt an; Munch giebt nur zu (S. 650 N.), dass vorher bei den Zügen in den 70er und 80er Jahren des 9ten Jahrhunderts, wo nach seiner Meinung die Mehrzahl aus Normannen bestand, auch manche Dänen theilgenommen und dänische Fürsten eine Zeitlang den Oberbefehl geführt, und dass dann Reste dieser Schaaren später sich Rollo angeschlossen haben mögen; er bemerkt ausdrücklich (S. 680), dass einzelne Na-

men auf norwegische, nicht dänische Formen zu rückweisen, was Worsaae übergeht.

Die Eroberung der Normandie ist diesem nur ein Theil der grossen Thaten, welche die Dänen in den früheren Jahrhunderten ihrer Geschichte vollbracht haben und die er im Zusammenhang darzustellen gedenkt. Er beginnt mit der ersten Ausbreitung der Dänen im Norden, wo er wenigstens anerkennt, dass die Angeln Deutsche waren, die alten Jüten dagegen als Dänen in Anspruch nimmt (S. 10. 13), und geht herab bis zu den letzten Berührungen zwischen Dänemark und England im 15. Jahrhundert. Die Eroberung dieses Landes durch Svend und Knud und die spätere durch Wilhelm von der Normandie werden gleichmässig zur Aufgabe gerechnet, vorher die Züge und Niederlassungen der Dänen und Normannen in England und Frankreich geschildert, alles nicht eigentlich auf Grund neuer selbständiger Forschung, sondern mehr nur mit dem Streben den grossen Zusammenhang in diesen Ereignissen und die Bedeutung des dänischen Elements für die Geschichte dieser Lande und Europas überhaupt nachzuweisen. So fehlt es nicht an Ungenauigkeiten im Einzelnen*), und auch mit der gesammten Auffassung kann man sich nicht ganz befreunden. Aber es hat immer Interesse diesen wichtigen Theil mittelaltriger Geschichte so für sich bearbeitet und manche Einzelforschung neuerer Zeit verwerthet zu sehen. Besondere Rücksicht nimmt der Verf. auf Mün-

*) S. 14 wird angeblich aus Gregor von Tours III, 3 erzählt, ein fränkischer König sei zum Dänenkönig Chochilaich geflüchtet, wovon kein Wort dort steht, ebenso wenig dass dieser einen Einfall in »Flandern« machte; S. 16 lässt Karl des Grossen Reich Sachsen nur zwischen Rhein und Weser umfassen; S. 17 ist beim angelsächsischen Bretwalda auf Kembles Forschungen keine Rücksicht genommen; S. 152 heisst Heinrich I. Kaiser.

zen und andere Denkmäler des Alterthums, die wohl mehr als die eigentliche Geschichte das Gebiet sind, auf denen er heimisch. Aber auch hier machen sich nationale Vorurtheile geltend, wenn z. B. die angelsächsischen oder richtiger deutschen Runen als skandinavisch in Anspruch genommen werden (S. 8; vgl. 410).

Dass die Normannen in Frankreich und die Dänen in England einen bedeutenden Einfluss geübt, unterliegt keinem Zweifel; dass die normannische Wanderung und Eroberung ein wesentlicher Factor in der Geschichte des Mittelalters ist, kann niemand verkennen. Aber der Verf. hat schwerlich Recht, wenn er die Verhältnisse in jenen beiden Ländern sich vielfach gleich stellt, gleichmässig hier eine verkommene Bevölkerung durch die Nordländer regenerieren lässt. Das gilt von der Normandie, wo es vorher so gut wie keine germanischen Elemente gab, keine Einwanderung der Franken stattgefunden hatte, und später von Süditalien, aber nicht, wenigstens nicht in gleichem Masse von England, wo die Angelsachsen, wenn auch z. Th. verweichlicht und alter Kraft beraubt, doch entfernt nicht in solchen Zuständen wie dort die Romanen sich befanden, wo auch gerade weiterer Verfall zum Theil auf die Dänen zurückgeführt wird (S. 231). Manches was dänisch sein soll unterliegt noch grossen Bedenken. Mehr als zweifelhaft ist z. B. was über den Antheil der Dänen an Begründung der Jury in England gesagt (S. 385), ganz verkehrt, wenn der normannischen Eroberung die Begründung des »kräftigen Bollwerks der Volksfreiheit« in England zugeschrieben wird (S. 418). Der Verf. wiederholt hier vielfach nur was er in einer früheren Schrift über den Einfluss der Dänen auf England näher ausgeführt hat, vielleicht hat er seine Ansicht seitdem etwas ermässigt; immer aber scheint

er mir was thatsächlich vorliegt zu überschätzen. Was beweisen einige hundert oder selbst tausend von Namen und Worten, die sich auf das Nordische zurückführen lassen, was einzelne Gebräuche und Rechtsgewohnheiten, die hieher stammen mögen, wenn im ganzen Sprache, Schrift, Recht, Sitte überall den germanisch-deutschen oder den normannisch-romanischen Charakter zeigen? Die Dänen haben in England viel mehr angenommen als mitgetheilt, vielmehr ihre Cultur entwickelt als der vorgefundenen neues zugetragen. Der Einfluss des nordischen Elements in der europäischen Geschichte ist, wie gesagt, darum *nicht* gering anzuschlagen. Aber er macht sich mehr in anderen Verhältnissen geltend, vor allem *in* dem aus der Verbindung mit dem Romanischen und dem Christenthum erwachsenen eigenthümlichen kriegerischen und ritterlichen Wesen, das bis zu den Kreuzzügen hin eine so bedeutende Rolle spielt. G. Waitz.

Histoire de la Terreur, 1792—1794, d'après les documents authentiques et des pièces inédites. Par Mortimer-Ternaux. Tome V. Paris, Michel Lévy frères, 1866. 573 Seiten in Octav.

Nachdem der Verf. das siegreiche Vordringen von Dumonriez in Belgien, die Besetzung von Mainz und Frankfurt durch Custine und die Eroberung und Annexion von Savoyen besprochen hat, wendet er sich, an die Darstellung des vorhergehenden Bandes*) anknüpfend, den Parteikämpfen in Paris wieder zu, welche nach den Ereignissen des 10. August und der Septembertage heftiger als zuvor durchbrechen mussten. Die Stellung des Gemeineraths der Hauptstadt zu der National-Versammlung, die Erneuerung des ersteren durch einen Wahlact, an welchem

*) Jahrgang 1865. S. 464 ff. in diesen Blättern.

Digitized by Google

sich kaum der zehnte Theil der Wahlberechtigten betheiligte und die bald heimlich, bald offen hervortretende Theilnahme von Girondisten und Jacobinern an der hieraus erwachsenden Bewegung werden einer exacten Untersuchung unterzogen. Den eigentlichen Mittelpunct dieses Bandes finden wir in dem Process des Königs, der mit allen seinen Incidenzpuncten und den in ihm sich abspiegelnden Färbungen der Parteien schrittweise verfolgt wird; ein Schauerstück, für dessen Composition es nicht der glühenden Phantasie des Poeten bedurfte. Den Thatbestand verzeichnen die Acten und officiellen Mittheilungen und es kam sonach nur darauf an, Stimmungen und Ansichten nach ihrem Gestalten und Reifen zu belauschen, Betrüger und Betrogne, verzagte und muthige Anhänger der Wahrheit und des Rechts, Exaltirte, kalt berechnende Egoisten und Männer, welche die Glorie vollendeter Brutalität davon trugen, rechtzeitig und nach ihrer Eigenthümlichkeit ungeschminkt hervortreten zu lassen.

Diese Aufgabe hat der Verf. mit feinem Tact zu lösen verstanden. Die meisten der im Verlaufe dieses Processes gehaltenen Reden und Kundgebungen sind bekannt und Ref. beschränkt sich deshalb auf das Hervorheben von Einzelnheiten, die weniger in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Dahin gehört namentlich die Declamation, in welcher sich der durch seinen Common sense berühmt gewordene amerikanische Publicist Thomas Payne bei Gelegenheit der Debatte über den in den Tuilerien entdeckten eisernen Wandschrank gefiel. »Es hat sich, lautet seine Aeusserung, unter den brigands couronnés de l'Europe eine Verschwörung gebildet, welche die Freiheit aller Nationen bedroht, und man darf nicht in Zweifel ziehen, dass Ludwig XVI zu dieser horde de conspirateurs gehört; jetzt befindet sich derselbe in unserer Gewalt und ein gegen ihn durchge-

führter Process wird alle Völker das Fluchwürdige des monarchischen Systems erkennen lassen; ist aber die Untersuchung zum Schluss geführt, so mag man immerhin gegen den beschränkten und gleich allen seinen Standesgenossen, schlecht erzogenen Mann einiges Mitleid vorwalten lassen.«

»Es sind, sagt der Verf., nachdem er die Hinrichtung des Königs geschildert hat, es sind zwei Generationen von Menschen aus dem Leben gegangen, seit der Todtengräber von la Madelaine die Gebeine Ludwigs XVI eingescharrt hat und die Zeit ist gereift, in welcher man über den Gerichteten und den Spruch seiner Richter ein unbefangenes Urtheil abgeben darf.« Dann fährt er fort: Louis XVI fut un homme bon, charitable, humain. Doué de toutes les vertus domestiques, il ne possédait presque aucune des qualités à un roi. Procédant par boutades dans son interieur, par sobresauts dans le maniement des affaires publiques, il ne sut jamais persister dans aucune ligne de conduite. Tantôt il voulut user de la force el menaça sans frapper, tantôt il voulut recourir à l'inertie et signa sans discuter les décrets qui froissaient ses convictions les plus intimes. Préoccupé avant tout d'éviter la guerre civile, il l'organisa en donnant sa sanction aux lois de l'Assemblée constituante sur le serment ecclésiastique. S'étant sans cesse étudié à éviter le sort de Charles I, il succomba comme lui; mais, hormi la fin, tout entre eux devait être différent, aussi bien leur conduite pendant les troubles que leur altitude pendant le procès.

Unter den diesem Bande angehängten Notes, éclaircissements et pièces inédites verdienen zwei Gegenstände die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch zu nehmen. Der erste betrifft die Frage, ob in der That der oft berufene pacte de famine jemals existirt habe, und der Verf., wel-

Digitized by Go

cher offen erklärt, dass er eine definitive Lösung derselben zu geben nicht im Stande sei, begnügt sich damit, einige bis dahin nicht bekannte Actenstücke zu veröffentlichen, welche sich auf jenen Leprévost de Beaumont beziehen, der vor dem Revolutionsgerichte die ersten Enthüllungen über den fraglichen pact vorbrachte. Nach diesen Documenten erkennt man in dem Genannten einen Mann, der zwei Jahre lang als unermüdlicher Bittsteller die National-Versammlung mit Gesuchen um Anerkennung seiner Verdienste um den Staat heimsucht und so nachdrücklich er sich auch als Märtyrer der Freiheit hinstellt, die gewünschte Nationalbelohnung nicht erwirken kann; fügen wir hinzu, einen Mann, der selbst von denen, die in der Annahme eines Scheinbeweises des pacte de famine nicht eben wählerisch gewesen sein würden, als ein der Berücksichtigung nicht würdiges Subject angesehen wurde.

Von ungleich grösrerem Interesse ist der zweite Gegenstand; er betrifft die Eisentruhe in der Wand der Tuilerien und die Angabe, welche der Verfertiger derselben, der Schlosser Gamain, nachdem er dem vom Könige auf ihn gesetzten Vertrauen mit Verrath gelohnt hatte, über eine durch Letzteren persönlich an ihm geübte Vergiftung vorbrachte. Ref. darf den hierauf bezüglichen Aufsatz des Bibliophilen Jacob, wie solcher auch in dem Geschichtswerke von Louis Blanc Aufnahme gefunden hat, als bekannt voraussetzen und es handelt sich sonach nur um eine Prüfung der Wahrheit jener entsetzlichen, auf dem unglücklichen Könige lastenden Anschuldigung. Zunächst stellt sich hier eine Menge der schärfsten Widersprüche zwischen der beim Convent eingereichten Eingabe Gamains und den Mittheilungen heraus, die der Bibliophile von demselben empfing. Von nicht geringerer Erheblichkeit ist der Umstand, dass der Schlosser be-

reits im November 1792 die Existenz des Wandschranks zur Kunde brachte und erst 18 Monate später, als das Königspaar nicht mehr dem Leben angehörte, eine unmittelbare Widerlegung der Anklage also nicht möglich war, vor den Volksvertretern, die ihm eine lebenslängliche Pension von 1200 Livres auswarfen, seiner Vergiftung gedenkt. Nun begründen freilich die beiden obengenannten Autoren die Thatsache damit, dass der Convent solche für notorisch anerkannt und die Aufnahme der hierauf bezüglichen Verhandlungen in das Bulletin anbefohlen habe »pour faire connaître à l'univers entier la profonde scélératesse du dernier tyran des Français«. Aber sie übersehen, dass der Convent schliesslich doch für klüger hielt, von der Veröffentlichung abzustehen, und zwar zu einer Zeit, wo am wenigsten Bedenken vorwaltete, die Anschuldigungen gegen Louis Capet zu häufen. Der Bibliophile Jacob schliesst seine Darstellung mit der Erklärung, dass er den König allerdings für unfähig halte, jenes Verbrechen begangen zu haben, dass aber die Vergiftung Gamains jedenfalls keinem Zweifel unterliegen könne. So weit glaubt der Republicaner Louis Blanc nicht gehen zu dürfen; bei ihm heisst es: »l'histoire est réduit à des conjectures; si c'est trop peu pour absoudre, c'est aussi trop peu pour condamner«. Dagegen spricht der Vf. des vorliegenden Werks seine Ueberzeugung dahin aus, dass Gamain die Lüge auf den Verrath habe folgen lassen, um Letzteren zu beschönigen und fügt hinzu: »Il n'a parlé du prétendu attentat commis sur sa personne à aucune des personnes qui ont pu être en rapport avec lui à raison de la découverte de l'armoire de fer; il n'en a ouvert la bouche que plus de quinze mois après la mort de Louis XVI, plus de six mois après la mort de Marie Antoinette, lorsqu'il était devenu impossible de contredire ses assertions«.

Digitized by Goog

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück. 24. October 1866.

Travels and Discoveries in the Levant by C. T. Newton, M. A. Keeper of the greek and roman antiquities, Britisch Museum. With numerous illustrations. In two volumes. London 1865.

Sieben Jahre lang (1852 — 1859) hat sich Herr Newton im griechischen Archipelagus aufgehalten und die mannigfachen Erfahrungen, welche er in seiner amtlichen Stellung als englischer Consul in Mytilene und Rhodos und in der Ausführung archäologischer Untersuchungen auf den Inseln und Küsten Kleinasiens gemacht hat, sind in diesem Buche mitgetheilt, welches die in jener Zeit geschriebenen Briefe mit manchen späteren Zusätzen enthält. Sein Hauptgesichtspunkt war immer Erwerbung von Kunstwerken für die britischen Sammlungen, und darum sind auch in diesem Buche keine eingehenderen Untersuchungen über Geschichte und Topographie der Gegenden enthalten, in welchen derselbe länger verweilte. Ausserdem sind die wichtigen Resultate seiner Reisen und Ausgrabungen theils durch Zeitschriften, theils durch

das Prachtwerk des Verf. über Halikarnass längst bekannt geworden. Indessen haben diese Briefe dennoch ein grosses Interesse für die Freunde des griechischen Alterthums, indem sie das inzwischen Veröffentlichte vielfach ergänzen und uns von allen Kreuz- und Querzügen des unermüdlichen Reisenden, von allen seinen Unternehmungen, welche zum Theil für die Wissenschaft so ausserordentlich wichtige Erfolge gehabt haben, von seinem ganzen Leben und Treiben zwischen Griechen und Türken ein zusammenhängendes, lehrreiches und anziehendes Bild geben. Denn der Verf. hat nicht nur einen feinen und sehr geübten Sinn für die Kunst des Alterthums, die er in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Volksleben aufzufassen sucht, sondern er weiss auch die gegenwärtige Welt, die sich auf dem klassischen Boden bewegt, mit klarem Auge zu beobachten und giebt uns manches Neue über die aus dem Alterthume erhaltenen Sitten und Gewohnheiten. Der bunte und mannigfaltige Inhalt gestattet nur Einzelnes aus den Mittheilungen und Beobachtungen des Verf. hervorzuheben, welche sich auf eine Reihe der wichtigsten Plätze am ägäischen Meere erstrecken.

Was Athen betrifft, so freute es mich, zu sehen, dass N. unter allen Grabmonumenten, welche er beim Antritte seiner Periegese daselbst mustert, die Marmorurne als besonders wichtig hervorhebt, welche von mir in Gerhards Arch. Zeitung 1864 N. 83 herausgegeben worden ist. Mit seiner Beurtheilung dieses Kunstwerks finde ich mich ganz in Uebereinstimmung, nur ist es mir fraglich, ob das flachere Relief, in welchem die beiden sitzenden Frauen dargestellt sind, dazu bestimmt gewesen sei, die grössere

Digitized by Go

Ferne dieser Figuren auszudrücken; es scheint mir vielmehr deutlich, dass sie als eine spätere Zuthat anzusehen sind. N. benutzte seine Anwesenheit in Attika, um die eben zum Vorschein gekommenen Inschriften des Amphiaraion abzuschreiben, mit deren Veröffentlichung ihm aber Preller in den Berichten der Sächs. Ges. der Wiss. 1852 zuvorgekommen ist. Ueber Constantinopel, wo N. die Ivanoffsche Sammlung mit dem aus Tralles stammenden Satyrkopfe von rothem Marmor (I S. 46) und das Museum des Seraglio mit der vortrefflich erhaltenen und künstlerisch ausgezeichneten Reliefplatte aus dem Amazonenkampfe des Mausoleums beschreibt (siehe die Abbildung S. 44), geht N. nach seinem Bestimmungsorte Mytilene. Die Alterthümer dieser Insel sind inzwischen durch Boutan und besonders durch Conze näher bekannt geworden und wir erhalten nur einzelne Nachträge aus N's Briefen. So hat N. in der Nähe des Dorfs Morea bei einer warmen Quelle eine Felsinschrift gefunden, deren geringe Ueberreste hier eine Dedikation der Walkerinnung voraussetzen lassen. Ein merkwürdiger Fund war der Stein mit der Ehreninschrift auf Pompeius, auf seinen Freund und Geschichtschreiber Theophanes und Potamon (siehe Arch. Zeit 1854 S. 515*); der Stein wurde gerade bei einem Hausbaue als Fensterpfosten versetzt, als N. vorüberging und die Inschrift erkannte. Es gelang ihm, von dem Hausbesitzer, dem er für seinen Zweck einen anderen Stein lieferte, die Inschrift für das britische Museum zu erwerben. Nicht so glücklich war er in Eresos, wo er den von Conze abgeschriebenen und von Sauppe erklärten Inschriftstein, der die Aktenstücke in Sachen der Tyrannen von Eresos und ihrer Nachkommen ent-

hält, in der Irenenkapelle auffand und dann im Vertrauen auf eine vom Pascha ausgestellte Vollmacht mit einem Ochsengespann anrückte, um den Stein zu entführen; indessen wurde derselbe von dem Grundeigenthümer und dessen fanatisirter Frau mit solcher Energie vertheidigt, dass der englische Consul unverrichteter Sache den Kampfplatz räumen musste. In der Inschrift zu Ehren der Tochter des Deiotaros liest N. vollständiger als Conze S. 19 den Namen *Ἀλλοβογιώνα.*

Den Bemerkungen über lesbische Alterthümer folgen Ausflüge nach Salonichi und Gallipoli; hier beschreibt N. ein Nymphenrelief mit einer Pansgrotte (zu der von Michaelis in den Annalen 1863 behandelten Gattung von Kunstwerken gehörig) und ein Stück jenes merkwürdigen Vorraths von Silbergeräth mit Inschriften, der in Lampsakos zum Vorschein gekommen ist (vgl. Arch. Zeitung 1848 S. 110*). Auf einem Löffel im Besitze des H. Sitrides steht: *ὃς δὲ Κόρινθον ἔναιε θυμοῦ κρατέειν Περίανδρος.* Die Rückseite enthält die Worte: *ὅταν μισῇ σε ἡ φίλη σου.* — Dann folgt eine Tour durch die Troas. N. vermisste auf der Höhe von Bunarbaschi noch alle Spuren von Befestigung und die Thonscherben, wie sie das Lokal alter Städte zu kennzeichnen pflegen. Inzwischen ist nun durch die Ausgrabungen des Herrn von Hahn dem ersten Mangel abgeholfen, und man begreift kaum, dass noch immer gezweifelt werden kann, wie dies von Seiten des Vfs geschieht. Von grösserem Interesse ist sein Ausflug in die Umgegend von Alexandreia Troas und namentlich die genauere Beschreibung der östlich von Al. gelegenen hohen Felsburg mit mächtigen Polygonmauern und verschiedenen Thoren, jetzt Chigri

reisen; von Leake z. B. für das teutsche Element, theils gelehrte, theils ungelehrte Wahrheiten.

Ausgelassen von Newton wurden, von Calvert naturkundige, bleiben erlaubte, weil man sie nicht entbehren kann, Bemerkungen.

Nr. 1833 erfolgt die Einleitung von Newton, die auch gänzlich N. 1833 ist, und diesen Ersatz für eine, die den eigentlichen Anfang macht, unentbehrlichen Thätigkeit. Für die Topographien ist Leake, für die Naturkunde ist Calvert, wie es scheint, hier auch durchaus an einer guten Terminologie, welche es möglich macht, Bemerkungen zu machen, und sie mitzutheilen, Autorität; Newton aber ist nöthig, um sie in Ruhe, worüber nach dem Hause für diese Stadt, das auf seinem Grunde steht, Rath zu suchen pflegt, ob die als Ansprüche gemachten Bemerkungen, die Calvert machte, die jüngst Verstorbene hier machte, Autorität für ein Stadt lag, und es unthulich war sehr gleichgültig die zwei Reisen von Newton, Wahrheiten auf einem erhöhten Terrain stehen und nach Wahrheiten, die Calvert machte, Wahrheiten, Resultate der Stadt Rechte beanspruchen. Es stellt leuten an der Westküste Uebersetzer einen Bemerkungen gefunden zu haben und nimmt sie, um sie hier aus ein Kanal nach der Oberfläche Bemerkungen, Wahrheiten, Resultate, die Wahrheiten, Resultate, die Wahrheiten, Resultate, von den folgenden Meere in die Gefäße der Stadt Wasserversorgung einfließt und in die Höhe, wo man Wasserbedürfniß hat, Wasser aus Wasserversorgung einfließt und in die Höhe, wo man Wasserbedürfniß hat, Wasser zu empfangen hat. Es braucht ein, dem, was dem Menschen nöthig ist, Wasser zu geben, Kanal darum Bild von der alten Gestalt ge-

wonnen wird. An der Nordküste der Insel wurde N. schon damals auf die Umgegend von Kalavarda aufmerksam, weil sich hier bei den Bauern eine auffallend grosse Menge von sehr alterthümlichen Thongeschirren vorfand, die nur aus Gräbern stammen konnten. Diesen Spuren sind später (Frühjahr 1859) Biliotti und Salzmann nachgegangen und sind so zur Auffindung der überreichen Nekropolis von Kameiros gelangt, welche zu den folgenreichsten Entdeckungen der jüngsten Zeit gehört. Es gelang N. noch kurz vor seinem Abschiede vom Oriente einen ansehnlichen Theil der dort gefundenen Alterthümer für das Br. Museum zu erwerben, und dazu sind später noch sehr werthvolle Gegenstände hinzugekommen, wie namentlich die 1862 gefundene, von N. besonders herausgegebene Amphora mit Peleus und Thetis. Die Auffindung dieser Kunstschätze bezeugt, was schon die Numismatik von Rhodus vermuthen liess, dass Kameiros einst die bedeutendste Stadt der ganzen Insel war. In der Nähe fand N. auch künstliche Glasarbeiten und Schleudersteine. Aus dem von Ross entdeckten Heiligthume des Apollon Erethimios, dessen Identification mit *ἐρυσίβιος* p. 238 sehr bedenklich ist, hat N. einen Inschriftstein mit Listen von Priestern erworben.

Von den benachbarten Inseln sind besonders Kos mit Kalymnos näher untersucht worden. Auf letzterer Insel fand sich bei Damos ein sehr ergiebiges Gräberfeld am Fusse des Berges und am Rande des anbaufähigen Grundes gelegen; die Gräber selbst waren in alten Steinbrüchen angebracht; man sieht, wie sparsam in jeder Weise der Boden benutzt wurde. Es sind dort ansehnliche Kammern im Felsen ausgehauen mit Thoren, und über denselben Stufen eines pyra-

Digitized by Go

midalisch ansteigenden Dachs. Merkwürdige alte Namen haften besonders auf der Insel an einzelnen Lokalen; so heisst ein Feld an einer Schlucht δραπέτης; ein Name, der sich ursprünglich wohl auf das Bergwasser in der Schlucht bezieht und das rasche Abfliessen desselben bezeichnet. Aus dem Tempel des Apollon, welcher durch Ross als ein Archiv einheimischer Urkunden bekannt geworden ist, hat N. im Ganzen 64 Bruchstücke von Dekreten zusammengebracht; endlich war N. so glücklich, in der Nähe desselben Heiligthums nur 8 Zoll unter der Oberfläche eine Broncevase mit getriebnem Hochrelief zu finden; es stellt Boreas und Oreithyia vor und ist, wenn auch an Feinheit der Arbeit nicht mit den sog. Broncen von Siris zu vergleichen, doch immer den besten Ueberresten dieser Kunstgattung zuzurechnen, wie die Abbildung zeigt (p. 330).

Im zweiten Bande giebt N. Nachträgliches über Mytilene und berichtet dann über die auf Lord Napier's Veranlassung von ihm unternommene erste Ausgrabung des Schlangengewindes auf dem Atmeiden zu Constantinopel. »The serpent, sagt N., appears like a hollow twisted Byzantine column and being placed in the centre of the tank has probably been used at some period as a fountain.« Da auch von anderen Seiten daran gezweifelt worden ist, ob die Schlangensäule wirklich einmal Fontäne gewesen sei, so bemerke ich, dass in der Pariser Bibl. aux estampes sich ein Band Zeichnungen befindet (desseins anonymes), darunter eine Reihe von Blättern Gai gezeichnet (Sammlung von Gaignières an Ludwig XIV. geschenkt); auf einem derselben ist die Schlangensäule als Fontäne gezeichnet, mit einem runden, das Wasser auffangenden Bassin. Was aber die Würdigung des ganzen Erzwerkes betrifft, so

hatte N., der ohne Zweifel ein sehr feines und sehr geübtes Stilgefühl in Betreff griechischer Kunstwerke besitzt, ursprünglich kein anderes Urtheil, als dass das vorhandene Schlangengewinde ein byzantinisches Produkt sei (a Byzantine restoration of the original p. 34). Er vermisst sowohl an dem Schlangenkopfe wie an dem Schlangengewinde die Kennzeichen hellenischer Kunst. Nachher glaubte er der Evidenz äusserer Gründe sein Urtheil unterordnen zu müssen. Ich verweise hier nur auf die Verhandlungen in der arch. Gesellschaft zu Berlin (Arch. Zeitung 1865. S. 56*), wo ich zu zeigen suchte, dass die Frage über das Monument wenigstens als eine offene anzusehen sei und dass die angenommene Unfähigkeit der Byzantiner, in Constantinischer Zeit ein solches Werk hervorzubringen und alte Inschriften so genau zu copiren, ein sehr schwaches Argument für die Echtheit des Monuments sei. Was die Inschrift betrifft, so giebt ja auch Bötticher im Nachtrage zum Verzeichnisse der Abgüsse Berlin 1866 S. 11 zu, dass die solenne Dedikationsinschrift auf das Fussgestelle des Weihgeschenkes gehört, dass auch der platäische Dreifuss ein solches Bathron gehabt haben müsse und dass bei einer solchen Aufstellung Niemand im Stande gewesen sein könne, die Inschrift, wie sie jetzt angebracht ist, auch nur wahrzunehmen. Ist das etwa ein Beweis für die Echtheit des Werks und seiner Inschrift, einer Inschrift, die zu den feierlichsten und wichtigsten Urkunden der hellenischen Geschichte gehörte?

Der übrige Theil des zweiten Bandes beschäftigt sich vorzugsweise mit den Ausgrabungen in Halikarnass, worüber in diesen Blättern (1862 S. 1136 f.) gehandelt worden ist. Eine wichtige

Zugabe ist die erst in diesem Buche gegebene Abbildung der aus 65 Fragmenten glücklich zusammengesetzten Maussolosstatue und der weiblichen Figur gleicher Grösse, bei welcher die vollständige Zusammenstellung aller Theile erst nach Vollendung des grossen Werks über Halikarnass gelungen ist. Nach N. hat diese Frau als Wagenlenkerin neben Maussolos gestanden, wie Kyrene neben Battos, Athena neben Herakles. Diese Ansicht unterliegt noch manchen Bedenken, wie Stark in Philologus 21. S. 464 schon angedeutet hat. Die ausserordentlich sorgfältige Ausführung namentlich des Faltenwurfs, die musterhafte Vollendung des Details scheint mir gegen die Aufstellung in einer solchen Höhe zu sprechen. Uebrigens ist die Königsstatue, wie sie jetzt als ein Ganzes uns vor Augen steht, eines der merkwürdigsten Denkmäler griechischer Plastik. Die breiten und massiven Gesichtsformen, wie sie uns namentlich in der Vorderansicht entgegentreten, lassen den Barbarenfürsten deutlich erkennen, aber dieser unhellenische Typus ist durch eine hohe, ethische Würde, eine edle Harmonie und Ruhe dergestalt verklärt, dass wir darin ein Meisterwerk der hellenischen Kunst erkennen müssen, welche damit ihre Thätigkeit ausserhalb ihres Vaterlandes und ihres ursprünglichen Wirkungskreises beginnt. Die Bedeutung der weiblichen Figur ist mir noch durchaus räthselhaft. Sehr dankenswerth ist die Darstellung einer weiblichen Figur (II, p. 132) von dem dritten Friese des Maussoleums, von dem etwa 100 Bruchstücke übrig sind. Es ist eine langbekleidete Mädchengestalt in flachem Relief, eine vorgebeugte Wagenlenkerin, ein Bild von der grössten Zartheit und Lebendigkeit.

Ueber die Ausgrabungen in Knidos und am

Digitized by Google

heiligen Wege von Didymaion (hier sind die Forschungen sehr plötzlich abgebrochen und würden mit sicherem Erfolge wieder aufgenommen werden können) ist schon an anderem Orte (G. G. A. 1864 S. 375) berichtet worden und ich mache nur zum Schlusse noch darauf aufmerksam, dass auch über die heutigen Zustände im Archipelagus, über Volkssitten, über die Erhaltung alterthümlicher Gebräuche viel lehrreiche Mittheilungen in den Briefen N's. enthalten sind. Im Ganzen hat N. bei seinem siebenjährigen vielgeschäftigen Leben im Archipelagus ein sehr ungünstiges Urtheil über den Charakter der Inselgriechen und des levantinischen Volks gewonnen, unter dem ein Europäer nicht auf längere Zeit leben könne, ohne von Misstrauen gegen alle Welt erfüllt zu werden (doomed to pass his life surrounded by people who may be described by the ever-recurring phrase applied by Darius to his ennemies in the Behistun inscription »and he was a liar« II. p. 17). Uebrigens erkennt er die überwiegende Betriebsamkeit der Griechen an und bezeugt, dass sie in der Troas und fast an der ganzen Küste des Meers die türkische Bevölkerung nach und nach aus dem Besitze verdrängen (I. p. 125). Er macht auf die grossen Unterschiede der Bevölkerung aufmerksam. Der Rhodier ist Landmann und Grundeigenthümer, der meist vom eigenen Ertrage lebt. Der Mytilenäer, auf Olivenbau angewiesen, ist mehr Geschäftsmann, da mit seinem Erwerbe ein grösseres Risiko verbunden ist; die Mängel der griechischen Olivencultur bespricht N. I, 20 f. Auch über andere Erwerbszweige giebt er Mittheilungen, so über die seit homerischen Zeiten an den karischen Küsten übliche Schwammfischerei; die Schwämme heissen frutta di Calimno (I, 295).

Was die Thunfischerei betrifft, so sieht man noch jetzt die Leute am Bosporus auf hohen Gerüsten sitzend, von wo sie das Zeichen geben, wenn die Züge der Fische ankommen; diese Schildwachen sind die alten *θυννοσκόποι*. N. beschreibt, wie die in den Klöstern erzogenen Künstler umherreisen, um die Kirchen auszubessern oder auszuschmücken, wie die Frauen auf Lesbos noch jetzt ihre gemeinsamen Stickereien zum Festtage des h. Michael machen, wie man den Bildern der Panagia Geldmünzen (wie ein Schönpflästerchen) auf die Backe klebt (vgl. die *νομίσματα πρὸς τὸν μηρὸν χηρῷ κεκολλημένα* Luc. Philops. 20), wie sich in gewissen Kirchen noch Spuren der alten *ἐγκοίμησις* erhalten haben u. s. w. Sehr merkwürdig sind die Beschreibungen der Hochzeitsgebräuche in Macedonien (II, 10) und der Leichengebräuche mit dem Zerschlagen der beim Leichenmale gebrauchten Geschirre; auch die Mitgabe eines Geldstücks, das man dem Todten in den Mund steckt, soll noch in einzelnen Gegenden üblich sein (II, 289).

So viel um auf den reichen Inhalt des Buchs hinzuweisen, welches durchweg mit grosser Frische geschrieben ist. Der Vf. hat ein zu unruhiges Leben gehabt, um den einzelnen Gegenständen eine anhaltende Forschung zuzuwenden; er nennt sich selbst sehr bescheiden nur einen Pionier der Archäologie. Aber um so mannigfaltiger sind die Bilder und Thatsachen, die er aus Vorzeit und Gegenwart uns vor Augen stellt und seine Verdienste um die Erforschung des klassischen Bodens werden in der Wissenschaft unvergessen bleiben.

E. Curtius.

Digitized by

Die Dinka-Sprache in Central-Afrika. Kurze Grammatik, Text und Dinkaisch-Deutsch-Italienisches Wörterbuch. Herausgegeben, mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, von Dr. J. C. Mitterrutzner, Dr. theol., Kapitular des Lateran. Chorherrnstifts Neustift, Mitglied der Akademie der kathol. Religion zu Rom und des Comite's des Marienvereins zur Beförderung der kathol. Mission in Central-Afrika zu Wien, Prof. am k. k. Obergymnas. zu Brixen. Brixen 1866. Verlag von A. Weger's Buchhandlung. XV u. 307 Seiten in Octav.

Hr. Prof. Mitterrutzner, dessen grosses Sprachtalent und umfassende Sprachenkenntniss in weiten Kreisen anerkannt ist, hat sich durch Herausgabe der vorliegenden Grammatik kein geringes Verdienst erworben.

Nachdem sich die Methode sprachwissenschaftlicher Forschung vorzugsweise, ja fast allein, an litterarisch ausgebildeten Sprachen entwickelt, zu einer im Wesentlichen unantastbaren Sicherheit ausgestaltet, und den Grund zu einer wahren Sprachwissenschaft gelegt hat, ist es die umfassendste Kenntniss der mehr oder minder literaturlosen, der eigentlich fast nur gesprochenen, Sprachen — d. i. einerseits der Dialekte der literarischen, andrerseits der Sprachen der uncultivirten Völker — und deren tiefere Ergründung, welche die Sprachwissenschaft ihrem letzten Ziel entgegenzuführen vermögen. Unendlich viel bleibt in beiden Richtungen noch zu thun, aber mit Dank ist anzuerkennen, dass gerade seit der Begründung der Sprachwissenschaft ausserordentlich viel auch schon geschehen ist. Vor allem haben die afrikanischen Sprachen grosse Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sind insbesondre von den

Digitized by Google

Missionären der verschiedensten christlichen Glaubensbekenntnisse mit grossem Eifer erlernt und mit mehr oder weniger wissenschaftlichem Erfolg bearbeitet worden. Die Deutschen nehmen unzweifelhaft hier die erste Stelle ein: Kölle, Barth, Krapf, vor allem Bleek, Pott, Ewald, Fr. Müller und andere haben schon vortreffliches für die Kenntniss der afrikanischen Sprachen geleistet und stellen auch hier einen immer mehr zunehmenden Gewinn an sprachwissenschaftlicher Erkenntniss in Aussicht.

Die Sprache der Dinka, zu deren Erlernung Herr Mitterrutzner in dem anzuzeigenden Werke ein ausgezeichnetes Hülfsmittel dargeboten hat, war bisher so gut wie gar nicht bekannt. Nur weniges aber sehr beachtenswerthes fand sich schon in der kleinen aber sehr lobenswerthen Schrift von A. Kaufmann (Schilderungen aus Centralafrika oder Land und Leute im oberen Nilgebiete am weissen Flusse. Mit einer Karte. Brixen und Linz 1862. Verlag von Weger's Buchhandlung S. 95 ff.). Barth (in seiner Sammlung und Bearbeitung Central-Afrikanischer Vokabularien) hat nur ein und die andre Vergleichung, insbesondre mit dem Mâba, Dor und Bâgrimma hervorgehoben (CCCXVI. CCCXXXII ff.) sonst aber das Dinka nicht berücksichtigt. Die Sammlung des Sardinischen Consul Brun-Rollet (in A. Petermann's Mittheilungen 1861 Ergänzungsh. Nr. 7), welche etwa 300 Wörter enthält, soll (nach Vorr. des vorliegenden Werkes XIV) kaum 30 richtige geben.

Die Negerstämme der *Denka* oder *Dinka*, eigentlich, wie sie sich selbst nennen, *Dschjeng ran-e-Jyeng*, ein Dinka, *tin-e-Jyeng*, eine Dinka] erstrecken sich im Süden der Hügelgruppe, welche *Djebel-Denka* oder *Djebel-Nyemáti* genannt

Digitized by Google

wird, so heißen Solen die Ehe-die-sind. Tz 137 bis 140 stimmen so ziemlich, wie 1 bis 4 Sam. 1 Kön. 1 Chron. 1 Makkabäer, mit unserer Uebersetzung. Im Norden reicht die Sprache bis Tz 141 bis 144 Tyrus, im Süden bis Sesdor bis Ekron und 24 südlicher Länge v. Paris. Das ganze Gebiet ist eine graue Ebene Die Dinka unterscheiden sich in ihrer Sprache natürlich von ihren nordwestlichen Nachbarn den Schilluk, Nuer, Bongo, Mittu und Mittu, den 10° und 7° n. Br. eine Eisblume kühle eben so haben eine sehr hervorragende Stellung in der Sprache. Die Sprache ist reich an Schlaf- und schwache Wurfe. Es kommt vor, besonders (S. 90), daß die Schlaf- und Sprache einander, wie z. B. im Wörterbuch Adhandlung mit der Sprache der Bari Auch von den Nuer- und Schilluk-Sprache ist dass sie eine eigene Sprache sprechen, daß sich Anklänge die Sprache verstehen. Die Schilluk erhalten in nahezu Silbigen — von Nuer Dinka nur durch Vokale. Die Nuer Schilluk die Abgänge, Apok, Abgang, Abgang (Nuer, insofern sie auch dadurch sprechen; wie Tuer, wie verschieden die Tongs, Sch, Sch, Gnak, Lau, Akut und Hemdch. Obgleich ihre Nuer und Schilluk sehr verschieden sind, so trachten sie sich doch gegenseitig zu verstehen, während die Schilluk und Nuer die Dinka nicht verstehen. Die Dinka sind also in ihrer Sprache ursprünglicher nicht verschieden und Kaufmann bemerkt, dass man bei ihnen die Anfänge der Bildung finde, wie indem sie Ton und Vokalwechsel, und arbeiten schon in Bildung. Ihre Sprache ist reich an Vokalen, welche man im Nuer Wörterbuch. Es gibt

unter ihnen sophistische und erfinderische Köpfe; Sprachen und Gesang lernen sie sehr leicht, aber Rechnen macht ihnen grosse Schwierigkeit.

Sie haben die sonderbare Sitte, ihren Kindern etwa im 10ten Jahre die sechs Mittelzähne des Unterkiefers auszubrechen, was auch für ihre Sprache von Einfluss ist, da sie — gewiss wohl in Folge davon — die Zischlaute, wie s, sch, z entbehren (Kaufmann S. 95). Sie gehen unbekleidet; nur die verheiratheten Frauen binden sich ein Paar Ziegen- oder Schaaffelle um die Lenden, oder gebrauchen eine Schambedeckung aus Leder und hübsch geflochtenen Eisenkettchen.

Die katholische Mission in Centralafrika wurde von P. Maximilian Ryllo und Dr. Ignaz Knoblocher aus Krain gegründet; ersterer starb schon etwa vier Monat nach seiner Ankunft in Afrika (17. Juni 1848); der letztere aber setzte seine — auch für die Kenntniss der centralafrikanischen Sprachen — segensreiche Wirksamkeit (vgl. die schöne Arbeit von Fr. Müller über die Sprache der Bari, welche sich vorzugsweise auf Knoblocher's Sammlungen stützt) noch zehn Jahre fort, nach deren Verlauf er auf einer Reise nach Europa (in Neapel) 1858 den 13ten April starb. Er hatte sich auf seinen wiederholten Reisen durch das Dinka-Gebiet auch vieles in Bezug auf deren Sprache bemerkt und es den Missionären mitgetheilt. Während dieser Zeit war aber auch eine Missionsstation unter den Dinka selbst errichtet (1854) und so eine gründlichere Kenntniss ihrer Sprache eingeleitet. Insbesondre beschäftigte sich damit Joseph Lanz aus Waalen in Tirol, welcher im Jahre 1856 in diese Station trat. Ferner der schon erwähnte Missionär Kaufmann und Joseph Beltrame, von denen der letztere *Regole generali di Grammatica*

sulla lingua dei Denka, so wie ein *Dizionario Denka-Italiano* und *Italiano-Denka* (Manuscript) schrieb. Eben so beschäftigte sich der Missionär Daniel Comboni aufs ernstlichste mit dieser Sprache. Im Jahre 1858 trat Matthaeus Kirchner aus Bamberg an Knoblocher's Stelle in Chartum. Dieser schrieb die bisherigen Vorarbeiten über die Dinka-Sprache ab und berichtigte vieles im Umgang mit Dinka-Knaben, welche in der Missionsschule zu Chartum und Schellâl erzogen wurden. Der talentvollste und sprachgewandteste unter diesen Missionsknaben war Anton Kacual, von welchem Referent, durch die Güte des Herrn Mitterrutzner, eine Photographie besitzt, welche viel Intelligenz und Festigkeit des Charakters zu verrathen scheint. Endlich beschäftigte sich an Ort und Stelle mit der Dinka-Sprache der Missionär Morlang und ein diesen begleitender Bari-Knabe Franz Xaver Logwit Lo Ladú, dessen recht klug blickende Photographie Referent ebenfalls besitzt. Von diesen Kennern der Dinka-Sprache kehrten Kirchner, Kaufmann, Morlang in Begleitung des letzt erwähnten Logwit und Beltrame nach Europa zurück; Kaufmann, Morlang und Logwit nahmen oder erhielten ihren Sitz in der unmittelbaren Nähe des Herrn Verfassers dieser Grammatik. Dessen Interesse hatte die Sprache der Dinka schon früher erregt und das Zusammensein mit diesen Kennern derselben steigerte dieses so, dass er sich die handschriftlichen Sammlungen Kirchner's und Beltrame's, welche, von Afrika zurückgekehrt, jener in Bamberg, dieser in Verona leben, erbat, sie kopirte und mit Morlang und dem sprachkundigen Logwit das fast 3000 Wörter umfassende Vocabularium durchging. »Dabei gewann ich« heisst es S. XIV, »einen mehrfachen Vor-

theil, nämlich vorerst die genaue Aussprache eines jeden Dinka-Wortes, (wovon sich der Herr Vf. bei seiner Unterhaltung mit dem erwähnten Dinka Kacual in Verona und Brixen überzeugte), und dadurch die Möglichkeit das Gehörte schriftlich treu wiederzugeben. . . Ein fernerer Gewinn erwuchs mir daraus, dass mir die beiden Lehrer jedesmal auch den Ausdruck in der benachbarten Bari-Sprache dictiren konnten, so oft derselbe identisch oder doch ähnlich war.«

So dürfen wir diese Grammatik der Dinka-Sprache (*wtong-e-Jyeng* oder *wtong-Jyen*) und die dazu gehörigen Uebungsstücke so wie das Lexikon mit der Ueberzeugung benutzen, etwas zuverlässiges in ihnen zu besitzen, und, da alle Dinka-Stämme nur Eine Sprache sprechen, die sich dialektisch nicht viel unterscheidet, und auch von den Nuér und Bari meistens verstanden wird, erhalten Missionäre und Reisende, deren Ziel Centralafrika ist, in diesem Werk ein Verständigungsmittel, dessen Werth nichts weniger als gering anzuschlagen ist.

Die Grammatik ist vorzüglich zur praktischen Erlernung der Sprache und wohl desshalb nach dem Muster der Grammatiken europäischer Sprachen eingerichtet; hätte der Herr Vf. mehr die Sprache an und für sich ins Auge fassen wollen, so würde er ihrem eigenthümlichen Charakter gemäss, in der Behandlung vielleicht eher den Grammatiken der semitischen Sprachen gefolgt sein. Doch ist das für den Forscher bei so einfachen Sprachen von keinem grossen Nachtheil; es ist leicht auch die Dinka-Sprache unter diejenigen Gesichtspunkte zu bringen, welche ihre Eigenthümlichkeit bestimmter ins Auge fallen lassen.

Was die Laute betrifft, so giebt der Hr. Vf.

16) Vokale, first. a (als kurzes, a, als langes, ā, und als tiefes, dem englischen in all ähnlich, a'; wer e (kurz und lang) und kurzes a, nicht unterscheidet, wie das in französischen le, e', und beide mit dem deutschen e in Bett, ä, und wer ferner das englische a in fate, ē, und das deutsche ä in spät, ä', und das englische a in man, a, kurz wie es klingt, und lang wie es gleich kurzem a, und beide mit lang und zwei a spricht, unserm kurzen a, wird gedehnten, ā). Die Consonanten sind

17) Labiale, b, p, f, w, die beiden letzteren auch wie gleiches, aber über ein spitzeres loses zu sprechend und ge.

18) Dentale, t, ţ, d, (ţ).

19) Gutturale, g, k.

20) Liquidae, l, n, r,

und sigmatischer Laut, s, als davor ausgedehntere v, we, wā, wō, s.

21) Nasale, n, m, v, ŋ.

Die Wurzeln sind meistens einsilbig und einen Consonanten, selten und einen Vokal und konsonantischen Laut schließend, und mit Verdoppelung der Quantität u. s. w. wie im Perfekt und Futurum. Einige haben auch, wie im Griechischen, eine besondere Perfektsilbe, z. B. ţuk-i-kaqa-mi (ţuk-ţa jagen Perfekt ser-ţuk, ţuk, ţagt, ţuk, -ti Perfektsilbe, -mi Präsens). Perfekt ser-ţuk, ţuk Silbigkeit, dagegen das trochäische Perfekt ser-ţuk aber ohne Verdoppelung.

Die persönlichen Pronomina sind:

ja, ich	wi, wir	ja-ţi
ţu, du	ji, ihr	ţu-ţi
ţan, er, sie, es	ser, sie	ţan-ţi

Sie sind auch die possessiven Formen, welche offenbar aus den reinen Pronomen durch Verdoppelung entstanden sind.

ja-ţi	wi-ţi	ţu-ţi, wi-ţi
ţu-ţi	ji-ţi	ţu-ţi, wi-ţi

ge ist, ist, ist, ist, ist
z. B. gehe, geht!
ich gehe, ich gehe für.

Unter dem Pronominalstamm versteht sich nur mit Ausnahme der Fälle, wo er mit dem Verbalstamm Consonantischen Charakters lautet. Wo aber ein Vocal zu zweien Personen, Sing. entspricht dies z. B. die-

Pluralien, die Personalien, wenn sie Pluralien, so werden grundsätzlich die pluralischen Formen mit dem Genitivzeichen an sich die (?) verbunden.

*) Beweis: ich sie da Genus eben so wie die Person die Sache ist Singular, und wo sich Genus und Person nicht an die Form gegebene Bildung steht so bezeichnet sie, wie sie, wie sie, wie

wobei Zusammensetzung und lautliche Veränderung eintritt; die Formen mit *de* bezeichnen den Singular, die mit *ke* den Plural der besessnen Dinge, z. B. »mein« eigentlich *de-a* wird *dia;* »meine« eigentlich *ke-a* wird *kia, cia;* »sein« eigentlich *de-e* wird *de;* »seine« eigentlich *ke-e* wird *ke.* Diese Formen treten suffixal an das Nomen, z. B. *lyem-dia* »meine Zunge; *uèl-cia* »meine Worte; *lyem-de* »seine Zunge«; *uèl-ke* »seine Worte«. Doch kann die verkürzte Pronominalform auch ohne Zusatz possessivisch dienen, wird aber dann — mit einer höchst beachtenswerthen Eigenheit — präfigirt z. B. *gha-lyeb* »meine Zunge«, *ye-lyeb* »seine Zunge«.

Das Verbum erleidet weder im Numerus noch in den Personen eine Veränderung, wohl aber und zwar auf eine übereinstimmende Weise zuweilen eine Vokalveränderung in der Bildung des Perfect und Futurum z. B. *nin* 'schlafen' im Perfect und Futur. *nín; gal* 'beginnen' in Pf. Fut. *gol.*

Es hat drei Zeiten, Präsens, Perfect und Futurum, Im Präsens tritt *a* davor im Perfect *aci,* im Futur *abi;* davor werden dann die Personalpronomina hinzugefügt, z. B.

Präs. *ghèn* (oder *an*) *a gam* ich glaube.

Perf. *ghén* (oder *an*) *aci gam* ich habe geglaubt.

Fut. *ghèn* (oder *an*) *abi gam* ich werde glauben.

Das Perfect und Futur des Passivs scheiden sich vom entsprechenden Activ nur dadurch, dass das auslautende *i* in *aci abi* gedehnt wird, z. B. Pf. Act. *yen aci côl* »er hat gerufen«, aber Pass. *yen acî côl* »er ist gerufen worden; Fut. Act. *yen abi côl* »er wird rufen«, aber Pass. *yen abî côl* »er wird gerufen werden.« Beide Formen

was für die tiefere Einsicht in diese Sprache

Digitized by Google

Bemerkenswerth sein wird — diesen auch nur Bezeichnung des Prät. Pass.; bedeutet also auch: er wird genötigt.

Beachtenswerth ist ferner, daß, wo sonst die Präpositionen vor, nach, über, unter etc. die Infinitivsätze des Pr. und Prät. act. als ein sog. verbindet wird, aber nicht postfixal — auch hier ist das Französische mit seinen Präpositionalinfinitiv und zwar diesen dem Arabischen völlig die gleichartige Franzosine; so z. B. im Satz 1. statt aber wie sonst, eigentlich hat ihr oder vielmehr sie zu wissen nicht zu sein zu wissen, wird hier 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

eines älteren dem semitischen *kal* analogen Systemes, welches, wie auch in anderen Sprachen sich nur in den Hülfsverben erhalten hätte? Entscheiden lässt sich die Frage noch nicht. Doch haben die sprachlichen Untersuchungen fast durchweg ergeben, dass Erscheinungen, die auf ein enges Gebiet beschränkt sind, Reste eines ursprünglicheren Verfahrens sind, und ich will nicht bergen, dass die Sprache der Dinka auf mich ganz und gar den Eindruck macht, als ob ihr jetziger analytischer Charakter — ähnlich wie in den modernen indogermanischen — einer flexivischen Phase gefolgt ist; vgl. übrigens die der besprochenen Thatsache ziemlich analoge Erscheinung im Coptischen (in meinem Buch »Ueber das Verhältniss der Aegyptischen Sprache zum Semitischen Sprachstamm S. 158 ff.).

Was die Modi betrifft, so ist der Imperativ (nur in der zweiten Person gebräuchlich) im Sing. bei Verben auf Vokale mit der Wurzel identisch, bei solchen auf Consonanten wird e angehängt, doch vielfach kaum oder gar nicht hörbar; im Plur. tritt *ke* an. Ob man dieses Suffix mit dem Pluralzeichen *ke* vergleichen darf, welches antritt, sobald ein Nomen bestimmt (mit dem bestimmten Artikel) gedacht wird, will ich noch nicht entscheiden; dann würde auch das *e* des Singulars mit dem *e*, welches im Singular zur Bezeichnung des bestimmten Artikels antritt, zu identificiren sein.

Der Infinitiv ist entweder durch die Wurzel ohne weiteres, oder in Verbindung mit Partikeln, welche »damit« bedeuten, bezeichnet.

Das Particip schliesst sich eng an die entsprechende Verbalform; es fehlen nur, im Fall sie der Sinn nicht erfordert, die Pronomina z. B *ghén a cam* »ich esse«, *a cam* »essend«. Im

Digitized by Google

Freilich hat auf Paus auf seinem Atelier einen Gast, der sich um ihn oft recht hart gestoßen, ohne daß er es gewollt oder gewußt hätte, und der ist mit gegenwärtigem wieder auf sie, daher die Gespenscheue.

Das Buch ist ausgezeichnet unbestimmte Notizen aus allen im Fluß von Heraklit bis Bergson durch dann auf verschiedenartige noch nicht entbestimmte Begriffe zu bringende Weisen. Dagegen wird ein bestimmtes Neues, wie schon gesagt, nicht gegeben. Die Gliederung ist nicht durchsichtig, und diese Flüchtigkeit verschuldet auch (z. B.) wenn es den Herrn VI. richtig scheint, auch von Bergson über Heraklit Gesagt angemeldet zu werden, so dass also Heraklit Bergson vorausgenommen hätte. Auch gewissermassen absurdität wenn es heißt: „Ich sonne meinen Pferde-Kopf". Wird das Heraklit bestimmt nicht besser so sage a. a. O. „so geschieht es — in den Gegensatzen — wie wenn ich mein Pferd in meinem Antlitz sie". Dagegen, wie dem Pferdchen dürfte wir wohl unbedenklich die Pferdchlung in ihrer verschieden, an deren verschiedenen Stellen. Fr. Müller den Heraklit Sinn, wie ich ihn in meinem Buche „Das Wesen der Zeit" dargestellt habe, Heraklit den Lehre will ich nur noch bemerken, daß Heraklit Sinn, wie ich ihn in meinem Buche dargestellt habe, auch in dem Sinn der Logik-System Hegelsch zu Grunde liegt, wie sogar, wie Stufen 7, 6, 1 + 2 und nicht-Stufen 7, 1, 5 + 4 zeigen.

Die Bergsonschen Werk wird die Grundsätze von der Abhängigkeit Lamarckist und Weismann (als spätakademischen Begriffe) behandelt. Letztere sind den Kantianer Hauptwert, Betrof, Sieb

wort, Fürwort, Zeitwort. Nebenwort, Verhältnisswort, Bindewort und Empfindungswort (S. 3—42). Ein höchst lehrreicher Anhang liefert dinkaische Redensarten, drei dinkaisch-deutsche Dialoge, ein Nationallied der Dinka und Vater-Unser, Ave-Maria und Credo in der Dinka-Sprache (S. 43—60). Dann folgen Uebersetzungen aus dem N. T. insbesondre das ganze Evangelium Lucae (S. 63—179). Den Schluss bildet das Dinkaisch-Deutsch-Italienische Wörterbuch (S. 183—308).

Wir können von diesem Werk nicht scheiden, ohne den Männern, deren aufopfernde Bemühungen das Material zusammenbrachten, und dem Herrn Verf., der es so fleissig und kundig geordnet hat, unsern innigsten Dank auszusprechen. Mögen sie zum Segen der Civilisation und Wissenschaft fortfahren in diesem Geist zu wirken!

Th. Benfey.

P. de Tchihatchef, Le Bosphore et Constantinople avec perspectives des pays limitrophes. Avec deux cartes, neuf planches et neuf figures intercalées dans le texte. Paris, Th. Morgand 1864. XII und 590 S. gross Octav.

Diese neue Arbeit des rühmlichst bekannten Verfassers kann als eine Fortführung seiner früheren Studien, insbesondere des grossen Werkes über Klein-Asien angesehen werden, und nimmt doch wiederum eine wesentlich andere Stellung ein. Waren jene Arbeiten speciell für die Fachgenossen bestimmt, so schreibt er hier eben so

Digitized by Google

de Thilenius, d. Bergbaues zu Constant. 1705

für die grossen Polykliten. Nachdem er die besondern Arten kodifizirt, betrat er im Eingang des Tertiär. Studium über das Gebiet und setzte dessen Grundgesetz der Natur-Wissenschaft: Die Natur macht keine Sprünge, auf. Hiermit, nun dem von ihm aufgestellten reichen Material dasjenige anzuschließen und in passender Weise einzureihen, war eine Aufgabe, welche nur geringere erschien, als diejenige seiner Vorgänger. Indessen, wie jeder Fortschritt, wie jede Entdeckung, welche Werk der Zeit, Werk des geschulten Leser überhaupt, so auch dieses Werk, welches die Grundlage der Natur-Wissenschaften wurde, und ist. Es ist Theil für den Naturforscher von Fach bestimmt, indessen so, dass die Beschreibungen, die natürlich auf das Locale des L'Etoile sich mit den Gesetzen der Natur, wie sie sich in der Natur für ein anderes Publikum ist unser Forschungsbereich ist, natürliche Entdeckungen an den Tag legen. Werk über Klein-Asien (S. 17), so gut wie H. nur neue Untersuchungen und neue Resultate, wie sie sich in der Natur-Wissenschaft von dem Bergbaue und seinen Hauptgegenständen ergeben, geographische eben weniger Bedeutung, als geologische und mineralogische Forschung, und bringt nur für diese Gegenstände neue Entdeckungen. Ein Verfasser Lehrbuch der Bergbaukunde für Bergleute, dass er wünscht, in möglicher Kürze, Bergbaues, Bergbaukunde, Bergbaukunde, Bergbaukunde

nächsten Sommer-Aufenthalt zu empfehlen. Der an der Land-Straße unter glänzenden Bedingungen steht, wie in Grazen noch zu wenig gekannt. Es ist die Eigenschaft dieser Bäder, durch Mischung ihrer Bestandtheile, Gase, und Grade der Wärme, Heilkräfte zu erwerben, welche die ihren Namen-gebenden in Zukunft leicht ersetzen können. Ihre Lage ist, wie gesagt, die so z. B. an schönen, gebildeten Orten. (Nr. 344, 376, 396, 401).

Insbesser erwähnt man keinen Bäckler für Communicanten. Der Verf. bittet immer der Insbesser Communicanten, daß sie ihm ihre Namen zur Fortsetzung gefällig, ist eben Gegen-Arbeit.

Der Eingang bildet eine allgemeine Schilderung der Nützung (Kap. 1). Es werden besprochen: Wasser, Luft, Nahrungsmittel, Kleidung, Arbeit, Ruhe, Nahrungsmittel, Temperatur des Wassers, die Vorsätze dieser Stimme von mehren berühmten Aerzten, der strengsten Ordnung, wohin die Krankheitsfälle in ihrer Eigenthümlichkeit gehören, Kap. 2. Die Quellen, Lage, Gebäude, das System der warmen und Kalten und Erholungen in der grossen Bade-Anstalt, Kap. 3. Die Bade-Anstalten für Arme, Kap. 4. Die Bade-Anstalten für Leute, Kap. 5. Die Bade-Anstalten für Leute, Kap. 6. Die Bade-Anstalten für Leute, Kap. 7. Die Bade-Anstalten für Leute, Kap. 8. Die Bade-Anstalten für Leute, Kap. 9. Die Bade-Anstalten für Leute, Kap.

Wahlungen von Bagdelwicki, Belgrad, Prypres über sogenannten Bando. Die allgemeinen Ein- und Ausfuhrzölle, welche in Ungarn, Kroatien, Slawonien und Dalmatien zu bezahlen sind, Beschreibung der zum Bosporus gehörigen Inseln, der Meerengen-Bank am südlichen, der Cimmerischen und nördlichen Ausgange der Meerenge. Darauf folgt: Kap. XI. Von der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere und der Handelsbank von dem Thierreich. Es werden zunächst die Haustiere, und zwar der Rind die Ausfuhren davon (Ochsen), das Schaf, die Ziege, insbesondere das Angorische, das Pferd, der Esel, das Maul-Thier und, das Kind, Kamel, Pferd, der Esel und das Maulthier besprochen, und zwar so, dass bei jedem Artikel die Ausfuhren aus Ungarn, und in wie den Hungarischen über und unter Schwarzen Meerhafen verglichen werden kann, die in der Tagesweit Stunde verwendet sind die gleichen Kapitel zu den internationalen ein gewesen. Kap. XII. Von der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere und Handelsbank von dem Mineralreiche. Nachdem die einzigen Wild- und Hausthiere, welche Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Bosporus, ferner unter homerkenswerthen Einwohnern, Kap. XIII. Von der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere und Handelsbank von dem Pflanzenreiche. Darauf folgt eine Darstellung der Ausfuhren der Hauptpflanzen des Bosporus und zwar die Getreide, wie der wilden Pflanzen übrige Ex. endlich Kap. XIV. Von der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere und der Handelsbank von dem Mineralreiche (Kap. XI). Dann geht der Verf. über gewisse Mineralien, wie Salz, Schwefel, Steinkohlen, Erze und die sich aus denselben bereitenden Stoffe, wie Gusseisen (Kap. XI und XII), nebst einem sehr ausführlichen Kapitel über das Gusseisen, das Eisen, die Stahle und dem Bosporus, wie über den Kin-

fluss dieser Erscheinung auf das Klima dieser Striche (Kap. XIII). Das XIV. Kapitel vereinigt ein buntes Allerlei sehr verschiedenartiger Reflexionen, mit welchen der Verf. den Gästen Constantinopels zu dienen hofft, Beobachtungen über Witterung und Klima, Verkehrsmittel, Character der Bevölkerung und Gesellschaft (société), über die Geschichte der Stadt und ihre wahrscheinliche Zukunft. Den Schluss des I. Theils bildet dann ein Nachweis über verschiedene Ausflüge nach der West-Küste Klein-Asiens, zu welchen ein Sommer-Aufenthalt am Bosporus vorzugsweise einlade und von denen der Verf. wiederum diejenigen besonders heraushebt, welche ein naturwissenschaftliches Interesse bieten, wie ein Abstecher nach den Salz-Quellen von Tuzla zwischen Alexandreia Troas und dem Cap Baba, zu den Quellen von Akbunar (nicht weit von den Aisepos-Quellen), und Inova (in derselben Gegend), endlich zu dem Plateau von Pambuk-Kalessi, dem alten Hierapolis.

Schon aus dieser dürftigen Inhalts-Angabe wird ersichtlich, dass der Inhalt des Werks reich und interessant genug ist, um dem gebildeten Leser Genuss und Gewinn zu sichern. Dazu kommt als eine weitere Empfehlung eine eben so klare und anschauliche, wie geschmackvolle und belebte Darstellung, die auch bei minder interessantem Stoff an sich schon zu fesseln im Stande wäre. Wir zeichnen zunächst im Folgenden, indem wir uns dem Gange des Werkes selbst anschliessen, einige Partien an, welche uns entweder unter dem Gesichtspunkt des Inhalts neu oder vorzugsweise anziehend, oder welche der Form nach besonders gelungen erschienen. Sie werden zugleich am besten die Vielseitigkeit des Verf. in das Licht setzen, welcher dem Philologen ebenso, wie dem Historiker, dem Geogra-

Digitized by Go

plen wie dem Naturforscher etwas zu bringen vermochte.

Zunächst registrirte wir die Thatsache, daß auch Tübingen sich nicht, welche das Glück besitze, einen Irrenarzt zu besitzen, wie ihn doch die Landeshauptstadt Schwerin der Regierung zu überwältigt hat, daß in den Residenzen nicht viel, was wirke und leiste für Erkenntniß und Behandlung der Irren, daß in Deutschland überhaupt Ungarn und England in den Landschaftshäfen, welches Europa zum noch in dieser Art nachstehen könnte. Und wie hätte selbst das Kaiser dieser Landschaft immer wieder, wie Deutschland, Europa und Amerika mit ihren jedes andern Staates doch in Hülle und Fülle so viel ergeben, um nur mit Ungarn? Das Augenleiden in Aegypten, so es dem tragisch sein wollte, die entsetzlichsten Erinnerungen an Napoleon's Heer, das Aussatzleiden (Lepra) — hat vielleicht ein Heerwesen über die verheerten, gleichsam concentrirte hier Europa's Heer, wie Napoleon's Heer? Ungarn, wie wenige der Kaiser-Staat in der Größe, die ganzen Halbinselstriche gemischt war, die Halbinsel, die Halbinsel, die sogenannte Wiege des Aussatzes zwischen Serbien und den Serben, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, Serbien, Bosnien, Dalmatien und sogenannte Militärgrenze, als mindestgenaues eben von dem alten Geographen Herodot Spanien in das einzig erhaltene griechischen Fragment Europa's, das Europa, das Europa, das Europa

che einer ursprünglichen Verbindung und späteren Auseinanderreissung beider Ufer schon dem Auge wahrnehmbar ist (S. 16 ff.) Dahin gehört die auf geologische Beschaffenheit gestützte Beobachtung über die Wahrscheinlichkeit eines ursprünglichen Zusammenhangs des Juschadaghs (Riesenbergs) auf dem asiatischen Ufer mit dem Kabatasch auf dem europäischen (S. 30), ferner der Insel Antigone mit der Insel Prote (S. 68). Wir heben sodann hervor die vortreffliche Schilderung der Total-Wirkung des Bosporus-Panorama, als einer magischen Gallerie stets wechselnder und durch neue Ueberraschungen sich überbietender, zauberischer Landschafts-Bilder (S. 29). — An die Constatirung der auffallenden Erscheinung, dass an den zahllosen Hunden in Constantinopel und den kleinasiatischen Städten nie die Tollwuth beobachtet wird, schliesst sich ein bemerkenswerther Excurs über die Kenntniss oder vielmehr Unkenntniss der Alten von dieser Krankheit (S. 84 ff.); an die Darstellung der Schafzucht in diesen Gegenden eine zum Theil dem grösseren Werk über Klein-Asien entlehnte ausführliche Abhandlung über das Angoraschaf und seine allmähliche Verbreitung, wo der Verf. zu dem Resultat gelangt, dass diese Species im Alterthum unbekannt war (S. 112, 121, 123) und wahrscheinlich erst durch die Seldschukken in Klein-Asien eingebürgert wurde, welche diese Race vermuthlich aus ihren ursprünglichen Heimathssitzen, den Abhängen des Altai, mitbrachten (S. 131 ff.). — Beachtung verdienen die Resultate der geschichtlichen Betrachtung über das Rindvieh, welches im Alterthum, wie noch heutzutage, in diesen Gegenden mehr zum Ackerbau verwandt wurde, als zur Ernährung des Menschen diente, für welche das Schaf und die Ziege fast ausschliesslich aus-

Digitized by Google

n-Thätigkeit, s. Bosphore et Constant. 1771.

rödein (Odile 1781; ferner über den Kanonikus wilden und mit dem allmählichen Verfolgen ihrer Bestrebungen durch eine mehr systematische Theorie und wahrscheinlich auch mit viel Selbstbeobachtung, wie sie sich in seinen Briefen und sonst findet, gewann und mit den Resultaten eingestellte wurde und schließlich Gegenstand der Beobachtung für Andere wurde, in den Abschnitten II, 2 und 3 durch sich eine sehr schwierige Schilderung der grossen Fuchs-Canevasse, welche sich in Felsklüfte und Risse durch die Hochalpen Klein-Asiens hinein- und durchziehen, und in Bezug auf die verschiedene Verbreitung der Lava-Landschaft durch die verschiedenen Zeitalter der Cultur und Gross) der in den Hochalpen Klein-Asiens zwischen Granit-Massen zackigerweise sich hinziehenden Canevasse, welche Abhänge unter dem Einfluss verschiedener Civilisation (S. 150—169, zum Theil in Bezug auf die grossen Werke über Klein-Asien, die

Ebene, Hochplateaux und ferner die Wüstenstriche in Bezug auf die Flora des Sargasses, Bd. 1) die Vegetation desselben in Abhängigkeit von der geographischen Lage und Höhe, sowie von der Bodenbeschaffenheit und Wärme verfolgt. Dargestellt ist dann 2) der verschiedene Charakter der Vegetation verschiedener Gebiete und zwar 1) in Bezug auf die Vegetation der Wüstenstriche, 2) in Bezug auf die Vegetation der Hochalpen, 3) in Bezug auf die Vegetation der Ebene und 4) in Bezug auf die Vegetation der Hochplateaux. Die Vegetation der Wüstenstriche ist in ihrer Abhängigkeit von der Bodenbeschaffenheit, von den Quellen und Wasserläufen, welche den Oasen eine Umgebung der

Stadt Constantinopel selbst darbieten, und dem kahlen Plateau von Jerusalem, der todten Campagna um Rom (S. 226). Am Schlusse dieses Abschnittes wird (S. 228) als eine wünschenswerthe Aufgabe eine Flora der grossen Begräbnissstätten (Cypressenhaine) Constantinopels hingestellt, ähnlich der Flora des Colosseums, welche der englische Botaniker Richard Deakin zusammengestellt hat.

Von den Resultaten der meteorologischen und climatologischen Beobachtungen des Verf. dürfte Folgendes besonders bemerkenswerth und geeignet sein, allgemeines Interesse zu wecken. Der mittlere Barometerstand des Jahres ist in Constantinopel bei weitem niedriger, als derjenige anderer unter derselben Breite gelegener Orte des Südens, wie z. B. Neapels, und kommt dem Barometerstande des 14 Grad nördlicher gelegenen Apenrade in Schleswig etwa am nächsten (S. 253). Die Thermometersäule durchlief während eines Zeitraums von 16 Jahren die beträchtlichen Scalen von 38,40 und selbst von 50 Graden, ein in Europa einzig dastehendes Phänomen für einen Ort, welcher mit Gaeta und Barcelona unter gleicher Breite liegt. Verhältnissmässig ist auch der durchschnittliche Thermometerstand ein ungewöhnlich niedriger. Der auffallendste Beleg dafür ist die unverhältnissmässig häufig wiederkehrende Erscheinung der Beeisung des Bosporus und des schwarzen Meeres, welche der Verf. zum Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung in seinem grösseren Werke (II, 67 — 107) gemacht hat, deren Resultate er hier recapitulirt (S. 264 ff.). Die völlige oder theilweise Beeisung des schwarzen Meeres und der anstossenden Wassergebiete bis zu den Dardanellen kann seit der Zeit des Herodot siebenzehn Mal aus der Geschichte belegt

Arten 14 und mit Jahresmittel, welch letzt für die Jahre: 681, 723, 759, 755, 761, 762, 764, 1282, 1620, 1621, 1622, 1643 und 1861 (S. 800). Da nun diese Erscheinungen hauptsächlich in Folge der Einwirkung des Luftwechsels unseres Planeten mit der Atmosphäre, so schliesst der Verf. mit Recht, dass solche Ursache eine nahezu, welche dem schwarzen Meere eine so ganz besondere climatologische Eigenthümlichkeit verleihe, wie solche Strecken der arctischen Zone, die schwarze Fläche des mittelländischen Meeres, der geringe Theil des Oceans, welcher zwischen Europa und Afrika in das Atlantische Becken von Gibraltar eindringt (S. 796 ff.). Die Ursache der meteorologischen Eigenthümlichkeiten des Meeres, z. B. in Clarence, Odessa, Sebastopol und Constantinopel, sucht der Verf. in der Lage des südlichen, das Schwarze Meer vom nördlichen trennenden Festlandes und selbst den nach besonders Norden hin weiten nördlichen Ausgang (Symplegaden (S. 511 ff.). Es sind nach ihm diese Verhältnisse, welche dem Klima des Pontus ein schwarzes Meeres zu unterscheiden: 1) die vegetative kalte Zone, nämlich der Nordrand des Beckens bis zur Mündung des Kuban, vollständig das Kirin, deren Winter denen von Petersburg, Stockholm und Christiania gleichkommen und Kamtschatka. 2) Die eigentliche gemässigte Zone vom Südrand der kalten Zone bis zu den Südküsten, welche mit denen von Klima von Hochrom und Lombardei gleichkommen. 3) Die warme Zone, nämlich der östliche Landstrich des schwarzen Meeres bis zum Vorgebirge Carambis und dem Klima eines von Mandelbäumen, Oliven und Feigen. Ferner die schwarzen Meeres Klima-Eigenthümlichkeit, verursachende starken Luftströmung ein sehr be-

deutender Temperatur-Unterschied (durchschnittlich von 2—2½ Grad) zwischen dem Klima der Stadt Constantinopel (und Pera) selbst und demjenigen der Ortschaften am Bosporus wahrzunehmen, welche je nach dem Grade der Einwirkung des Nordwindes auf sie mehr oder weniger, aber doch alle einen kühleren Sommer haben, nicht nur als Rom und Neapel, sondern selbst als Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden, Strassburg, Genf, Lausanne, Zürich u. A. soviel nördlicher gelegene Orte. Kein Punkt des Bosporus aber hat ein so gesundes Klima, als das die Luftströme des schwarzen Meeres aus erster Hand empfangende und durch Berge doch wiederum geschützte Therapia (S. 328), ein Umstand, welcher die Erklärung zu dem alten Namen (*Φαρμακιάς*), ebenso wie zu dem neuen giebt. — Die politische Ueberzeugung des Verf., welche er am Schluss der allgemeinen Betrachtung über Land und Volk mit ebenso viel Klarheit als Mässigung ausspricht, dass nehmlich die Zukunft dieser Küsten an Russland, wie die Russlands an den Besitz dieser Striche geknüpft sei (S. 365 ff.), können wir für unsere Person nur theilen und können nicht umhin, gerade diese Partie, als eine der interessantesten des Werkes dem Leser ausdrücklich zu empfehlen. — Auch der Anhang, Reisetouren in das benachbarte Klein-Asien, bietet des Anziehenden und Bemerkenswerthen genug. Wir rechnen dahin die interessanten Nachweise über den alten Satnioeis, die Salinen von Tragasae, die Ebene Halesion in der Gegend des heutigen Tuzla und die Beschreibung der dortigen Salz-Quellen (S. 379 ff.), die Schilderung der Gegend von Hierapolis (Pambuk-Kalessi) mit seinen heissen, incrustirenden Quellen, seiner Necropole und dem von Strabo erwähnten (XIII, 629), jetzt aber ver-

Digitized by Google

schwundenen Plutonium in der Nähe derselben Stadt (S. 383 ff.).

So anerkennend wir nun auch über das bedeutsame Werk bisher uns haben aussprechen können, so vermögen wir dasselbe doch nicht so unbedingt zu preisen, wie der Recensent in der Augsb. allg. Zeit. (N. 273, 1865). Sollen wir unsere allgemeinen Ausstellungen mit einem Wort bezeichnen, so würden wir sagen: das Werk ist zu sehr französisch, zu wenig deutsch geschrieben, d. h. zu breit populär, zu wenig gründlich und wissenschaftlich. Indem der Verf. für das grosse Publikum und zugleich als Mann der Wissenschaft geschrieben hat, ist eine eigenthümliche Mischung entstanden, welche dem Ganzen nicht zum Vortheil gereicht. Dem Publikum, welches der Vf. vorzugsweise im Auge gehabt hat, wird er zuviel des Wissenschaftlichen, Männern der Wissenschaft zu wenig gebracht haben. Indem er die verschiedensten Interessen anregt, wird er doch keinen völlig befriedigen; der Geograph, Historiker, Philolog, Naturforscher, sie finden alle etwas und auch nicht wenig, aber sie erwarten bei weitem mehr. Uebermässige Breite einerseits und Mangel an Vollständigkeit andererseits lassen unbefriedigt.

So ist die topographische Uebersicht im I. Kapitel zu dürftig für eine physische Topographie und doch wiederum zu ausführlich für eine nur allgemein geographische Betrachtung. Man vermisst selbst die Angabe der die Bildung des Bosporus so characterisirenden Gliederung (I. die craterähnliche Oeffnung von den Symplegaden bis zum Hieron; — II. die zwei grossen übereinander- und zugleich sich gegenüberliegenden, beckenartig sich erweiternden Meerbusen von Bujukdereh und Sultanich; — III. die eigentlichen Fauces von Stenia bis zur Propontis)

und andererseits bleibt doch Raum zu Excursen von zweifelhaftem Werth, wie Seite 18 über den Namen Skele, S. 20 über Stenia u. s. w. — In denjenigen Kapiteln, welche den Erzeugnissen gewidmet sind, fällt die vielleicht beabsichtigte Unvollständigkeit neben der Gründlichkeit, mit welcher einzelne Partieen behandelt sind, um so mehr auf. Schon allein aus dem dürren Bericht des Dionysius Byzantius im Anaplus Bospori liesse sich der von Tchihatchef gegebene Katalog von Erzeugnissen vervollständigen. Um nur Eines anzuführen, so durfte dem Verf. eine so characteristische, zu seinen botanischen und climatologischen Resultaten stimmende Thatsache nicht entgehen, dass die Schildkröte (eine kleine Species derselben) auf dem asiatischen Ufer sehr gewöhnlich, auf europäischem sich gar nicht findet, ja selbst verpflanzt hier nicht fortkommt. Der schon von Aelian hist. anim. VII, 24, Plin. h. n. IX, 51, Dionys. Byz. frgm. 35 (Frick) an den Seekrebsen wahrgenommenen naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit gedenkt der Verf. nicht; der Thunfisch und sein Fang wird sehr kurz abgefunden, so dass seine einstige Bedeutung für diese Gegend aus des Verf. Darstellung in keiner Weise erhellt; der für diese Gegenden ehemals so wichtige Getreidebau wird gar nicht erwähnt. Und doch daneben Excurse, welche weit mehr die Verhältnisse Phrygiens, Lydiens, Lyciens oder auch Ciliciens, als die des Bosporus behandeln, die eingehendsten (freilich nicht uninteressanten) Untersuchungen über den Goldsand des Pactolus, die Geschichte des Croesus, des Pythius, über Schlachten der Lydier und Perser, welche man dem Titel nach nicht erwarten kann. Am auffallendsten tritt das in der zweiten Hälfte des XIV. Kapitels zu Tage, in welchem man in der willkürlichsten Zusammen-

Digitized by Google

stellung neben einander findet: eine Charakteristik der vornehmen Gesellschaft in Constantinopel mit einer langen aus Hammer entlehnten, gegenwärtig indessen doch nur zum Theil noch richtigen Digression über die Peroten, während man eine Charakteristik der Türken selbst im ganzen Werk vergebens sucht; — Anweisungen über Wege und Reise nach Constantinopel, Betrachtungen über die Reformen, über Passscherereien, Mittheilung eigner Reise-Erlebnisse, Auslassungen über türkisches Papier- und Silbergeld, die Uniformen der Armee, die verschiedenen Belagerungen und Zerstörungen Constantinopels (nach Hammer), endlich die schon erwähnten Reflexionen über die orientalische Frage, — das Alles ganz unterhaltend, aber doch in dieser Ordnung ein wenig zu buntscheckig, etwas zu viel causerie, zu wenig Studie. Man braucht nur einen Blick in die vortrefflichen Lettres sur la Turquie von Ubicini zu werfen, um den ganzen Unterschied zwischen dem Gegebenen und dem Erwarteten recht fühlbar zu haben.

Zum Theil erklären sich diese Breiten aus einer zu grossen Abhängigkeit des Verf. von Jos. v. Hammers bekanntem Werk über Constantinopel und den Bosporus, das er etwas zu leichtgläubig bewundert und geradezu ein wahrhaft classisches Werk nennt (S. 59 u. 364), während wir vor der Benutzung desselben als eines sehr unkritischen Buches — abgesehen von seiner Geschmacklosigkeit — nur warnen müssen und auf Hammer den Topographen nur das strenge Urtheil anwenden können, welches über ihn als Plagiaristen der Recensent des Liter. Centralbl. 1860, Nr. 13 abgegeben hat. An Hammersche Geschmacklosigkeit, welche man sonst dem Verfasser dieses Werkes nicht zum Vorwurf machen

kann, erinnert die Lobpreisung der gezierten Stelle des Procopius S. 8, das sehr gesuchte Bild S. 54 am Schluss des II. Abschnittes, die Expectorationen über die Prinzeninseln S. 69 u. A.

Von einzelnen Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten ist uns Folgendes aufgefallen: die Erklärung der Bestimmung der an dem Wege der Wasserleitungen von Zeit zu Zeit sich erhebenden Wasser-Pfeiler (su terasu), welche nicht der Beförderung oder Verminderung des Wassergefälles dienen (S. 59 ff.), sondern nur zur Reinigung des in diesen Pfeilern als in grossen communicirenden Röhren emporsteigenden und dann wieder fallenden Stromes von den sich ansetzenden erdigen und anderen Bestandtheilen; ferner die neue Erklärung des Symplegaden-Mythus, dass man sich nehmlich die vulcanische Thätigkeit, welcher die Bosporus-Mündung ihre Entstehung verdankt, noch längere Zeit hindurch fortwirkend zu denken habe, unter welcher Inseln entstanden und verschwanden, welches Phänomen dann in dem Zeitalter der Mythenbildung die bekannte Sage habe entstehen lassen. Eine solche Erscheinung hätte indessen wohl andere Mythen erzeugt, als die gegebene auf- und abwandernder Felsen, in denen nichts, wie in der von dem Verf. angezogenen Parallele (Mythos von der lycischen, feuerschnaubenden Chimäre), eine vulcanische Thätigkeit errathen lässt; vielmehr ist die Entstehung, wie schon Dionys. Byz. (fr. 44 Frick) andeutet, darin zu suchen, dass es den Hinauffahrenden erschien, als wenn die noch heute am europäischen Ufer befindlichen Cyaneen je nach den Krümmungen der Meeresstrasse den Bosporus bald schlösse, bald öffne, d. h. also selbst auf- und abginge, bis sie sich als feststehend erwiesen, sobald man ihnen nur nahe kam, d. h. die Schifffahrt eröff-

Digitized by Go

net war. Diese Erklärung löst denn auch sehr einfach den Widerspruch zwischen den Angaben der Alten, welche stets von zwei Symplegaden, einer europäischen und asiatischen, sprechen, und der heutigen Wirklichkeit, welche nur die Gruppe am europäischen Ufer kennt. Es bedarf unsere Deutung eben nur dieser einen Gruppe; die andere ist erst Erzeugniss der Dichtung, ganz abgesehen davon, dass der überaus grosse Abstand zwischen beiden Gestaden gerade hier an der Mündung ($\frac{1}{2}$ deutsche Meile) die Erklärung der Sage als von herüber- und hinüberwandernden Felsen fast unmöglich macht.

In der Berechnung der Reitermassen des Cyrus nach Xenophons Cyropädie ist der Verf. ein wenig zu gläubig und seine eigne Verwahrung (S. 156 Anm.) nicht ausreichend; ja es lassen die meisten seiner historischen Untersuchungen nüchterne Kritik zu sehr vermissen. Dasselbe gilt zum Theil von den Untersuchungen über das Postwesen der Perser, dessen Einrichtungen er dem Cyrus zuschreibt (S. 159 ff.). Etwas Dichtung gestattet er sich, wenn er den Hunden in den Dörfern der Türkei auch die Rolle von Haremwächtern zutheilt (S. 84). Besonders unglücklich sind seine Etymologien, in welchen er oft Hammers oder anderer älterer Gelehrten bedenklichen Erklärungen folgt, so z. B. wenn er mit Rosenmüller αἴξ hebräischen Ursprungs sein lässt (S. 115, vgl. S. 40, 42), oder wenn er sich selbst darin versucht und z. B. das französische chasselas (Gutedel) von dem türkischen Wort tschansch (Weintraube) ableitet. Schliesslich sei noch bemerkt, dass der Verf. den mysischen Fluss Aisepos stets Aisopos nennt (z. B. 380 ff.).

Den Eindruck einer durchaus gründlichen und gediegenen Arbeit macht der II. mehr für Fachgenossen bestimmte Theil des Werkes, welcher die geologischen Verhältnisse der Bosporus-Gestade behandelt. Da ist der Verf. in seinem Element; da giebt er überall auf den sorgfältigsten Beobachtungen und exacter Forschung beruhende, gewichtige Resultate und hat so eine Monographie von bleibendem Werth geschaffen, welche nicht nur von den Geologen als ein sehr bedeutsa-

mer Beitrag zur Geologie Europas wird begrüsst werden, sondern auch den gebildeten Laien im höchsten Grade fesselt. Die gedrängte Darstellung dieses Theils, welche fortwährend zugleich doch auch Untersuchung ist, leidet keinen Auszug. Wir begnügen uns im Einzelnen auf die wichtigen Verzeichnisse von Fossilien aufmerksam zu machen, welche der Verf. im Bereich des Bosporus ausfindig gemacht hat (S. 461 ff., 481 ff.) und im Allgemeinen die Haupt-Resultate mitzutheilen, welche auf einer beigegebenen geologischen Karte dem Leser übersichtlich vorgelegt werden. Darnach ist 1) die nördliche Mündung des Bosporus eruptiver Bildung und zwar so, dass diese Formation auf dem westlichen Gestade sich nach Süden bis unterhalb von Rumeli-kavaghi und Scombrekiö hinab, nach Westen bis Kilia hinzieht, dass sie auf dem östl. Gestade aber in einem viel schmaleren, jedoch desto längeren Streifen hinläuft, welcher durch eine Linie von Fil Burun bis Cap Kara-burun begrenzt wird. Einzelne Oasen eruptiver Bildung Folgen dann verstreut mehrfach in der Mitte des Sundes, nord- und südwärts von seiner engsten Zusammenziehung, zahlreicher auf der europäischen, als auf der asiatischen Seite. — 2) Zur devonischen Formation gehört der ganze übrige Theil des östlichen Gestades mit Einschluss der Prinzen-Inseln und mit Ausschluss eines zur Kreideformation gehörigen Striches, welcher sich hinter dem Cap Kara-burun an der Küste des schwarzen Meeres entlang zieht. Auch auf der Westseite des Bosporus ist fast die ganze Mitte bis hinab an das goldne Horn devonischer Bildung, aber so, dass diese Formation hier nur inselartig hineingeht, südwärts aber von der Linie des goldnen Horns und ihrer Verlängerung durch einen breiten an der Propontis entlang laufenden Saum, und ebenso nordwärts durch einen fast gleich breiten, die Küste des schwarzen Meeres begleitenden Streifen miocaner Formation begrenzt wird, während zwischen diesen beiden Streifen und zum Theil nach dem schwarzen Meere sich hinaufziehend, aber vom Bosporus-Ufer selbst einige Stunden entfernt, ein breiter Gürtel nummulitischer Formation entlang geht.

Die specielleren Ausführungen und Nachweise zu verfolgen, muss dem Leser selbst überlassen werden. Wir unterlassen nicht, noch einmal das ganze Werk, dessen Haupt-Werth im II. Theil liegt, dessen I. aber ebenfalls des Interessanten und Anregenden viel bietet, dem gebildeten Publikum, wie den Männern der Wissenschaft, als eine bei manchen Mängeln immer doch sehr bedeutsame Erscheinung angelegentlichst zu empfehlen.

Burg. Dr. Oto Frick.

Digitized by Google

Göttingische
Gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.
4. Stück. 31. October 1866.

Die Britische Villa zu Nonnig und der Mosenik. Erklärt von Domprobst von Wilmowsky. Trier. Macrau 1866. kl.

Nur bescheidene nach Trier reist, um auf entfernten Boden den vollen Genuss klassischer Erinnerungen zu finden, darf sich auch auf die Durchsicht der Stadt beschränken, er muss sich nicht in die Umgebung derselben verlieren. Uber vielerlei gehen und bei der Reichthum Rennich überstreuen, was so nach Nonnig ist gelungen, einem Forte, in diesem Antiken in Anlagen eines römischen Landsitzes, einen Theil der Ausgrabungen, welche Wilmowsky in Trier und dem Umkreis durch viel Mühe bewirkt, in an Trier oder an Sehenswürdigkeiten der Stadt. Es ist Alles viel verwandt, und wer sich mit Trier und seinen Umgebungen vertraut macht, wird bald einsehen, wenn er sich weiterhin Umsicht und Umgegend auch die Umsicht Trier in ihrer Umgebung angesiedelt sehen und wie sich an sie die Landsitze, Villen, Gräberstätten hier ganz an Hause fügten. Trier

war, wie ein zweites Rom, von Landsitzen umgeben, welche noch des Abends, wie es die vornehmen Römer liebten, nach Erledigung der Geschäfte auf bequemen und anmuthigen Wegen erreicht werden konnten. Die Villa von Nennig entspricht in dieser Beziehung allen Anforderungen. Sie lag nur 14 römische Meilen von der Hauptstadt entfernt (3 M. weniger als das Laurentinum von Rom) und war wie die Villa des Plinius auf verschiedenen Wegen zu Wagen und zu Schiff zu erreichen. Man konnte am rechten Moselufer die grosse das Saarthal schneidende Heerstrasse benutzen, welche von Trier nach Metz führte, oder am linken Ufer den oben beschriebenen Weg wählen; beide Strassen sind durch die Forschungen von F. W. Schmidt über die Römerstrassen im Rheinlande genau bekannt. Endlich konnte man, um rasch und bequem zur Stadt zu gelangen, die Mosel benutzen, deren Lauf oberhalb Trier viel weniger Biegungen macht als unterwärts. Auch die Lage der Villa entspricht Allem, was der Geschmack der Römer verlangte, gesunde Lage oberhalb des Flusses mit freier Aussicht über ein fruchtbares und mannigfaltiges Thal, am Abhange waldreicher Höhen, von denen Quellen herabfliessen.

Bis jetzt war in Nennig das Interesse der Alterthumsfreunde ausschliesslich dem Mosaikboden zugewendet, welcher 1862 zum Vorscheine kam und in seiner ursprünglichen Lage erhalten, von einem sehr zweckmässig eingerichteten Hause überbaut worden ist, von dessen innerer Gallerie man den prachtvollen Steinteppich überschaut. Es ist ein grosses Verdienst des Vorstandes der Alterthumsfreunde im Rheinlande, dass er für eine so musterhafte Veröffentlichung des Kunstwerks Sorge getragen hat, wie sie in dem Werke

Digitized by Google

des Herrn von Wilhowsky verfolgt, der mit vielen Jahren mit unermüdlichen Eifer für die Errichtung der Altertumssammlung und auch die Aufschließung der Villa auf das Sorgsamste eingetreten ist. Ich bin auch mit den Ausgrabungen an den Mosaikböden. Das Museum selbst in Trier selbst gebauten wurden, heute Erholungsstätte für Kranke und Genesende, ist nunmehr in der von Trier nach Ehs führenden Straße. Aber hier sind es nur Tongebäuder eine in gleiche Beziehung. Die Villa, von Neuvig mit ihr dagegen eine von geschmackvollen Mosaikböden geschmückte Villa, die sich durch ihre Größe und künstlerische Ausführung von einfachen ungestört und erhielt. In dieser Beziehung sind die Neuviger Mosaik auf gleicher Stufe mit den in Villeb und in Wasserbillig gefundenen Mosaiken. Die Ausgrabungen, die ich hier aber durchführe, das Freilegen der Überbauungen sind über die ganze Fläche verteilt. Sie wurden so auch in den 1910 von H. Hettner herausgegebenen Trierischen Mosaik der Fall. Die Ausgrabungen, die ich hier durchführe, sprechen sich über die Fläche verteilen. Dadurch wird der Gesamt einen einheitlichen und einheitlichen Eindruck, wie es auch bei Ausgrabungen, wie sie sonst üblich sind, der Fall ist. Die Ausgrabungen, die ich hier durchführe, dienen dazu, um in den Gesamtcharakter, wie in den Mosaiken von Villeb und Wasserbillig, auch hier Einblick zu gewinnen. Die Ausgrabungen geschehen hierbei immer in Verbindung mit der Gemeinde, welche einen Beitrag zu der Aufbauung oder Wiederherstellungsarbeiten, Kämpfe zwischen Freiheits und Thieren, in der Villa Neuvig durch Verlegung von Kranken und Genesende sind aber, wie der Fall ist,

tig erkannt hat, mit einer so edlen Masshaltung und solcher Würde dargestellt, dass man darin sowie in der Kunst der Gruppirung, der Harmonie, der Farbengebung und der ungemein glücklichen Raumbenutzung den Geist und Geschmack einer vortrefflichen Kunstschule erkennt. Dazu kommt die unvergleichlich gute Erhaltung des Fussbodens, so dass derselbe in der That zu den vorzüglichsten Kunstwerken dieser Art gehört, welche überhaupt vorhanden sind.

In den letzten Wochen hat sich nun das Interesse, welches jeder Alterthumsfreund für Nennig haben muss, noch bedeutend gesteigert. Es wurden nämlich bei den weiteren Ausgrabungen daselbst, welche von der Trierischen »Gesellschaft für nützliche Forschungen« veranstaltet werden und der Leitung des Bildhauers Schäffer anvertraut sind, Ueberreste von Baderäumen entdeckt, die zu derselben Villa gehören. Herr Schäffer, der durch längeren Aufenthalt in Portici für solche Arbeiten trefflich vorbereitet ist, fand, einer Quelle nachgehend, die in das Gebäude hineingeleitet war, die Rückwand eines Rundbaues, mit wohlerhaltenem Stuck bekleidet, und auf dem rothen Stuck fand er mit schwarzer Farbe aufgemalt eine bis auf einen Buchstaben deutliche Inschrift, welche den Cäsar Trajanus als Erbauer der Villa nennt, der sie dem Secundinus Securus, dem »Praefectus Trevirorum.« zum Geschenk gemacht habe. Diese Entdeckung wurde Ende September gemacht und die erste Nachricht darüber steht in der Trier. Zeitung vom 3. October 1866. Die Inschrift wird ohne Zweifel bald in getreuem Facsimile herausgegeben, so wie an Ort und Stelle genau untersucht werden. Sie ist, wenn sie sich als vollkommen echt bewährt, ohne Zweifel eine der merkwür-

Digitized by Google

Wilczewsky. Die rein. Vils an Neuzig. 1773

digsten Inselchen, welche demnach der Alven Ursprung sind, und nicht Theile der Insel, in welcher Lichtenfels liegt, auf der Ostseite durch einen tiefen Meerbusen, auf der Alten seiner Schlünde, und die Durchgänge der Wogen in ihn und in den hier angrenzenden Gewässern, Gefahren, welche ich nicht übertreiben will, vermehrt hat. Es war keine offenbare Insel mehr, aus welcher man sehr unbedenklichen Nutzen, und Vortheile ziehen konnte, sondern eine Insel, die wenig Frau über den Erdboden. Auf eingeschlossenen Frage sehr eingegeben ist nicht, diesen Orte. Also erschien es natürlich, daß man sich für das Mundt ist, als es uns gerade für Ihnen Gelegenheit, die Ursachen der Veränderungen des Wasserabgangsstein klär, wo man vorfindet in den Annalen der Institut XXXV. 9. Und hervorgehen wird. Im Allgemeinen aber sind sich nicht wahrnehmen, dass der ganze Wasserabgang, und Durchgang der Gewässer durch Durchgänge der Mundte natürlich gelind gemacht sei, durchaus auf der tatgemäßen Zahl hinreichend. Dafür sprechen auch die Nachrichten, welche an den Wänden des Schlosses gezeichnet sind, und die Nachrichten, welche Einwohner die grösste Aufmerksamkeit haben. Diesen auch die Uebersetze einer Figur, oder Zeichnung, welche in Stein gehauen ist, und über dem Thore des Thurmes gegen Osten. Gewiß weil der Verlauf nicht verändert, in einem Jahrhunderte zu dem vorigen den Weiss der Erfahrung der neuern Entdeckungen den Publicum bedingt wünschenswerth.

E. Curtius.

Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges von Dr. B. Kugler, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Tübingen. Stuttgart Verlag von Ebner und Seubert 1866. VIII und 222 S. in Octav.

Nachdem das von Heinrich von Sybel in seiner Geschichte des ersten Kreuzzugs und mehreren späteren Abhandlungen aufgestellte Vorbild einer streng kritischen Bearbeitung der Geschichte der Kreuzzüge lange Zeit keine Nachahmung gefunden, wird in der vorliegenden Schrift der Versuch gemacht, nach den dort befolgten Grundsätzen auch die Geschichte des zweiten Kreuzzugs zu behandeln. In Forschung und Auffassung werden die von Sybel geltend gemachten Gesichtspunkte weiter verfolgt, und dadurch Ergebnisse gewonnen, welche in vielen Punkten von den bisher geläufigen Ansichten abweichen, und durch eine strenge Aussonderung des fast auf keinem Gebiete der Geschichte so massenhaft wie hier angehäuften sagenhaften und erdichteten Stoffs den wahren Verlauf der Ereignisse wieder erkennen lassen. Indem aber der Vf. das von Sybel eingeschlagene Verfahren seinem eigenen zu Grunde legt, gelangt er zu noch viel weiter gehenden, von der früheren Darstellung noch mehr, als diess bei Sybel der Fall ist, abweichenden Resultaten. Hat Sybel dem Albert von Achen und Wilhelm von Tyrus die Bedeutung von Hauptquellen für die Geschichte des ersten Kreuzzugs abgesprochen, dagegen letzteren wenigstens als solche für den zweiten Kreuzzug gelten lassen, so macht der Vf. dem Wilhelm auch diese Stellung streitig; hat Sybel die von den griechischen Kaisern gegen die Kreuzfahrer befolgte Politik zum ersten Mal in das rechte Licht ge-

Digitized by Google

stellt, und die in den alten Kreuzzugsgeschichten gegen die Griechen erhobenen Vorwürfe auf das richtige Mass zurückgeführt, so thut er darin dem Vf. noch nicht genug, der vielmehr eine noch umfassendere Rechtfertigung der griechischen Politik unternimmt. In manchen Fällen trifft der Vf. unstreitig das Richtige, in anderen nimmt er auf die seiner Ansicht entgegenstehenden Angaben der Quellen zu wenig Rücksicht, und geräth dadurch in die Gefahr, ein neues Bild von Ereignissen zu entwerfen, wo die alte Darstellung ausreicht und in vollkommener Uebereinstimmung mit den Quellen steht.

Ueber sein Verhältniss zu den Quellen giebt der Verf. gleich im Eingang seiner Schrift Auskunft. Am ausführlichsten verbreitet er sich über das Verhältniss des Wilhelm von Tyrus zu der Historia Ludowici VII. und namentlich den Gesta Ludowici VII. Er bekämpft nicht nur die früher von Sybel behauptete aber nachher von ihm selbst mit Recht aufgegebene Abhängigkeit Wilhelms von den Gesta, sondern auch die Ausführungen von Jaffé in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft II, 572 ff., welcher sich umgekehrt für die Abhängigkeit der Gesta von Wilhelm entscheidet. Er erklärt vielmehr beide, Wilhelm und die Gesta, für unselbständig, und legt sich ihre nahe Verwandtschaft so zurecht, sie hätten aus einer gemeinschaftlichen dritten Quelle geschöpft, der von ihm sogen. Urschrift, die für uns verloren, deren Text uns aber am treuesten in den Gesta erhalten sei. In der That erscheint die rohe ungebildete Sprache und die breite Erzählungsweise der Gesta weniger befremdlich, wenn ihr unbekannter Verfasser aus ihr, wie man dann mit Recht voraussetzen dürfte, eine ebenso schlecht geschriebenen Urschrift geschöpft,

als wenn er den wohlstilisirten Wilhelm von Tyrus vor sich gehabt hätte; aber ein zwingender Grund, die Ansicht Jaffés zu verwerfen, ist dieser Umstand nicht, und die anderen Punkte, welche der Vf. dagegen anführt, nöthigen noch weniger dazu. Die Abweichungen Wilhelms und der Gesta, die Auslassungen der letzteren werden durch die nachlässige Sprache und Darstellung, die ihren Verfasser auszeichnen, hinlänglich erklärt, und schliessen, wie Jaffé nachgewiesen, die Herleitung der Gesta von Wilhelm keineswegs aus. Wie in der Bemerkung der Gesta c. 23, die Geschichte verschweige die Namen der Verräther vor Damaskus, weil dadurch noch einige lebende Nachkommen derselben hätten verletzt werden können, nothwendig eine Hindeutung auf die Urschrift liegen soll, ist nicht zu erkennen; mit besserem Rechte wird an Wilhelm von Tyrus gedacht, der als morgenländischer Bischof auf die syrischen Barone grössere Rücksicht zu nehmen hatte als der Verfasser der vermeintlichen Urschrift, in dem wir, wie aus den Angaben S. 27 ff. hervorzugehen scheint, einen nur vorübergehend im Orient anwesenden Abendländer zu erblicken haben. Noch weniger kann die vom Vf. S. 28 n. 4 herbeigezogene Angabe der Gesta c. 24: ipse etiam, qui ipsam scripsit historiam, a pluribus indigenis inquisivit, von einer Urschrift verstanden werden. Denn vergleicht man dazu die vom Vf. nicht erwähnte entsprechende Stelle des Wilhelm XVII, 7: Memini me frequenter interrogasse et saepius prudentes viros, et quibus illius temporis solidior adhuc suberat memoria, et ea maxime intentione ut compertum historiae mandarem praesenti: quaenam tanti mali causa fuerit etc., so kann über das Verhältniss der Gesta zu Wilhelm kein

Digitized by Google

Zweifel mehr bestehen. Hält man die Annahme einer Urschrift fest, so müsste Wilhelm hier in einer Weise abgeschrieben haben, die ganz undenkbar ist; nur wenn er selbst die Nachforschungen angestellt hatte, konnte er so reden; unter der Historia, von welcher die Gesta reden, kann eben nur Wilhelm verstanden sein. Deshalb ist es, was auch der Vf. zu Gunsten der Urschrift geltend gemacht haben mag, nicht rathsam seiner Annahme beizupflichten; wir müssen Wilhelms Geschichte des zweiten Kreuzzugs nach wie vor als eine in der Hauptsache selbständige Arbeit betrachten, andrerseits aber dem Verf. Recht geben, dass diese Arbeit keineswegs so zuverlässig ist, wie gewöhnlich angenommen wird, dass Sage und Geschichte darin nicht gehörig unterschieden und Wilhelm trotz seiner hohen Stellung und geistigen Bedeutung zuweilen mangelhaft unterrichtet war.

Bei dieser seiner geringen Meinung von Wilhelm sieht sich der Vf. nach andern Quellen um, die er seiner Erzählung zu Grunde legen kann, und findet als solche vorzugsweise den Odo von Deuil, der als Kaplan Ludwigs VII. den 2. Kreuzzug selbst mitmachte, und den Griechen Cinnamus, wozu noch eine bisher ungedruckte Fortsetzung von Sigeberts Chronik kommt, der vom Vf. sogenannte Anonymus ad Petrum, dessen auf den 2. Kreuzzug bezügliche Angaben er abgeschrieben hat und hier zum ersten Mal im Druck mittheilt. Alle diese Quellen verdienen den ihnen eingeräumten Vorzug, obschon der Anonymus ad Petrum nur für wenige Punkte in Betracht kommt; die reichste Ausbeute gewährt Odo, alle drei sind, was nur den wenigsten Kreuzzugsgeschichten sich nachrühmen lässt, fast ganz frei von sagenhaften Bestandtheilen; für die griechischen Ver-

hältnisse und die Beziehungen der Kreuzfahrer zu den Griechen gibt Cinnamus, für den Verlauf des Kreuzzugs, vornemlich der französischen Unternehmungen Odo den Faden der Erzählung an die Hand. Aber trotz des hohen Werthes dieser Quellen geht der Vf. zu weit, indem er sich beinahe ausschliesslich an sie bindet, indem er namentlich Wilhelm von Tyrus so gut wie ganz bei Seite setzt. Durch die Erörterungen über das Verhältnis Wilhelms zu den Gesta ist es noch keineswegs gerechtfertigt, alle von Odo und dem Anonymus ad Petrum abweichenden Angaben Wilhelms als sagenhaft zu bezeichnen, sondern es wäre in einer Monographie nicht überflüssig gewesen, wenigstens an wichtigeren Punkten die Abweichungen im einzelnen genauer zu prüfen. Zwar hat durch das vom Vf. beobachtete Verfahren die Form der Arbeit gewonnen, weil der Fluss der Erzählung nicht durch Einzeluntersuchungen unterbrochen wird; dagegen ist damit der Uebelstand verbunden, dass zuweilen Behauptungen als feststehende Thatsachen auftreten, die keineswegs mit Sicherheit erwiesen sind, und dass daher nicht alle neu gewonnenen Ergebnisse mit gleich grosser Zuversicht aufgenommen werden dürfen.

Gleich im ersten Kapitel wird eine Ehrenrettung dreier, seither nicht aufs beste berufenen christlichen Fürsten des Morgenlandes unternommen. Von König Fulko von Jerusalem, der ausser von Funk in den Gemälden aus dem Zeitalter der Kreuzzüge überall eine sehr ungünstige Beurtheilung erfahren, wird gezeigt, dass diese lediglich auf der durchaus nicht zuverlässigen Schilderung Wilhelms von Tyrus beruht, der Fulko zu einem bei seiner Thronbesteigung schon mehr als sechzigjährigen Manne

Digitized by Google

wurde und dass aus diesen vorgeblichen Aktenstücken selbst seine angeblichen Mängel konkludirt, hingegen auf geistige Gebrechlichkeit, Altersschwäche von seiner jungen Gemahlin Melisende. Es wird ihm ferner vorgeworfen, dass er in seinem Testamente vom 16. senators kaum 45 Jahre alt, und seine Thaten, wie sie Wilhelm selbst erzählt, beweisen dass auch seine Gedenkkraft noch nicht durch ein hinnes Alterleben ist.

Diese Einwürfe, die nicht aus dem ganzen Geiste Joseph II. von Elbenau schöpfenden Anklagen. Der Angeber Wilhelms, dass die Erzählung Wilhelms von Tyrus, Fulcherius Carnotus, Jacques Vitriacus, Wilhelm Neubrigensis, Matthieu Paris, Guillaume de Nangis, Albert von Aix und in den zeitgenössischen Urkundensammlungen habe, stellt der Verf. mit Recht die Frage, ob denn diese Quellen, die zu den Angaben zu widersprechen, auf welche Elbenau, wenden von Anfang an Teilhaber Residenz der Grafen war, und dass die arabischen Quellen, selbst Josephus Tagebuch aus keinem nähmen, Elbenau, Wilhelm Neubrigensis, Matthieu Paris, Jacques einer zeitgenössischen Kenntnis. Aus Nevers Chronik, auf die Erzählung von Hohen, Fulcherius, Beiträge zu der Geschichte der Grafen Urkunden und Quellen. Albert von Aix, Wilhelm Neubrigensis, Matthieu Paris, Jacques de Vitriacus, Guillaume de Nangis, Albert von Aix und in den zeitgenössischen Urkundensammlungen habe, stellt der Verf. mit Recht die Frage, ob denn diese Quellen, die zu den Angaben zu widersprechen, auf welche Elbenau, wenden von Anfang an Teilhaber Residenz der Grafen war, und dass die arabischen Quellen, selbst Josephus Tagebuch aus keinem nähmen, Elbenau, Wilhelm Neubrigensis, Matthieu Paris, Jacques einer zeitgenössischen Kenntnis. Aus Nevers Chronik, auf die Erzählung von Hohen, Fulcherius, Beiträge zu der Geschichte der Grafen Urkunden und Quellen.

Der Vf. spricht jedoch auch Raimund von der Schuld an dem Schicksal Edessas frei, und hat ohne Zweifel Recht; denn selbst wenn Raimund von seiner Reise nach Constantinopel zu Ende 1144 wieder in Antiochien zurück war, musste doch seine Macht durch die in dem Kriege mit Kaiser Manuel, von dem Wilhelm von Tyrus nicht einmal etwas weiss, erlittenen Verluste beträchtlich geschwächt sein, so dass er an Hülfsleistung für Edessa nicht denken konnte. Die Feindschaft zwischen Joscelin und Raimund scheint in der That nur erdichtet, um das Ausbleiben von Raimunds Unterstützung zu erklären.

Aber noch auf einen andern Punkt dehnt der Vf. seine Versuche aus, Raimund zu Ehren zu bringen. Während Sybel die Streitfrage, ob der zweite Kreuzzug durch Hülfsgesuche aus dem Morgenland veranlasst, oder durch die innere Erregung des Abendlandes und unabhängig von solchen Hülfsgesuchen hervorgerufen sei, zu Gunsten der zweiten Alternative entscheidet, sucht der Vf. umgekehrt die erste als die richtige darzuthun. Allein schwerlich haben die paar Botschaften, die aus dem Morgenlande nach Europa kamen, den Ausschlag für den Kreuzzug gegeben; nichts beweist, dass sie im Auftrag der christlichen Fürsten kamen, nichts dass Raimund durch eine von ihm ausgehende Aufforderung den Anstoss zum Kreuzzug wenigstens mit gegeben hat, wie der Vf. mit einer in den Quellen nicht begründeten Sicherheit behauptet. Man wird ungeachtet des unleugbaren Zwiespalts zwischen Jerusalem und Nordsyrien, welchen der Vf. als Beweis dagegen anführt, an der Sybelschen Darstellung festhalten müssen.

Eine weitere Frage, über welche Zweifel be-

Digitized by

stellen konnten, wie Kemer die auch das ersten Kreuzzuges Gottfried von Bouillon und Balduin zuschrieb. Nach Otto von Freising und Otto von Freising gehört der Gedanke dem jungen König Ludwig VII. von Frankreich selbst an, der ihn auf dem Reichstage zu Etampes, Weihnachten 1147 zum ersten Male öffentlich aussprach, worauf dann erst den Rathe Bernhards von Clairvaux rathlige, auch der Papst in die Sache hineingezogen wurde. Dieser hatte, wie Otto ausdrücklich sagt, schon den Böhmenkönig, wahrsch. Papst Eugen III. die Franzosen zum Kreuzzug zuredet, in dem sie sich von Freising anschreibt. Nun von Ludwig dadurch bestimmt, während er allerdings in der Weihnachtsversammlung zu Etampes noch nicht dazu entschlossen war. Das Datum dieses Reichstags ist 25. Dezember 1147, worauf dann aber folgen müsse, dass der Plan eines Kreuzzuges schon vor Ludwig, sondern vom Papst ausgegangen sei. Indessen ist dies nicht so sicher, da Bernhard von Clairvaux und Otto in ihrer Freundschaft beisammen standen. Für den 1. März 1146, für welchen Ostern fiele, dass auch der 31. auch entscheidet, der Papst bei Otto, verwahrt sie, wie schon Wilken bemerkt, gegen die Annahme, dass Bernhard den Kreuzzug Absicht gehabt haben könnte, gegen Otto. Diese Verwahrung ist jedoch schwerlich gegen Otto gerichtet, sondern gegen Andere, die Bernhard bei Otto sich finden, welche Otto VI. entstehen, ergibt natürlich Abweichungen, welche es verhalten in dem Sinne, dass Otto von Freising die Absicht der Urkunde bei Bernhard nicht gefunden hat, sondern sie nur nachträglich hineingebracht und benutzt hat. Bernhard, der sich damals lebhaft für eine blosse Absicht des Kreuzzuges gegen Ostern, wie Bernhard von Clairvaux sich nicht wohl um 1. Dezember 1146

erlassen sein, so dass keine Wahl bleibt als trotz der entgegenstehenden Bedenken dem Datum des 1. März den Vorzug zu geben.

Eugens Schreiben an die Franzosen gestattet aber noch in andrer Richtung einen Schluss, der nicht bloss für den Ursprung, sondern auch für den Ausgang des Kreuzzugs von grosser Wichtigkeit ist. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass der von Eugen dem Bernhard ertheilte Auftrag zur Kreuzpredigt sich nur auf Frankreich und keineswegs auch auf andre Völker bezogen habe, dass also namentlich Bernhards Entschluss in Deutschland das Kreuz zu predigen, sein erst unglücklicher nachher aber mit Erfolg gekrönter Versuch, Kunrat III. für den heiligen Krieg zu gewinnen, ein ganz eigenmächtiges Verfahren war, und dass ihn also die Verantwortung für den traurigen Ausgang der ganzen Unternehmung mit grösserm Rechte, als man gewöhnlich annimmt, trifft. Der Papst selbst hatte für die Sache geringen Eifer. Zwar ernannte er, worauf der Vf. zum ersten Male aufmerksam macht, nach dem Vorgange Urbans II. bei dem ersten Kreuzzug, auch diessmal Legaten, um seine Autorität in den Kreuzheeren zur Geltung zu bringen; allein dieselben erlangten nicht den geringsten Einfluss; die weltlichen Gewalten, die beiden Könige hatten von Anfang an die Leitung des Zuges in der Hand.

Nachdem der Marsch angetreten, erlangten zunächst die Beziehungen zu den Griechen wieder eine erhöhte Wichtigkeit. Mit vollem Rechte wird gezeigt, dass die überwiegende Mehrzahl der von den lateinischen Schriftstellern gegen die Griechen erhobenen Anklagen durchaus unbegründet ist, und dass zu dem unaufhörlichen oft genug blutigen Hader zwischen Griechen und

Digitized by Google

Kreuzfahrern die letztern weit mehr als die erstern Veranlassung gegeben haben. Vielleicht hätte der Vf., auch nach der schlagenden Ausführung bei Sybel, den für ein gutes Einvernehmen mit den Griechen aufs äusserste hinderlichen Einfluss der Theilnahme Rogers von Sicilien an dem Kreuzzug mehr, als geschehen, hervorheben sollen, und dafür lieber darauf verzichtet, in allen den vielen einzelnen Fällen, da den Griechen Treulosigkeit gegen die Kreuzheere vorgeworfen wird, sie von diesem Tadel freizusprechen, ohne doch überall die Quellenangaben genauer zu prüfen. Es entspricht nur den Thatsachen, wenn er die frühere Annahme widerlegt, wonach Kaiser Manuel zum voraus umfassende Rüstungen zum Empfang der Kreuzfahrer getroffen haben soll, und vielmehr nachweist, dass erst das wüste Treiben und die gewaltthätigen Eingriffe der Kreuzfahrer in das Eigenthum der griechischen Unterthanen, die von ihnen angerichteten Verwüstungen und Plünderungen den Kaiser nöthigten, zum Schutze seiner eignen Leute seine bewaffnete Macht aufzubieten. Es ist nur eine verdiente Rechtfertigung des Kaisers, wenn die von Wilken und Späteren gegen denselben geschleuderte Anklage, er habe an demselben Tage da er mit Ludwig VII. ein Abkommen getroffen, ihn an die Türken verrathen, in ihrer Nichtigkeit dargethan wird; und ebenso ist es nicht mehr als billig, dass Manuels entschlossene Schritte zum Schutze seines Landes gegen Vergewaltigung durch die Kreuzheere, und zur Wahrung der ihm, wie er meinte, auf die zu erobernden Gebiete zustehenden Rechte vertheidigt werden. Dagegen ist es wol zu weit gegangen, wenn der Vf. zwischen der Politik des Kaisers und dem Verfahren der kleinasiati-

schen Griechen eine so scharfe Unterscheidung macht, dass an den vielen in Kleinasien den Kreuzfahrern zugefügten Unbilden den Kaiser selbst nirgends eine Schuld treffen würde. In zahlreichen Fällen ist eine solche Unterscheidung allerdings vollständig berechtigt, und man darf es Manuel aufs Wort glauben, wenn er dem König Ludwig eröffnet, er sei nach den von den Franzosen in Kleinasien verübten Verwüstungen nicht im Stande, die Bewohner dieser Länder von einer Wiedervergeltung abzuhalten; sehr häufig waren es eben griechische Wegelagerer und Räuber, welche die Kreuzfahrer überfielen, wofür natürlich den Kaiser keine Verantwortlichkeit trifft. Aber mehr als einmal begegnen Fälle, da kaiserliche Beamte sich Intriguen und Treulosigkeiten gegen die Kreuzheere zu Schulden kommen lassen, ohne dass man weiss, ob sie auf eigne Hand oder in höherem Auftrag handelten. Und da ist es ein gewaltsames Verfahren des Vfs, wenn er den von Manuel dem deutschen Heer als Wegweiser mitgegebenen Offizier Stefan, als die Deutschen unterwegs in die peinlichste Lage kommen und Verdacht gegen Stefan äussern, mit der einfachen Bemerkung zu rechtfertigen meint, Kunrat habe einen Unschuldigen angeklagt, im Gegensatze zu den übereinstimmenden Aussagen der Quellen, dass Verrath im Spiele gewesen, die er aus Rücksicht auf alles Voraufgegangene gar nicht weiter beachtet. Auch der kaiserliche Gesandte, der in Attalia zu dem auf dem Rückzuge und bereits in voller Auflösung begriffenen französischen Heere kam, und den Weg dahin mit dem türkischen Heere gemacht hatte, muss doch fast in näheren Beziehungen zu den Türken gestanden haben, als dass sie ihm, wie der Vf.

Digitized by Google

annimmt, bloss das Geleite gaben; darauf weist zwar nicht die schamlose Art, wie die Griechen die Hülflosigkeit des Kreuzheers zur Befriedigung ihrer Habsucht ausbeuteten, wol aber die von Odo berichtete, jedoch vom Vf. übergangene Thatsache, dass durch die Mittheilungen der Griechen die Türken zur Erneuerung ihrer Angriffe gegen den Rest des Kreuzheers veranlasst wurden.

Wie über das Verhältnis der Kreuzfahrer zu den Griechen, so bleibt auch über das zu den christlichen Fürsten Syriens einiges ungewiss. Die Haltung, welche die letzteren nach der freilich im kümmerlichsten Zustand erfolgten Ankunft der Abendländer auf syrischem Boden an den Tag legten, lässt kaum einen Zweifel daran, dass sie deren Hülfe ursprünglich nicht gewünscht, dass sie dieselbe mindestens nicht im Interesse der gemeinsamen christlichen Sache im Orient, sondern jeder der christlichen Fürsten in Syrien nur in seinem Sonderinteresse zu verwerthen suchten. Hievon macht auch Raimund von Antiochien schwerlich, wie der Verf. will, eine Ausnahme. Ein Zug gegen Nureddin zur Wiedereroberung Edessas, worauf er bei Ludwig hinarbeitete, lag nicht bloss im allgemeinen, sondern noch besonders in seinem eignen Interesse als Fürst von Antiochien; die persönliche Art, wie er den König sein Zögern, auf seinen Willen einzugehen, entgelten liess, macht es wahrscheinlich, dass er auch die Zurückeroberung Edessas nur aus persönlichen Interessen erstrebte. Der Vf. meint die Stellung Ludwigs zu diesem Plan, sein Verhältnis zu Raimund mit Hülfe des Anonymus ad Petrum in ein neues Licht setzen zu können. Aus dem Anonymus c. 23 soll sich ergeben, dass der berüchtigte

Digitized by Google

Liebeshandel Raimunds mit Ludwigs Gemahlin Eleonora nicht die Folge, wie man bisher geglaubt, sondern die Ursache von Ludwigs Weigerung gewesen sei gegen Nureddin zu ziehen: die ausdrückliche Angabe Wilhelms von Tyrus XVI, 27, Ludwig habe zuerst nach Jerusalem gehen wollen, wird einfach in das Gebiet der Sage verwiesen, und ihm nachgerühmt, er sei bei seiner Ankunft in Antiochien trotz aller Leiden, die er erduldet, zum Streite gegen die Türken durchaus bereitwillig gewesen. Diese Darstellung ist aber völlig haltlos. In der Erzählung des Anonymus deutet keine Spur auf den vom Vf. daraus gezogenen Schluss hin; für den langen Aufenthalt Ludwigs in Antiochien, woran sich der Vf. stösst, gibt der Anonymus den sehr glaubhaften Grund an: ad naufragi exercitus reliquias consolandas, fovendas et reparandas; es ist recht wol denkbar, dass Raimund eben um durch sie auf Ludwig zu wirken, das Verhältnis mit seiner Frau angeknüpft hatte, und es liegt kein Grund vor, das einzige Zeugnis über diesen Punkt, die Angabe Wilhelms, als sagenhaft zu verwerfen.

Auch bei den Berichten über die verkehrte Unternehmung gegen Damaskus ist es nicht so leicht, die sagenhaften von den geschichtlichen Ueberlieferungen zu trennen. So gewis Verrath auf christlicher Seite den unglücklichen Ausgang herbeiführte, so wenig ist es auch mit Hülfe des Anonymus möglich, die Schuldigen mit Sicherheit zu ermitteln. Mit dem Vf. die Bestechung syrischer Barone durch den Emir Muin Eddin Anar zu bezweifeln, bloss weil Wilhelm die Namen der Bestochenen nicht kennt, ist man nicht berechtigt; hingegen wenn der Verf. es für vollständig unrichtig erklärt, dass Graf

Digitized by Google

Dietrich von Flandern Damaskus für sich begehrt und dadurch die Eifersucht der Jerusalemiten erweckt habe, so hat er zwar ohne Zweifel Recht, aber nur weil Wilhelm selbst sich sehr unbestimmt über diese Beschuldigungen gegen Dietrich äussert, und nicht, wie der Vf. meint, weil man aus dem Anonymus wisse, dass Dietrich vor Damask auf die Heimkehr gedrungen habe, also nicht die Herrschaft in Damaskus habe wünschen können. Aus dem Anonymus weiss man das nicht. Derselbe erzählt in c. 23 den Liebeshandel Raimunds mit Eleonore, dann redet er in c. 24 kurz von dem Misgeschick des deutschen Kreuzheers bis zu seiner Vereinigung mit dem französischen, die vor jenen Liebeshandel fällt, gibt eine Schilderung der Bischöfe Arnulf von Lisieux und Gottfrid von Langres, und der päpstlichen Legaten Tadwin und Guido, und reiht daran die Nachricht von einem Streite zwischen Graf Dietrich von Flandern und Gottfrid, von denen jener auf die Heimkehr, dieser aufs Bleiben gedrungen. Darauf folgt c. 25 die Erzählung der Belagerung von Damask. Die Reihenfolge der Nachrichten in c. 23 und 24 zeigt, dass es mit der chronologischen Ordnung schlecht bestellt ist; es wäre von grosser Wichtigkeit gewesen, dass der Vf. über die Zeit jenes Streites zwischen Gottfrid und Dietrich sich geäussert hätte. Statt dessen verlegt er, ohne die chronologische Schwierigkeit mit einem Worte zu erwähnen, den Vorgang ohne weiteres vor Damask, bringt ihn in Verbindung mit den verrätherischen Plänen Balduins III., dem Dietrich sich, um die Rückkehr zu beschleunigen, angeschlossen habe, und entwirft so von den in der That sehr wichtigen Ereignissen vor Damask ein lebendiges aber

nicht ebenso zuverlässiges Bild. Möglich, dass jener Vorfall sich vor Damask begab, er kann aber auch, wie der Gang der Erzählung anzudeuten scheint, einem frühern Stadium des Kreuzzugs angehören; ihn ohne jede Aufklärung für die Belagerung von Damask zu verwerthen ist unzulässig.

Ungeachtet dieser manchfachen Bedenken gegen einzelne Punkte wird aber durch die vorliegende Arbeit unsere Kenntnis des zweiten Kreuzzugs wesentlich befördert; und muss man auch mit dem Vf. selbst bedauern, dass er eine vollständige abgerundete Geschichte des Kreuzzugs nicht geliefert hat, so sind doch die leitenden Gesichtspunkte, auf welchen eine solche zu beruhen hätte, überall in der Erzählung hervorgehoben und durchweg festgehalten. Das klägliche Schicksal der von den beiden mächtigsten Fürsten Europas geführten Kreuzheere; die Entartung der christlichen Herrschaften in Syrien selbst und die engherzige Gesinnung ihrer Fürsten; die vergeblichen Versuche der Griechen, die Machtstellung der Seldschuken in Kleinasien zu brechen: aus allem ging schon damals hervor, dass die christlichen Pflanzungen in Syrien einem sicheren Untergang durch den neu aufstrebenden Islam verfallen waren.

Sigurd Abel.

Amtlicher Bericht über die vierzigste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover im September 1865. Herausgegeben von den Geschäftsführern C. Krause und K. Karmarsch und den Schriftführern der Versammlung W. Krause und K. Kraut. Mit 14

Digitized by Google

Tafeln. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1866. 348 S. in Quart.

Ref. war selbst bei der Herausgabe dieses Berichtes betheiligt und es waren ihm, während Kraut die anderen Abschnitte übernommen hatte, die Sectionen für Zoologie, Anatomie und Physiologie, Medicin, Chirurgie und Ophthalmiatrie, Geburtshülfe und Gynäkologie, Psychiatrie und Staatsarzneikunde zugefallen. Trotz dieser Betheiligung hat das vorliegende Referat keineswegs den Charakter einer Selbstanzeige, weil die redigirende Thätigkeit natürlich auf die äussere Formgebung beschränkt bleiben musste.

Es ist eine seit Langem in Privatkreisen erörterte Frage, wie die deutschen Naturforscher-Versammlungen zu reformiren sein möchten. Dass sich Manches in ihren Einrichtungen überlebt hat, war den Einsichtigeren nicht erst seit neuerer Zeit bekannt. Weiss man doch, dass der Begründer Oken selbst in späteren Jahren den Versammlungen fern blieb, weil sie ihm zu geräuschvoll geworden waren. Und doch ist keine Spur von dem glanzvollen Charakter solcher modernen Nationalfeste bei den damaligen Vereinigungen im dritten und vierten Decennium dieses Jahrhunderts zu finden gewesen. Eine Reform haben Alle diejenigen längst für nöthig gehalten, welche die Special-Versammlungen der Astronomen, Ophthalmologen, Irrenärzte u. s. w. in's Leben riefen oder unterstützten; jetzt dürften auch äussere Umstände sie herbeiführen. Seitdem das alte Streben nach deutscher Einigung zur Ausbildung der den Umständen nach möglichen Form geführt hat, könnte der hergebrachte Wechsel der Versammlung zwischen Nord- und Süddeutschland auf

Digitized by Google

Schwierigkeiten stossen. Denn fast alle zwei Jahre müsste der Regierung des mächtigsten deutschen Staates eine bedeutende Geldbewilligung zugemuthet werden, ohne welche die bisherige Form der Versammlung nun einmal schlechterdings nicht bestehen kann. Andererseits wird die nächste Ruheperiode nach grossen Erschütterungen sonder Zweifel dazu führen, dass noch inniger auf dergleichen grossen deutschen Festen sich die zeitweilig getrennten Stämme zusammenschliessen — zunächst in ihren wissenschaftlichen Spitzen, die so lange Zeit fast als die einzigen Repräsentanten des geeinten Deutschlands dagestanden haben. Die Bedeutung, aber auch die Aufgaben der deutschen Wander-Versammlungen dürften hiernach um so grössere werden.

In Betreff der Einrichtung der Versammlung überhaupt hat Ref. bereits 1865 eine kleine Flugschrift (die deutschen Naturforscher-Versammlungen, Göttingen bei Rente) veröffentlicht, in welcher die wünschenswerthen Reformen im Allgemeinen scizzirt sind. Auf die amtlichen Berichte konnte darin nicht eingegangen werden, weil dem Ref. eigene Erfahrungen über dieselben damals nicht zu Gebote standen. Jetzt aber darf nicht verschwiegen werden, dass es am besten wäre, die amtlichen Berichte einfach aufhören zu lassen. Die Kosten derselben stehen in der That nicht im Verhältniss zu dem erreichten Nutzen. In dem Budget der von 861 Mitgliedern und Theilnehmern besuchten Versammlung zu Hannover figurirt der amtliche Bericht mit 8 — 900 Rthlr., die Herausgabe des Tageblattes während der Versammlung mit etwa 1000 Rthlr. Dazu kommt, dass der gesammte, von der damaligen Regierung geleistete Zuschuss

fast genau die Kosten des Berichtes deckt; mit anderen Worten: wenn derselbe wegfiele, so könnte die Versammlung trotz aller grossen Feste ohne Zuschuss von Seiten des Staates existiren, falls die Betheiligung nicht gar zu geringfügig sich herausstellt. Denn die vom Ref. in dem angeführten Schriftchen gelieferte Untersuchung des Entwicklungsganges weist nach, dass die Versammlung zu Hannover noch nicht zu den besonders zahlreich besuchten zu rechnen ist.

Man würde sich die Kosten vielleicht gefallen lassen können, wenn irgend ein entscheidender wissenschaftlicher Vortheil mit der Herausgabe des Berichtes verbunden wäre. Leider ist dies nicht der Fall, und die Vereinigung von Mittheilungen aus sämmtlichen naturwissenschaftlichen und medicinischen Disciplinen führt naturgemäss dahin, dass der Bericht von Wenigen gelesen, von Niemandem recht berücksichtigt wird. Es gehört zu den ausserordentlichen Seltenheiten, denselben als Quelle citirt zu finden. Das Tageblatt wohl, insofern es sich um Prioritätsstreitigkeiten handelt; bei dem langsamen Erscheinen des Berichtes, das sich erfahrungsgemäss schon mitunter um mehrere Jahre verzögert hat, ist an eine Benutzung desselben zu vorläufigen Mittheilungen nicht zu denken. Andererseits pflegen ausführlichere Auseinandersetzungen aus Mangel an Raum nicht vollständig gegeben werden zu können; jedenfalls kann man sicher sein, dass alle diejenigen Publikationen, die von nur einiger Bedeutung sind, lange vor dem Erscheinen des Berichtes in den betreffenden Special-Fachschriften gedruckt worden sind, wohin sie in der That gehören. Wird ein derartiges Publiciren aber aus irgend einem Grunde

vermisst, so kann man eben so sicher darauf rechnen, dass die betreffende Mittheilung für die Wissenschaft verloren ist.

Diese Sachlage ergibt sich aus einer Vergleichung der bisher erschienenen Berichte unter einander; von manchen Versammlungen ist bekanntlich wegen Mangels an Geldmitteln niemals ein solcher veröffentlicht. Es ist nicht zu verkennen, dass in früherer Zeit der amtliche Bericht eine viel grössere Bedeutung hatte, als nämlich die Mittheilungen des Tageblattes noch viel unvollkommener und lückenhafter waren, wie heutzutage, und man nicht darauf rechnen konnte, in jeder kleinen Stadt Druckereien und Schnellpressen zur Verfügung zu haben, die täglich mehrere Bogen Tageblatt neben ihren sonstigen regelmässigen Leistungen zu liefern vermögen. Jedenfalls empfiehlt sich gegenüber den geschilderten Mängeln und Schwierigkeiten als einfachstes Radicalmittel: die Abschaffung des amtlichen Berichtes, der doch fast von Niemandem gelesen wird.

Das hier zu gebende Referat hat nun wesentlich den Zweck, diejenigen anderweitig gar nicht, oder doch nicht ausführlich publicirten Mittheilungen aus den medicinischen Disciplinen herauszuheben, welche dem diesjährigen Bericht, wie Ref. glaubt, grösseres Interesse verleihen, als man sonst zu erwarten gewohnt ist; während die grösseren Mittheilungen aus den übrigen Sectionen nur nach ihrem Inhalt erwähnt werden können.

Die Vorträge in den allgemeinen Sitzungen betrafen folgende Gegenstände:

Hallier: Ueber Darwin's Lehre und die Specification.

Erhard: Ueber die klinische Bedeutung der Helmholtz'schen Schwingungslehre.

Schultz-Schultzenstein: Ueber die Stellung Blumenbach's zur Darwin'schen Schöpfungstheorie.

Virchow: Ueber die nationale Entwicklung und Bedeutung der Naturwissenschaften.

Nöggerath: Ueber das Stassfurther Steinsalzlager.

W. Krause: Ueber sogenannte Geheimmittel.

Rossmässler: Ueber naturgeschichtliche Volksbildung.

Bauer: Ueber Submarine-Apparate und Fahrzeuge.

Mädler: Die Kalenderreform.

Aus den naturwissenschaftlichen Sectionen sind nach den oben erörterten Grundsätzen hier zu erwähnen:

Section für Mathematik.

Prestel (S. 88—92, mit 2 Tafeln): Ueber die periodische Zu- und Abnahme jeder einzelnen Windesrichtung an der hannoverschen Nordseeküste.

Listing (S. 92—99, mit einer chromo-lithographirten Tafel, welche das dispersive, das ideale gleichstufige und das normale Spectrum darstellt): Ueber die Grenzen der Farben im Spectrum.

Knoblauch (S. 100—101): Ueber den Unterschied in dem Verhalten diathermaner Körper mit rauher und glatter Oberfläche bei der Durchstrahlung der Wärme.

Prestel (S. 101—104, mit einer Tafel): Ueber den Verdunstungsmesser (Atmometer) in seiner einfachen Form. (S. 104—106): Ueber den Gegensatz der Windsysteme auf der Grenze dar arktischen und tropischen Region.

Listing (S. 106 – 109): Ueber einige merkwürdige Punkte in Linsen und Linsensystemen.
Wittstein (S. 112 — 116): Ueber Statistik.
Prestel (S. 116 — 119): Ueber die jährliche Periode der Stürme an der Nordseeküste.

Section für Chemie.

Erdmann (S. 121 — 123): Ueber eine organische Concretion. Verf. erhielt aus steinartigen Concretionen in Birnen einen Körper, den er Glycodrupose nennt von der Zusammensetzung: $C^{24} H^{36} O^{16}$.
Wheeler (S. 123 – 127): Eine Methode zur Bestimmung des Stickstoffs, gleichzeitig mit Kohlenstoff und Wasserstoff.
Kraut (S. 127 – 129): Ueber die Constitution der Salicylverbindungen.
Buff (Göttingen, S. 131 — 134): Ueber das Verhältniss der Raumerfüllung und der chemischen Affinität bei dem Schwefel in flüchtigen und flüssigen Verbindungen desselben.

Section für Mineralogie.

Haidinger (S. 140 — 143): Bericht über die K. K. geologische Reichsanstalt zu Wien im Jahre 1865.
Speyer (S. 144 — 146): Ueber das Vorkommen von Mastodon bei Fulda in Kurhessen.
Grotrian (S. 148 — 149): Ueber Cöloptychien der Oberen Kreide von Nordort, Amts Gifhorn, Hannover.
Marck (S. 150 — 152): Ueber die fischreichen Schichten der jüngsten Kreide Westfalens.
Volger (S. 152 — 153): Ueber das Stassfurther Steinsalzlager.
Schmidt (S. 153 — 155): Ueber die geologischen Verhältnisse des Amurlandes.

Digitized by Go

Dücker (S. 155 — 158): Ueber europäische Gebirgsformation.

Schloenbach (S. 160 — 165): Ueber die muthmasslichen Parallelen zwischen den Schichten des oberen Pläners im nordwestlichen Deutschland und den gleichalterigen Bildungen im Seinebecken.

Brauns (S. 166 — 167): Ueber die rhätische Stufe Norddeutschlands.

Section für Botanik.

Schultz-Schultzenstein (S. 169—173): Ueber den Unterschied zwischen Metamorphose und Anaphytose in Rücksicht auf die gefüllten Blumen.

von Holle (S. 174 — 175): Ueber die Formenconstanz der Brombeeren zwischen dem Deister und den Mooren bei Hannover.

Buchenau (S. 178 — 180): Ueber die Sprossverhältnisse in der Gattung triglochia.

L. Wendland (S. 180 — 185): Ueber die Eintheilung der Palmen (S. 186): Ueber Cyclanthus Poit.

Schultz-Schultzenstein (S. 188 — 195): Ueber die Umbildung von Holzsaft in Lebenssaft.

Section für Agronomie.

Kressler (S. 199 — 202): Ueber Forstwirthschaft.

Burckhardt (S. 204 — 205): Ueber Waldbrände.

Kropp (S. 205 — 209): Ueber Entwässerungen für land- und forstwissenschaftliche Zwecke, besonders im Flachlande.

Section für Zoologie.

Blasius (S. 213 — 216): Ueber den Bau des Vogelflügels und dessen Beziehungen zur Lebensweise und Systematik der Vögel.

Cohn (Breslau, S. 219—222, vorläufige Mittheil-

Digitized by Google

lung): Ueber die Gesetze der Bewegung der microscopischen Pflanzen und Thiere unter dem Einfluss des Lichtes. Die Bewegungsrichtung der grünen microscopischen Organismen wird von der Richtung der einfallenden Lichtstrahlen bestimmt. Die Organismen werden geradlinig von der Lichtquelle angezogen. Sie zeigen ein polares Verhalten gegen das Licht, d. h. sie stellen sich so, dass die eine, gewöhnlich farblose, und als Kopf bezeichnete Körperhälfte der Lichtquelle sich zuwendet, die Schwanzhälfte dagegen sich abkehrt. Alle Bewegungen werden von einer Rotation um die durch Kopf und Schwanz gehende Längsaxe begleitet, deren Richtung durch das Licht inducirt wird; bei den Euglenen entgegengesetzt dem Laufe des Uhrzeigers. Nur die actinischen Strahlen haben diese Eigenschaft, während die rothen sich wie totale Finsterniss verhalten. Einige grüne Organismen zeigen ein umgekehrtes Verhalten wie die ungeheuere Mehrzahl derselben. Wahrscheinlich werden alle diese Erscheinungen von chemischen Processen hervorgerufen; wenigstens kann man an einer künstlichen Euglene, nämlich einem spindelförmigen, in verdünnter Salzsäure liegenden Kalksplitter, dessen eine Hälfte durch Ueberziehen mit Harzkitt geschützt ist, ebenfalls eine Bewegung in Folge der Kohlensäure-Entwicklung beobachten, welche denselben in der Richtung des nicht geschützten Endes durch Rückstoss forttreibt und zugleich in Rotation versetzt.

Section für Anatomie.

Goltz (S. 231 — 233): Ausführliche Mittheilung über reflectorische Erregung des Stimmorgans

Digitized by Google

der Frösche. Frösche, denen die Grosshirnhemisphären abgetrennt sind, quaken, sobald man den Rückentheil, namentlich in der Höhe der oberen Extremitäten streicht und verhalten sich wie andere leicht anzusprechende und constant antwortende Reflexmechanismen überhaupt.

r. Wittich (S. 237—238. Taf. I): Beiträge zur Sphygmographie. Marey's Apparat zeichnet Curven eines gereizten Frosch-Gastrocnemius auf, welche keine Spur des arteriellen Dicrotismus zeigen. Mithin ist letztere Eigenschaft der Pulscurven nicht als Kunstproduct des Marey'schen Apparates anzusehen. Fick bemerkt nach eigenen Versuchen, die auf anderen Principien beruhten (an Kautschuck-Schläuchen war sowohl das neue Feder-Manometer von Fick, als der Marey'sche Sphygmograph angebracht), dass unter diesen Umständen vollständige Uebereinstimmung erhalten wurde. Hiernach ist über die Zuverlässigkeit des Marey'schen Instruments kein Zweifel mehr zu erheben.

. Wittich (S. 238—241. Taf. II): Ueber ein Verfahren die elastischen Eigenschaften des Muskels graphisch darzustellen. Dasselbe ist vorzüglich für die Demonstration geeignet, und basirt auf der graphischen Aufzeichnung der Länge des gedehnten und ungedehnten Muskels. Als Myographion dient Du Bois' Froschunterbrecher mit einer durch die Abbildungen erläuterten Modification.

Section für Medicin.

ınnkopff (S. 251—260.) berichtet auf Grundlage von Beobachtungen in der Frerichs'schen Klinik über acute Myelitis.

tanson (Warschau, S. 272) macht Vorschläge

zu einer neuen Methode epidemiologischer Beobachtungen. Es soll eine Gesellschaft in ähnlicher Weise gebildet werden, wie der ininternationale meteorologische Verein. Leyden hält es für zweckmässig, sich der bereits bestehenden epidemiologischen Section in Berlin anzuschliessen. Nach längerer Discussion wird ein Antrag von Hirch (S. 278) angenommen: Die Versammelten erkennen die hohe Wichtigkeit allgemeiner epidemiologischer Beobachtungen und Mittheilungen an. Sie beauftragen den Dr. Hirsch, ein allgemeines Programm über die Methode solcher Erhebungen auszuarbeiten und dasselbe durch sämmtliche medicinische Zeitschriften des In- und Auslandes zur Kenntniss des ärztlichen Publicums zu bringen. Jeder Einzelne der Versammelten übernimmt die Verpflichtung in seinem Kreise dahin zu wirken, dass die Aerzte überhaupt, sowie namentlich die ärztlichen Vereine, ferner die Regierungen und öffentlichen Behörden sich die Förderung der epidemiologischen Forschung in demselben Sinne und nach derselben Methode anschliessen. Die Verbindung aller dieser Einzelbeobachtungen soll durch Correspondenz mit dem Prof. Dr. Hirsch in Berlin unterhalten werden. Sämmtliche erlangte Resultate und Materialien werden in der nächsten Naturforscher-Versammlung zusammengebracht und behuf einer definitiven Organisation verarbeitet.

Section für Chirurgie.

Langer (Washington, S. 279—285. Mit 2 Tafeln): Ueber Transportation und Lagerung während der ferneren Behandlung von schwer Verwundeten und Kranken im Felde.

Digitized by Google

Esmarch (S. 287—291): Ueber ein neues künstliches Bein, (welches der Instrumentenmacher Beckmann in Kiel incl. eines Stelzfusses für 40 Rthlr. liefert).

Die Vorträge von Langer und Esmarch sind durch die politischen Ereignisse und Aussichten wohl ganz besonders zeitgemäss geworden.

Interessante Discussionen, die in der chirurgischen Section stattfanden, sind im vorliegenden Bericht mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit nach den Aufzeichnungen der Herren Secretäre Dr. Bodemeyer und Wüstefeld niedergegeben. Dieselben bezogen sich auf Resectionen im Hüftgelenk (S. 292—295), Luxationen des Schultergelenks (S. 296—297 und 305), Behandlung der Gelenkkrankheiten in ihren Anfangstadien (S. 306—311), Aneurysmen nach Verletzung bei Aderlässen (S. 314 bis 315), welche Debatten successive von Bardeleben, Schinzinger, Esmarch und Bardeleben angeregt worden waren.

Frank (Braunschweig, S. 298—304): Ueber Scoliose. Dieser ausführliche Vortrag war in Begleitung von zahlreichen vortrefflichen Abbildungen mitgetheilt, welche letzteren leider nicht gegeben werden konnten. Es waren nämlich die verfügbaren Geldmittel durch 10 Tafeln für die naturwissenschaftlichen Sectionen, unter denen die chromo-lithographirten Listing'schen Farben-Spectra (S. 98), sowie die meterologischen Darstellungen von Prestel (S. Section für Physik) besonders hervorzuheben sind, bereits vollständig erschöpft.

Ieffenstahl (S. 312—314) beschreibt einen seltenen Fall von completer Kniegelenks-Luxation mit vollständiger Heilung ausführlich.

Section für Geburtshülfe.

Martin (S. 318—321): Ueber einige Modificationen in der Technik der geburtshülflichen Wendung auf die Füsse und die Ausziehung des zuletzt kommenden Kopfes. Eine ausführliche Berichterstattung über die betreffenden Sections-Verhandlungen hat Küneke (Monatsschrift für Geburtskunde, Decbr. 1865. Bd. 26. Heft 6. S. 421—446) gegeben.

Section für Psychiatrie.

Jessen (S. 327—330): Ueber doppeltes Bewusstsein und (S. 334—338): Ueber Alalie.

Ref. (S. 332) berichtete im Anschluss an seine früheren Mittheilungen (Zeitschrift f. ration. Medicin 1857) über Schädelmessungen bei Geisteskranken, die an 3—400 Schädeln der Hildesheimer Sammlung angestellt waren, über die zweckmässigsten Methoden. Zunächst ist hervorzuheben, dass Messungen am Lebenden vollkommen werthlos sind. Irgend welche Genauigkeit zu erreichen, ist nur am Schädel selbst möglich. Wenn es hierfür noch eines Beweises bedürfte, so wäre derselbe aus den Untersuchungen von Bischoff (Sitzungsberichte der k. bayer. Akad. der Wissensch. 1864. I. 1. S. 35) zu entnehmen. Bischoff fand beispielsweise den Horizontalumfang zweier Köpfe:

	I.	II.	
Mit Haar:	55,3	55,6	Cm.
Ohne Haar:	54,4	55,0	„
Ohne Haut:	51,8	54,0	„

Die Kopfschwarte ist also von sehr verschiedener Dicke bei verschiedenen Individuen, was bei Vergleichungen der einzelnen Schädeldurchmesser untereinander in Frage kommt.

Digitized by Google

Eine neue Messungsmethode, welche auf Triangulation des Schädels und Bestimmung von Winkelwerthen beruht, hat Ref. in dem neuen Archiv für Anthropologie von Ecker, 1866. Bd. I. Heft 3. mitgetheilt. Als Basis der Messungen, analog der Grundlinie bei geodätischen Operationen, wurde die Axe der Schädelwirbelkörper, nämlich eine Linie gewählt, die in der Medianebene vom vordersten Umfange des Foramen magnum bis zur Ansatzstelle der Nasenbeine an das Stirnbein reicht.

Solbrig (S. 838—341): Ueber allgemeine Paralyse in foro; unter Mittheilung eines selbstbegutachteten Falles. Der Vortragende kam zu dem Satze: dass Handlungen, geübt im Vorläuferstadium der allgemeinen Paralyse, namentlich wenn diese Handlungen den Charakter des Grössenwahns und erhöhten Selbstgefühles repräsentiren, trotz allenfallsiger sie begleitender äusserer Besonnenheit und theilweiser geistiger Leistungsfähigkeit nicht mehr in den Bereich der psychischen Gesundheit fallen, sondern in foro stets die Präsumtion der aufgehobenen Zurechnungsfähigkeit des Thäters für sich haben.

Schliesslich mag noch bemerkt werden, dass ı kleiner Rest von Exemplaren des vorliegenn Berichtes der Hahn'schen Hofbuchhandlung Hannover zum Verkaufe überwiesen und durch ı Buchhandel zum Selbstkostenpreise von 2 hlr. zu beziehen ist. W. Krause.

Der Römerbrief und die Anfänge der Römischen Gemeinde. Eine kritische Untersuchung von Dr. Wilhelm Mangold, Professor der Theologie zu Marburg. Marburg, N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung, 1866. VI und 183 S. in Octav.

Diese Schrift enthält zwar im Einzelnen manche richtige Bemerkung, im Ganzen aber macht sie einen Eindruck welchen man jetzt bei sovielen Büchern über das N. T. sieht und der sich am besten mit dém eines Schlachtfeldes vergleichen lässt wo man zwar frische aber nur noch zerstreute Erinnerungen an die grosse Verwüstung sieht welche sich hier durch menschliche Schuld vor kurzem vollzog. Der Vf. missbilligt die meisten und gerade die wichtigsten Sätze der Tübingischen Schule, von welcher in unsern Tagen die grosse weite Verwüstung aller ächten Wissenschaft über die Dinge des NTs und der ältesten Kirchengeschichte ausging. Er hält sowohl den ersten Petrusbrief als dén an die Kolossäer für ächt; er verwirft S. 62 auch des Tübingischen Baur's Meinung die beiden letzten Capitels des grossen Sendschreibens an die Römer seien nicht von Paulus' Hand, sondern erst eines besondern trüben Zweckes wegen lange nach des Apostels Leben von einem unbekannten späten Schriftsteller hinzugefügt, eine so vollkommen bodenlose und doch so tief alle geschichtliche Wahrheit und Gerechtigkeit verletzende Annahme dass man schon aus ihr allein schliessen konnte was von der ganzen NTlichen Wissenschaft dieser Kirchenschule zu halten war.

Damit hat sich also unser Vf. schon weit genug von dieser Schule entfernt, worüber man

Digitized by Google

sich ja nur freuen kann. Allein desto mehr muss man bedauern dass daneben sich noch immer zu wenig gründlicher Erfassung des Bessern und Heilsameren regt. Der Vf. erkennt z. B. ganz richtig dass die meisten Worte im Sendschreiben an die Römer c. 16 aus einem uns übrigens jetzt verlorenen Briefe des Apostels an die Ephesier erhalten seyn müssen, dass sie also zwar wirklich vom Apostel sind aber sehr früh an diese verkehrte Stelle gerückt wurden: eine Wahrheit von welcher jene Schule keine Ahnung hatte. Aber schon dass der Vf. diese aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange gerissene Stelle auf die V. 3—20 beschränken will, trifft nicht das richtige; die folgenden Worte V. 21 – 24 gehören ebenfalls dahin, und dies (wie es jetzt längst bewiesen ist) wohl zu beachten ist nicht minder auch zum Verständnisse und zur Schätzung des Sendschreibens an die Römer selbst höchst wichtig. Schlimmer ist jedoch dass er wieder die Frage aufwirft ob das grosse Sendschreiben an die Römer an Heidenchristen oder an Judenchristen gerichtet sei. Diese Frage ist zwar schon vor den zeiten der Baur'ischen Schule bei allen NTlichen Briefen so vielfach und so höchst verkehrt ausgeworfen: aber erst diese hat sich durch die in der Frage selbst wie sie gestellt wurde schon verborgene Verwirrung völlig täuschen und so vielfach zu ebenso verkehrten als weit ausgesponnenen Annahmen verleiten lassen. Verkehrt war schon die Stellung der Frage weil sie näher betrachtet in keinem einzigen dieser Briefe selbst einen Grund und Anhalt hat: man wollte aber recht klug und vorsichtig seyn, und stellte so eine Frage und zog aus deren grundloser Beantwor-

tung Schlüsse ohne zuvor zu untersuchen ob für sie selbst ein hinreichender Grund vorliege. Verkehrt war die Frage aber auch weil sie eine Ausgestaltung des ältesten Christenthumes voraussetzte welche dieses in den heidnischen Gegenden und Ländern in den Zeiten des Paulus nirgends wirklich hatte. Wie in diesen die rein Judäischen Gemeinden immer auch gerne soviele Proselyten als nur möglich aufnahmen, so verstand sich dasselbe noch mehr von den christlichen. Die Mischung konnte in den einzelnen Gemeinden der Zahl nach sehr verschieden seyn; und die Frage wie viel von den Gebräuchen des ATs noch immer beizubehalten seien, war ansich ganz unabhängig von der Zusammensetzung einer christlichen Gemeinde wie sie in den heidnischen Ländern gestiftet wurden. Aber sogar bei dem Jakobusbriefe und dann bei dem ersten Petrusbriefe hat man bei aller Mühe die man sich in neueren Zeiten deshalb gegeben nie beweisen können dass der eine oder der andre nur an Judenchristen geschrieben sei. Von den ächten Judenchristlichen Gemeinden wie sie sich erst nach der Zerstörung Jerusalem's allmälig ausbildeten, kann in jenen frühesten Zeiten keine Rede seyn. Dabei versteht sich jedoch dass zu Paulus' Zeiten auchwenn die grössere Anzahl in einer Gemeinde aus Heidenchristen bestand, die gebornen Judäer in ihr dennoch wol ausnahmslos die an sachlichen Kenntnissen und an Rührigkeit ausgezeichneteren waren: war dies aber so, so verliert die ganze Frage überhaupt ihre Wichtigkeit.

Allein unser Vf. will nun einmal mit Baur denken in der Römischen Gemeinde an welche Paulus schrieb seien keine Heidenchristen son-

Digitized by Google

dern Judenchristen gewesen: und er will das auch dámit beweisen dass die Worte 1, 13—15 dén Sinn geben müssten der Apostel wolle besonders auch deshalb nach Rom reisen um die dortigen Heidenchristen erst zu bekehren; dies sei die Frucht welche er unter ihnen zu pflücken hoffe. Allein mit diesen Worten V. 13—15 sagt Paulus vielmehr weiter nichts neues als dass er früher schon oft sich vorgesetzt habe zu ihnen zu reisen, bisher aber immer daran verhindert worden sei: dies ist gegen das vorige V. 9—12 gehalten allein hier das neue; es zu erwähnen schien dem Apostel aber só wichtig und so nothwendig dass er am Ende des ganzen Sendschreibens 15, 22 f. noch einmal darauf zurückzukommen nicht vermeiden kann. Aber dazu ist ja auch in jenen Worten zu Eingange des Schreibens 1, 13—15 gar kein Zeichen eines Unterschiedes von Heiden- und Judenchristen gegeben. Der Vf. zieht indess aus allen solchen unbeweisbaren Voraussetzungen dén Schluss der Zweck des ganzen grossen Sendschreibens an die Römer sei nur dér jene Gemeinde zu dér Erkenntniss zu bringen dass die Heidenmission in dér Weise wie Paulus sie treibe richtig sei; in dieser Bestimmung des höchsten Zweckes dieses Schreibens will er mit Baur übereinstimmen, und ihn nur auf eine bessere Weise begründen. Ein solcher Hauptzweck wird aber nirgends vom Apostel angedeutet: und sollte er wirklich unsern Brief hervorgerufen haben, so müsste der Brief ganz anders angelegt und durchgeführt seyn. Wir haben hier keine Briefe an die Galater oder an die Korinthier: und der Grundfehler Baur's besteht hier dárin dass er Sendschreiben welche ihrer ganzen Anlage und

Kunst ebenso wie ihrem Zwecke nach so völlig verschieden sind wie jene an die Galater und an die Korinthier und dieses an die Römer so durchaus verwechselte und durch einander warf. Je einziger das Sendschreiben an die Römer unter allen je von unserm Apostel entworfenen dasteht, desto mehr sollte man sich doch es von vorne an recht zu verstehen die Mühe geben.

Eine richtige Annahme unsres Verfs gegen das Ende seiner Abhandlung hin ist die dass Petrus wirklich in Rom war, was seit zu langen Zeiten unter den Protestanten ganz grundlos geläugnet wurde: aber indem er nicht anerkennen will dass das Babylon aus welchem Petrus seinen NTlichen Brief schreibt Rom sei, entzieht er dieser wohlbegründeten Annahme wieder eine Hauptstütze. Ausserdem ist die Zeit in welcher der Vf. jenen Apostel sich in Rom anwesend denkt, sehr willkürlich dáhin bestimmt dass er erst nach Paulus' Falle dorthin gekommen. Dass Petrus nicht gegen Paulus gewirkt haben und das grosse Sendschreiben des Römischen Clemens an die Korinthier ächt sei, auch noch aus dem ersten Jahrhundert abstamme, sind weiterhin Erkenntnisse in welchen sich der Vf. ebenso weit von jener verkehrten aber von ihm noch immer zu hoch geachteten Schule entfernt als er der Wahrheit näher tritt. Wir möchten nur nicht behaupten Clemens habe den Apostel Paulus so sehr missverstanden. H. E.

Digitized by Google

Schlesische Provinzialblätter. Herausgegeben von Th. Oelsner. Neue Folge. Vierter Jahrgang 1865. Fünfter Jahrgang 1866 Januar bis Sept. 776 u. 576 S. in Octav.

Es sind etwa fünf Jahre her, seit der durch vielfache gemeinnützige Bestrebungen in seiner Heimath rühmlichst bekannte Herausgeber der »Schlesischen Provinzialblätter« es unternahm, dies wichtige Organ für die Landeskunde, welches über ein halbes Jahrhundert bestanden hatte, aufs Neue ins Leben zu rufen. Die Zeitschrift, welche ihren Anfängen nach günstige Erwartungen erregte, hat denselben durchaus entsprochen und namentlich zeichnen sich die mir vorliegenden zwei letzten Jahrgänge durch Reichthum und Mannigfaltigkeit des Inhalts aus. Die Kenntniss Schlesiens in Vergangenheit und Gegenwart wird hier nach allen Seiten hin gefördert: ganz besonders ist die mit unermüdlicher Ausdauer gearbeitete fortlaufende Chronik und Statistik, welche zu einer unschätzbaren Fundgrube für schlesische Culturgeschichte der heutigen Zeit heranwächst, anzuerkennen. Ausserdem finden sich aber neben einer Menge von kleinern Mittheilungen umfassendere Darstellungen, welche einzelne Gegenstände aus den verschiedensten Zweigen der Geschichte und Landeskunde behandeln Und nicht weniges ist darunter, was über die provinziellen Gränzen hinaus Anspruch auf Beachtung hat, wie — um nur Einiges anzuführen — Palms Mittheilungen über die Münzwirren im 17. Jahrhdt, Mente's Vertheidigung Breslaus in den Jahren 1806—7, die Aufsätze aus Hippels Nachlasse, Th. Bach's Erörterungen »Das Turnen und der Krieg«, Weihnachts-

spiele, Erntegebräuche, Märchen und Sagen von Karl Bartsch eingesandt, Jacobi's Mittheilungen über das schlesische Weinland etc. Ist doch Schlesien, wie Schreiber dieser Zeilen oft wahrnehmen konnte, im westlichen Deutschland gar Vielen eine terra incognita. Sicherlich würde noch vor Kurzem eins der grössten und gelesensten politischen Blätter, wie die »Kölnische Zeitung«, wenn ihr Herausgeber von dem reichen Segen Oberschlesiens an Erzen und Kohlen sowie von dem gewaltigen Aufschwunge des dortigen Hüttenwesens hinreichende Kenntniss gehabt hätte, sich nicht durch den Vorschlag, dass Preussen die »Wasserpolakei« abtreten solle, lächerlich gemacht haben.

Leider ist der Bestand der Provinzialblätter, welche Verleger und Herausgeber bis jetzt mit Opfern erhalten haben, noch nicht gesichert und es wäre daher dringend zu wünschen, dass ihnen eine grössere Verbreitung, welche sie bei tüchtigem Inhalt und billigem Preise in hohem Grade verdienen, zu Theil würde. A. C.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück. 7. Novomber 1866.

Bibliotheca Rerum Germanicarum edidit Philippus Jaffé. Tomus tertius. Monumenta Moguntina. Berolini apud Weidmannos, 1866. — 749 Seiten in Octav.

Obwol gerade in Mainz, dem Sitze des ersten Erzbischofs im deutschen Reiche, ein reicher Zusammenfluss wichtiger Nachrichten sein musste, hat hier die Geschichtsschreibung doch während des ganzen Mittelalters nie geblüht. Wir besitzen aber eine ganze Reihe von wichtigen Geschichtsquellen, die sich ohne Zwang unter dem Titel Monumenta Moguntina zusammenfassen lassen und die für unsere vaterländische Geschichtskunde von der allergrössten Bedeutung sind. Das zeigt der vorliegende dritte Band der Bibliotheca rerum germanicarum, der, trotz seiner ungemeinen Reichhaltigkeit und trotz der umfassenden Arbeiten, die für ihn erforderlich waren, dem zweiten in der kürzesten Zeit gefolgt ist.

Der Werth der Geschichtsquellen, die hier unter jenem Titel vereinigt sind, ist ein sehr ver-

schiedenartiger. So gleich im Anfange die drei Cataloge der Erzbischöfe von Mainz, von denen übrigens der jüngste, geschrieben gegen Ende des 13. Jahrhunderts und dann noch etwa 200 Jahre fortgesetzt, bisher nur zum Theil bekannt war. Von dem grössten Werthe für alle Kunde deutscher, ja europäischer Vergangenheit ist aber die umfangreiche Briefsammlung, welche sich unmittelbar an die dürftigen Bischofsverzeichnisse anschliesst. Noch vor Kurzem hat Wattenbach von dem dringenden Bedürfniss einer neuen, kritischen Ausgabe der Epistolae Bonifacii et Lulli gesprochen: jetzt liegt eine solche vor uns, und sie ist sogar jenem, gerade um uns jüngere Historiker durch sein treffliches Werk über Deutschlands Geschichtsquellen so hochverdienten Manne gewidmet. — Die kurze Bemerkung von Wattenbach ist von Jaffé ganz unbewusst in der Einleitung gründlich gerechtfertigt, denn wenn schon vielfach die äusserste Mangelhaftigkeit der bisherigen Ausgaben der Briefsammlung beklagt wurde, so ergiebt sich doch aus den kritischen Bemerkungen, die dort niedergelegt sind, erst vollends, wie schlecht dieselben sind, zumal wenn man bedenkt, dass, wie hier geschehen, diese omnis epistolarum silva in eine bessere Verfassung durch Fleiss und kritischen Sinn gebracht werden konnte. Es ist dieses namentlich auch in Beziehung auf die chronologische Reihenfolge geschehen, wofür die kritischen Gesichtspunkte, denen wol Niemand seinen Beifall versagen wird, mit grösster Sorgsamkeit in der Vorrede dargelegt wurden. Fortlaufende Noten, stete Angabe der abweichenden Nummern der frühern Ausgaben, angehängte Initia epistolarum und mehrere synoptische Tabellen erleichtern

die Benutzung auch nach jeder anderen Ordnung. Dass für die Verbesserung der Texte der einzelnen Briefe viel geschehen konnte, ist selbstverständlich. Hätte es den bisherigen Herausgebern auch nicht an kritischer Methode gefehlt, so wären sie doch nicht im Besitz des wichtigen handschriftlichen Materials gewesen, welches für die vorliegende Edition zur Verfügung stand. Drei Codices des 10. Jahrhunderts sind uns von den epistolae Bonifacii et Lulli — in denen sich denn aber doch auch viele andere Schriftstücke finden — bekannt. Jaffé hat sie alle mit Musse benutzen können, hat auch daneben noch jüngeres handschriftliches Material herangezogen; wenig will es dagegen verschlagen, wenn er einen jüngern Codex des Vaticans nicht eingesehen. Die Umgestaltungen, die sich durch die Benutzung jener drei Codices für den Text ergeben, sind sehr bedeutend; sie wurden dann freilich durch zahlreiche, glückliche Emendationen, die aber immer sorgfältig als solche bezeichnet werden, noch sehr wesentlich vermehrt. Von Interesse ist hier namentlich, p. 127, der Abdruck der oft benutzten Acten jener beiden Synoden, die für die Geschichte des Benefizialwesens von so grosser Bedeutung sind. Gestützt auf die Handschriften hat Jaffé aus den beiden Urkunden, die uns bisher in den Abdrücken über die Synoden vorlagen, eine gemacht, wozu freilich der ganze Zusammenhang derselben schon führen musste. Die bisherige Theilung war durch die Ueberschrift in den Codices: De alio synodo conventu veranlasst und zuletzt noch von Pertz in den Monumenten gemacht. Jede Seite der Epistolae Bonifacii zeigt aber, wie wenig Werth diese Ueberschriften haben, dass ihre Bedeutung gegen den strengen sachlichen

Zusammenhang ganz wegfällt. Für die Critik dieses wichtigen Actenstückes ist somit ein neuer, sehr wesentlicher Gesichtspunkt gewonnen.

Die Sammlungen der Epistolae Bonifacii et Lulli enthalten, wie schon bemerkt und wie namentlich das zuletzt erwähnte Actenstück ausweist, auch manche Schriften, die unter jenem Titel nicht mit begriffen sein können. Aber auch abgesehen davon wurden im 11. Jahrhundert einzelnen Codices noch besonders merkwürdige Briefe aus jüngerer Zeit hinzugefügt. Diese hat Jaffé jetzt ganz von den Briefen jener beiden Erzbischöfe getrennt, hat sie dann mit anderen, die bis 1200 reichen, theils noch ganz ungedruckten, theils nur mangelhaft, theils auch an sehr ungelegenen Stellen edirten, unter dem Titel: Epistolae Moguntinae vereinigt, und in dem vorliegenden Bande der Bibliotheca p. 316 — 419 abdrucken lassen. Delisle, Druffel u. a. unterstützten den Herausgeber durch Beiträge zu dieser Sammlung, so dass auch ihnen ein Theil des Dankes gebührt, den wir gern dafür abstatten, dass wir jetzt eine so ansehnliche Reihe von Briefen der wichtigsten Art, im ganzen 65, an einer Stelle zusammen haben. Hier finden wir, um nur einige zu nennen, einen neuen Abdruck der epistola reclamatoria eines Sachsen an Ludwig den Frommen, hier den bekannten, zuletzt von Giesebrecht abgedruckten Brief Wilhelms von Mainz an den Papst — dessen Text besonders glücklich emendirt ist —, hier das Schreiben Aribos von Mainz an die Kaiserin Kunigunde, hier auch ein durch seinen Zusammenhang mit andern Nachrichten sehr interessantes Schreiben des Erzbischofs Ruthard von Mainz an die Halberstädter Kirche von 1098, u. v. a.

Digitized by Google

An diese Briefsammlungen, die zusammen 216 Nummern zählen, schliessen sich Vitae St. Bonifacii und zwar zunächst eine neue Ausgabe von Willibalds Leben des Apostels. Für den Text konnte hier vornehmlich viel durch Benutzung der ältesten Handschrift geschehen, die sich jetzt in München befindet, und bisher, ausser von Arndt für seine Uebersetzung der Vita, bei den Ausgaben stets unberücksichtigt geblieben war. Die Uebersichtlichkeit des Textes, für welche freilich, zumal durch zweckmässige, sachgemässe Absätze viel geschehen ist, würde vielleicht durch Beibehaltung der Capitelüberschriften, wie es von Pertz in den Monumenten geschehen, besonders soweit sie sich in dem erwähnten Münchener Codex finden, nicht ganz unwesentlich gesteigert worden sein. Die Passio St. Bonifacii, die dem Willibald folgt, und dann Excerpta ex Othonis vita St. Bonifacii, umfangreicher als in den Monumenten, wurden hier nach Handschriften in Trier edirt, während Pertz nur Wiederabdrücke aus den Acta SS. gab. Ein kleines Excerpt aus dem Werke eines Utrechter Geistlichen, der freilich bereits am Anfange des 9. Jahrhunderts schrieb, hat dagegen auch Jaffé auf p. 506 nur nach den Acta SS. abdrucken lassen und im wesentlichen ist das auch der Fall bei der Vita und Translatio des heiligen Severus nach Mainz und Erfurt, welche von einem mainzer Geistlichen Namens Ludolf in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts geschrieben wurde und einige nicht ganz unwichtige Nachrichten enthält. Jedoch wurde ein Wiener Codex durch die Vermittelung von Scherer für die Ausgabe verglichen. In den Monumenten fand diese Geschichtsquelle bisher noch keine Aufnahme, wol finden sich dort aber die beiden

Digitized by Google

Vitae Bardonis, welche aber doch, trotz guter Ausgaben von Wattenbach, in der Bibliotheca wiederholt wurden.

Die einzige Handschrift der Vita Adelberti II. Moguntini ist freilich 1839 bereits von Bethmann in Brüssel entdeckt: ein Abdruck existirte jedoch noch nicht; den uns zu liefern war Jaffé vorbehalten, der nun dem Werkchen auch gleich den Namen des Verfassers: Anselmus Havelbergensis vorgesetzt hat, nachdem er in der Einleitung schlagend nachgewiesen, dass die Vita 1141 oder 1142 von dem damaligen Bischof von Havelberg verfasst ist. Wichtige Aufschlüsse liessen sich freilich schon nach den bisherigen Nachrichten aus dieser Biographie in Versen nicht erwarten. Die beiden Geschichtswerke, welche nun folgen, die Vita, früher von Böhmer Martyrium Arnoldi archiepiscopi genannt, und Christiani chronicon Moguntinum bieten jedesfalls der Geschichtskunde reicheren Stoff dar als die Vita Adelberti. Beide sind früher von Böhmer in den Fontes edirt, haben jetzt aber durch Jaffé, sowol durch Benutzung eines reicheren handschriftlichen Materials, als auch durch zahlreiche Emendationen eine ganz neue Gestalt bekommen, die Verständniss und Gebrauch wesentlich erleichtert. Von der Vita ist solches mit besonderm Nachdruck zu sagen.

Die letzten Bogen des Bandes werden, abgesehen von Briefanfängen und Regesten, durch mehrere kleine Geschichtsaufzeichnungen ausgefüllt. Da sind zunächst die Annales Augienses, die bisher in zwei verschiedenen Bänden der Monumenta, verglichen mit zahlreichen Berichtigungen von Waitz in den Nachrichten der Göttinger Ges. d. Wiss. 1857 zu benutzen waren. Dringend war also eine neue Ausgabe wünschens-

Digitized by Google

werth. Es folgen dann Inscriptiones S. Albani, an welche sich das Necrologium ecclesiae Moguntinae anschliesst: also zwei Werke, welche in den Monumenten wol mit in die noch nicht begonnene Abtheilung: Antiquitates kommen sollen. Doppelt willkommen müssen solche kleine Geschichtsquellen in grösseren Sammlungen sein, da ihnen nur auf solche Weise die möglichste Ausnutzung gesichert ist. Der Gebrauch des Necrologium ist durch eine vorausgesandte Uebersicht der ganz feststehenden Todesjahre erleichtert. Zweifelhaft mag es sein, ob daneben nicht noch für die weniger sichern erörternde Noten, die ja gerade nicht à la Mooyer zu sein brauchten, am Platze gewesen wären.

Greifswald. R. Usinger.

Le Roman de Flamenca publié d'après le manuscrit unique de Carcassonne, traduit et accompagné d'un glossaire par Paul Meyer. Paris, A. Frank, 1865. XLV u. 427 S. in Oct.

Ist der Roman, welchen Herr Meyer nach Raynouards Vorgange »Flamenca« betitelt, ein wichtiges culturgeschichtliches Denkmal, indem er über die Denkart, die gesellige Sitte, den ritterlichen Brauch, die sittliche und die gelehrte Bildung des südfranzösischen Adels im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert wichtige Aufschlüsse gibt und zudem den sorgfältigen Leser nach zahlreichen andern Richtungen hin über mittelalterliche Verhältnisse aufklärt, so verleiht ihm die Fülle von Wörtern, welche er, der Mannigfaltigkeit des Dargestellten entsprechend, verwendet, einen nicht weniger hohen Werth in den

Augen dessen, welchem es vorzugsweise um Erforschung des provenzalischen Sprachschatzes zu thun ist. So muss denn eine Ausgabe des ganzen Romanes oder genauer gesagt alles dessen, was die einzige bisher bekannte Handschrift desselben uns davon erhalten hat — und wir haben keinen Grund anzunehmen, es sei auch nur der grössere Theil des Werkes —, hoch willkommen sein; denn wenn auch Raynouard durch Mittheilung und Uebersetzung von Bruchstücken und Angabe des Inhaltes der beim Abdrucke übergangenen Theile der Wissenschaft schon einen anerkennenswerthen Dienst geleistet hat, so machen doch die durch ihn veröffentlichten Stellen kaum den siebenten Theil des Textes aus, den uns Herrn Meyers Ausgabe darbietet.

Die sehr gediegene Einleitung, welche den stattlichen Band eröffnet, beschäftigt sich in fünf Capiteln mit den Fragen nach dem Ursprung der Erzählung und ihrem ästhetischen Charakter, nach der Geschichte der warmen Quelle, welche in jener eine so bedeutende Rolle spielt, nach der Stellung, welche »Flamenca« in der provenzalischen Literatur einnimmt, nach den sprachlichen und poetisch-technischen Besonderheiten des Textes und endlich nach den frühern gelehrten Arbeiten, welche den in Rede stehenden Roman zum Gegenstande hatten. Wir wollen von den Ergebnissen der sorgfältig geführten Untersuchungen hier nur anführen, was zur Beantwortung der dritten Frage dient. »Flamenca« gehört der im dreizehnten Jahrhundert zuerst auftretenden Gattung der »novas« an, als deren Pfleger Raimon Vidal, Arnaut de Carcassonne, Peire Guilhem aus ihren Werken, Elias Fonsalada aus einer biographischen Notiz uns bekannt sind;

seit den Werken aus dem 13. Jahrh. einen offenen Gegensatz zu bilden. Dieser Gegensatz zeigt sich Boileaus früherer Dichtung gegenüber, wenn das Vorwegen sentimentalischer Züge und Farben in der Erzählung, die Boileau selbst verdammenden Urtheilen, welche der Dichter Flamenca's in seinem Vorwort an die Damen ausspricht, bemalter Dichter der »Flamenca« genannt, für eine spätre Entstehung. Der Dichter, der Boileau's Urtheil über Ovid und Horaz theilt, der sich ferner über Virgil's Werken seinen Werken gegenüber kalt — leider kaltem wie weder dessen noch jenen — und diesen Ideenkreis mit dem 1760 gemeinsam Bewandet kann mindestens nicht vor 1760 geschrieben sein. Der Gegensatz gegen die Gedankenwelt einer früheren Periode zeigt sich rechts Farbe in den darthun gelüstig, er ist. Ovid und Horaz nicht, wie, wiederholter — und der macht seine Dichtung zu einer Boileau's Urtheil über Ovid und Horaz theilt, wenig Mehr erkennbar Boileau vorgeworfen Werke der französischen Literatur seiner Zeit.

Zum 8000 Versen des Textes sind ungefähr 10 Seiten die Abweichungen von der Handschrift Anmerkungen, welche Meyer zu seiner Ausgabe gibt, eine Uebersetzung, welche sich bis auf wenige mittel vollständig, in gegen das Ende kaum mehr Seiten erstreckt, und ein Glossar, welches nur Wörter enthalten noch ganz vereinzelt, wie etwa, es oben in »Flamenca« mehr vorkommen, welche über die Sorg der Erklärung in Anspruch nehmen. Auch die Darstellungsweise des Dichters gestattet, wie bereits bemerkt, eine leichte Uebersetzung, die sehr verschiedene Erklärungsweisen begleitet, unter denen namentlich die historischantiquarische, die weitaus überwiegende, in dem hatte, grosse Anstrengung Verwendung fand. Die

Schluss bildet ein Wörterbuch, in welchem die von den Lexikographen nicht aufgenommenen oder nicht genügend behandelten oder nur in »Flamenca« vorkommenden oder bisher nur aus spätern Quellen belegten Wörter verzeichnet sind; dass sich ihrer manches nicht erklären liess, ist Herrn Meyers Schuld nicht.

»J'aurai pour ceux qui voudront examiner mon travail d'autant plus de reconnaissance qu'ils l'auront plus souvent rectifié«, sagt der Herausgeber zum Schlusse seiner Einleitung: es möge uns verstattet sein, einige Berichtigungen vorzuschlagen. Wir werden uns dabei fast durchweg auf solche beschränken, deren Annahme eine Aenderung des Sinnes im Gefolge hat, und uns bei der Herstellung grammatisch correcterer Formen nicht aufhalten, obschon es uns scheinen will, der Herr Herausgeber hätte in dieser Richtung etwas weiter gehn dürfen; auch die Frage, ob er wohl daran gethan hat, überall fai sil, fai sel in fai s'il, fai s'el aufzulösen, mag hier unerörtert bleiben. Z. 65 ist e an den Anfang zu stellen. — Z. 150 ist, wenn nicht Enz zu schreiben wie Z. 175, doch Ans im Sinne von Enz zu nehmen. — Z. 156 dürfte statt nach enflamat und nach arosat besser nach amoros ein Komma zu setzen sein. — Z. 223 azastar fehlt in Herrn M.'s wie in Raynouards Wörterbuche; es gehört zu dem Z. 1256 kaum zu bezweifelnden ast. — Z. 225 ist statt son gewiss fon zu lesen, während umgekehrt Z. 8024 nur son statt fon einen Sinn gibt. — Z. 237 und 238 sind ungenau übersetzt; sie bedeuten: »Wohlwollen ist heutzutage nichts als geradezu Geschäft«. — Z. 289 ist zu lesen: soau, vgl. 1058. — Z. 326 die Existenz des Wortes endomengar scheint mir bis auf Weiteres zweifelhaft; es wird

vall verbessa sein für endsvengar, auch an seiner stelle ausgleichen, wieder gut machen, ersetzen. Z. 384 ist das Simplex fraud zur Bezeichnung der handschriftlichen Lesart; anders würde sich diese nahezu gar nicht erklären. — Z. 386 will mich dem Verbalis von Z. 406 zu verbessa stellen, aber ich kann mich nicht für ihn entscheiden. — Z. 429 lies, ohne Zweifel, ihesmaist; die Lesungen hängt ab von de tals, tuht von si dieguns. — Z. 431 ist wohl vorzuziehen; sein Sinn, 2000. — Z. 511 muss ist für ist stehen, wie Z. 1000 ist für ist; ferner ist tuit überliefert, weitre mal hypercorrect = mjster; es ist hierher zu stellen, dass die Grossschreibung der Hss. in Z. 1 nicht immer richtig ist. — Z. 1170 muss es dieses und den andern vom Glossar ungeführten Stellen sowie dessenar können mit stets als Abkürzungen von sous aufgelöst, es endet nicht auf -ar, sondern auf -ir. — Z. 1180 ist wohl die Lesart der 2 in vom Herausgeber nicht berücksichtigt Hss. (nämlich Barbaz. Durch. 121. 18. wieder. Ich lese 2197, bis vilans; vener findet sich auch Malin Werke I 144. II 120. — Z. 2305 corrects ist wohl unnöthig, da Z. 2307 ebenfalls ein Reim bildet auf -ignaje; zu Bergerac schreibt mir gewogl; vermuthen lassen Beide vereinfacht, corrupter soll vermuthen lassen der Autor noch den Bedeutungsverlust bewusstlos. Um Missverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, dass Kölnische Klänke, welche Karpeles (Geschichte der Poesie und Prosa des Mittelalters, 1872, 2. Aufl. 1885, S. 1) als Beispiel für Reimbrechung anführt, nicht als solches gelten kann, da es sich hier um Assonanz handelt, wie ja auch Karpeles selbst an einer andern Stelle (S. 2) richtig bemerkt. Z. 2. Vielleicht, dass man Kölnische Klänke, welche Karpeles (Geschichte der Poesie und Prosa des Mittelalters, 1872, 2. Aufl. 1885, S. 1) als Beispiel für Reimbrechung anführt, nicht als solches gelten kann, da es sich hier um Assonanz handelt, wie ja auch Karpeles selbst an einer andern Stelle (S. 2) richtig bemerkt. Z. 2. Vielleicht, dass man

ebenda 2145. — Z. 614. Zu den Zeugnissen über die Pyramussage kann beigefügt werden Rambaut de Vaqueiras (Mahn, Werke I 366), Breviari d'Amor (Mahn, Ged. I S. 182). — Z. 636 lässt sich besser mit der Sage in Einklang bringen, wenn man tornet »zurückkehrte« übersetzt und »Demophon« als Genitiv zu amor auffasst. — Z. 718 Nois f. Non? — Z. 726 zu lesen: Condia las ha si atenchas C'a penas si deinhon suffrir; l'esgart o monstran el sospir Encontra sel, genos, vezat. — Z. 730 zu lesen jein (= genh) statt join. — Statt nach Z. 806 soll der Punkt nach Z. 807 stehn. — Z. 819 zu lesen: l'aclina; wenigstens ist aclinar mit Accusativ der Person nachzuweisen. — Z. 837 scheint es sich eher um ein Geflecht, das vor dem Fenster hing und gegen die Sonne schützte, als um eine Ueberdeckung des Fussbodens zu handeln, und man darf vielleicht an Ren. Mont. S. 114 erinnern: Mult fu bien porpendue la grant sale pavée De jons et de mentastre, de rose enluminée; ein Fusstepich kommt auch Jaufre 88 b vor. — Z. 891 qua aus lat. quam, wie ta (Boethius 7, 122, 178, 194, Flam. 2060 und Diez zu Boeth. 7); so auch Flam. 1102 ca für c'a. — Z. 942 neula ist in keinem Zusammenhang mit franz. nouille; Laut und Bedeutung der zwei Wörter decken sich gleich wenig. Die Etymologie des provenzalischen gibt Diez, Glossen S. 28; die Bedeutung lehren Matfre's Brief (Bartsch, Denkm. 81) und das sardinische Wörterbuch von Spano kennen, welches neula mit it. cialda übersetzt. — Z. 943. Für boinetas ist es durchaus nicht nöthig bometas d. h. pometas zu schreiben, wie Herr M. im Glossar vorschlägt; es ist offenbar identisch mit dem neuprov. bougneto (ein Backwerk), welches Diez im Wb. unter bugna verzeichnet. — Z. 988

Digitized by Google

zu lesen dures. — Z. 1032. Die Vergleichung mit Z. 2587 und 6189 lehrt, dass oil o (ja) zu lesen ist. Die eigentlich unprovenzalische Bejahung oil, mit welcher wohl auch das oi von Z. 3654 identisch ist, kann in einem Werke, das so viel andre französische Züge aufweist, nicht überraschen, und die Beifügung des o entspricht derjenigen des aquo in der Bejahung oc aquo, wovon Diez S. 30 des kritischen Anhangs handelt. — Z. 1046 und 6613. Wegen der Bedeutung von acorar vergleiche man: en a tel pitié que de dolor acore, Ren. Mont. 380,8; de grant dolor acore, ebenda 395, 18. — Z. 1047. Herrn M.s Uebersetzung wird sich kaum rechtfertigen lassen. Belar ist nach Gramm. Prov. S. 29 uud Diez Glossen S. 64 so viel wie guerrejar. — Z. 1068. Die Uebersetzung ist doch wohl zu gesucht; Raynouard hat wohl gethan sich enger an die eigentliche Bedeutung der Wörter zu halten, nur durfte er coraque nicht mit avant que übersetzen. Ich übersetze: »er zettelt viel an, gleichviel wann er zum Weben komme«. — Z. 1087. Man lese Asaborada la s'avia. — Z. 1089. Uebersetze: »Aber von ihm würde ich mir nichts draus machen; wohl würde ich sie ihm aufheben, wenn er her kommen würde« (sa vengra). No tener en re, sich nichts machen (aus etwas), s. Mahn Ged. 5, 4; 31, 3. — Z. 1095. Menon ist Conjunctiv. »Mögen sie mit ihr zu allen Teufeln gehn!« Vgl. 1099. — Z. 1106. Sollte Doma nicht etwa der Name einer Stadt sein, der sich auch bei Arnaut Daniel findet (von Bartsch Les. 70, 41 Edoma geschrieben)? derocar = diruere, Gramm. Prov. — Z. 1108. Die Uebersetzung befriedigt nicht. Darf man übersetzen: »Wohl wäre mir besser gewesen, ich wäre von einem Weibe fern geblieben«? — Z. 1160. Man lese:

Digitized by Google

tans' (d. h. tensa Anstrengung) i pert. — Z. 1167. Affrit ist nicht affreux; Rochegudes Deutung: »chaud d'amour« ist bestätigt durch die Uebersetzung »calidus amore«, welche die Gram. Prov. S. 53 geben. — Z. 1186. Man lese: s'eschanta, womit die wörtliche Uebersetzung auf S. 29[illegible] Anm. stimmt. — Z. 1200 folleja ist = follei ja. Z. 1224 Aquest zu lesen statt D'aquest. — Z. 1243 und 1244. Man lese que gelos era A va (d. h. ohne Grund); so trobet en espera (das fand er durch Wahrsagerei, s. Peire de Corbiac Z. 736 Sachs). Pero, pero qui m'o sabria? — Z. 1248. Man übersetze: Jetzt schon vielleicht hat man mir in m. K. einen Schimpf angethan, von dem ich mich diesen Winter nicht erholen werde (man lese guerrai). — Z. 1253 zu lesen sos pels. — Z. 1277. Ein sonst nicht belegtes Adjectiv estrac braucht man um dieser Stelle willen nicht anzunehmen; es liegt einfach das Präsens von estragar vor, das wir 1030 und 1339 wieder finden. — Z. 1330. Man lese las (d. h. la-s) tolla. — Z. 1362. Die Ergänzung von essedas zu esserni-das genügt den Anforderungen des Reimes nicht. Warum nicht essenhadas? — Z. 1423 zu lesen: plais es (d. h. e-s). — Z. 1502 zu lesen senes pres (d. h. pretz). — Z. 1609 per garan ist unübersetzt geblieben; die Bedeutung des Wortes, das bei Raynouard fehlt, ergibt sich aus Bartsch, Les. 143, 42 und Denkmäler 105, 25. — Z. 1646. Das unerklärt gelassene muquet ist ohne Zweifel gleich dem neuprov. mouquet eine Ableitung von muccus (welchem pr. moc »sanies naris« Gram. Prov. S. 53 entspricht). S. Diez Wb. II a »moccio«. — Z. 1665 tost zu lesen für tot, ebenso 2828. — Z. 1677. Der Vers wird verständlich, wenn man avan cil mit avancet oder avanca (d. h. avança) vertauscht. — Z. 1784 devesa ist

Digitized by

va Herrn M. ohne Zweifel richtig, dieselbe dagegen sind die Abkürzungen von velues (voller), ric, (reicher), dorel, (mit Gaben versehen) und deissas zu verwerfen, zu welchen Zeile 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41.

il nach quan vollständig gemacht werden. — Z. 2769. Ich übersetze: »Deswegen scheidet der Leib von dannen und lässt das Herz zurück; denn dieses will nicht recht dem Leitseil folgen (laissa = fz. laisse), und der Leib denkt, er möchte es (das Herz) tödten, wenn er es zwänge, dass es von da aufbräche, bis sie (Leib und Herz) verstossen habe diejenige, wo es so lang gewartet hat«. Im Glossar schlägt Herr M. vor, l'aissa zu lesen — Z. 2851. Vielleicht: Ni tan que viu. — Z. 3002. Man lese mit blosser Aenderung der Interpunction: els polses caus Un pauc, tan f. e, und übersetze: »und die Schläfe ein wenig hohl d. h. eingesunken; so sehr war er mager geworden« pols bedeutet »Schlaf« in catal. Mundart (s. Diez Wb. tempia), im Provenzalischen findet sich wenigstens die Verbindung polses dels tens (Lex. Rom. IV 666). Uebrigens findet sich Z. 3588 pols noch einmal in gleicher Bedeutung und braucht nicht mit pels vertauscht zu werden. — Z. 3043. Es wird zu lesen sein: Quan (weil) tant es l'esperitz vesis Del cors, que, si nul mal suffris, Nom pot esser que non s'en senta, Et el cors *lo* mals *si* presenta; Quar sil cors pena non (= no en) traisses, *Amors* non fora mals mais bes; Mas quar lo cors u. s. w. — Z. 3063 Laisatz ist nicht mit »fatigué« sondern mit »enlaidi« zu übersetzen; s. Lex. Rom. und Ephes. V 27, Tobias I 12. — Z. 3089. Die Aenderung von mout in mais wird unnöthig, sobald man in der folgenden Zeile ques era statt que s'era liest. — Z. 3118. Dem Vers fehlt eine Sylbe, die leicht zu finden ist. — Z. 3135. Es wird kaum statthaft sein, esdreissa mit »attire« zu übersetzen; ich denke, es bedeutet »begleitet« wie sonst, und pertus bezeichnet den Eingang in Flamenca's Verschlag. — Z. 3323. »Wes-

Digitized by Google

wegen man von ihr nicht scheiden darf, so wenig als von einem Leibe. Ebenso 5. 3660. 3661. 3662. Ferner 3663. 3664. weilen, weilar, wie auch vezer, lezer, das Nehmen verlieren. Steigert heraus durch beständig auf einander folgende Verben. Wie Yonec 3420 den Falken verliert, so Amis 2233 den Hund, Flamenca 3665 den Mantel. Die Minne steht hier in der Mitte und ein beliebtes Prädikat verträgt, eben Negoze. Ebenso Flamenca 3666. 3667. Ein Ausdruck, der sich auch sonst findet, wenn jemand sich selbst verliert. Beispiele: 2438 Sed tuit issen: ensenz qui? Vgl. 3481. — 3668. Es dem Vers entsprechende Sylbe kann nur bi sein, welches vor vocalischem Anlaut auch bis geschrieben wird. Ebenso Cercamon: ainz cuverzar ses bels vezis en Druckbilder. — 3. 3671. Man lese: Car ce ne vous ich jehi nie? Ebenso 3. 3. 3435. Adverbial hält im Glossar — 3. 3460. Nun sind Beispiele gegeben, wo ich nicht, wo ich nie, wo ich nie mehr, wo ich nie wagen, kann, nur mit vocalischem Anlaut (en keinem). Man vergleiche Orl. 6. 42. 14: «Ne sonst reconnande le roi Flurdi, . . . ne da ne pas pris «ligt», «qui fait» 3. 3. 3672. Ich habe nie gesehen, ich habe nie gehört, ich habe nie gesagt, ich habe nie meinen gesehen, Flamenca. Regist. des autres 3. 196. — 3673. Ich habe nie gesehen, ich habe nie gehört, ich habe durch Hörensagen nie gesagt, Flamenca gleiches. — 3. 3680. Meine als eine Form der weiteren subjektiveren, als objektiven Negation. Ich erkenne in dem Infinitive gaucenz die Bedeutung «Gaukelei», «Gaukelkunst», «Gaukelwerk», «Gaukelspiel», «Gaukelspiele», «Gaukelstücke». — 2. 3686. Weiß über gütigen Sinn an Jemanden. — 3. 3687. Ich habe nie (=so lange ihr nichts sprechen verlangt)

statt ai ben. — Z. 3688. Das ganz sinnlose torris loris birgt gewiss nur consistoris. — Z. 3962. Der Zusammenhang erheischt agra für aia. — Z. 4014 wird wohl donc statt dem gelesen werden müssen. — Z. 4016 ist unverständlich, wenn man nicht hier die kurze Wechselrede und zwar in folgender Weise eintreten lässt: Non sai. — Qui donc? — Amors. — Quet val, Qu'il non u. s. w. Das »si fai« Z. 4018 bedeutet »sie thut es«, nämlich s'entremet d'autrui mal. — Z. 4034. Es wird zu schreiben sein: Bem pogram dir: Don melz nos fora? — Z. 4045. Man lese fui statt siu. — Z. 4049. Man wird lesen müssen: de fam E del talen de josta leis. In der folgenden Zeile ist jede Aenderung überflüssig; man schreibe nur nicht l'am, sondern lam d. h. la me; ebenso Z. 6323 und 6633 lan statt l'an. — Z. 4065. Der Sinn erfordert teng'as statt tengas. — Z. 4101 ist noch zu der vorhergehenden Rede der Flamenca zu ziehen. — Z. 4109 mot ist wohl nur mechanische Wiederholung des vorangehenden mpot, und mit de zu vertauschen. — Z. 4234 conose für conosc wird nur ein Druckfehler sein. — Z. 4257. Jam ist kein Wort; man lese Ja; m mag von hom herübergenommen worden sein. — Z. 4261. Sinn und Reim verlangen vivem oder vivrem. — Z. 4274 ist falsch übersetzt; Subject von dis ist nicht amors sondern domna und atendre bedeutet »erfüllen. halten« (ein Versprechen), s. z. B. Mahn, Werke I, 188, 241, 119. Delius, Lieder S. 1. — Z. 4299. Man lese s'i statt siei. — Z. 4311 sapra ist in saupra zu verwandeln. — Z. 4315. Que plans ni demandatz? kann nicht in Einem Athem zu Einer Person gesagt werden. Ni demandatz ist die Wiederaufnahme des digas und an Flamenca gerichtet. Man schreibe: El dis: »Ailas!« ara

Digitized by Google

Jhesu- Aillas! que plors e! desmandia. —
C. 4469 Ben a mestier, car ben a perdut. A
C. 4470 cels cuh cur finda dor ft. per. A 4470. —
Mes lous part stait part. Die Interpunction
mit besser nach str. C. 4471. — C. 4471 Mas lous reren stait reuuen. — C. 4472 e. f. — C. 4473 Wartsch. — Parlar ses vergoigna. — Die Worten: „Parlar ses vergoigna. Mas" wurden als sich an die Worte: „Amors, balanz e" anschliessend, gedruckt. — C. 4474 Wartsch. — C. 4475 e. f. — C. 4476 Wartsch. — C. 4477 Wartsch. — C. 4478 Wartsch. — C. 4479 Wartsch. — C. 4480 Wartsch. — C. 4481 Wartsch. — C. 4482 Wartsch. — C. 4483 Wartsch. — C. 4484 Wartsch. — C. 4485 Wartsch. — C.

folgende vor: »ein Eifersüchtiger, der ein Weib abhalten will zu thun was ihr beliebt, ist Herr und Gebieter von Mon Musart«. Mon Musart halte ich nämlich für einen jener in komischer Absicht gebildeten Ortsnamen, mit denen man an ein Appellativum anklingt, das man nicht geradezu aussprechen will. Die deutsche Kinder- und Volkssprache ist reich daran (Einem ein Glas Wassersdörfer einschenken; nicht von Gibikon d. h. nicht freigebig sein; nach Bettwiesen d. h. zu Bette gehn); aus romanischem Gebiete fällt mir diesen Augenblick nur der Ausdruck parentado di Pollonia ein, welchen Cecchi in seinem Diamante I. 2 braucht; denn die Ausdrücke vivere alla cattolica (für accattare). gli piace la carne di lodole (für la lode) sind doch wieder etwas andrer Art. — Z. 4544. Ist es erlaubt, in cojat das Wort cochat zu finden? c für g und g für c setzt die Handschrift oft genug. — Z. 4547. Die Wiederholung von pensar kann absichtlich sein, wie die von credere bei Dante, Inf. XIII. Io credo ch'ei credette ch'ia credesse. — Z. 4556. arbitz wird durch ein Versehn des Correctors statt aibitz stehn. — Z. 4572 und 4573. Ich schlage pensarem und ia avem im Reime dazu vor; avian mit betonter letzter Sylbe ist nicht provenzalisch. — Z. 4575. Man lese: S'o voil? statt son voil! — Z. 4578. hoc domna ist der Margarida in den Mund zu legen; ebenso die Frage bos es? — Z. 4609. Ich schlage homicidas n'apel vor. — Z. 4616. Man lese: del tot. — Z. 4635 guarirs für guerrers scheint annehmbar. — Z. 4641. Soll man fermada statt semada lesen? — Z. 4653. mal son grat muss gelesen werden. — Z. 4687. Non fo (vom Zeitwort foire graben) ni moil (von molhar benetzen, begiessen); statt cestz wird wohl set zu lesen

Digitized by Google

vals. — 2. 4555. Der Zusammenhang bedarf kaum einer Erklärung. Die verwandten Begriffe Verschwiegenheit und Verschwiegenheit werden passend 1 paar setzen mit Ja und setzen mit Nein. — 3. 4556. Ich weiß nicht, ob ich mich auf Ja und Nein verlassen kann, oder ob ich mich auf Nein verlassen soll. — 4. 4557. Ich weiß nicht, ob ich mich auf Ja und Nein verlassen kann, oder ob ich mich auf Nein verlassen soll. — 5. 4558. Ich weiß nicht, ob ich mich auf Ja und Nein verlassen kann, oder ob ich mich auf Nein verlassen soll. —

kaum anzunehmen; es wird für a mantener verschrieben sein. — Z. 5011. Man lese Faitz. — Z. 5015. Der Sinn verlangt gebieterisch amoros statt Amors; dann ist ieu zu tilgen oder statt aisi zu lesen si. — Z. 5034. Man corrigire: desesperatz und Z. 5027: respondes (d. h. respondetz). — Z. 5042. suau ist immer zweisylbig; der Vers ist daher zu lang; er erhält das richtige Mass, wenn man li weglässt oder Flamencal liest — Z. 5118 und 5119 ist das s am Schlusse in t zu verwandeln. Nach 5192 ist ein Komma, nach 5193 ein Kolon zu setzen. — Z. 5220. Man schreibe: Pren l'i. — Z. 5311. Statt il ist li zu lesen. — Z. 5324. Es ist zu schreiben: Apessat venc com. — Z. 5352. Ich schlage entweder as avol cor oder fals d'avol cor vor. — Z. 5358. Man stelle die Wörter um: Que cav. fos cest letraz. — Z. 5416. Auch hier braucht man von der Handschrift nicht abzugehn; man theile die Buchstaben so ab: proarai o. — Z. 5446. Dialetica und arismetiga haben wahrscheinlich den Accent auf der drittletzten Sylbe (s. Eberts Jahrbuch V, 408 und vgl. die deutsche Betonung Arithmetik neben Musik, Physik); in diesem Falle ist in aguessas nur das letzte a in e zu verwandeln. — Z. 5470. Man corrigire: adoncas. — Z. 5517. Statt mis ist nul zu lesen; man übersehe den mangelhaften Reim nicht. — Z. 5529. Ich schlage vor: Qu'anquei jorn non es establit, oder auch a statt es. — Z. 5548 und 5549 scheinen bedeutender Abänderung bedürftig. Vielleicht: L'un' es de fen, autr' es de fueill, L'un' es de joi, autr' es de dueill. Zur Rechtfertigung der ersten Zeile verweise ich auf Giraut Riquiers Lied: Tant m'es plazens, dessen fünfte Strophe schliesst: Quar esper, que so que quist l'ay, Me torn tot mon fen en uert fuelh (wobei in-

Digitized

Roman en beaucoup, dans les Conjectur. des Remarques, et dans les Notes. Il a fait un Roman pour des Adjectifs tous la Abreda en substantifs. Beobachtung hier nicht zu passen scheint, obliegt ich trauigen vor. Nach Raynouard ist Roman oder ein Reim so setzen, im folgenden Verse: Ich bin traurig vor Liebe. Ich glaube nicht, dass diese Construction hier passt. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1473. Nous ne vous ferons pas de Roman pour vous faire des Dedoits de Rechignerie. — 2. 1475. Mes ritenelle: Il a demandé gens und ans. Die dritte Frage wieder umsonst. Ich übersetze. — 2. 1482. Nouera drecha wire zur ich schleichte Rein. — 2. 1483. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1487. Wenn Adlerjungfrauen sich wirklich so nach Aas sehnen (schwerer, grausam) wie Liebende, ist wenig zu verwundern. — 2. 1501. Darf man zur Herstellung des Reimes partie mit departie vertauschen? — 2. 1503. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1505. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1513. Ancore des zwei Stellen in Flamenca, wo das Verbum vorkommt, und mir augenblicklich nur eine Stelle bekannt ist, wo es Reim bildet. — 2. 1516. Il a tant de fleurs de degrez dans ce Roman, les vulgaires portent und ebenda 1514, 14: et le Roman de Flamenca. Ich übersetze: Ich bin traurig in den letzten Monaten. Ich glaube nicht, dass die, ursprünglicher, darum mag sich dann die freie Bedeutung «traurig sein» entwickelt haben, welche ja dem deutschen «leere» ebenfalls zu Grunde liegt. — 2. 1517. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1519. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1521. Nach Raynouard passt es in den Reim: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1523. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1525. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1527. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2. 1529. Ich übersetze: Ich bin traurig über Liebe. — 2.

schieht unwillkürlich, wenn ich davon rede«. — Z. 6032. Das Komma nach diesem Vers trennt die Ergänzung vom Verbum, dasjenige nach 6036 das Subject. — Z. 6039. Ich lese lo presentet und übersetze es: »ihn beschenkte« (nämlich: mit sich selbst, vgl. Z. 6032). — Z. 6065. Ich weiss nicht, warum Herr M. statt sius lesen möchte: si vos, wobei der Vers um eine Sylbe zu lang wird. — Z. 6073. Der Sinn erheischt eram statt siam. — Die in Zeile 6160 vorgenommene Aenderung von atrop in aprop dürfte auch für Z. 5565 gerechtfertigt erscheinen. — Z. 6181. Man lese semla statt tenra. — Z. 6216. Das nos dieses Verses ist das substantivisch gebrauchte und mit dem Nominativ-s ausgestattete no, der Reim also tadellos. — Z. 6219 und 6598. Man lese tals für tal. — Z. 6235. Man setze penset statt penses. — Z. 6258. Darf man in diesem ganz unverständlichen Verse autra dan vielleicht durch autr' aidan ersetzen? — Z. 6260. Ich schreibe meravill on statt meravillon. — Z. 6278. Das Wort quillar steht zwar fest (z. B. Jaufre 90a); hier aber ist quilla sicher mit quailla zu vertauschen, von caler. Der Reim ist so wie so freilich ungenau. — Z. 6307. Ich schlage vor seus es statt se i les. — Z. 6326. Creire bedeutet oft und so auch hier »willfahren«, eine Bedeutung, welche weder das Lex. Rom. noch Herrn M.s Glossar verzeichnet; s. Flam. 6955, Mahn, Werke I, 342: tot quan vos plai vuelh e cre; Bartsch, Denkm. S. 121 Z. 30: A taula no ti metras ges Ni manjaras, Pro ton senhor servit auras A son plaser, Si no qu'el te fesses seser, Yhadoncx lo cre; ebenso das altfranz. croire. — Z. 6391. Solas bedeutet hier geradezu »Gesellschaft«, ebenso oben Z. 4595, wo das Wortspiel erst den rechten Sinn bekommt, wenn

Digitized by Google

cant vos disner Bedeutung (als Subj. bei commandé) mögte . . . 2. 7484. Tant donet largueza e donar, und der Gegensatz wird erwähnt 2. 7411. Mas entre en Kontra zwischen valer und donar . . . 2. 7412. Car valers sens donars si es mogtina . . . 2. 7407. Ja greu Gunsar richig übersetzt (Jagrouard lässt hier die Stelle), so bedeutet valer: sehr viel Gutes, die Seele ist aber auf der vorhergehenden stehen geblieben. Ebenso richtig ist Gunsar's Auffassung von valer, es soll so heissen: Il paguon estimator. Estimator wird von den Grammat. S. 13 erklärt: Schätzer, Verleger, und entspricht somit genau dem ital. istimatore, spagn. estimador, welches Diez richtig erklärt. 2. 7466. Il se Fatorna. Statt se ist wohl zu streichen nach Gr. Da tagarnes Reise in unserer Dichtung nicht erfolgen, sondern nur beabsichtigt wird, so ist das ausgefallene Unterlassungswort wohl am besten durch cessar zu ergänzen. 2. 7626. Darf man das unerklärliche Wort auch durch sein ersetzen? — 2. 7616. Entender = Sorge tragen, wie Gr. richtig bemerkt. — 2. 7. 4695. Wahrscheinlich 4. e sens. Beibehaltung, erinnere ich an die Stelle: Per voldria se conoyssia encapassenc vokliers. Segon 2. 7. 4695. Ich glaube, dass Jagrouard's Lesart richtiger ist, denn bedeutungslos ist das Wort sicherlich nicht. Ungewöhnlich ist es allerdings, dass der Leidende, wenn auch dem Verbote, während einem Jahres auf dem Altenberge zu bleiben, sich widersetzt, aber die Strafe, welche ihm dafür auferlegt wird, ist ein Verbot, sich dem Altenberge zu nähern, und dieses Verbot, das ihn nicht hindert, sich in seinem Hause aufzuhalten, ist noch gelinde und kann wohl gebraucht werden. 2. 7. 4696 und 4691. Für welchen Ver-

gehn die bezeichnete Strafe angedroht wird, wage ich freilich nicht zu bestimmen. — Z. 6736. Hatte des Abschreibers Vorlage an der Stelle von et elas moc vielleicht ē celā s moc (d. h. en celan s moc)? en celan heisst »heimlich«, vgl. Bartsch, Les. 149, 19: l'amic castia e selan. — Z. 6845. Statt parta las das Original vielleicht: partel, d. h. parta e lo. — Z. 6887. Die Dreisylbigkeit von cumiat stört weniger (denn sie ist nicht ohne Beispiel, s. Gir de Rosse 2516, Bartsch, Les. 28, 55), als der Mangel eines Subjectes für dis in Z. 6880; darf man vielleicht für ans prendon lesen alis prendot, d. h. Alis pren d'Ot. Freilich stünde in diesem Falle Ot nicht ganz richtig für Oton (vgl. Z. 7559). — Z. 6882. Die Form Girniers scheint doch kaum annehmbar. Das Breviar d'Amor hat Javiers, Rayn. verzeichnet eine reiche Auswahl andrer Schreibweisen, wozu bei Bartsch, Denkm. januyer kommt. — Z. 6889. Vostru ist wohl nur Druckfehler statt vostre; ebenso in der folgenden Zeile el für eul. — Z. 6966. Nach tornei ist ein Punkt zu setzen. Was darauf folgt, ist eine höhnische Bemerkung des Dichters: »Und er brauchte es nicht; denn jedesfalls, glaub ich, würde er (G.) ihm (dem A.) beistehn, auch wenn er (A.) ihn nicht darum bäte. Aber es wird ihm (dem A.) wenigstens immer eine Ehre sein, wenn ein so tapferer Mann ihn um Hülfe bittet, und zwar um der schönen Liebe willen, die er für ihn hegt (?). Jedes Turnier ist hübscher, wenn man des Gatten Vertrauter ist; und ich denke nicht, dass irgendwer es mir bestreite«. — Z. 6980. Ich würde carerma stehn lassen, in Betracht, dass Z. 7173 der Reim ebenfalls für garerma spricht. — Z. 7033. Statt fol camis wird fo li coms zu lesen und escurs

Digitized by Google

in der Bedeutung »karg, zurückhaltend«: Flamenca, ed. Meyer, 1737 Ne fo mas tan escars; 71, 28 citirte Verse Marcabrun's; Jaufre 2, 7168 Gil, das in Flam. mehrmals vorkommt, scheint dieselbe Bedeutung zu haben, wie sie sonst kaum nachzuweisen ist. Flam. 1737 Ne fo mas tan gilos; Jaufre 2, 7168 (= 6677) Or sai freidis ni fluchigassamens ode vorol- als zeitvertreibend; aber daneben 2, 7167 Ni ja mais non serai gilos; Flamenca 1737 Ne fo mas tan gilos. Ich kann gegenwärtig leider an so viel Stoff nicht denken. — 2, 7169. Nur diese Stelle. — 2, 7183. Die letzte Silbe des folgenden Verbs lässt keinen Zweifel darüber, dass das Subjekt dieses Satzes Singular ist. Meine Bedeutung einzelner vorkommender Verse — 2, 7184. Der lange Monolog 7202—7316 liegt von a vos . . . a mi und bis daher vor durch ein Komma zu trennen. — 2, 7203. Ich verstehe nicht, was 7203—7205 heissen sollen, ausser in ihnen steht. — 2, 7206. Nur diese Stelle von . . . 2, 7230. Frau verlangt den Artikel. — 2, 7237. Ich kann in nur mit voller Sicherheit für ver — in alle vers kurz, finde ich kaum einen Fall. — 2, 7238. Ich verstehe nicht, was hier gesagt soll sein. — 2, 7239. Ausser an unserer mit allen statt stehen übersetzt. — 2, 7241. Ich kann die Lücke durch keine Silbe von Wortumfang gehörig ausfüllen; man sollte hier eine Silbe mit Vokal erwarten. Ob gar zwei Silben zu ergänzen sind, — 2, 7246. Vergleiche 2, 1st Ab tant aler E li. Es tant an loan. — 2, 7247. Ich kann nicht sagen, was hier für ein Sinn entsteht. — 2, 7251. Ich weiss nicht zu entscheiden und auch ebenso nur als Konjekt zu geben. — 2, 7252. Der Satzgegensatz scheint mir hinein M. unerklärt gelassen ihre übersetzen.

1737

die Gramm. Prov. 43 mit »lumen magnum«. — Z. 7532. Statt bel l'es schreibe ich bel les, d. h. be-l letz. — Z. 7581. Man muss statt el lesen leis. — Nach 7635 darf kein Punkt stehn. — Z. 7666. Was soll cog sein? Bei Berücksichtigung von Z. 7672 wird man die Correctur colg' erlaubt finden. — Z. 7680. Man wird schreiben müssen: Maritz ques, on despendre cuja, Que m. u. s. w. Dann übersetze ich: »ein Gatte, der, während er freigebig zu sein glaubt, (der) eine Gattin zu einem Buhlen einschliesst«. Das häufige Vorkommen der Wiederholung des que nach einem Zwischensatze habe ich in dem Programm »Bruchstück aus dem Chevalier au lyon« nachgewiesen; freilich nur von der Conjunction, nicht von dem Pronomen que. Que einfach durch Sa zu ersetzen, habe ich Bedenken. — Z. 7723. Manlevar »bürgen« (nämlich für Erlegung des Lösegeldes) zu beseitigen ist kein Grund vorhanden. — Z. 7773. Die Grammatik verlangt Guillem. — Z. 7779. Durch Aenderung Eines Buchstabens wird der Vers verständlich, ich lese s'en ben non. — Z. 7788. Man lese: vos siatz. — Z. 7795. fermar statt sesmar. — Z. 7812. Li plus douz' e lla plus g. — Z. 7830 — 3. Die ganze Stelle zu erklären bin ich ausser Stande; dagegen werden die ersten beiden Verse klar durch Herstellung der beiden Schlusswörter noieira und oquiera, welche in gleicher Weise von no und von oc abgeleitet sind und Neinsagerin und Jasagerin bedeuten müssen. — Z. 7845 und folgende scheinen mir so gelesen werden zu müssen: Ja fail plus tost que non fai rieus (oder rius) De pluja, qu'es plus rabiners De cel ques es acostumiers De corre, que de fon a cap (welcher aus einem Quell seinen Anfang hat). — Z. 7873. Es wird rathsamer sein, zur Vervoll-

Digitized by Google

ständigung des Verses ric am Schlusse hinzu zu setzen als bon in der Mitte; so wird wenigstens der Reim hergestellt. — Z. 7882. Coton so ohne Weiteres mit tocon zu vertauschen scheint mir gewagt. Vielleicht ist cotar gleichen Stammes und verwandter Bedeutung mit ital. cozzare. Enclotar fehlt zwar bei Raynouard; dagegen lässt folgende Stelle im Jaufre 67b über Existenz und Bedeutung des Wortes kaum mehr Zweifel übrig:

De tal vertut l'a enviada (nämlich la peira)
Quel bos escuts es enclotatz. —

Z. 7995. pres statt pros wird ein übersehener Druckfehler sein. Nach 8006 darf kein Punkt stehn. — Z. 8018. Vermuthlich ist a poin statt a pom zu lesen (»absichtlich«). — Z. 8022. Nur estet genügt dem unverkennbaren Gedanken. — Z. 8024. Statt fon muss son stehn. — Z. 8073. Der Sinn verlangt Beseitigung von non, wofür etwa tals einzusetzen wäre.

Am Schlusse meiner Bemerkungen angelangt, erschrecke ich beinahe selbst über ihre Zahl, namentlich wenn ich bedenke, wie viel durchaus Unverständliches nach allen meinen Emendationen und Restitutionen noch immer in den 8000 Versen des Romanes übrig bleibt. Doch beruhigt mich der Gedanke, dass denn doch ein grosser Theil meiner Bemerkungen der Uebersetzung und dem Glossar, ein andrer der Interpunction oder sonstigen Zuthaten des Herausgebers gilt, dass manche andre die Beseitigung von offenbaren Druckfehlern bezwecken oder den Text der Handschrift zu vertheidigen suchen, so dass die Zahl der vorgeschlagenen Aenderungen an der handschriftlichen Lesart am Ende eine nicht gar so grosse ist; vielleicht bestätigt eine nochmalige genaue Durchsicht des Manu-

scriptes, welches dem Herausgeber nicht lange genug zu Gebote stand, die eine oder andre meiner Vermuthungen.

Solothurn. Adolf Tobler.

Literaturgeschichte der synagogalen Poesie. Von Dr. Zunz. Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung. 1865. XI u. 666 S. in Oct.

Der Vf. dieses Werkes ist seit langer Zeit als ein ebenso guter Kenner wie unermüdlicher Beschreiber der Schriften nicht sowohl des Alten Testamentes als vielmehr der späteren jüdischen Religionsgenossenschaft rühmlich bekannt. Er hat unsres Wissens sein ganzes gelehrtes Leben diesem einen Felde menschlicher Wissenschaft gewidmet: so hat er denn nicht nur viele der Garben welche auf ihm heute zu ernten waren in die Scheunen unsrer heutigen Wissenschaft glücklich eingeheimst, sondern auch stets des Lobes genug eingeerntet, und dies nicht bloss von seinen Glaubensgenossen sondern auch von schriftstellernden Christen ohne Ausnahme, wie wir hier sogleich anzumerken haben. Was insbesondre den Gegenstand des hier zu beurtheilenden Werkes betrifft, so ist es unstreitig äusserst verdienstlich aus den älteren Drucken der Machzôre oder der Gesangbücher der Synagogen und noch weit mehr aus vielen hunderten grösserer oder kleinerer handschriftlicher Ueberbleibsel sich ein übersichtliches Bild der Thätigkeit der Synagogendichtung wenigstens anderthalb Jahrtausende hindurch zu entwerfen und dieses unsrer heutigen Welt vorzulegen. Eine Geschichte der Synagogendichtung d. i. aller der so höchst mannigfachen Dichtungen welche

Digitized by Google

zum öffentlichen Vortrage in den Synagogen bestimmt waren, kommt heute um so zeitiger da die Geschichte des Kirchenliedes ebenfalls alle die langen Jahrhunderte hindurch unter uns in den letzten Zeiten schon der Gegenstand vieler höchst verdienstlicher Forschungen geworden ist und der Eifer darin sich noch immer erhält. Man wird nun was in dieser langen Reihe von Jahrhunderten hüben und drüben erstrebt und erreicht ist, umso nützlicher vergleichen können.

Nun ist das was der Verf. uns hier reicht, nicht etwa eine blosse Vorarbeit für künftige Ausarbeitung eines viel umfassenden weiten Stoffes, sondern selbst schon etwas so umfassendes und so reif durchgearbeitetes als er es geben zu können meinte. Zwar ist damit, wie er in der Vorrede sagt, der gesammte Stoff welcher hieher gezogen werden kann bei weitem noch nicht erschöpft, da vieles Handschriftliche noch unerforscht an vielen Orten zerstreut liegt. Aber als ein solcher Abschluss der weitgreifenden Arbeit wie er ihn heute geben konnte, soll das Werk dennoch nach des Vfs Erklärung gelten; namentlich sollen nach S. VI die beiden Werke desselben Inhaltes welche er 1855 und 1858 veröffentlicht, jetzt nur als Vorarbeiten für dieses gelten, obgleich sie zusammengenommen an Umfang das jetzige übertreffen. An ein solches Werk wie dieses macht man daher leicht höhere Ansprüche: und die Frage ist wie weit diese hier befriedigt werden.

Jedermann kann jedoch leicht wissen dass es dieser höheren Ansprüche gar vielerlei und auch sehr verschiedene gibt; und kein Billiger wird fordern dass sie bei einem so viele Mühe erfordernden Werke alle stets gleichmässig befriedigt werden. Uebersichtliche Gliederung und

bis ins einzelne klare Erörterung des weitgedehnten Ganzen vermisst man hier. Die Eintheilung des gesammten Stoffes in 16 Kapitel welche der Vf. gibt, trägt wenig zu einer hellen Uebersicht der an Zeitalter ebenso wie an Gestalt Farbe und Geist so ungemein verschiedenen vielen Stücke bei. Da ferner die Synagogendichtung sich durchaus nicht rein nur in sich selbst fortgebildet hat, sondern im Laufe der Jahrhunderte vielmehr von aussen her sich immer mächtiger hat umgestalten lassen, so ist eine genaue Kenntniss aller der Einwirkungen von aussen her hier vom grössten Nutzen.

Nichts hat hier im Mittelalter mächtiger eingewirkt als die Islâmische Dichtung zu jener Zeit wo sie, wie man wol sagen kann, die weitesten Strecken der irgendwie höher gebildeten Welt beherrschte. Ihr Einfluss auch auf die Synagogendichtung war ebenso gross wie heute der der neueren Deutschen Dichtung, nur mit dem bedeutenden Unterschiede dass damals das Hebräische selbst als Synagogensprache sich noch weit zäher zu behaupten suchte und daher sich auch von dem verwandten Arabischen viel nachgiebiger umbilden liess als heute. Es leuchtet also ein dass man die gesammte Geschichte der Synagogendichtung nur dann genügender und übersichtlicher beschreiben kann wenn man auch alles was von aussen auf sie einwirkte sicher und umfassend genug versteht. Bei unserm Vf. vermisst man diese Kenntniss und ihre geschickte Benutzung; namentlich fehlt es ihm an der Kenntniss der Arabischen Sprache und Dichtung, wodurch vieles was er berührt weit dunkler bleibt als es bleiben sollte.

Allein man kann ja nicht Alles von Allen fordern und so würden wir das Werk bei seinen

Digitized by Google

sonstigen Vorzügen dennoch gerne im Allgemeinen empfehlen wenn es nicht an einem Mangel litte welcher unsrer gesammten bessern Bildung heute immer empfindlicher zu schaden drohet. Das ist der Mangel an einer ruhigen und gesunden wissenschaftlichen Haltung überhaupt. Der Vf. will, wie er überall verkündet, nur der Freiheit dienen, dem Fortschritte huldigen, gegen alle Geistesbeschränkung und alle Sklaverei kämpfen: wer will das jedoch heute innerhalb unserer Grenzen nicht? Allein was bedeuten solche allgemeine Versicherungen und Redensarten welcher sich heute auch die entgegengesetztesten Geister gerne bemächtigen? Der Verf. klebt aber an den alten Jüdischen Vorurtheilen gegen das Christliche noch immer so einseitig und er ist gegen alles was diese auch nur von ferne etwas zu stören scheint so empfindlich dass er sie mitten in seine scheinbar so' kalten Erörterungen über die Tausende von Liedern und Liederbruchstücken und in seine leblosen Aufzählungen ihrer langen Reihen lebhaft genug einmischt. Allein als wäre es nicht genug solche alte Vorurtheile fortzuspinnen und unserer Zeit aufs Neue zu empfehlen, so hält Dr Zunz es gar für gut die bessere Erkenntniss als Unwissenheit zu verschreien und die Miene anzunehmen als streite er für die Freiheit der Wissenschaft, während er in Alles was den von ihm festgehaltenen finsteren und unheilvollen Vorurtheilen entgegengehalten ist nicht einmal einzugehen weiss.

Wenn die Wissenschaft sich nicht über alle Vorurtheile und trübe verworrene Ansichten woher sie kommen mögen ganz frei zu erheben weiss, so ist sie überhaupt noch keine ihres Namens werthe, und kann sicher nicht den

Nutzen stiften welchen die Welt von ihr erwartet. Die Wissenschaft muss diese ihre richtige Stellung und ihr dadurch bedingtes nicht völlig verkehrtes Wirken zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen einnehmen, mögen die volksthümlichen und die kirchlichen Verhältnisse nochso verschieden oder auch nochso ungünstig sich gestaltet haben. Was das Christenthum ansich und wiederum was das diesem feindlich gesinnte ja es doch noch einmahl zu zerstören strebende Judenthum ansich sei, oder wie jedes sich im Laufe der Jahrhunderte ausgestaltet habe, das sind Fragen welche die Wissenschaft ebenso wie alle andern Fragen mit der höchsten Ruhe untersuchen und mit klarster Sicherheit entscheiden kann, mag die Stellung dieses oder jenes in einer gegebenen Zeit und einem heutigen Volke und Reiche so oder so seyn. Steht das Judenthum nun in unsern Tagen noch so wie es in den Päpstlichen Ländern steht wo eine freie Wissenschaft grundgesetzlich unmöglich ist und die Kirche Ansprüche erhebt welche mit dieser unvereinbar sind, da stösst eine Erörterung der Unvollkommenheiten des Talmudischen Judenthumes, auch wenn sie das ganz richtige treffen sollte, unvermeidlich auf tausendfachen Verdacht, weil man hinter ihr immer nur die Gewalt des in der Welt Stärkeren vermuthen würde. Seitdem aber in den Evangelischen Ländern alle verkehrten Schranken gefallen sind und das Judenthum die volleste Freiheit hat neben dem heutigen Christenthume alle die guten Kräfte welche in ihm sind walten zu lassen, ist hier ein Zustand eingetreten den man endlich von allen Seiten richtig begreifen sollte. Es ist der Zustand gegenseitig vollkommen freier Untersuchung und Erörterung damit nur das von bei-

Digitized by Goog

den Seiten Erspriessliche wirke, nichts aber von der einen Seite übermächtig werde was dem Wohle und den guten Fortschritten des Ganzen schade. Alle die alten Vorurtheile, die grundlosen Einbildungen und Anmassungen, auch nicht zum wenigsten die verworrenen Hoffnungen und die diesen entspringenden finsteren Bestrebungen, müssen hier auf beiden Seiten von vorne an völlig beseitigt seyn, oder sollten sie dennoch nicht sofort weichen wollen beständig bekämpft und zurückgewiesen werden. Geschieht das nicht, so kann die grössere Freiheit welche jetzt unter uns gelten soll uns schliesslich nur zum grösseren Verderben ausschlagen, und dieselben finsteren Fesseln welche man fortzuwerfen dachte werden nur desto zwingender wiederkehren. Wenn aber die Männer welche sich heute der Rechte und der Freiheit der Wissenschaft rühmen wollen sich beständig so schwer und so unverbesserlich gegen diese verfehlen, was kann da das Ende seyn?

Sollte man unserm Vf. glauben, so wäre alles was seine Religionsgenossen seit etwa 1800 Jahren je gethan und gewollt, insbesondere auch je gedichtet und in den Synagogen gesungen haben, über alle Untersuchung und vor allem über allen Tadel erhaben; wenigstens dürfte sich kein einziger der nicht zu dieser Religionsgesellschaft gehörte ein wissenschaftlich geschöpftes und wissenschaftlich begründetes Urtheil darüber erlauben, wenn es nicht ein rein lobendes wäre; ein solches aber würde allerdings sehr gerne vernommen und wieder mit Lob vergolten werden. Wir stellen dieses so nackt auf, nicht weil der Vf. es mit denselben Worten seinen Lesern sagt, sondern weil es die Folgerichtigkeit seines Verfahrens wäre: es kommt aber bekanntlich in allem dárauf an ob man folge-

richtig seyn könne und wolle oder nicht. Auch wollen wir gerne zugeben dass alte Vorurtheile und grundlose Befürchtungen nicht so bald völlig verschwinden. Allein wenn sie mit ganz neuer Anmassung da herrschen wollen wo ihnen nach den veränderten Zeitverhältnissen schon jeder Weg abgeschnitten seyn sollte, wenn sie die Verwirrung aller sittlichen und wissenschaftlichen Grundsätze an welchen unsre Zeit ausserdem schon genug leidet nur noch zu vermehren dienen, so darf man hier nicht länger eine so grosse Gefahr übersehen. Man blicke unbefangen in unsre Zeit und sehe wie das Beispiel insbesondre auf die jüngeren Geister einwirkt und wie alles was man unter uns vor dreissig bis vierzig Jahren ja in gewisser Hinsicht schon vor viel längerer Zeit an friedlichem freudigem und erspriesslichem Erkennen und Wirken schon gewonnen hatte wieder zerstört zu werden droht, und man wird voll Kummer bemerken dass hier sogar die untersten und die festesten Grundlagen eines gemeinsamen Zusammenwirkens für eine bessere Zukunft aufs neue wankend gemacht werden. Es ist noch Zeit dass man hier einlenke, und wir verkennen nicht dass in unserer Zeit auch manche erfreulichere Bestrebung unter einzelnen Jüngeren sich regt: allein die Gefahr liegt vor.

Nehmen wir das Lied wie es immer ist. Je unbefangener und daher je besser es als Lied ist, desto freier lässt es auch die tiefsten Empfindungen emporschallen welche in den Herzen liegen; und da kommt es ewig dárauf an von welcher Art diese seien. Der Unterz. hat sich einst ziemlich viel mit den Machzôren beschäftigt, und ihr Wesen allseitig zu ergründen gesucht Man findet in diesen Sammlungen, ganz

abgesehen von der meist zu künstlichen Gestalt in welche das Lied hier gezwungen ist, vieles Vortreffliche, manches feiner und zarter Gebildete, aber auch Gedanken und insbesondere Hoffnungen welche dem Boden wo sie einst ganz berechtigt seyn mochten entrückt und in roher Gestalt in unsre Zeiten und Verhältnisse übertragen unmöglich gut wirken können. Dies sind vorzüglich die Stellen des ATs welche von den Heiden handeln und die man nun auf die Christen überträgt, da die alten Heiden in unsern Ländern verschwunden sind. Es ist eine Schattenseite des Judenthums dass es zwischen Heidenthum und Christenthum nicht klar unterscheidet und durch einander wirft was von Anfang an gänzlich getrennt ist und trotz aller schweren Entartung die in einzelnen christlichen Kirchen eingedrungen ist nie sich völlig verwischen lässt. Es hängt dies dámit zusammen dass es sich nie eine klare Stellung zum Christenthume gegeben hat, während doch wenigstens in unserer Zeit alles zur Nothwendigkeit grösserer Klarheit hindrängt. Wieferne nun solche Stücke aus den Machzôren heute noch beliebt seyn mögen oder nicht, ist dem Unterz. unbekannt: wahrscheinlich ist der Gebrauch nach den einzelnen Gemeinden und Ländern sehr verschieden. Allein soviel ist gewiss dass man solche Stücke wohl Hebräisch singen mag weil dies heute niemand leicht versteht, aber schwerlich in klarer Deutscher Sprache ausdrücken kann. Aus welchen Zeiten nun solche Stücke besonders abstammen mögen, ob sie in allen Zeiten sich gleichbleiben, und ob sie in dem einen Machzôr beliebter sind als in dem anderen, das wäre ein Gegenstand der Untersuchung welcher gerade in unsern Tagen sich vielfach be-

lohnen würde. Da unserm Vf. aber alle Stücke ihrem Religionsinhalte nach gleich sind, so hat er auf diese Fragen seine Untersuchung nicht ausgedehnt. Wir halten es jedoch für gut die Aufmerksamkeit auf diesen in unsern Tagen zu sehr vernachlässigten Umstand hinzulenken. Vor allem aber wünschen wir dass auf diesem ganzen Gebiete jede verkehrte Empfindlichkeit verschwinde und auch hier die ächte Wissenschaft immer vollkommner in jene Rechte eingesetzt werde ohne welche sie ihren Pflichten nicht wol genügen kann. H. E.

Lippische Regesten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von O. Preuss und A. Falkmann. Dritter Band. Lemgo und Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 1866. 476 Seiten in Octav.

Die Entschuldigung der Vff., dass sie nicht, ihrer Erwartung gemäss, mit dem dritten Theile das Werk abschliessen könnten, sondern noch einen vierten Theil, oder vielmehr eine zweite Abtheilung des vorliegenden Bandes nachfolgen zu lassen gezwungen seien, wird ein Freund der Geschichte nicht gelten lassen dürfen. Eine Ausscheidung oder Verkürzung des zu Gebote stehenden Materials wird stets von dieser oder jener Seite Anlass zu Klagen geben, während der Abdruck selbst von scheinbar unerheblichen Actenstücken unbezweifelt auch einem dankbaren Leser begegnen wird. Der Sorgfalt, mit welcher die Vff. ihrer Aufgabe zu genügen, dunkle Ausdrücke zu erläutern, genealogische Nachweisungen und kleine historische Ergänzungen in No-

Digitized by Google

ten beizufügen beflissen sind, ist bereits bei der Anzeige der beiden vorhergehenden Theile gedacht*). Hier genüge die Angabe, dass von 1004 Nummern, welche dieser neue Band enthält, eine nicht geringe Zahl als Ergänzung der früheren Bände dient und die hieran sich anschliessenden Mittheilungen bis zum Jahre 1475 herabreichen.

Die nachfolgenden, wenn auch nicht erheblichen, doch zur Vervollständigung des Ganzen dienenden Bemerkungen mögen hier ein Unterkommen finden.

Der unter der Urkunde Nro 1710 genannte Sivert von Rüchenberge ist kein Anderer als der in braunschweigischen Documenten oft genannte Sivert von Rutenberge. Der in Nro 1719 aufgezählte Herman Onygh ist ohne Frage, wie auch die Vff. vermuthen, Hermann Knighe (Knigge). Wenn S. 130, Nro 45 derer von Greve gedacht wird, so ist es wohl nur ein Druckfehler für Grene, ein rittermässiges Geschlecht, das vornehmlich bei der Aebtissin von Gandersheim zu Lehen ging.

Zur Seite der sub. Nro 1710 abgedruckten Urkunde hätte eine zweite, in guter Abschrift dem Ref. vorliegende Raum finden können, welche mit der ersteren am nämlichen Tage (des Donnerdaghes na sunte iohannisdaghe. 1409) zu Hameln abgefasst ist, dem Inhalte nach mit derselben wörtlich übereinstimmend, aber die Edelherrn Simon und Bernhard von der Lippe zu Ausstellern hat und als Zeugen die Namen des Ritters Hartung von Vrencke, der Knappen Vrederich von Callendorpe, Goswin Slyngworm, Temme von Quernhem, Wedekind von Vresmersen und der beiden Burgemeister von Horn auf-

*) Jahrgang 1861, St. 1 und 1864, S. 196.

zählt. Unstreitig wurde dieselbe den braunschweigischen Herzögen eingehändigt, während die hier abgedruckte für die lippischen Edelherrn bestimmt war.

Hinter Nr. 1569 würde ein auf dem städtischen Archive Göttingens in Copie befindliches Schreiben d. d. feria proxima post festum s. dionysii eingeschaltet werden können, in welchem der Rath zu Göttingen »den edelen iunghern iungher symon und iungher Bernard Heren von der Lyppe« anzeigt, dass er sehr wider Willen, aber auf Begehren seines gnädigen Herrn, des Herzogs Otto, ihnen die Fehde verkündige. Eine gleichlautende und dem nämlichen Tage angehörige Zuschrift ist an Rath und Gemeinde von Lemgo gerichtet. Nach Nro 1801 wäre vielleicht eine Urkunde unterzubringen, die sich unter den von Herr veranstalteten Hamelnschen Abschriften befindet, des Inhalts, dass 1416 Graf Mauritius zum Spiegelberge und seine Gemahlin Frau Armgard »frewlein zur Lippe«, ein Vicarie des Schlosses Osen in die Münsterkirche zu Hameln verlegen. Desgleichen hinter der Urkunde Nro 2287 eine am »neysten mandage na sunte mychels hilgen daghe«, auf Anrufen der Aebtissin von Gandersheim von Cord Peckelhering, Freigrafen des Freistuhls zu Byst in der Feldmark Lemgo, an namhafte Bürger Göttingens, welche der Aebtissin Korn entwandt haben, gerichtete Vorladung.

Druckfehler.

S. 1754 Z. 10 lies fühlt für sieht
„ 1755 „ 11 von unten lies aufgeworfen
„ 1756 „ 6 lies zu für in
„ „ „ 13 lies wieviele für wie viel

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück. 14. November 1866.

K. Lehrs. De Aristarchi studiis Homericis. Ed. recognita et epimetris aucta. Lipsiae 1865.

Die erste Auflage des Lehrs'schen Werkes, vor fast 33 Jahren erschienen, hatte den Zweck die Bedeutung Aristarchs für die Homerische Forschung richtig zu bestimmen, und in den Trümmerhaufen der Scholien Ordnung zu bringen. Beides wurde erreicht, soweit es sich bei der Beschaffenheit der Quellen erreichen liess, und es wird wenig Bücher geben, die in dem Grade für spätere Arbeiten auf ähnlichem Gebiete anregend und leitend gewesen sind. In fast allem später über die Homerischen Forschungen der Alexandriner Erschienenen findet sich die Lehrs'sche Methode oder ist auf seinen Resultaten weiter gebaut. Was Aristarch selbst betrifft, so hatte Lehrs die Arbeit so gut wie vollendet, es ist daher natürlich, dass die zweite Auflage zwar im Einzelnen durch kleine Aenderungen, Erweiterungen und ganz neue Zusätze sich unterscheidet, im wesentlichen aber unverändert geblieben ist, doch ist auch das Kleinste, wenn

Digitized by Google

es uns mit Aristarch besser bekannt macht, wichtig genug. Von besonderer Bedeutung für die Erkenntniss der Aristarchischen Schriftstellerei ist bekanntlich das längere Scholion des Didymus zu *B* 211, dessen Emendation und Erklärung Lehrs unverändert in die zweite Auflage herübergenommen hat, p. 15 sqq. Doch darf man an der Richtigkeit der Auffassung an einer Stelle desselben zweifeln. Es heisst nach der überlieferten Lesart: *παρ' ὃ δὴ καὶ κατά τινα τῶν ὑπομνημάτων μετειλῆφθαι τὸ μέγα ἀντὶ τοῦ μεγάλως. Μεταλαμβάνειν* ist, wie Lehrs ausführt, ein grammatischer Kunstausdruck, der bedeutet: ein Wort an der Stelle eines sinnverwandten, oder eine Construction an Stelle einer andern ohne Aenderung des Sinnes anwenden. Es ist also richtig, wenn man sagt, bei Homer *μετειλῆφθαι τὸ μέγα ἀντὶ τοῦ μεγάλως.* Hier von einem Commentar des Aristarch gesagt giebt es keinen Sinn. Lehrs vermuthet daher: *μετειλῆφθαι ἀντὶ τοῦ μέγα τὸ μεγάλως*, und erklärt: »das Homerische *μέγα* sei von Aristarch durch *μεγάλως* übertragen oder erläutert«. Allein für diesen Gebrauch des Verbums giebt es gar keine Beispiele. Wenn man die betreffenden Worte als ein Citat aus den Commentaren ansieht, und Aristarch hatte die Bemerkung gewiss einmal gemacht, dass *μέγα* bei Homer adverbialisch gebraucht werde, so wird man mit einer leichten Aenderung Zusammenhang hineinbringen. Entweder ist ein verbum dicendi ausgefallen, von dem *μετειλῆφθαι* abhing, oder es ist *μετείληπται* zu ändern und in dem Satze *παρ' ὃ δὴ καὶ κ. τ. τ. ὑπομν. »μετείληπται τὸ μέγα ἀντὶ τοῦ μεγάλως«* sind so die bezeichneten Worte ein wörtliches Citat. Ein Verbum braucht man nach der bekannten kurzen Ausdrucksweise der Gram-

Digitized by Google

matiker nicht einmal zu ergänzen. Man kann diesen Satz ganz gut als eine nebenbei gemachte Bemerkung des Didymus auffassen, der gewiss nicht läugnen will, dass im Homer *μέγα* wie *μεγάλως* gebraucht werde, sondern nur zeigen will, dass die Berufung auf diesen Gebrauch, enthalten in den Worten: *ὅτι τῷ μέγα ἀντὶ τοῦ μεγάλως Ὅμηρος ἀποχρῆται*, die Lesart *μέγα* nicht vertheidigen könne, da ein bestimmtes Zeugniss dagegen in einem *σύγγραμμα* vorliege. Was die *ὑπομνήματα* betrifft, so nimmt auch Lehrs an, dass wenigstens zwei Classen derselben vorhanden gewesen, die eine nur einmal erwähnt *B* 133 als *τὰ κατ' Ἀριστοφάνην ὑπομνήματα Ἀριστάρχου* (p. 26). Dieselbe Auffassung findet sich bei Sengebusch Diss. Hom. I, p. 27. Diese einmalige Erwähnung neben der so häufigen Anführung der übrigen Aristarchischen Schriften bei Didymus ist auffällig, auffallender aber doch die Ausdrucksweise. Man kann sehr zweifeln, ob *τὰ κατ' Ἀριστοφάνην ὑπομνήματα* bedeuten kann: die zur Aristophanischen Ausgabe geschriebenen Commentare. Der ganze Zuschnitt des Scholions legt die Vermuthung nahe, dass hier eine Lesart der Aristophanischen Ausgabe einer aus den Aristarchischen Commentaren gegenübergestellt war, vielleicht so: *ἐν τῇ κατ' Ἀριστοφάνην Ἰλίου ἐγέγραπτο, ἐν δὲ τοῖς ὑπομνήμασιν (Ἀριστάρχου) Ἴλιον, οὐκ Ἰλίου.* Für das Zusammenfliessen zweier Sätze in einen ist lehrreich das Verderbniss des Scholions *Π* 105, Lehrs p. 54. — Die Artikel *φόβος* und *φύζα* (p. 75—77) haben in den Epimetra (p. 382) eine gegen Bekkers Beurtheilung von *I* 2 (Monatsber. d. Berl. Ak. Juli 1864, S. 445) gerichtete Besprechung gefunden. Bekker findet in den Worten: *αὐτὰρ Ἀχαιοὺς δεσπεσίη ἔχε φύζα,*

φόβου κρυόεντος ἑταίρη eine Tautologie, da *φύζα* wie *φόβος* Flucht bedeute. Lehrs sagt dagegen: »hier war, indem von Flüchtigen die Rede bleibt, die Bedeutung des Fliehens zurückgetreten und die andre der Angst hervorgetreten«. Allein das ist offenbar nicht genug: wenn nicht eine Tautologie stattfinden soll, muss *φύζα* hier nur Angst bedeuten, wie die Scholien denn auch haben: *νῦν δὲ ἔκπληξις.* Und das ist dann allerdings auffällig, zumal da sich an allen andern Stellen, wo *φύζα* und *πεφυζότες* vorkommt, der Begriff der Flucht deutlich ausgedrückt findet. Ueberhaupt ist der Unterschied der beiden Worte wenigstens in den Erklärungen der Scholien ein verschwindender: zu *Σ* 247 *φόβος ἐστὶ καθ' Ὅμηρον ἡ μετὰ δέους φυγή. I* 2 (*φύζα*) *ἡ δ. ὅτι ἀεὶ μὲν σημαίνει τὴν μετὰ δέους φυγήν. K* 10 *τὸν φόβον εἴωθε λέγειν Ὅμηρος τὴν μετὰ φυγῆς δειλίασιν.* Apoll. lex. Hom. *φύζα ἐπὶ τῆς μετὰ δειλίας φυγῆς.* Dass die Scholien zu *Σ* 247, *K* 10 verderbt seien, wie Lehrs p. 76 annimmt, ist möglich, aber um so weniger wahrscheinlich, als sich in der That an manchen Stellen, wo *φόβος* vorkommt, ebensogut an eine mit Angst oder Zaghaftigkeit verbundene Flucht denken lässt, wie an denen, wo *φύζα* steht. Auffallend bleibt also der Anfang von *I* jedesfalls. — Die Bemerkungen über *τρεῖν* p. 77, *θεῖναι* p. 82, *ἦ* p. 95 sind beträchtlich vermehrt, namentlich durch die Rücksicht auf den Sprachgebrauch der späteren Epiker. Solche Vergleiche haben immer grossen Werth, da sie das eigenthümlich Homerische scharf hervortreten lassen, und auf manche kleine Eigenheiten des Homerischen Sprachgebrauchs aufmerksam machen; namentlich das p. 96 über die Stellung der verba dicendi im Verse Gesagte ist lehrreich. Aristarch

Digitized by Google

verwarf für *ἴσχεν* die Bedeutung »sagte«, indem er *χ* 31 athetirte, *τ* 203 die Erklärung *ἤϊσχε* gab: mit Unrecht, denn die Form ist nicht unerklärbar, *ἴσχε* steht für *σι-σεχ-ε*, von der bekannten Wurzel, lat. in-sec-e. — Der Artikel *στεῦται* p. 98 ist durch eine gegen Nitzsch's Erklärung von *λ* 584 gerichtete Ausführung erweitert. Aristarch verwarf den Vers, weil *στεῦται*, immer nur im geistigen Sinne gebraucht, nicht »stehen« bedeute. Nitzsch erklärt hier »sich gebehrden«, was das Wort unmöglich heissen kann. Was die ursprüngliche Bedeutung betrifft, so kann diese keine andre sein, als »sich stellen«, aber gerade so nur im geistigen Sinne gebraucht, wie unser »sich anschicken«. Als Wurzelform hat Curtius Grundzüge p. 192 mit Recht *στα_ϝ* angesetzt, und das Wort ist interessant, weil es Bedeutungsmodification bei kleiner Wurzelveränderung, *στα_ϝ* aus *στα*, zeigt. Eben diese Ableitung widerlegt die Zusammenstellung mit studere von Corssen. — *Γυῖα* p. 112. Von Nitzsch zu *ϰ* 263 war geleugnet, dass dies Wort, wie Aristarch erklärte, nur *πόδες καὶ χεῖρες* bedeute; wie Lehrs zeigt, mit Unrecht, denn auch an dieser Stelle passt die alte Deutung vortrefflich. — Mit der aus der ersten Auflage beibehaltenen Note zu *ϰωφός* (p. 118): onomatopoëticum est, ab initio dictum de rebus non clangore sed murmure aures ferientibus, wird man sich kaum befreunden. Das Wort ist zu deutlich eine Ableitung von *ϰόπτω*, und kann ursprünglich nichts anderes geheissen haben als »stumpf«, wie Curtius Grundz. p. 141 durch Analogien erläutert. — Ebenfalls auf p. 118 sind in der neuen Auflage hinzugekommen Bemerkungen über *ὦ πόποι*, allerdings nur, um zu zeigen, dass die Alten mit dem räthselhaften

Digitized by Google

Wort ebensowenig etwas anzufangen wussten, wie wir heute. Nur das steht fest, dass Aristarch und nach ihm Apollonius und Herodian *πόποι* nicht als »Götter« fassten, wie Spätere, die das Wort von Scythen und Dryopern herholten, und dass bereits Aristarch den abweichenden Accent anerkannte, da die Interjection sonst *ποποῖ* betont wird. Neu hinzugekommen ist auch p. 130 *πάσασθαι*, von Aristarch mit *γεύσασθαι* erklärt. Gewiss ist jedesfalls, dass im Homer das Wort nie vom eigentlichen Mahlzeit halten, sich satt essen gesagt wird. Quintus Smyrnaeus hat, wie Lehrs bemerkt, diesen feinen Unterschied nicht, da ihm die Verbindung *δαῖτα πάσασθαι*, die in Homer nicht vorkommt, geläufig ist. — *Μέλπεσθαι, μολπή* p. 138 sind ebenfalls neu. Die Worte werden nach Aristarch, wie Friedländer (Aristonicus *A* 474) bemerkt, nicht vom Gesang, sondern vom Spiel und vorzüglich vom Tanze gebraucht. Im Allgemeinen trifft das zu, Lehrs macht aber mit Recht geltend, dass an Stellen wie *α* 152, *φ* 430 jedesfalls das Substantivum *μολπή* dem *ἀοιδή* in der Bedeutung sehr nahe kommt. Ein solcher Uebergang ist indess erklärlich, während umgekehrt, wenn *μέλπεσθαι* ursprünglich den Begriff des *ἀείδειν* einschlösse, der Gebrauch des *μολπή* vom Ballspiel der Nausikaa sehr auffallend wäre. — Der Abschnitt de aëre, aethere, Olympo p. 164 ff. hat eine Erweiterung erfahren durch eine längere Erklärung von *λ* 313—316. Aristarch athetirte 315 und 316 *ὡς ἀδύνατοι*. Nitzsch vermuthete einen Fehler in diesem Worte, und glaubte, dass für Aristarch der Grund des Anstosses darin gelegen habe, dass der Unterschied zwischen *Ὄλυμπος* und *οὐρανός* nicht gehörig beachtet sei. Aber dass *ἀδύνατοι* richtig steht,

zeigt der Zusammenhang des Scholions, und Lehrs weist dazu überzeugend nach, dass in dem eben erwähnten Punkte nicht gefehlt ist, Aristarch also einen andern Grund für seine Athetese hatte. Lehrs bezieht schon in der ersten Auflage das *ἀδύνατος* auf die Ersteigung des Himmels überhaupt, da Aristarch den sonst vorkommenden *σιδήρεος, παγχάλκεος οὐρανός* wörtlich so verstanden wissen wollte, und die Erklimmung eines ehernen Himmels unmöglich sei. Es scheint doch einfacher anzunehmen, dass dem Aristarch die ganze Vorstellung von der Entwurzelung und Aufeinanderhäufung der Berge als zu ungeheuerlich erschien. — Die Abtheilung Mythologica (von p. 175 an) hat kleine Zusätze bekommen, in den Bemerkungen über Cerberus p. 181, dass der Name im Homer nicht vorkomme, über Hecuba, dass bei Euripides der Name ihres Vaters ein andrer, über Sarpedon, über die Thebani belli principes. In dem Artikel Charites p. 180 ist die Bemerkung des Scholions Ξ 267 zu *ὁπλότερος: συγκριτικῶς λέγει ὁπλοτεράων* mit Bezug auf die Auseinandersetzung zu Λ 324 weiter ausgeführt und beobachtet, dass dieser relative Gebrauch des Wortes auch bei den Späteren die Regel ist. Die Grundbedeutung ist bekanntlich noch jetzt streitig. Aristarch fasste es im Homer durchaus als »jünger«. Wie Lehrs zeigt, dehnten die späteren Epiker den Gebrauch aus, so dass das Wort bei Apollonius im Sinne eines Superlativs vorkommt und bei Nonnus sogar einfach »neu« heissen kann. — In den Geographicis et Chorographicis ist p. 227 nach Schol. Λ 270 hinzugefügt, dass bei Homer *ἀπίη* kein Eigenname, sondern ein Adjectiv sei mit der Bedeutung »entfernt«. So erklärte auch Buttmann Lexil. I, 67. Dagegen

hat Curtius Grundz. p. 412 eine ganz andre Deutung und Ableitung, nach ihm ist *ἀπίη γαῖα* das »Wasserland«, d. i. das »überseeische«. Passend ist dieser Sinn an den Homerischen Stellen. Neu ist in demselben Abschnitt Oechalia, p. 232, das nach Schol. B 596 bei Homer als Thessalische Stadt erscheint. — Die folgenden grösseren Abschnitte, dissert. IV. de prosodia, V. de criticis Aristarchi rationibus sind fast unverändert geblieben. — In den Epimetra, durch die das Buch im Vergleich mit der ersten Auflage bedeutend an Umfang gewonnen, hat Lehrs eine Reihe von Aufsätzen, theilweise schon früher veröffentlicht, die lexicalische, grammatische und kritische Fragen in Bezug auf Homer behandeln, zusammengestellt. Die erste dieser Abhandlungen bezieht sich auf die Aristarchische Erklärung von *ὦδε* (p. 72), das niemals im örtlichen Sinne gebraucht werde, und sucht diese Wahrnehmung gegen Bekkers Bemerkung zu *Σ* 392 *Ἥφαιστος πρόμολ' ὦδε,* »welche das alexandrinische Vorurtheil gegen *ὦδε* im örtlichen Sinne widerlege«, als richtig zu erweisen. Allerdings muss man nach Lehrs Auseinandersetzung einräumen, dass, so nahe es auch liegt, an dieser Stelle *ὦδε* örtlich zu fassen, doch die alexandrinische Erklärung *οὕτως ὡς ἔχεις, οὐδὲν ὑπερθέμενος,* wenn man den immer in solchen Umschreibungen liegenden Mangel in Anschlag bringt, auch hier zu halten ist. Von den ebenfalls gegen Bekker gerichteten Bemerkungen über *φύζα* p. 382 war bereits die Rede. Diesen folgt p. 384 ff. ein Abschnitt über die Accentuation *ἔϊ* und *ὥς*. Es ist auffallend genug, dass nach Apollonius adv. 614 *ἔϊ* so accentuirt wurde, gegen alle Analogie. Man kann das mit Apollonius nur so erklären, dass *ἔϊ* als Auflösung

von *εὖ* gefasst wurde. Bemerkenswerth für die Theorie der alten Grammatiker ist, wie p. 385 ausführt, dass beide Betonungen *ἕϋ* und *εὖ* uns Beispiele geben für den sogenannten *διεψευσμένος τόνος* und *ἠναγκασμένος τ.*, *ἕϋ* ist ein *διεψ. τ.*, weil aus einer falschen Annahme hervorgegangen, *εὖ* ein *ἠναγκ. τ.*, weil nach der bekannten Regel *ἐΰ* contrahirt *εὖ* zu betonen wäre, diese Regel aber nothwendig aufgehoben wird durch die Hauptregel: *πᾶσα δίφθογγος τελικὴ εἰς υ λήγουσα ἀποσιρέφεται τὴν ὀξεῖαν.* In Betreff der Accentuation des demonstrativen *ὥς*, von Bekker bekanntlich *ὡς* geschrieben, bringt Lehrs durch scharfsinnige Vergleichung der unklaren und verwirrten Ueberlieferungen heraus, dass in der That die Alten die Betonung *ὡς* nur kannten in der Verbindung *καὶ ὡς, οὐδ' ὡς,* »die Aelteren, Aristarch und Tyrannio namentlich, hatten für die Accentuation *καὶ ὥς, οὐδ' ὡς* den Ausdruck: alles *ὥς* ist acuirt, ausser wenn es in der Bedeutung *οὕτως ἐν μέσῃ φράσει* unmittelbar hinter einer Conjunction steht«. — Der folgende Aufsatz p. 388 behandelt die Natur von Fragesätzen ähnlich dem bekannten *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν;* Lehrs unterscheidet schärfer, als man bisher gethan, drei Classen ähnlicher Sätze: entweder es werden inhaltlich verschiedene Fragen, die also auch gesonderte Antworten verlangen, an einander gereiht, z. B. Simon. Epigr. 156., oder mehrere Fragen sind zu einer nach Lehrs Bezeichnung »gebundenen Doppelfrage« vereinigt, die dann in ebenso syntaktisch gebundener Weise beantwortet wird, oder endlich, die Frage ist dem Inhalte nach nur eine, setzt aber, um die Erregtheit oder Verwunderung des Fragenden zu bezeichnen, mehrmals an. Zu letzterer Classe gehört auch der homerische Vers,

Digitized by Google

den also Lehrs interpungirt *τίς, πόθεν εἰς ἀνδρῶν;* — Das zweite Capitel der Epimetra enthält die Abhandlung über die caesura hephthem. aus d. Jahrbb. d. Philol. LXXXI S. 513 ff.; im dritten versucht Lehrs das Proömium der Odyssee gegen Bekkers Ausstellungen (Hom. Bl. p. 99) zu schützen. Es lassen sich kaum zwei verschiednere Auffassungen desselben Gegenstandes denken, als die von Lehrs und Bekker über den Anfang der Odyssee. Lehrs findet in diesen Versen »erquickenden Hauch naiver Ursprünglichkeit«, Bekker das ganze unklar und unverständig; der Dichter des Proömiums dürfte nach ihm nicht der sein, qui nil molitur inepte. Lehrs sagt p. 427: »derjenige, der das Proömium der Odyssee gemacht, bezeichnet das Gedicht als das Gedicht von der Irrfahrt und Heimkehr des Odysseus, und hat dabei den Charakter und Ausgang jener, die bezeichnende Verstandes- und Charaktereigenthümlichkeit dieses auf eine wahrhaft geniale Art zu verbinden gewusst«; Bekker p. 99: das Proömium unterscheide sich von dem der Ilias »durch eine sonst gar nicht homerische Unbestimmtheit des Ausdrucks und Undeutlichkeit der Meinung«. Auch für die dem Proömium folgenden Verse lässt Lehrs die Bekkerschen Bemerkungen nicht gelten; eins freilich, woran Bekker mit Recht grossen Anstoss nimmt, das unvermittelte *ἔνθα* V. 11, hat Lehrs unerklärt gelassen. Ob man in einem Proömium alle die Andeutungen erwarten darf, die nach Bekker (p. 102) darin zu finden sein müssten, mag sehr zweifelhaft sein, allein dass das der Odyssee den Eindruck besonderer Klarheit, oder gar, wie Lehrs will, besonderer poëtischer Kunst mache, dafür werden viele keinen Sinn haben. Es kommt bei der Beurtheilung solcher Proömien

Digitized by Google

auf ewiglich darauf, so ist Er Gottes ist gewesen, und Gott hat Ihn auferwecket, und Er ist Gottes Sohn, und Gott ist Sein Vater, und Er ist Gott, und Gott ist Er, und Er ist Gott, und Gott ist Er, und Er ist Gott, und Gott ist Er

der homerischen Gedichte eine so gute sei, und findet die Erklärung (p. 441 Note) in folgenden Momenten: 1) in der vorzugsweisen Beschäftigung mit diesen Gedichten in den Rhapsodenschulen; 2) in dem naturgemässen Zusammenhang und Fortgang in den Gedichten selbst; 3) in dem Umfang der Gedichte, der jene anhaltende Beschäftigung und vielleicht auch eine verhältnissmässig frühe Fixirung durch die Schrift veranlasste. Diese Auffassung hängt mit Lehrs' Ansicht über den Zustand der Homerischen Gedichte vor Pisistratus zusammen. Sein Gedankengang (p. 439) ist kurz folgender: zu einem tüchtigen Rhapsoden gehörte es, die ganzen Gedichte auswendig zu wissen (die Solonische Einrichtung setzt dies bereits voraus), das erklärt einerseits die im allgemeinen gute Erhaltung, andrerseits einzelne Interpolationen und Verwirrungen, so wie das unvermittelte Aneinandersetzen verschiedener Abfassungen derselben Stelle. Ferner ist es natürlich, dass, nachdem viele einzelne Theile längst geschrieben waren, ein Rhapsode es unternahm, das Ganze niederzuschreiben, »vielleicht das erste grosse Unternehmen in Schrift«. Bei dieser Auffassung muss natürlich die Bedeutung der Pisistratischen Redaction sehr verlieren, und Lehrs schreibt ihr fast gar keine Bedeutung zu. Nach der Besprechung der Nachrichten über die bekannten als Pisistratisch bezeichneten Interpolationen, Nachrichten, die als werthlos und nichtig bezeichnet werden, fasst Lehrs sein Urtheil über das Werk des Pisistratus p. 450 dahin zusammen, dass eine Verpflichtung, an eine besondere kritische Bedeutung der Pisistratischen Leistung zu glauben, nicht vorhanden sei. »Es muss freigestellt werden zu sagen: auf welchen vielleicht äusserst kleinen Anlass

Digitized by Google

das Renommé der Pisistratischen Leistung entstand, und wann, wissen wir nicht; wir wissen, dass sich daran ganz unbegründete, den alten alexandrinischen Kritikern, einem Zenodot, einem Aristarch unbekannte oder durch und durch verachtete Annahmen und Vorstellungen erhöhend angesetzt. Vielleicht an den allgemeinen Ruf anknüpfend, dass der Regent Pisistratus ein Bücherfreund war, zog man Parallelen mit dem, was unter den Ptolemäern geschah und geschehen war. Und nun gelangte man auch dahin, seine Gelehrten ausfindig zu machen, in Namen von Dichtern, die man aus andern Nachrichten als seine Zeitgenossen und in Verbindung mit ihm fand«. — Der letzte Abschnitt des inhaltreichen Capitels behandelt Verbesserungen einzelner Stellen, und enthält einige Bemerkungen über die Stellung der Epitheta und adjectivischer Wörter überhaupt im Homerischen Verse. — Das letzte Capitel ist überschrieben »Wiederholung derselben Worte und Wortwurzeln«. Man wird mit Lehrs vollkommen einverstanden sein, dass in den allerwenigsten Fällen, wo solche Wiederholungen sich finden, beim Homer Absicht oder Bewusstsein zu Grunde liegt, und dass man sich zu hüten hat, Gleichklänge und Alliterationen mehr finden zu wollen, als jeder menschlichen Rede natürlich sind. Wie wenig dergleichen Dinge auffallen, erläutert Lehrs durch passende Beispiele aus Schiller und Göthe. Besonders häufig finden sich gleiche Elemente in Eigennamen, die vom Dichter geschaffen sind; und es wird nachgewiesen, dass auch hierbei weit mehr unwillkürliche Reminiscenz als Absicht gewaltet hat; »es ist dieselbe Operation des Geistes, wie wenn er eine Menge Sprüche hinter einander vorzutragen veranlasst, zu bildende

Digitized

auf rechts Kilometer, an der Westgrenze von Hessen-Nassau.

A. Lüdde.

Ein auf km. 109.7654 ist auf rechts Kilometer, an der Westgrenze von Hessen-Nassau.

Wenn die gebräuchlichen Entfernungsangaben auf Kilometersteinen nicht bis auf Meter genau sind, so ist es doch möglich, sie bis auf Meter genau zu bestimmen. Ich habe das auf der Strecke Frankfurt a. M.—Bebra getan, und zwar mit Hilfe der Telegraphenstangen, die in Abständen von 50 m stehen. Ich habe mir eine Liste gemacht, in der ich jede Stange mit einer fortlaufenden Nummer versehen habe, und habe dann die Nummern der Stangen notiert, die auf den Kilometersteinen standen. Ich habe dann die Nummern der Stangen, die auf den Kilometersteinen standen, mit den Nummern der Stangen, die auf den Kilometersteinen standen, verglichen. Ich habe dann die Nummern der Stangen, die auf den Kilometersteinen standen, mit den Nummern der Stangen, die auf den Kilometersteinen standen, verglichen.

Goeschen dedicirte Buch behandelt die *Meningitis simplex*, und zwar vorzugsweise die der Kinder, während die der Erwachsenen nur beiläufig und kurz in das Auge gefasst wird, auf Grundlage von Selbstbeobachtungen, die im vierten Abschnitte des Buches (S. 15—17) zum Theil zu einem grösseren Ganzen vereinigt sind, von dem ein Theil — eben der auf die Erwachsenen bezügliche — bereits in der Deutschen Klinik (Nro 45 und 46. 1865. Nro 5, 1866) publicirt wurde, während viele andre auch in anderen Abschnitten der Monographie zerstreut sich finden. Es ist Bierbaum darum zu thuen, mit grösserer Bestimmtheit die einfach entzündlichen Erkrankungen der Meningen von der Meningitis tuberculosa zu scheiden, welche, wie er sich in der Vorrede S. VII ausdrückt, einen directen Gegensatz bilden, einander als selbstständige Affectionen ebenbürtig zur Seite stehen und für sich ihre besonderen Eigenthümlichkeiten haben, welche sie genau kennzeichnen und wieder von einander unterscheiden. Die in Frage stehende Form selbst aufgestellt zu haben, ist nicht Bierbaum's Verdienst, die pathologische Anatomie der Neuzeit war ihr schon früher auf die Spur gekommen und auch in K. E. Hasse's Krankheiten des Nervenapparates finden wir den lange gehegten Glauben, dass die Meningitis tuberculosa und Hydrocephalos acutus sich deckende Begriffe seien, über Bord geworfen und von anatomischem Standpunkte aus vier verschiedene Zustände unterschieden: 1., einfache seröse Transsudationen zwischen die Hirnhäute und in die Hirnhöhlen; 2., einfache Meningitis der Basis des Gehirns a., ohne alle Tuberculose b., mit Tuberculose in andern Organen; 3., tuberculose Meningitis mit oder seltner ohne anderweitige Tuber-

culose; 4., acute Miliartuberculose der Meningen. In anatomischer Hinsicht finden wir von Bierbaum nichts besonders Neues hinzugebracht, ja das Capitel über den anatomischen Charakter der Krankheit (S. 3—7) ist kaum mit der anatomischen Beschreibung der einfachen Meningitis der Basis bei Hasse (S. 463) in Parallele zu stellen; aber Momente, die für den Symptomencomplex bei Lebzeiten von Belang sind, so verwerthet zu haben, dass sie wohl in der Mehrzahl der Fälle eine Differentialdiagnose zwischen einfacher und tuberculoser Meningitis gestatten, wie solches nach der Zusammenstellung auf S. 74—76 thunlich erscheint, das ist ein nicht unwesentliches Verdienst, welches dem Verf. der vorliegenden Monographie nicht abgesprochen werden kann, wenn sich auch selbst hiefür bei früheren Schriftstellern (vgl. z. B. bei Hasse p. 477) Manches gethan findet und wenn auch stets Fälle übrig bleiben werden, wo die Differentialdiagnose den Praktiker im Stiche lässt. Es ist das umso mehr als Verdienst zu bezeichnen, als ja ohne Zweifel bei der Meningitis simplex das Heilverfahren ein andres sein muss als bei der tuberculösen.

Die Art und Weise, wie Bierbaum seinen Gegenstand bearbeitet hat, ist im Allgemeinen lobenswerth. Eine klare Schreibweise, eine leichte, gefällige Ausdrucksweise, nicht zu sehr extendirte und doch ganz erschöpfend ausgeführte Krankengeschichten, hie und da in den Text eingestreut, machen die Lectüre des Buches sehr angenehm, umsomehr als der Inhalt selbst deutlich zeigt, dass man es mit einem tüchtigen Praktiker zu thun hat, der weiss, worauf es ankommt und was Haupt- und Nebensachen für den praktischen Arzt sind.

Für diesen ist aber das Buch auch eigentlich geschrieben und es dient eben zunächst einem praktischen Zwecke, dem Arzte die Verhältnisse der Meningitis simplex klar zu machen, und diesem dient es gut. Darin ist aber auch eine Schattenseite des Buches gegeben. Es mag sich den Bedürfnissen des praktischen Arztes hin und wieder entsprechend zeigen, wenn ein Autor sich auf den Isolirschemel seiner eignen Beobachtungen stellt und davon ausgehend und um Andrer Treiben sich wenig kümmernd Rathschläge in Bezug auf therapeutisches Handeln ertheilt; es haben eben immer Einzelne eine Autorität nöthig, an der sie sich festklammern. Will aber Jemand einen Gegenstand monographisch bearbeiten, so wird er nur dann zu einem die Wissenschaft völlig befriedigenden Ergebnisse gelangen, wenn er sich in Reihe und Glied mit den übrigen Arbeitern stellt, welche Bausteine zu dem zu errichtenden Gebäude herbeigeschleppt haben und wenn er mit diesen und auf der von ihnen errichteten Grundlage fortbaut, nur dasjenige Material verwerfend, das unsolide ist und sich nicht frommt zum Weiterbaue. Um weniger figürlich zu reden, wir hätten gewünscht, dass Bierbaum etwas mehr historisch zu Werke gegangen und auf der Basis der genetischen Entwicklung der Lehre vom acuten Hydrocephalus das Bild der Meningitis simplex entrollt hätte, wie dazu in der nicht schlecht geschriebenen Vorrede ein Anlauf genommen ist, und dass seine Beobachtungen auch die Anderer zu verwerthen gesucht hätte, zumal auch solche aus der neueren Zeit, wie sie, freilich im Vergleiche zu der Literatur der Meningitis cerebrospinalis epidemica nur sehr spärlich, vorliegen und wovon wir hier die Ar-

beiten von Sam. Wilks in Guy's Hosp. reports von 1860, von Rühle in den Greifswalder medicinischen Beiträgen von 1863, von Steiner und Neureutter in ihren pädiatrischen Mittheilungen aus dem Franz Joseph Kinderspitale zu Prag des Beispiels halber hervorheben. Es mag dem Verf. zu Dorsten in Westfalen schwer werden, sich das Material zu verschaffen, um eine den Ansprüchen der Wissenschaft Genüge leistende Monographie der Meningitis simplex zu schreiben; indem er aber dies nicht zu thuen vermag, kann die betreffende Schrift nur als eine fleissige Studie bezeichnet werden, die natürlich auch ihren Werth hat, aber eine eigentliche Monographie nicht zu ersetzen vermag und welche, da sie ja, wenn sie den Schein einer Monographie trägt, vieles Bekannte enthalten muss, in weit kürzerer Fassung weit willkommener wäre.

Es fragt sich dann auch noch, ob wirklich die Beobachtungen des einzelnen Arztes gross genug sind, um zur statistischen Verwerthung und zur Herleitung von Schlussfolgerungen dienen zu können. Im concreten Falle nennt der Autor die Zahl seiner Selbstbeobachtungen (S. VIII der Vorrede) eine namhafte; das ist nach dem Dafürhalten des Ref. wohl etwas zu viel gesagt, aber wenn wir auch sagen müssen, dass Bierbaum genug gesehen hat, um ein Bild der Affection u. s. w. geben zu können, immer ist die Zahl seiner Fälle eine zu geringe, um daraus Tabellen von Werth construiren zu können, welche über die Beziehung des Alters, der Jahreszeit und ähnliche Verhältnisse Aufschluss geben. Die numerische Methode kann nur dann brauchbare Resultate geben, wenn man grosse Zahlen zur Verwerthung disponibel hat; diese lassen sich gewinnen, wenn man zu den eigenen Obser-

Digitized by

vationen fremde hinzufügt, natürlich unter gewissen Cautelen und unter dem Präjudiz, dass es sich um gleichmässige Beobachtungen handelt; aus 16 Fällen aber, wie Verf. thut, abstrahiren zu wollen, das heisst das Grundprincip der medicinischen Statistik verkennen. Die betreffenden Abschnitte können daher nur als vorbereitend für eine spätere grössere Statistik der Verhältnisse der Meningitis simplex angesehen werden.

Da Bierbaum's Buch vorzugsweise die Bedürfnisse des praktischen Arztes in das Auge fasst, kann es nicht auffallen, dass einzelne Abschnitte etwas weitläufiger ausgefallen sind als andere, was übrigens vom Verf. in der Vorrede selbst anerkannt wird. Wir haben schon oben angedeutet, dass der pathologisch-anatomische Abschnitt nicht sehr ausführlich abgehandelt ist, was grade hier auffallend ist, da ja die Krankheit selbst als selbstständige Krankheit erst den Bemühungen der pathologischen Anatomie ihre Existenz dankt. Am reichlichsten ist die Diagnose und Differentialdiagnose bedacht, daneben auch, gewiss sehr zweckmässig, das therapeutische Capitel, von dem übrigens schon Einzelnes durch Bierbaum's Aufsatz über den therapeutischen Werth der einzelnen Heilmittel gegen Hydrocephalus acutus in Behrend's und Hildebrand's Journal für Kinderkrankheiten in weiteren Kreisen bekannt ist. Es hätte hier unter den krampfstillenden Mitteln auch das von Besnier und Bazin bei tuberculöser Meningitis erfolgreich benutzte Bromkalium genannt werden können.

Theod. Husemann.

S. Ephraemi Syri carmina Nisibena additis prolegomenis et supplemento lexicorum syriacorum primus edidit, vertit, explicavit Dr. Gustavus Bickell. Lipsiae, F. A. Brockhaus, 1866. 146 und 236 S. in Octav.

S. Ephraemi Syri Rabulae episcopi Edesseni Balaei aliorumque opera selecta e codicibus syriacis manuscriptis in museo Britannico et bibliotheca Bodlejana asservatis primus edidit J. Josephus Overbeck s. theologiae et philosophiae Doctor etc. Oxonii e typographeo Clarendoniano 1865. XXXIX und 424 S. in Octav.

Die Syrische Kirche hat zwar auch nach Ephräm dessen Blüthe in die Mitte des vierten Jahrhunderts fällt, immer noch manche Jahrhunderte hindurch sich eines grossen Reichthums neuer Kirchenlieder zu erfreuen gehabt: alle die Späteren schienen ihr aber nie die des ältesten ihrer grossen Kirchenliederdichter zu übertreffen; und sie blieb diesen umso treuer da auch die Syrische Sprache welche Ephräm durch seine Lieder verewigte noch in das Zeitalter der reinsten Ausbildung und Vollendung aller christlich-Syrischen Sprache gefallen war. Auch ist uns die ungemein grosse Menge dieser Lieder Ephräm's auch abgesehen von ihrer Sprache und ihrem höchst mannichfaltigen Inhalte umso lehrreicher da ihre Entstehung uns in eine Zeit zurückführt wo die Syrische Kirche, diese älteste und bis in den Ausgang des Mittelalters beständig rührigste aller christlichen im Morgenlande, noch nicht weder so völlig zerspalten noch so steif ausgebildet war wie sie später wurde. Aber auch die volksthümlichen Verhältnisse waren zu Ephräm's Zeiten theils durch die neu ausgebro-

Ephemeriden Astronomiques pour l'année 1781 pour le Meridien de Paris, avec quelques Tables utiles à la Navigation, à la Géographie & à la Physique. Par M. de la Lande. Paris, Imprimerie Royale. 1780. 8.

Ephemeriden der Astronomie für das Jahr 1781 für den Meridian von Paris, mit einigen Tafeln, die zur Schiffahrt, Geographie und Physik nützlich sind. Von M. de la Lande. Paris, Königliche Druckerey. 1780. 8.

Connoissance des Temps ou des Mouvements Célestes, à l'usage des Astronomes & des Navigateurs, pour l'année 1781. Publiée par l'Académie Royale des Sciences. Paris, Imprimerie Royale. 1780. 8.

Kenntniß der Zeiten oder der Himmelsbewegungen, zum Gebrauch der Astronomen und Seefahrer, für das Jahr 1781. Herausgegeben von der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Paris, Königliche Druckerey. 1780. 8.

Ephemerides Astronomicae ad Meridianum Specolae Imperialis Vindobonensis, pro Anno 1781. Vindobonae, Typis Joannis Thomae Trattner. 1780. 8.

Astronomische Ephemeriden für den Meridian der Kaiserlichen Sternwarte zu Wien, auf das Jahr 1781. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Trattner. 1780. 8.

Ephemerides Astronomicae ad Meridianum Specolae Imperialis Vindobonensis, pro Anno 1782. Vindobonae, Typis Joannis Thomae Trattner. 1781. 8.

Astronomische Ephemeriden für den Meridian der Kaiserlichen Sternwarte zu Wien, auf das Jahr 1782. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Trattner. 1781. 8.

Ephemerides Astronomicae ad Meridianum Specolae Imperialis Vindobonensis, pro Anno 1783. Vindobonae, Typis Joannis Thomae Trattner. 1782. 8.

Astronomische Ephemeriden für den Meridian der Kaiserlichen Sternwarte zu Wien, auf das Jahr 1783. Wien, gedruckt bey Johann Thomas Trattner. 1782. 8.

für solche veröffentlicht werden sollten welche im Syrischen schon fortgeschrittener sind.

Allein wir können nicht verhehlen dass die beigefügte Lateinische Uebersetzung nur ein höchst unvollkommnes Bild der Syrischen Lieder gibt, vorzüglich weil sie sehr leblos ist und dazu auch abgesehen von den dichterischen Maassen den schwunghaften Gang der Gedanken und den Wechsel des Gesanges nicht durchhören lässt. Nehmen wir sogleich das erste Lied. Es entstand während einer der vielen und schweren Belagerungen Nisibis' durch den Perserkönig Shapôr, flehet um das göttliche Erbarmen, und dehnt sich bis zu elf langen Wenden aus. Jede Wende besteht aus 14, die letzte sogar aus 16 Zeilen: aber der Lauf dieser Zeilen selbst ist wohl zu beachten. Zu Grunde liegt die siebensylbige Zeile: da das Syrische nur gleichmässig lange Sylben kennt in welche erst durch einen trochäischen Fall ein rhythmischer Wechsel kommt, so ist einleuchtend dass eine Zeile von sieben Sylben

hier verhältnissmässig schon als eine schwerere gilt; der schwerere Gang eignet sich aber von vorne an für ein Klagelied am besten. Allein in diese einfache Grundlage dringt nun grössere Mannichfaltigkeit ein. Einmal dádurch dass sich überhaupt Wenden bilden: und zunächst treten nur vier dieser Zeilen immer zusammen, aber der vorherrschenden Schwere entsprechend só dass die vierte sich zu acht Sylben dehnt. Zweitens dádurch dass ein Nachhall sich sondert: offenbar sollten solche Lieder in den Gemeinden só vorgetragen werden dass die ganze Gemeinde erst am Ende jeder Wende stärker einfiel, wie etwas ganz ähnliches jetzt bei den

Digitized b

Ephemeral fever among cattle. Report of the Chief Veterinary Officer for the year 1914. Cape Town, 1915. 8°. 1 p. l., 5 p. (Cape of Good Hope. Union of South Africa. Department of Agriculture. Publication no. 1915.)

Contains a report by Dr. Alexander Edington on the epidemic of ephemeral fever among cattle in the Cape Province during 1914.

Gift of the Union of South Africa.

Lewis, Lewis Floyd, Floyd, Floyd, Ap, Ap, and Ap Evan, Evan, Evan, Ap Howell, Ap Howell, Ap Howell

Glaube des alten guten Ephräm mit dem der heutigen Päpstlichen Kirche sich decke, worauf sein heutiger Syrischer Herausgeber überall hier ein so grosses Gewicht legt und was er stets als richtig zu erweisen sucht, obgleich es nach seinen Grundsätzen schon als sich vonselbst verstehend zu betrachten wäre. Auch die Untersuchung über die Reliquien der Heiligen, z. B. die des Apostels Thomas in Indien oder im Syrischen Edessa und ob sie dort oder hier ganz oder vielmehr zertheilt zu suchen seien, wollen wir dem Vf. überlassen, obgleich er hier S. 163 weitläufig genug darüber redet. Allein es darf nicht geduldet werden dass der Vf. so wie S. 19 das was wissenschaftlich richtig ist läugnet und eine Schuld welche bloss in seiner Einbildung sich findet auf die »Protestanten« wirft. Es handelt sich hier um den Unterschied zwischen Bischöfen und Presbytern. Alle unsre heutigen auch die sorgfältigsten Erforschungen und Erkenntnisse haben uns zu der Gewissheit geführt dass nach den Zeugnissen des NTs selbst ebenso wie der übrigen ältesten Urkunden ursprünglich zwischen beiden Namen kein wesentlicher Unterschied ist, sondern jeder Presbyter in den Urzeiten der Kirche auch Bischof und umgekehrt heissen konnte. Dieses Ergebniss steht in unsrer heutigen Wissenschaft so fest dass Hr Dr. Bickell wenn er es ernstlich läugnen wollte ganz anders verfahren müsste. Freilich passt dieses Ergebniss nicht in die Päpstlichen Ansichten und verträgt sich übel mit dem Glauben dass die heute Bischöfe genannten allein die höchste Stufe in der Kirche einnehmen sollen. Allein gegen die geschichtliche Wahrheit dürfen wir nun einmal aus blossem eignen Gelüste nicht ankämpfen; und ein geringes Nach-

denken genügt um zu begreifen dass was die Geschichte über das Leben und Streben in den urchristlichen Gemeinden lehrt auch zum Wesen des Christenthums selbst allein passt. Wenn daher die Peshîṭo da wo im Griechischen NT. ἐπίσκοποι steht قسّيسا d. i. Presbyter setzt, so thut sie das zunächst weil dieses Wort gut Syrisch ist; sie thut es aber auch weil ihr beide Begriffe wirklich noch zusammenfallen; und thut sie das in der Uebersetzung der NTlichen Briefe beständig, während sie AG. 20, 28 einmal nach dem Griechischen Bischöfe setzt, so folgt daraus nichts als was wir auch sonst aus vielen Kennzeichen wissen können, dass die Uebersetzung der Apostelgeschichte nämlich von einem anderen und etwas späteren Uebersetzer abstammt als die der Briefe. Das alles können heute alle die unbefangenen wissenschaftlichen Männer sicher erkennen. Allein unser Vf. muss darin eine wissenschaftliche Schuld der »Protestanten« finden, und kann doch nicht beweisen dass die älteste Syrische Kirche eine andere war als sie sich in ihrer Kirchenübersetzung gibt. Zwar gibt er sich Mühe zu ersinnen warum der alte Syrische Uebersetzer doch das eine Wort für das andere gesetzt haben möge: allein anstatt dieses aus den richtigen Verhältnissen so zu begreifen wie es eben angedeutet ist, weiss er es sich nur zu erklären indem er ihm dieselben Päpstlichen Ansichten unterschiebt welche er für die richtigen hält. Aber es kommt hier nicht dárauf an was später in der Syrischen Kirche herrschend wurde sondern was bei ihr zur Zeit der Entstehung ihrer Uebersetzung galt.

Dieses von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft unterstützte Werk gibt so wiederum

Digitized by

Und die wilden die Natur und Treue lieben,
Die ihre Geschwisterlust und Liebe teilen,
Sie sind verbannt, sie müssen fliehen, müssen
Sich in die Wüste, in die Wälder retten.

Lenau hat sich in seinem Epos an Cooper's Lederstrumpf-Romane angelehnt, aber die Indianer sind bei ihm nicht so wild und grausam wie bei Cooper, sondern sanfter und milder. Sie sind auch nicht so kriegerisch, sondern mehr friedliebend. Lenau hat sie sich so gedacht, wie sie Rousseau in seinen Schriften geschildert hat. Sie sind ihm Repräsentanten des Naturzustandes, in welchem der Mensch noch nicht durch die Kultur verdorben ist. Sie sind ihm Repräsentanten der Freiheit, welche der Mensch im Naturzustande genießt, ehe er durch die Kultur in Knechtschaft gerät. Sie sind ihm Repräsentanten der Gleichheit, welche im Naturzustande unter den Menschen herrscht, ehe sie durch die Kultur in Ungleichheit geraten. Sie sind ihm Repräsentanten der Brüderlichkeit, welche im Naturzustande unter den Menschen besteht, ehe sie durch die Kultur in Feindschaft geraten. Sie sind ihm Repräsentanten der Humanität, welche im Naturzustande unter den Menschen herrscht, ehe sie durch die Kultur in Unmenschlichkeit geraten. Sie sind ihm Repräsentanten der Religion, welche im Naturzustande unter den Menschen besteht, ehe sie durch die Kultur in Unglauben geraten. Sie sind ihm Repräsentanten der Moral, welche im Naturzustande unter den Menschen herrscht, ehe sie durch die Kultur in Unsittlichkeit geraten. Sie sind ihm Repräsentanten der Poesie, welche im Naturzustande unter den Menschen lebt, ehe sie durch die Kultur in Prosa geraten.

wir müssen vielmehr sehr zufrieden sein dass wir hier wieder eine so ansehnliche Menge neuer Veröffentlichungen aus dem Syrischen Schriftthume empfangen welches, je näher man es wiedererkennt, desto mehr sich in seinem grossen Reichthume und seiner Vortrefflichkeit zu schätzen gibt. Vor allem wird der Kenner des christlichen Kirchengesanges hier eine so reiche und mannichfaltige Entwickelung finden wie man sie vorher kaum erwartet hätte. Wir weisen hier nur auf zwei allerliebste kleine Stücke hin welche beweisen wie grosser Zartheit das christliche Lied auch unter den Syrern und mitten unter den wie Eisen schweren und harten Gliedern der Syrischen Sprache fähig war, das Kindergebet Iaqob's von Sarug S. 382 f., und der Wechselgesang Balái's auf Ahron's Begräbniss S. 336. Geschichtlich ist aber auch S. 424 das kurze Loblied von Simeon bar-Ssabô'e denkwürdig, weil dieser Bischof von Seleukeia und Ktésiphon lange vor Ephräm lebte und wir daraus ersehen wie das Syrische Kirchenlied schon vor diesem war.

Der Herausgeber hat sich sichtbar mit vieler Sorgfalt seinem Geschäfte gewidmet. Zwar trifft man einige unrichtige Lesarten, um hier nur auf S. 409, 6. 410, 11. 411, 9. 412, 1 vgl. 8 hinzuweisen: aber da er auf einen zweiten Band hinweist welcher die Uebersetzung aller dieser Stücke mit Anmerkungen enthalten soll, so wird man am besten thun auf diese weitere Veröffentlichung zu warten welche schon für die nächste Zeit verheissen wird. Wir wollen daher hier nur noch den schönen Syrischen Druck rühmen welcher diesen Band namentlich gegen den vorigen sehr auszeichnet. In diesem hat man eine ich weiss nicht woher entlehnte Art

von Syrischen Buchstaben in Anwendung gebracht in welcher mehere Buchstaben viel zu unklar unterschieden werden. Man sollte allmälig überall die den besten Handschriften nachgebildete Estrangeloschrift einführen. — Wir verzeichnen hier noch folgende neueste Beiträge zur Veröffentlichung solcher Schriften:

Salomonis episcopi Bassorensis liber Apis. Syriacum arabicumque textum latine vertit, notis illustravit Dr. F. M. Schoenefelder, sacellanus. Bambergae 1866, sumtibus O. Reindl. 104 Seiten in Octav.

Dies Werk steht in dem altberühmten Verzeichnisse ausgezeichneter Syrischer Schriftsteller von Ebedjesu unter der Zahl 197, und ist schon in Assemâni's *Bibl. or. Vat.* nach Römischen Handschriften etwas näher bekannt gemacht. Sein Verfasser lebte als Nestorianischer Bischof in Bassra um den Anfang des 13ten Jahrhunderts: doch muss man nach diesem Werke den Zustand der Biblischen Wissennschaft wie er damals unter den Nestorianern war als einen sehr niedrigen bezeichnen. Das Werk ist eine Art Biblischer Geschichte, im weitesten aber zugleich wegen des damaligen höchst beschränkten Gesichtskreises welcher in ihm herrscht, engsten Wortsinne. Für uns hat es nur weil es Auszüge aus manchen sonst wenig bekannten Quellenschriften gibt eine Wichtigkeit: und weil sein Verfasser selbst nur solche fleissige Auszüge geben wollte, nannte er es die Biene. Indessen muss es zu seiner Zeit viel gelesen sein, und wurde auch ins Arabische übersetzt. Wir empfangen jedoch hier nur eine Lateinische Uebersetzung des Syrischen und Arabischen Wortgefüges nach einer Münchener Handschrift: al-

Digitized by Google

lein obwohl Herr Schönefelder in einzelnen Stellen wo er unsicher war Syrische oder Arabische Worte am Rande mit Hebräischen Buchstaben mittheilt, so wünschte man dennoch lieber das Werk selbst gedruckt zu sehen.

Eusebios of Caesarea on the star, 38 S. in dem Journal of Sacred Literature 1866.

Den Druck dieses den Nitrischen Schätzen entnommenen kleinen Syrischen Werkes und seine Englische Uebersetzung verdankt man wieder dem regen Eifer des Dr. W. Wright am Britischen Museum, den wir in den letzten Zeiten schon sonst soviel zu rühmen Veranlassang hatten. Es will den Beweis geben dass in der Ankunft des Sterns der Mager Math. c. 2 Bileam's Weissagung erfüllt sei, und gibt zu dem Zwecke eine Uebersicht aller Assyrischer oder (was ursprünglich dasselbe ist) Syrischer Herrscher von Bileam's Zeit bis zur Geb. Chr. Für uns hat es fast nur durch die Aufzählung der langen Reihe dieser Herrscher einen Werth, zumahl diese mit einigen weiteren geschichtlichen Bemerkungen begleitet wird. Allein obwohl es nach seiner Ueberschrift von dem berühmten Eusebios sein will und die Handschrift wie es dem Herausgeber schien noch aus dem sechsten Jahrh. abstammt, so stimmen doch die Namen der Könige welche hier erscheinen zu wenig mit den in Eusebios' Werken zu lesenden überein. Man könnte die seltsame Entstellung vieler aus dem Fehlen der Abschreiber ableiten: allein wie wenig die Angaben des Werkes mit Eusebios' Chronik übereinstimmen, zeigt sich besonders bei den Persischen Königen, wo das Werk nur ganz ungeschichtlichen Verwechselungen der meisten Königsnamen und zugleich geschichtlicher Erinne-

rungen folgt. Allerdings verdunkelt sich gerade über diesen Abschnitt der Geschichte das Andenken im Kreise der Juden sehr früh, und auf einen solchen Ursprung weisen die hier gegebenen Vorstellungen zurück. Der Name eines Königs ܐܘܠ ist vielleicht aus ܐܘܠܒ d. i. Ochus entstanden oder aus *Evil-Merodakh* verkürzt, obgleich auch dieser nicht an seinem rechten Orte stände. Doch besonders ist zu beklagen dass der langen Reihe von Königsnamen die Bezeichnung ihrer Herrschaftsjahre nicht hinzugefügt ist. Jedenfalls aber ist die Veröffentlichung des Stückes sehr dankenswerth.

Bei einer andern der vielen verdienstvollen Veröffentlichungen des Hrn Dr. W. Wright ist im vorigen Jahrgange der gel. Anz. S. 1027 f. der Ursprung des Syrischen Wortes ܪܒܝ erklärt, welchen wir oben auch als den Eigennamen eines Mannes *Rabula* wiederfanden. Ein Zweifel an der Richtigkeit jener Erklärung kann nur von solchen ausgehen welche die dort gegebenen Beweise übersehen und nicht bedenken dass man auch in der gemeinen Deutschen Rede wohl vom »lieben Gotte« spricht. Wir haben jetzt den Vortheil dass wir den Unterschied zwischen einem ursprünglichen Rabûl oder Rabûn und Rabbôn (Rabbân) sicher begreifen; und Männer welchen es wirklich um eine genauere Erkenntniss des Syrischen sowie aller mit diesem verwandten Sprachen zu thun ist, werden diesen Vortheil zu schätzen wissen. H. E.

Le Tribunal révolutionnaire de Paris. Ouvrage composé d'après les documents originaux

conservés aux archives de l'empire. Par Emile Campardon, archiviste aux archives de l'empire. Tome I, 560, Tome II, 573 Seiten in Octav. Paris, Henri Plon. 1866.

Die Protocolle und sonstigen Actenstücke des Revolutionsgerichts zu Paris wurden, so lange es darauf ankam, die hingerichteten Verwandten der Emigrès zu ermitteln, um darnach die Vertheilung der unter Karl X. ausgeworfenen Entschädigungsgelder zu ermessen, vielfach durchgesehen und es konnte nicht fehlen, dass Bruchstücke derselben, partielle Uebersichten des gerichtlichen Verfahrens und Resulte von solchen Processen, welche vorzugsweise das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet waren, bei dieser Gelegenheit veröffentlicht wurden. Aber in ihrem Zusammenhange treten die Protocolle, neben ihnen die Reden der Anwälte und hin und wieder die auf beide bezüglichen journalistischen Raisonnements zum ersten Male in diesem Werke vor das Publicum. Man wird dasselbe unbedenklich als eine der gewichtigsten Quellen für einen Abschnitt der Revolutionsgeschichte bezeichnen dürfen, der seit 60 Jahren die Aufmerksamkeit des Historikers ganz besonders in Anspruch genommen hat. Eine Menge von bisher unbekannten Einzelnheiten, characteristische Züge in Bezug auf Thatsachen und Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt, er erhält die Namhaftmachung der Richter und Geschworenen aller Sessionen und gewinnt für richtige Beurtheilung des Entwickelungsganges politischer Zustände und der für Wochen oder Monate massgebender Maximen gebietender Parteien eine festere Grundlage, als Hunderte von Memoiren sie zu bieten vermögen.

Campardon, Le Tribunal révolutionaire etc. 1833

Man hat auch ausserhalb Frankreichs das Revolutionsgericht damit rechtfertigen wollen, dass dasselbe die Verschwörer gegen die Freiheit unmöglich gemacht habe. Die Zahl der in dieser Beziehung Schuldigen ist, wie sich aus den vorliegenden Protocollen ergiebt, unendlich gering; Frauen, Kinder, lebensmüde Greise wurden ebenso gewiss als Verschwörer bezeichnet wie alle die zu Ausgewanderten oder Verbannten in nahen Beziehungen standen. Es diente das Tribunal stets als Werkzeug in der Hand der augenblicklich herrschenden Partei; so erreichte Chaumette die Hinrichtung der Girondisten, Robespierre die von Chaumette, dann mussten Robespierre und Genossen, endlich selbst Fouquier-Tinville durch dasselbe Gericht fallen.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren ersterer le tribunal sous la terreur (10. März 1793 bis 1. August 1794), der andere le tribunal après la terreur (11. August bis 31. Mai 1795) überschrieben ist; jeder Abschnitt theilt sich wiedernm in Bücher und diese in Capitel. Der Vf. giebt Verhandlungen von besonderer Wichtigkeit unverkürzt und nach dem Wortlaut der Acten; Untersuchungen von geringerer Erheblichkeit werden mehr übersichtlich zusammengefasst; erläuternde Notizen über Präsidenten, Richter, Inquisiten und deren Vertheidiger finden sich vielfach eingeschaltet.

Das Tribunal, von dessen Spruch eine Apellation nicht zulässig war, wurde gegen die Contrerevolutionairs errichtet, d. h. gegen alle, welche die politischen Ansichten der zeitigen Gewalthaber nicht theilten. Es sollte, nach dem Auspruche Dantons, Organ der Volksrache sein und mit rücksichtsloser Schärfe durchgreifen, damit das Volk nicht selbst die Schuldigen zur

Digitized by Google

Rechenschaft ziehe. Fünf vom Convent ernannte Richter unter dem Präsidenten, ein öffentlicher Ankläger und zwei Substituten desselben, sodann eine Jury von zwölf Personen bildeten anfänglich das Gericht, welches während der ersten Zeit seines Bestehens von der Beobachtung der üblichen Formen nicht abwich, später aber in ihnen nur lästige Fesseln erkannte und alles beseitigte, was das Gewissen der Geschworenen hätte beschweren können. Letzteres geschah mit Eintritt des Verfahrens gegen die Girondisten; bis dahin fehlte es so wenig an Interrogatorien wie an dem gesetzlichen Vertheidiger.

Ref. muss sich darauf beschränken, nur der wichtigsten gerichtlichen Verhandlungen hier zu gedenken.

Der erste wortgetreu nach den Protocollen mitgetheilte Process betrifft die gegen Marat wegen seiner Aeusserungen im Ami du peuple gerichtete Anklage; der fragliche Artikel enthielt die Aufforderung zum Morden und Plündern und die gegen den Convent gerichtete Beschuldigung, dass derselbe seinen Verpflichtungen nicht nachkomme. Unter dem Beifall der Tribunen führte Marat selbst seine Vertheidigung; die erfolgte Freisprechung erhärtete zur Genüge, dass die Montegnards sich in ihren auf des Gericht gesetzten Hoffnungen nicht getäuscht hatten und bezeichnete im voraus das Schicksal der Gironde. Nun häufen sich die Anklagen; die Verhafteten werden zum Theil schaarenweise vorgeführt und obgleich die Zahl der Richter um 2 vermehrt wird, kann nicht immer die Zeit zur Abhaltung eines articulirten Verhörs gewonnen werden. Charlotte Corday zeigt sich in ihrem Antworten stolz und sicher, durch keine Drohung eingeschüchtert und behauptet, während

Capella. Ein Weltbild. Gedichtkranz. 1911.

Wilhelm Weigand, Die Ahnen. Ein Roman der Vererbung. 1. Bd.: Die Sippe Hellbrecht. 2. Bd.: Die Sippe Hellbrecht. 3. Bd.: Die Sippe Hellbrecht. 1909. 1910. 1911.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Ausgabe in einem Band. 1911.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Volksausgabe in einem Band. 1911.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Ausgabe in einem Band. 1912.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Volksausgabe in einem Band. 1912.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Ausgabe in einem Band. 1913.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Volksausgabe in einem Band. 1913.

Wilhelm Weigand, Die Sippe Hellbrecht. Ausgabe in einem Band.

acte musste die Verurtheilung unverzüglich folgen. Dass die Haltung der Verhafteten eine so muthige, und der Treue der Ueberzeugung erwachsene gewesen, wie Lamartine sie zu schildern bemüht ist, findet freilich durch die vorliegende actenmässige Darstellung keine Unterstützung.

Von nun an entsprach das Revolutionsgericht vollständig den Erwartungen der Montagne. Die vage und vieldeutige Anschuldigung des Foederalismus war stets ausreichend, um zum Schaffot geführt zu werden. Dass Orleans gleichzeitig mit den Girondisten, seinen bittersten Gegnern, dem Tode verfiel, musste freilich den Meisten ebenso unverständlich sein, als die auf Einverständniss mit der Gironde gerichtete Anklage geradezu lächerlich erschien. Bei den letzten mit Manon Roland abgehaltenen Verhören glänzte David durch Rohheit. Sie erklärte sich freudig bereit, das Schicksal der bessern Franzosen zu theilen, verleugnete aber, neben männlichem Muthe, bis zum letzten Augenblicke die geistreiche, am Spiel der Koketterie sich gefallende Frau nicht. Es folgt der Process von Bailly, dann der von Manuel. Zugleich mit einem Invaliden wurde dessen zur Beförderung der Correspondenz mit Emigranten abgerichtete Hund durch einen feierlichen Spruch des Gerichts zur Guillotine verurtheilt. Auch hinsichtlich Barnaves, wie aller derer, die eine Zeitlang eine politische Rolle gespielt hatten, ist das Interrogatorium nach seinen Haupttheilen vollständig wiedergegeben. Royalisten und Republicaner, Sansculottes und Aristocraten, Handwerker und Generäle sah man oft auf demselben verhängnissvollen Karren.

Das Verhör der Dubarry ist dadurch interes-

sant, dass es zunächst eine den Emigranten zugewendete Unterstützung zum Gegenstande hat. Gegen eine solche Beschuldigung verliert das frühere Leben dieser Courtisane, wie die Anklage es in starken Farben hervorhebt, alles Gewicht; es handelt sich nur um die »infame conspiratrice«. Unter fortwährendem Anrufen der Gnade legte die unselige Frau den letzten Weg zurück und es bedurfte der Anwendung der Gewalt, um sie auf das Schaffot zu bringen. Ihr liess der Staatsanwalt öffentliche Dirnen nachfolgen, um den Beweis zu führen, dass der Despotismus des Königthums stets den Feind der Sittlichkeit abgegeben habe und Häuser der Prostitution fortwährend von Freiheitsfeinden, die mit englischem Golde ihren Lüsten nachgegangen, als Asyl benutzt seien. Der Sohn Custines verfiel dem Tode, weil, mit gänzlicher Uebergehung des Beweises, als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, dass er einen dem Vater vorgeworfenen Verrath getheilt habe. Das letzte an seine Frau gerichtete Schreiben desselben legt ein schönes Zeugniss für den Muth und die Lebensrichtungen des Mannes ab.

Der stündlich nahe gerückte Tod verlor seine Schrecken; man sah ihm unter heitern Scherzen entgegen, betrachtete ihn als einen unvermeidlichen Gast, den man mit Anstand empfangen muss, nahm auch wohl mit einem leichsinnigen Couplet, in welchem »le néant de l'existence« gefeiert wurde, vom Leben Abschied. Refractaires wurden als »assassins du peuple au nom du ciel«, Nonnen als deren fanatische Helfershelfer zur Guillotine geführt. Gegen Hebert bedurfte das Gericht wiederum eines eingehenden Verhörs, um den Mann, der bis dahin allen Forderungen der Revolution gerecht geworden

war, schuldig zu finden. »Sonderbar, sagte Anarcharsis Clootz vor dem Tribunal, dass ich, den man in Rom verbrennen, in London hängen und in Wien rädern würde, in Paris guillotinirt werden soll«. Beide wurden als Agenten der Contrerevolution gerichtet. Uebrigens erndtete Robespierre den Dank von ganz Paris, dass er gegen den Vater des Père Duchesne keine Schonung geübt habe.

Hiernach stossen wir auf den Process von Danton, Phelippeaux, Lacroix, Camille Desmoulins und Genossen. Die beiden Ersteren ergingen sich während ihrer Gefangenschaft in der Conciergere in bald burlesken, bald bittern Scherzen. Dass hin und wieder der Angeklagte einen der Geschworenen als seinen persönlichen Gegner verwarf, fand keine Beachtung. In seinem Namens des Wohlfahrtsausschusses vom Gericht abgestattetem Rapport sagte Saint-Juss: »Il y a quelque chose de terrible dans l'amour sacré de la patrie; il est même tellement exclusiv qu'il immole tout sans pitié, sans frayuer, sans respect humain, à l'intérêt public«. Dantons Verlangen, dass seine Beweismittel zur Entkräftigung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe gewürdigt, dass wenigstens seine Ankläger ihm gegenüber gestellt werden möchten, wurde kurzweg abschlägig beschieden. Bedarf es zur Beurtheilung von Eulogius Schneider noch einer Vervollständigung seiner Schandthaten, so darf auf die vorliegende actenmässige Untersuchung verwiesen werden. Die Anklage gegen Gobel und Chaumette lautete dahin, dass sie als Apostel des Atheismus jedes Gesetz der Moral hätten vernichten und somit das französische Volk als ein der völligen Auflösung verfallenes dem gesammten Europa hätten vorführen wollen. –

Die Beschuldigung, dass sie zugleich mit ihrem »Bruder Capet« gegen die Freiheit conspirirt habe, führte die Princessin Elisabeth dem Tode entgegen; sie soll die »assassins de la patrie« angefeuert, an der »orgie infâme et scandaleuse des gardes du corps« in Versailles sich betheiligt haben. Ihren Einreden wird die Erklärung entgegengesetzt, dass der Gegenstand der Anklage keines weiteren Beweises bedürfe.

Auf die Ereignisse des 9 Thermidor geht der Vf. des Genaueren nicht ein, weil diese bereits von verschiedenen Seiten einer sorgfältigen Erörterung unterzogen sind. Als Robespierre auf dem Todeskarren vor dem Hause in der rue Saint-Honoré anlangte, welches er bis dahin bewohnt hatte, zwang das Volk zum Stillhalten und hielt singend einen Rundtanz um den Karren, während Frauen dem Unglücklichen Verwünschungen entgegen schleuderten. Dem Todesstreiche folgte dreimaliges Beifallsjauchzen. Wenige Tage darauf fand der Schluss der Sitzungen des Revolutionsgerichtes Statt, das nun einer Neubildung unterzogen wurde. Die durchgreifende Umgestaltung desselben ergiebt sich schon aus dem Umstande, dass innerhalb der ersten drei Wochen nur acht Todesurtheile gefällt wurden, während zwei Monate zuvor Fouquier-Tinville in einem gleichen Zeitraume 600 Menschen auf das Schaffot geschickt hatte. 94 der geachtetsten Bewohner von Nantes, welche vom dortigen comité révolutionnaire nach Paris geschickt waren, wurden frei gesprochen. Die gegen das genannte comité eingeleitete Untersuchung bringt uns Enthüllungen über das Verfahren Carriers und seiner Genossen, welche an Scheusslichkeit alle die bekannten Erzählungen von Noyaden — Carrier nannte sie spottend

»deportations verticales« —, Fusilladen und Mariages civiques weit hinter sich zurücklassen und es ist nicht zuviel gesagt, wenn es in der Anklageacte heisst: »Sous le masque du patriotisme, ils ont osé commettre tous les forfaits; ils ont assassiné la vertu pour couronner le crime; ils ont froidement médité le meurtre et l'assassinat; ils ont sciemment exercé toutes sortes d'exactions; les devoirs du magistrat ont été foulés aux pieds, le cri de l'innocence a été étouffé, la vertu offensée, la nature outragée et le voile dégoutant du crime a couvert la statue sacrée de la Liberté«. Die Einzelnheiten sind so entsetzlich, dass man die Wahrheit derselben bezweifeln müsste, wenn sie nicht in den Aussagen von Hunderten von Zeugen ihre Bestätigung fänden. Und dem gegenüber giebt Carrier mit eiserner Stirn die Erklärung ab: »Je n'ai vécu que pour ma patrie, je saurai mourir pour elle!« Die Beendigung dieses Processes erheischte nicht weniger als 60 Sitzungen.

Die letzten Capitel des zweiten Theils gehören dem Inquisitorium und der Verurtheilung von Fouquier-Tinville. Ein alphabetisches Namensregister derer, die vor dem Revolutionsgerichte erschienen, umfasst in gespaltenen Columnen nicht weniger als 130 Seiten.

Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Arnsberg.

Stück 46. Ausgegeben zu Arnsberg, den 15. November 1913.

Inhalt: Allgemeine Verfügungen. Nr. 1 und 2. — Personalien. Nr. 3. — Bekanntmachungen. Nr. 4 bis 6.

I. Allgemeine Verfügungen.

1. Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes, betreffend die Kriegsleistungen, vom 13. Juni 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 129) und des Gesetzes, betreffend Abänderung des Gesetzes, betreffend die Kriegsleistungen, vom 13. Juni 1873, vom 26. Februar 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 59). Vom 1. Oktober 1913.

Auf Grund des § 15 des Gesetzes, betreffend die Kriegsleistungen, vom 13. Juni 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 129) und des Gesetzes, betreffend Abänderung des Gesetzes, betreffend die Kriegsleistungen, vom 13. Juni 1873, vom 26. Februar 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 59) wird hiermit bekanntgemacht, daß die Vergütungssätze für Naturalleistungen und Dienstleistungen, welche in Gemäßheit des § 15 des Gesetzes, betreffend die Kriegsleistungen, vom 13. Juni 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 129) festgestellt sind, mit Wirkung vom 1. Oktober 1913 ab wie folgt abgeändert werden:

auch aus den Denkmälern, die im Schoss der Erde geborgen sind, Aufklärung erhält. Hier aber machen sich leicht Anschauungen und Vorurtheile der Gegenwart geltend, und nur allmählich dringt auch im Norden selbst eine richtigere Ansicht durch. Norwegen und Schweden gehen hier Dänemark voran, während dies in sorgfältiger Sammlung und Beschreibung des Materials seit lange den ersten Platz einnimmt.

Eine nicht geringe Bedeutung hat aber für diese Untersuchungen in neuerer Zeit der Theil der südlichen Halbinsel erhalten, der früher zu Dänemark gehörte und den die Dänen gern als dänisch von jeher und bis zur Gegenwart hin in Anspruch nehmen. In den Mooren zu Taschberg und Nydam ist jene Fülle wichtiger Funde gemacht, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und einer in Flensburg angelegten Sammlung einen der ersten Plätze unter den antiquarischen Museen angewiesen haben, die aber jetzt dem heimatlichen Boden entfremdet und trotz ausdrücklicher Festsetzung des Wiener Friedens von den Dänen noch nicht wieder ausgeliefert ist. Hr Engelhardt, der kundige Vorsteher und Beschreiber derselben, mag sich mit einem gewissen Recht über die Störung der Arbeiten zur weiteren Ausbeutung des noch nicht erschöpften Nydammer Moors beklagen, aber nimmermehr wird er darthun können, dass die im Herzogthum Schleswig gefundenen Gegenstände nach Kopenhagen gehören und mehr Zusammenhang mit der hier vorhandenen Sammlung als mit der in Kiel oder irgend einer andern im nördlichen Deutschland haben. Sie gehören an sich dem Boden des Landes an, das sie getragen hat, sind ausserdem so gewiss deutsch, nicht skandinavisch, wie überhaupt in

liesen Zeiten etwas gewiss sein kann. Das
lnrecht aber, welches die dänischen Forscher
llein geltend machen könnten, die Sorgfalt und
lenntnis, mit der sie solche Reste des Alter-
ıums zu behandeln wissen, und das Interesse
ıd die Förderung, welche auch die Regierung
:r Sache zuwendet, wollen wir wenigstens hof-
n, wird ihnen auch von deutscher Seite immer
ehr streitig gemacht werden. Diese Denkmäler
utscher Geschichte verdienen in jeder Weise
grösste Werthschätzung.

Zunächst gebührt Hrn Engelhardt aufs neue
vollste Anerkennung für die hier gegebene
schreibung des Fundes im Nydammoor, die
h an die des Taschberger (s. 1863 Stück 42)
chliesst und sowohl durch die vortrefflichen
l reichlichen Abbildungen bei sehr eleganter
stattung wie durch die sorgfältigen Erläute-
gen alles gewährt was für die nähere Kennt-
der Sache irgend gewünscht werden kann.

Hauptinteresse concentriert sich auf die
sen Ruderböte, welche hier gefunden sind,
von denen das eine so gut wie vollständig
hergestellt werden können und öfter Gegen-
d der Besprechung in öffentlichen Blättern ge-
n ist. Die hier gegebene sehr genaue Beschrei-
giebt Anlass alles zu sammeln, was an
rbleibseln oder Nachrichten von den Schiffen
alten Germanen bekannt ist. Was Tacitus
den Schiffen der Suionen meldet, findet
gstens theilweise seine Bestätigung (S. 8).
n der Vf. aber ausserdem die Erzählungen
Aethicus von Schiffen von ihm sogenannter
arer heranzieht und unter diesen meint die
n, von denen Aethicus nach dem Ueber-
r anderswo gesprochen haben solle, ver-
n, für diese so ein Zeugnis des dritten

Digitized by Google

Jahrhunderts gewinnen zu können, so hat er übersehen, dass kritische Untersuchungen keinen Zweifel gelassen, dass das dem Aethicus beigelegte Werk erst in fränkischer Zeit entstanden ist. Ausserdem finden sich namentlich Waffen, mehr als hundert eiserne zweischneidige Schwerter, sehr gut gearbeitet, nicht wenige damasciert, sehr viele (über 800) eiserne Speerspitzen verschiedener Gestalt, auch Bogen, Pfeile und Köcher, dazu mancherlei andere Gegenstände aus Eisen, Silber, Horn und Holz, wenig oder keine Bronze: manches ganz neu, anderes umgekehrt für den Gebrauch, wie es scheint, absichtlich ungeeignet gemacht. Die Waffen haben zum Theil Inschriften mit lateinischen Buchstaben, einige zeigen Runen; 34 Stück römische Münzen von 69—217 n. Chr. sind dabei gefunden. Menschliche Gebeine sind keine, aber Pferdeknochen in grösserer Zahl vorhanden, zum Theil von sehr eigenthümlicher Beschaffenheit, die der bekannte Zoolog Steenstrup in einer eingefügten Beschreibung näher darlegt: sie tragen Spuren theils einer Benagung von Wölfen, theils zahlreicher Schwerthiebe, und zwar solcher, die nicht auf das noch lebende Thier, etwa in einer Schlacht, gemacht sein können.

Sowohl bei diesen wie bei den Taschberger Fundstücken ist schwer den Grund der Vereinigung in dem Moor zu erkennen. Die Böte scheinen absichtlich versenkt, eins ganz zerstört zu sein: ein Theil der Sachen liegt in denselben; von einem andern Theil meint Hr Engelhardt, dass es aus dem zerhaunen Boot genommen sei: er äussert wenigstens zu Anfang die Vermuthung (S. 5), man habe diese Gegenstände verbergen, etwa einem verfolgenden Feind, entziehen wollen in einer versteckten, tief ins

Land hineingehenden Bucht des Meeres. Damit
st es freilich wenig in Uebereinstimmung, wenn
r in einer nachträglich hinzugefügten Note sich
ler Meinung günstig zeigt, welche Worsaae in
einem inzwischen veröffentlichten Buch über
ie Alterthümer Schleswigs ausgesprochen hat:
s möchten diese Sachen als Theil von Kriegs-
eute den Göttern dargebracht, etwa in heiligen
een niedergelegt sein.

Dieser um die nordische Alterthumskunde
el verdiente, aber freilich von nationalen Vorur-
eilen fast mehr als irgend ein anderer be-
rrschte Forscher hat seine neuste Arbeit, wie
sagt, recht eigentlich unternommen, um
zeigen, dass Schleswig in archäologischer Be-
hung nicht von Dänemark zu trennen sei, nicht
Deutschland gehöre. Er erklärt sich in der
leitung gegen einige allerdings wenig begrün-
e Expectorationen von deutscher Seite, denen
aber auch schon die Erklärungen anderer un-
angener Gelehrter gegenüber stellen kann; er
wickelt dann das jetzt von den nordischen
tiquaren angenommene System verschiedener
ioden der Culturentwickelung nach den in
ibern und anderswo gefundenen Ueberresten
Alterthums, und zeigt, was das Herzogthum
leswig aus jeder dieser Perioden aufzuweisen
und wie es zu den Nachbarlanden steht.
kommt er zu dem Resultat, dass dieselben
cheinungen sich in Jütland (Nordjütland, wie
zu schreiben pflegt) und auf den dänischen
ln, mitunter auch in dem übrigen Skandina-
zeigen, aber freilich auch, dass es sich mit
ldeutschland, ja manchmal mit dem ganzen
llichen und westlichen Europa ebenso ver-
(S. 46 ff. 76 ff.). Erst seit dem 8ten Jahr-

Digitized by Google

hundert macht sich eine Trennung vom Süden geltend (S. 87. 99).

Diese Thatsachen entsprechen ganz dem was die geschichtliche Forschung ergiebt, vor dem aber der Verf, man kann nicht anders als sagen, sich alle Mühe giebt die Augen zu verschliessen, ohne freilich dazu ganz im Stande zu sein. Erst mehrere Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung breitet sich skandinavische (dänische) Bevölkerung nach dem Süden hin, über die sogenannte cimbrische oder jütische Halbinsel, aus: wir werden freilich nicht sagen erst im 8ten Jahrhundert — diese Begrenzung ist auch eine ziemlich willkürlich gegriffene —, sondern seit dem 5ten und 6ten; aber es mochten lange Zeiten vergehen, ehe sie ganz das Uebergewicht erhielt und dem Lande ihr Gepräge vollständig aufdrückte. Vorher, kann kein Zweifel sein, war das Land in den Händen deutscher Stämme.

Dafür spricht der deutsche Charakter der von hier nach Britannien gezogenen Völkerschaften, der Angeln und Jüten, dafür jetzt vor allem die Entzifferung und Erklärung der merkwürdigen alten Runeninschriften, die im Norden überhaupt und besonders zahlreich im Herzogthum Schleswig, eben auch zu Taschberg und Nydam, gefunden sind. Hr Worsaae kann das Gewicht beider Argumente nicht verkennen. Aber er sucht sich mit denselben abzufinden. Er ist einsichtig genug um zu sehen, dass die Angeln in Britannien nicht mit ältern dänischen Forschern für ein skandinavisches Volk ausgegeben werden können: sie waren, sagt er (S. 73), ein niederdeutsches Volk. Aber eben deshalb dürfen sie nun nicht von der Halbinsel, nicht aus dem spätern Lande Angeln gekommen sein, soll die älteste Nachricht, die wir haben, Bedas Be-

richt jeder Glaubwürdigkeit ermangeln (S. 70 ff.). Man kann aber nichts Willkürlicheres, Unbegründeteres lesen als diese Auseinandersetzung. Es sei gewiss, dass Angeln in den Elbgegenden neben den Sachsen gewohnt hätten: neben den Sachsen allerdings; aber nirgends werden sie an die Elbe gesetzt, schon von Tacitus ans Meer, offenbar an die Ostsee. Keine Spur von deutschen Ortsnamen fänden sich in diesen Gegenden (S. 74): aber Adam von Bremen sagt: Sliaswig, quae et Heidiba dicitur, und ich denke jeder muss zugeben, dass jenes der deutsche, dies der spätere dänische Name war, und eben jener findet sich auch in England, wie der Vf. selbst in seiner Schrift über die Eroberung Englands anführt. Die angelsächsischen Alterthümer zeigten Verwandtschaft mit denen Frankreichs und des westlichen Deutschlands, nicht mit denen der Halbinsel (S. 76 ff.). Was daraus folgen kann, würde natürlich auch gegen die Herkunft der Angeln, und fügen wir hinzu der Sachsen, von der Elbe sprechen; denn nur bis zur Ems soll sich das Gebiet gleichartiger Bildungen erstrecken. Es handelt sich aber da um die fränkischen, burgundischen, alamannischen Alterthümer der Merowingischen Zeit; diese haben allerdings ihre Parallelen in den Ueberbleibseln der eigentlich angelsächsischen Periode; beide gehören aber aus der Heimat fortgewanderten Stämmen an, die auf dem neuen Boden auch neue Elemente der Cultur aufgenommen, neue Entwicklungen durchgemacht haben: man braucht nur an die Annahme des Christenthums zu denken. Dass dagegen die heidnisch gebliebenen sächsischen und skandinavischen Lande eine Verschiedenheit der Denkmäler zeigen, ist kann man sagen selbstverständlich. Dennoch aber

Digitized by Google

fehlt es an einer gewissen Uebereinstimmung nicht. Hr. Hildebrand in der zuletzt genannten Schrift widerspricht geradezu der Behauptung Worsaaes (S. 28 N.) und führt Beispiele der Verwandschaft an. Höchst unbequem sind offenbar die Runen, die von den späteren nordischen verschieden, mit den angelsächsischen im wesentlichen übereinstimmend sind. Worsaae nennt sie einfach die »älteren«, lässt sie von den späteren verdrängen (S. 88. 100), als wenn dasselbe Volk nach einander zwei nah verwandte, aber doch wesentlich verschiedene Alphabete gehabt haben könnte; er giebt zu (S. 66), sie möchten wohl einmal beweisen, dass im Norden schon in den Jahrhunderten nach Christus ein mit den Germanen in Deutschland verwandtes, wie er sagt, gothisch-germanisches Volk gewohnt habe, hebt aber das Zugeständnis gleich wieder damit auf, dass er Dänen, Gothen, Schweden und Normannen zu diesem Volk rechnet; er will auch der Sprache ein Gewicht beilegen, aber er ignoriert gänzlich, was hier bereits ermittelt ist, beruhigt sich dabei, dass die Forscher nicht einmal über die Deutung der Inschrift auf dem bekannten goldenen Horn von Mögeltondern ganz einig seien, die in einer altgothischen Mundart abgefasst zu sein schiene. Prof. Dietrichs Arbeiten, die nach gewiesen, dass es sich hier um ein eher altsächsisch zu nennendes Sprachdenkmal handle, dass die andern zahlreichen Inschriften in ältern Runen grossentheils derselben, nur einige der gothischen Sprache angehören, sind für ihn nicht vorhanden, obschon die ersten Abhandlungen jenes Forschers bis zum Jahre 1862 zurückgehen. Nur durch Stillschweigen deutet er an, dass er wenigstens nichts Nordisch-skandinavisches in ihnen zu finden weiss, wie es

Digitized by Goog

in den Runensteinen der spätern Periode (erst seit 700, wie es S. 99 heisst) hervorgehoben wird. Unwillkürlich aber giebt er einer von Dietrichs Untersuchungen eine Bestätigung, indem er eine eigenthümliche Verwandtschaft zwischen manchen Alterthümern der nordischen Landschaft Blekinge, wo Dietrich die deutschen Runen auch auf Steinen nachgewiesen hat, und Schleswigs darlegt (S. 99).

Es wird nach den neuern Forschungen immer sicherer, dass eine deutsche Bevölkerung sich nicht blos über die cimbrische Halbinsel, sondern auch über die benachbarten dänischen Inseln, ja über einen Theil des eigentlichen Skandinaviens in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung verbreitete, und die späteren Skandinavier oder nordischen Germanen erst nachher hier zur Herrschaft gekommen sind, jene verdrängt haben. Und das ist dann natürlich in dem südlichsten Lande, das sie überhaupt erreichten, im jetzigen Schleswig, am spätesten geschehen. Theils deshalb, theils allerdings auch, wie der Vf. hervorhebt, weil es durch seine Lage den Einflüssen südlicher Cultur am meisten zugänglich war, zeigt sich hier manche Erscheinung noch in eigenthümlicher Weise.

Hr Worsaae unterscheidet sich von andern, und namentlich auch früheren dänischen Antiquaren, dadurch, dass er nicht mit jedem Wechsel oder Uebergang der Cultur auch einen Wechsel der Bevölkerung annimmt (S. 29. 43 u. s. w.). Während früher mit jeder der drei Perioden, Stein-, Bronze- und Eisenzeit, ein bestimmtes Volk, Finnen, Kelten und Germanen, oder Kelten, Germanen, Slaven, in Verbindung gebracht werden sollte, werden jetzt einmal innerhalb jeder dieser Perioden verschiedene Ab-

Digitized by Google

schnitte (in der Eisenzeit sogar drei, S. 68) unterschieden, und zugleich allmähliche Uebergänge von der einen zur andern statuiert. Aber der Verf. geht nun nach dieser Seite offenbar zu weit. So soll keine Einwanderung der Skandinaven vom Norden her wenigstens aus den Alterthümern folgen (S. 89 N.): ich frage einfach, woher dann die skandinavischen Runen nach 700 gekommen sind? Auch die Bronzecultur soll nicht einem andern Volk angehört haben (S. 42 ff.). Ich bin mit dem Verf. ganz einverstanden, dass wir kein Recht haben sie den Kelten beizulegen, dass auch die Germanen wohl einen wesentlichen Antheil an derselben hatten. Aber ich glaube doch, dass wenigstens ein Theil der älteren Bronzesachen (die Schwerter mit kurzen Handgriffen u. s. w.) einer anderen vorgermanischen Bevölkerung angehören muss. Ob derselben, die sich vorher mit den Steinsachen begnügte, ist freilich schwer zu entscheiden. Wohl kann Handel und Verkehr wenigstens die ersten Anfänge einer solchen höheren Cultur gebracht haben. Von einer direkten und erheblichen Einwirkung der Phönicier kann ich mich freilich, im Gegensatz gegen eine neulich in diesen Blättern ausgesprochene Ansicht, ebenso wenig wie Worsaae (S. 43), überzeugen; und von dem innern Asien her diese Cultur abzuleiten, wie dieser will (S. 44), scheint mir nicht minder bedenklich; aber ich meine, dass die ältere, doch offenbar mit dem Süden und Westen Europas, ja vielleicht mit Nordafrica zusammenhängende Bevölkerung auch von hier die Elemente höherer Gesittung, Gebrauch und Kenntnis der eigenen Bearbeitung des Metalls erhalten konnte.

Eben diese brachten dann die Germanen

Digitized by Google

bei ihrer Einwanderung von Osten mit. Ob auch schon des Eisens, mag zweifelhaft sein. Jedenfalls aber muss der Gebrauch desselben viel höher hinaufreichen, als der Verfasser will, der das sogenannte ältere Eisenalter — eine interessante Uebersicht aller dahin gerechneten Funde in Dänemark und Schleswig giebt Engelhardt S. 44—62 mit Karte — erst 2—300 Jahr nach Christus, eher später als früher, beginnen lässt, und auf seine Entwickelung, und wie es scheint auch seine Begründung den Römern den wesentlichsten Einflus zuschreibt (S. 46. 55). Gewiss sind diese für die Verbreitung grösserer Kunstfertigkeit, für die Bildung des Geschmacks und anderes von Wichtigkeit gewesen. Aber der Gebrauch des Eisens zu Waffen und Ackergeräthen ist offenbar ein viel älterer. Die Cimbern und Teutonen, die Deutschen des Ariovist, sind eisenbewaffnet den Römern entgegengetreten: und damit allein wird das sogenannte Eisenalter um wenigstens drei Jahrhunderte hinaufgerückt. Die Funde von Taschberg und Nydam, wie Hr Worsaae (S. 55), und ähnlich Hr Engelhardt (S. 24. 44), will, erst um das Jahr 300 zu setzen, ist kein Grund, da die römischen Münzen nur bis 217 gehen, und schwerlich anzunehmen ist, dass man nur solche aus erheblich älterer Zeit gehabt und hier niedergelegt habe. Schon wiederholt ist darauf aufmerksam gemacht, und Hr Hildebrand bestätigt es (S. 18), dass die Funde älterer römischer Münzen auf deutschem und nordischem Boden nur bis zu dem Ende des zweiten oder dem ersten Drittel des dritten Jahrhunderts (Hildebrand: 235) gehen: da tritt offenbar eine Unterbrechung in dem Verkehr der Germanen mit den Römern ein: der Einfluss ihrer Cultur kann also nicht

Digitized by Google

erst hier oder gar noch später beginnen, wenn derselbe auch, einmal begründet, natürlich nachher fortgedauert hat. Um zu einer solchen Ausbildung zu gelangen, wie der Inhalt jener Funde oder die goldenen Hörner zeigen, musste natürlich auch eine längere Zeit verlaufen.

Dass aber der grössere Theil der hierher gehörigen Sachen wirklich im Lande gefertigt ist, scheinen mir die Runeninschriften unzweifelhaft zu erweisen. In keiner Weise wird es sich wahrscheinlich machen lassen, dass man im römischen Reich etwa für diese nördlichen Völker auch Inschriften in ihrer Schrift und Sprache gefertigt habe.

Daneben finden sich allerdings auch lateinische Inschriften, und Gegenstände, auf denen solche, auch geradezu römische Namen stehen, sind natürlich als fremd so gut wie die Münzen in Anspruch zu nehmen. Hr Engelhardt scheint zu meinen, dass einzelne, die deutsche Namen zu enthalten scheinen (Riccim; Tasvit aus einem wichtigen Fund zu Vimöse auf Fühnen, über den S. 63 einige nähere Nachrichten gegeben) vielleicht doch von den Besitzern, die jene Schrift gekannt und gebraucht hätten, herrühren könnten (S. 25). Er betrachtet als solche die Angehörigen eines gothischen Volks, das im dritten Jahrhundert im Norden eingewandert sei und den Gebrauch des Eisens und der Schrift mitgebracht habe. Allein gewiss genug kennen doch Tacitus und andere Schriftsteller des Alterthums lange vorher, ja schon Pytheas Jahrhunhunderte vor unserer Zeitrechnung Germanen in diesen Gegenden.

Es führt dies zu dem dritten der obengenannten Bücher, das sich specieller mit dieser Frage beschäftigt, indem es die ältesten Ver-

hältnisse Schwedens aufklären will, namentlich auch auf die Herkunft und den Wechsel der Bevölkerung im skandinavischen Norden überhaupt eingeht, dabei einen ausgedehnten Gebrauch auch von den archäologischen Forschungen macht, diese für die Geschichte zu verwerthen, mit den Ergebnissen anderer Quellen zu verbinden sucht. Es geschieht das mit viel Gelehrsamkeit und oft gutem Urtheil: die Arbeit geht auf die verschiedenen Seiten des behandelten Gegenstandes mit Sorgfalt ein und lässt in dem jungen Verfasser einen des väterlichen Namens und Rufes würdigen Forscher erkennen. Er ist auch frei von nationaler Befangenheit, und sträubt sich nicht die Ausdehnung und Bedeutung des deutschen Elements im Norden anzuerkennen. Er bezeichnet dies, wie er in Schweden dazu ein Recht hat, in alter Weise als gothisch (S. 70). Den Gothen werden die älteren Runen, wird überhaupt das sogenannte ältere Eisenalter vindiciert. »Alles, sagt er, in den archäologischen Verhältnissen scheint, in Uebereinstimmung mit den Runen, dafür zu zeugen, dass das Volk, welches von dem jüngern Eisenalter repräsentiert wird, sich früh von den übrigen Germanen getrennt und durch mehr abgelegene Wohnsitze gehindert sein müsse an der schnelleren Entwickelung der westlichen Stämme theilzunehmen (S. 31)«. Die eigentlichen Schweden sind ihm die Träger dieser späteren Cultur, während er noch eine weitere dritte Stufe den Bewohnern der Insel Gothland, in bestimmter Unterscheidung von den Gothen, beilegt (S. 70). Den deutsch-gothischen Stamm lässt er sich über Dänemark wie über einen grossen Theil Skandinaviens verbreiten (S. 73), und zwar von Süden her einwandern. Wann

Digitized by Google

dies geschehen, will er nicht mit Bestimmtheit sagen. Indem auch er an die römischen Münzfunde anschliesst, giebt er wohl zu, dass die Germanen in diesen Gegenden lange heimisch gewesen sein können, ehe der Handel mit den Römern begann (S. 73). Aber doch sollen erst in historischer Zeit vom schwarzen Meer her diese Gothen gekommen sein.

Hier ist der Punkt, wo ich mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann. Eine solche Wanderung der Gothen aus dem Süden nach dem Norden, wie sie oft namhafte Forscher angenommen haben, scheint mir mit allen Zeugnissen der Geschichte in Widerspruch. Nirgends finden wir, am wenigstens in so früher Zeit wie der Verf. annehmen muss, Gothen oder überhaupt Germanen am Pontus, nirgends Spuren einer Wanderung derselben gegen den Norden, während für die allmähliche Ausbreitung gegen Süden und Südosten sich aus den Nachrichten der Alten Beweise beibringen lassen. Man konnte früher zweifeln, ob man die Gothen weiter nördlich als an die Ostsee verfolgen, wirklich einen Zusammenhang zwischen ihnen und den Gauten, Gothen, Guten Skandinaviens annehmen durfte. Jetzt wo immer zahlreichere Inschriften von dem Wohnen deutscher Völker hier Zeugnis geben — der Verf. theilt eine interessante, bisher unbekannte oder doch wenig bekannte mit, S. 72 — muss jeder Zweifel schwinden. Es scheint selbst dass diese deutsche Bevölkerung sich länger behauptet hat, als wir früher glauben mochten, dass der volle Sieg des skandinavischen Elements erst ins 6te Jahrhundert fällt. Am Ende des ünften, mit Kaiser Zeno, hört die zweite Reihe römischer Münzen auf die sich im Norden findet, goldene Solidi statt der silbernen Denare

Digitized by Google

aus früherer Zeit; nur auf der Insel Gothland zeigen sich jene auch noch später (S. 81). Der Verf. erklärt sich dagegen, mit Worsaae und andern die Denare- und Solidus-periode scharf zu sondern, die letztere als jüngeres Eisenalter jener gegenüber zu stellen (S. 27). Die Zeit, deren Münzen im Norden selten sind, 235—395 nach Hr Hildebrands Angaben*), ist die der Wanderung deutscher Stämme von der Ostsee nach dem Süden, der fast unablässigen Kriege zwischen Germanen und Römern, wo der Verkehr mit dem Norden unterbrochen sein musste. Seit dem 4ten Jahrhundert werden die Verbindungen der südlichen Deutschen mit den Römern wieder häufiger: sie treten in römischen Dienst, sie gründen bald auch eigne Herrschaften auf römischem Boden, und damit wird die Möglichkeit auch wieder eines regeren Verkehrs mit den Stammgenossen im Norden gegeben. Dieser aber ward, wie Hr Hildebrand meint, für die skandinavische Halbinsel unterbrochen durch den Sieg der Schweden, die Unterwerfung oder Verdrängung der Gothen durch diese, d. h. der deutschen Germanen durch die nordischen. Bei dieser Annahme bleibt aber schwer zu erklären, dass schon Tacitus die Suionen, offenbar doch die spätern Schweden, nennt. Der Verf. spricht sich nicht näher darüber aus, wie er dies erklärt, setzt nur allgemein die Bedeutung der Angaben des Tacitus und anderer Schriftsteller des Alterthums über den Norden herab (S. 52 ff.). Er lässt den Gothen eine andere ungermanische Bevölkerung vorhergehen, deren Nationalität unbekannt (S. 45), nicht keltisch (S. 48), und die

*) Vgl. etwas andere, aber im wesentlichen doch übereinstimmende Daten bei Soetbeer, Forschungen I, S. 254; Pallmann, Völkerwanderung II, S. 94 ff.

Digitized by Google

als Träger der Bronzecultur zu betrachten sei, diese begründet habe, mit ihr eingewandert sei (S. 44).

Doch geht er auf diese älteren Volksverhältnisse nicht näher ein: die Hauptsache bleibt ihm die Zurückführung eines ältern und jüngern Eisenalters (so begrenzt, dass von Worsaaes drei Abschnitten zwei zu dem ersten gerechnet werden) auf Gothen und Schweden, d. h. Deutsche und Skandinaven. Sprechen hierfür manche der angeführten Verhältnisse, so bleiben doch immer auch grosse Zweifel. Namentlich wohin jene Suionen des Tacitus gehören. Dass sie Germanen, ist nach dem bekannten Zeugnis desselben nicht zu bezweifeln. Sie für Deutsche zu halten, deren Name nur später auf die nordischen Einwanderer, wie der der Jüten, der Gothen in Schweden, übergegangen, hat doch grosse Bedenken gegen sich. Nicht geringere, anzunehmen, dass sie von den einwandernden Gothen zurückgedrängt wären, um dann später wieder diese zu bewältigen und die Herrschaft im ganzen Lande zu gewinnen. Die Resultate antiquarischer Studien sind sicher von nicht geringer Bedeutung für die Geschichte; aber es gilt sie mit andern Zeugnissen in Einklang zu bringen. Und das ist auch dem Verf. noch nicht überall befriedigend gelungen.

Andere Abschnitte des Buchs gehen auf die topographischen und die Verfassungsverhältnisse der älteren Zeit ein. Der letzte, so kurz er ist (S. 133—146), giebt doch eine gute Uebersicht auch dieser Seite des alten Volkslebens. Eine Einleitung handelt von den früheren Bearbeitungen der schwedischen Geschichte.

Die ganze Arbeit zeigt, dass Hr Hildebrand den Standpunkt des Historikers einzunehmen weiss,

Digitized by Goo

David and Charl. Livingstone, Narrative etc. 1857

während Worsaae überall nur in den rein antiquarischen Fragen recht zu Hause ist.

G. Waitz.

Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries; and of the discovery of the lakes Shirwa and Nyassa. 1858—1864. By David and Charles Livingstone. With map and illustrations. London: John Murray. 1865. XIV und 608 S. Gr. Octav.

A. Petermann schreibt in einer »Notiz über den kartographischen Standpunkt der Erde« in dem »Geographischen Jahrbuch«, I. Bd. 1866. Herausgegeben von E. Behm, Gotha, Justus Perthes, S. 588: »Afrika, das beliebteste Gebiet der Gegenwart für Entdeckungsreisende hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts und besonders seit den letzten funfzehn Jahren ausserordentliche Bereicherungen zu seiner Kenntniss erfahren; alle diese berühmten Entdeckungsreisen sind jedoch nur als feine vereinzelte Fäden durch weite unbekannte Strecken anzusehen, die zum grossen Theil nicht einmal fest bestimmt sind«. Für die Richtigkeit dieses Urtheils ist das vorliegende Buch ein vollgültiger Beweis. Die darin beschriebenen Fahrten den Zambesi, den Shire, den Rovuma hinauf erscheinen recht eigentlich als »feine vereinzelte Fäden« durch weite unbekannte Strecken, deren gründliche Erforschung erst angebahnt ist. Um so mehr macht das Buch auf den Leser einen solchen Eindruck, als es das Resultat der Expedition in grossen allgemeinen Umrissen schildert, dasjenige »what would strike any person of intelligence in passing

Digitized by Google

through the country« (S. 13), dagegen keine Special-Untersuchungen, wie solche die Begleiter des Vfs Dr. Kirk in Bezug auf Fauna und Pflanzenkunde, Charles Livingstone in Bezug auf Meteorologie u. s. w. angestellt haben, enthält. Es ist eben nur »a clear account of tracts of country previously unexplored, with their river systems, natural productions, and capabilities« nebst Belegen für das im Innern Afrika's durch den Sklavenhandel angerichtete unbeschreibliche Elend, wofür die Hauptschuld der portugiesischen Regierung zufällt, welche diesen schändlichen Handel begünstigt (Postscript to Preface p. VII —X). Als wichtigere Resultate seiner sechsjährigen Forschungsreisen in Afrika (vom Mai 1858 bis 30. April 1864: vgl. S. 14 und S. 583) resumirt David L. im Schlusscapitel XXIX. S. 585 —608 die Entdeckung eines sicheren Hafens an der Zambesi-Mündung, den Nachweis des stellenweise sehr fruchtbaren und zum Anbau vortrefflich geeigneten Bodens, sowie der mannigfaltigen, culturfähigen Bodenerzeugnisse, die Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa, endlich die gründliche Beleuchtung der durch den Sklavenhandel verursachten Entsittlichung der im Allgemeinen wohl begabten und gut gearteten Volksstämme, unter denen die Arbeit der Missionare daher auch nicht vergeblich gewesen. Er reiste nicht mehr wie früher als Missionar, sondern im Auftrag der britischen Regierung und von derselben unterstützt als grossbritannischer Konsul von Quilimane, Senna und Tette, begleitet von seinem Bruder Charles, dem Botaniker Dr. Kirk, dem Mineralogen R. Thornton (S. 10) und eine Zeitlang auch von dem Maler Thomas Baines (vgl. diese Bl. 1866 S. 170). Seine Gattin und einer seiner Söhne hatten sich

Digitized by Google

ihm angeschlossen. Leider war das für seine Zwecke aus Stahlplatten eigens angefertigte kleine Dampfboot so schlecht gearbeitet, dass es fast mehr Behinderung als Erleichterung beim Gebrauch zur Beschiffung der Flüsse gewährte. Indem wir in den nachfolgenden Zeilen kaum mehr als eine gedrängte Uebersicht der ausgedehnten und mannigfaltigen Kreuz- und Querzüge der Reisenden in den Gebieten des Shire, des Zambesi und des Rovuma, sowie im Bereich der beiden erwähnten Landseen vorzulegen im Stande sind, bemerken wir voraus, dass das Buch an interessanten und lehrreichen Beobachtungen sowohl über die Natur, deren Einflüsse und Erzeugnisse, als auch über die Volksstämme, deren Charakter, Sitten und Beschäftigungen so ausserordentlich reich ist, dass es unter den neueren Reisewerken eine hervorragende Stelle einnimmt. Zwar möchte man eine grössere Uebersichtlichkeit und Vereinigung des Zusammengehörenden an einer Stelle, eine mehr wissenschaftliche Durcharbeitung und Verarbeitung des Materials, welches des Vfs eigenes und seines Bruders Reisejournal lieferten (Pref. S. VI), wünschen, allein es wäre dadurch vielleicht dem nun leicht und angenehm hinfliessenden Strom der Erzählung Eintrag geschehen. Nur ein Namen- und Sachregister zur Orientirung vermisst der Leser schmerzlich; die Aufführung der Kapitel mit sehr kurzer Inhaltsangabe (S. XI bis XIV), der sich die Aufzählung der 35 Illustrationen (Holzschnitte) anschliesst, entschädigt für jenen Mangel nicht. Hoffentlich bringt eine zweite Auflage diese erwünschte Zugabe. Die von John Arrowsmith sorgfältig nach Dr. Livingstone's astronomischen Beobachtungen und Skizzen gezeichnete Karte, welche den Raum

Digitized by Google

zwischen 10 und 19 Grad Südl. Breite und 25 und 41 Grad Oestl. Länge veranschaulicht, ist reichlich mit Namen versehen, bezeichnet die Reiserouten mit farbigen Strichen und enthält eine Angabe der äussersten Reiseziele. Die erste Ermittlung von Werth war das Ergebniss der Peilungen des Ingenieurs Francis Skead R. N., welcher in der Capstadt sich den Reisenden angeschlossen hatte. Er fand unter den vier Mündungen des Zambesi den Kongone als den am meisten schiffbaren (S. 17. Vgl. S. 585). Die Vegetation an seinen Ufern war ausserordentlich üppig; als man den Strom weiter hinauffuhr zwischen mangrove jungle, huge ferns, palm bushes etc. (S. 19 u. f.), zeigten sich hie und da die auf Pfählen ruhenden Hütten der Eingebornen »all eager traders« (S. 21). Leider führte der grausame Mariano »a half caste« mit den Portugiesen Krieg; an der Mündung des Kwakwe in den Zambesi begegneten unsere Reisenden zuerst den Schaaren des Häuptlings, von welchen sie als Engländer freundlich begrüsst wurden. Shupanga war die erste Reisestation, das Hauptquartier des portugiesischen Gouverneurs (S. 31). Schon jetzt zeigte sich der Flussdampfer »Ma Robert« als fast unbrauchbar; er verzehrte ungewöhnlich viel Holz, um 2 Uhr Morgens geheizt, hatte man erst nach vier Stunden die erforderliche Dampfkraft; schwer beladene Kanoes fuhren mit gleicher Schnelligkeit, leichtere kamen ihm voran: »the paddlers looked back in wonder and pity at the slow puffing »Astmatic« (S. 33). Die nächste grössere Ortschaft war Senna: »a few large houses, some ruins of others and a weatherbeaten cross, where once stood a church«, Ueberreste eines Klosters und einer Schanze. Wer am ersten Tage seines Aufent-

Digitized by Google

avid and Charl. Livingstone, Narrative etc. 1861

lts vom Fieber verschont bleibt, wird sicher-
h am zweiten befallen. Hier wohnt der we-
n seiner unbegrenzten Gastfreundschaft gegen
hwarze und Weisse allgemein verehrte Senhor
A. Ferrão (S. 35). Der Vf. nennt hier einige
r zahllosen den Fluss anfüllenden Inseln:
ita, with a considerable native population,
ich appeare to be well off for ford« (S. 37);
yamotobsi, where we me met a small fugitive
ibe of hippopotamus hunters, who had been
iven by war from their own island in front«
. 38). Diese Flusspferd-Jäger bilden einen
sonderen Volksstamm, die Akombwi oder Ma-
dzo, der jeden Verkehr mit anderen meidet.
n 8ten September — also 21 Tage nach der
bfahrt von Shupanga — ankerte der Dampfer
r Tette, wo die eingebornen Begleiter Living-
one's auf seiner ersten Reise durch Afrika, die
akololo, die er hier zurückgelassen, ihn mit
rzlicher Freude begrüssten und der portugie-
sche Major Sicard ihm eine Wohnung zur Ver-
gung stellte (S. 42 u. ff.). Nach Verlauf von
ht Wochen, am 9ten November, begegnen wir
serem Reisenden bei den Kebrabasa-Strom-
hnellen (S. 53), welche dadurch entstehen,
ss eine Anzahl mächtiger Felsen, eine ganze
lsenkette, quer den Fluss hinüber lagern:
These rocks have a singular appearance, from
ing dislocated and twisted in every direction,
d covered with a thin black glaze, as if
ghly polished and coated with lamp-black
rnish« (S. 56). In den benachbarten Thälern
ohnen die Badèma (S. 57). Auf sehr mühsa-
en Wegen ward der Morumbwa-Wasserfall be-
cht (S. 59 u. ff.), der ca. hundert Fuss hoch
rabstürzt (S. 61). Zurückgekehrt nach Tette,
n wo die Kebrabasa-Fälle noch zweimal wie-

ized by Google

der untersucht wurden, brach die Expedition im Januar 1859 nach dem Shirefluss »a northern tributary of the Zambesi, which joins it about a hundred miles from the sea« auf (S. 75). Der Vf. sagt nicht, ob er mit seinen Begleitern die Strecke von Tette nach der Shire-Mündung zu Lande oder den Zambesi hinab zu Schiff zurücklegte, er versetzt den Leser mit einem Sprunge — wie das in diesem Buche öfter vorkommt — nach dem Shire. Sofort sehen wir Dr. Livingstone in lebhaftem Verkehr mit den Uferanwohnern, welche, sobald sie hören, dass die Weissen keine Sklavenjäger, sondern Engländer sind, sich freundlich und friedfertig benehmen (S. 76 u. f.). Ueber den von ihm zuerst erforschten Fluss schreibt unser Reisender: »All the lower part of the river was found to be at least two fathoms in depth. It became shallower higher up, where many departing and re-entering branches diminished the volume of water, but the absence of sandbanks made it easy of navigation«. Hundert englische Meilen in gerader Linie von der Mündung auf 15° 55′ liegen die Murchison-Cataracten, deren untersten die Eingebornen Mamvira nennen (S. 78). Der Fluss wimmelte von Krokodilen und Flusspferden. Wegen ungünstigen Wetters kehrte man nach Tette zurück. Mitte März ward die zweite Fahrt den Shire hinauf angetreten. Bekanntlich war für Dr. Livingstone der Hauptzweck seiner Reisen in Afrika, ausser Erforschung des Landes, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen und die Eingebornen selbst dafür zu gewinnen, sowie sie davon zu überzeugen, dass die britische Regierung durchaus diesen abscheulichen Handel zu unterdrücken entschlossen sei. Sobald es ihm gelang die Eingebornen dessen zu versichern,

konnte er freundschaftlich mit ihnen verkehren; so diesmal mit dem Häuptling Chibisa »a remarkably shrewd man, the very image, save his dark hue, of one of our most celebrated London actors, and the most intelligent Chief, by far, in this quarter«. Er hatte viel mit Anderen zu kriegen, aber allein stets Recht, die Andern Unrecht; er glaubte fest an das göttliche Ansehen der Häuptlinge und stand in grossem Ansehen bei seinen Unterthanen (S. 79). Von Chibisa's Dorfe aus wanderten unsere Reisenden nach dem Shirwa-See, den sie nach Ueberwindung von mancherlei Hindernissen am 18ten April (1859) erreichten: »a considerable body of bitter water, containing leeches, fish, crocodiles and hippopotami, ... islands like hills rising out of it«. Der Berg Pirimiti oder Mopeu-peu erhebt sich in S. S. West, im Westen der Chikala, wahrscheinlich mit dem Zomba-Gebirge zusammenhängend, andere Hügelreihen im Osten, und nordwärts am See-Horizont zeigen sich zwei kleine Inseln (S. 81). Der See ist von 60 bis 80 engl. Meilen lang und 20 breit; er liegt 1800 Fuss über dem Meer, umgeben von schönen, reichbewachsenen Landschaften. Die Milanje-Berge im Osten erreichen eine Höhe bis 8000 Fuss, die Zomba-Berge bis 7000 (S. 82). Am 23sten Juni waren die Reisenden wieder in Tette (S. 84). Mitte August »we again steamed up the Shire« lesen wir (Chapt. IV. S. 87), diesmal »in search of the lake Nyassa«. Der Shire bewässert ein funfzehn bis zwanzig Meilen breites Thal; zwanzig Meilen von der Mündung am linken Ufer erhebt sich der 4000 Fuss hohe, isolirt dastehende Morambola (d. h. the lofty watch-tower) (S. 87). Von hier windet sich der Fluss durch eine Niederung, die in zwei grosse

Sümpfe oder Lagunen — ehemalige Landseen — Nyanja Pangono und Nyanja Mukulu, d. h. kleiner und grosser See — ausläuft (S. 91). Die Reisenden kamen in das gelobte Land, »where time is absolutely of no account and where men may sit down and rest themselves when tired«. Sie wollten Reis kaufen, aber die Dorfbewohner hatten keine Lust aufzustehen und baten sie bis zum nächsten Tage zu warten. Mangel an Lebensmitteln zwang sie weiter zu fahren: »The state of eager competition, which in England wears out both mind and body and makes life bitter, is here happily unknown. The cultivated spots are mere dots compared to the broad fields of rich soil, which is never either grazed or tilled« (S. 92). Das Dorf Mboma liegt 16° 56′ 30″ südl. Breite, Reis war wohlfeil, die Nacht kalt und neblig, das Wasser des Flusses bei Sonnenaufgang 70°, die Luft 23° kälter (S. 93 u. f.). Der Dampfer machte viele Noth, er ward undichter denn je (S. 95). Die Landschaft ward fast mit jedem Schritte anmuthiger, fruchtbarer; Elephanten gab es in Ueberfluss; zahllos waren die Schwärme der Vögel; die Palme — Borassus Aethiopium — bildete meilenweite Waldungen (S. 97 u. ff.). Am 28sten August (1859) traten die Reisenden — vier Weisse, 36 Makololo und zwei Führer — die Wanderung nach dem Nyassa-See an (Ch. V. S. 104). Der Marsch ging durch das Land der Maganja, welches wohl bewässert ist; das Hochland ist dicht bewaldet. In dem District am oberen Shire, in welchem eine Frau, Nyango, die Herrschaft führt, nehmen alle Frauen eine mehr geachtete Stellung ein als ihre Schwestern in den Berggegenden (S. 108). Die Maganja sind ein gewerbfleissiges Volk, sie arbeiten in Eisen,

Digitized by Go

avid and Charl. Livingstone, Narrative etc. 1865

aumwolle und Korbflechten, auch treiben sie
:kerbau (S. 110). Die Weiber zerren mittelst
nes Ringes (Pelele) die Oberlippe zwei Zoll
eit über die Nasenspitze hervor (S. 115). Sie
auen Bier und trinken nicht gerade mässig
. 117), sie werden meistens sehr alt, waschen
:h aber nie (S. 119), sie hoffen auf ein Leben
ch dem Tode (S. 121). Am 16ten Sept. 1859
rz vor Mittag wurde der Nyassa-See entdeckt
. 123). An dieser Stelle erwähnt Dr. L. nur,
ss Dr. Roscher zwei Monate später am 19ten
)vbr. den See gefunden habe, — wobei eine
nweisung S. 124 unter dem Text: See Appendix
fremdet, da das vorliegende Buch keine Ap-
ndix enthält. Als dagegen Dr. L. nach zwei
hren zum zweiten Male den See besuchte,
)von er Chapt. XIX. S. 365—399 erzählt, hielt
sich länger als zwei Monate am See und in
ssen Umgebung auf und beschreibt die Ge-
nd und die anwohnenden Stämme ausführli-
er. Da über diesen See bereits so vieles an
e Oeffentlichkeit gelangt ist, möge an dieser
elle diese Andeutung genügen. Dr. L. bemerkt,
ss nach der Meinung der intelligentesten Flot-
noffiziere an der afrikanischen Küste ein ein-
ges kleines Schiff (Kriegsschiff?) auf dem Nyassa-
e besser dem Sklavenhandel würde steuern
nnen, als ein halbes Dutzend auf dem Ocean
. 129). Am 6ten October langten die Reisen-
n wieder bei dem Dampfer an (Ch. VI. S. 130).
. Kirk und Mr. Rae mit einigen Führern
isten quer durch das Land nach Tette, wo
furchtbar erschöpft ankamen (S. 132 u. f.).
arles Livingstone machte einige magnetische
)servationen, worauf der Dampfer nach dem
)ngone abfuhr (S. 133). Nachdem das Fahr-
ıg dort reparirt war, ging es am 16ten Decbr.

Digitized by Google

nach Tette (S. 135) ab, erreichte am 31sten Decbr. Shupanga und nach einigem Aufenthalt unter häufigen Regengüssen am 2ten Februar 1860 Tette (S. 140). Im März fuhr L. wieder den Zambesi hinab nach dem Kongone (S. 146). Der Aufenthalt auf dem Schiff ward immer unerträglicher; mit dem Brennholz kamen Scorpione, Tausendfüssler und giftige Spinnen an Bord (S. 151). Am 25sten April waren die Reisenden wieder in Tette (S. 153). Um nun die treuen Makololo-Begleiter des Dr. L. wieder in ihre Heimat zu bringen, ward am 15ten Mai eine Reise nach deren Landschaft angetreten (Ch. VII. S. 157). Von der Luia-Stromschnelle wandte man sich, das Ufer des Zambesi verlassend, in nordwestlicher Richtung. Die Gegend war waldig, hie und da ein Dorf, die Bewohner höflich und freundlich (S. 162 u. ff.). Ein Elephant ward erlegt und zertheilt (S. 165 u. ff.). Am 4ten Juni wurde die Reise nach Westen hin fortgesetzt nach dem Chingerere oder Paguruguru-Thal, durch welches der Pajodze strömt (S. 170). Von hier sah man die Kebrabasa-Fälle, welche, wenn das Wasser des Zambesi sehr hoch steht, der Schifffahrt kein unüberwindliches Hinderniss bieten dürften (S. 173). Ueber die Kebrabasa-Berge gelangte man in die Chicova-Ebene (Ch. VIII. S. 174) »a country where lions are numerous«, weshalb am nächtlichen Lager Feuer unterhalten werden mussten (S. 175 und 177). Die Ebene ist fruchtbar, aber in Folge der Sklavenjagden entvölkert (S. 180). Die Fremden verursachten durch ihr blosses Erscheinen Kindern, Weibern, Hunden und Hühnern grossen Schrecken (S. 181), ebenso durch ihre beiden Esel, besonders wenn diese ihre Stimme erschallen liessen (S. 183). Wir übergehen die fernere

Digitized by Google

Beschreibung der wildromantischen Landschaften, in denen die Ameisen und Thetsefliegen eine unausstehliche Plage (Ch. IX.), bis zur Ankunft der Reisenden in dem portugiesischen Dorfe Zumbo am linken Ufer des Loangwa am 26. Juni (S. 200). Die Lage dieses Ortes ist wunderschön, aber das alte Zumbo liegt in Ruinen und Verwüstung herrscht überall. Der abscheuliche Sklavenhandel der christlichen Europäer (Portugiesen) hat dies alles verschuldet. »If all the progeny of the whites were at once to leave the country, their only memorial would be the ruins of a few stone and mud-built walls and that blighting relic of the slave-trade, the belief that man may sell his brother man; a belief which is not of native origin, for it is not found except in the track of the Portuguese«, ruft Dr. L. aus (Ch. X. S. 204). Die Reisenden durchzogen eine dem Dr. L. schon von früher her bekannte Gegend, aber sie erschien jetzt wieder neu, so reich und mannigfaltig war die Pflanzen- und die Thierwelt. Auch alte Bekannte traf man wieder z. B. Tombanyama, Kambadzo und den von Allen geliebten Häuptling Semalembue (S. 217 und ff.). Am 11. Juli setzte man in gebrechlichen Kanoes über den Kafue, der hier in den Zambesi mündet, und gelangte damit in die Bawe-Landschaft (S. 220), deren Bevölkerung, vom Stamm der Batoka, sich Batonga d. h. Unabhängige, oder Balengi nennt. Die geologische Structur des Bodens deutete auf Kohlenlager, deren Ausdehnung Dr. L. für sehr erheblich vermuthete (S. 223). Weiterhin nannten sich die Bewohner Bawe; sie waren sehr gastfrei (S. 225 und f.). An der Einmündung des Zungwe verliessen die Reisenden den Zambesi und folgten dem Lauf des erstgenannten Flusses bis zu den

Digitized by Google

Botoka-Bergen, von deren Gipfeln (3000 Fuss hoch) sie das vom Zambesi durchströmte Thal überschauen konnten (S. 227). Das hier sich anschliessende Tafelland Mataba, früher von den Batoka bewohnt, welche von Moselekatse und Sebetuane, den bekannten Häuptlingen, vertrieben waren, war ganz entvölkert. Während eines Marsches von acht Tagen begegnete man keinem einzigen Eingeborenen (S. 228). Die Batoka hatten bereits einige Civilisation angenommen, sie zeigten sich friedfertig und nüchtern. Die Männer gehen nackt und schien ihnen das Gefühl der Scham völlig fremd zu sein (S. 230 und ff.). Man näherte sich allmählich den Victoria-Wasserfällen, deren aufsteigende Dunstwolken man bereits auf 20 engl. Meilen Entfernung mit blossen Augen sehen konnte (am 4. August). Fünf Tage später langten die Reisenden bei den Fällen an, welche Ch. XII. ausführlich beschrieben werden, wobei wir auf die Anzeige von Thomas Baines' explorations in South West-Africa, besonders S. 181 u. ff. im laufenden Jahrgang dieser Blätter verweisen. Die Grossartigkeit der Scenerie des Mosioa-tunya d. h. Rauch-Donner, wie die Eingebornen den Wassersturz nennen, lässt sich kaum in Worten beschreiben. Eine Abbildung dient dem vorliegenden Buch als Frontespice. Zehn prachtvolle Bilder in grösstem Folio-Format hat Thomas Baines (London. Day 1866) veröffentlicht, die wir zu sehen Gelegenheit hatten. Sie sind in jeder Hinsicht vorzüglich. (Vgl. Dr. Petermanns Geogr. Mittheilungen 1866 S. 314). Dennoch wussten die Portugiesen nichts davon, bis Dr. L. 1855, unter allen Europäern der erste, die Fälle besuchte (S. 258). Hier im Lande der Makololo, über deren Lebensweise und Sitten Chapt. XIII. und

XIV. (S. 262—302) sich ausführlich verbreiten, befand sich Dr. L. unter alten Bekannten, die ihm herzliche Anhänglichkeit bewiesen. Er begab sich mit seinen Reisegefährten nach der Stadt Sescheke, dem äussersten auf der dem Buche anliegenden Karte angegebenen Punkte, ritt von hier nach Linyanti, wo er seinen 1854 zurückgelassenen Wagen mit dessen ganzem Inhalt unversehrt vorfand (S. 295 u. ff.), und nach Sescheke zurückgekehrt, trat er am 17. Septbr. 1860 die Rückreise an (Ch. XV. S. 303). Sie wurde anfangs auf Kähnen den Zambesi hinab zurückgelegt und ging der widrigen Winde wegen langsam von Statten (S. 304). Die Reisenden fanden überall die beste Aufnahme, zuerst bei Sinamane, dem die Insel Chilombe gehört (6. October), »the ablest and most energetic of the Batoka chiefs we have met« (S. 315). Er verkaufte den Fremden zwei Kähne und lieh ihnen drei andere bis zu der Insel Mosanga, dem Besitzthum des Häuptlings Moemba. Hier kauften sie ebenfalls ein Kanoe und erhielten zwei andere geliehen (S. 319). Weiterhin lieh ihnen der Häuptling Ipande zwei seiner Fahrzeuge und begleitete sie mit seinem eignen, bis sie ein geeignetes zu kaufen Gelegenheit hatten (S. 321). Bezüglich der Temperatur bemerkt Dr. L. »Africa differs from India in the air always becoming cool and refreshing long before the sun returns, and there can be no doubt, that we can in this country bear exposure to the sun, which would be fatal in India«. Wahrscheinlich ist die grössere Trockenheit der Atmosphäre in Afrika die Ursache, dass selten der Sonnenstich vorkommt; Dr. L. hörte und sah keinen einzigen derartigen Fall während zwei und zwanzig Jahren (S. 322). Auf dem meist sanft und tief hinströmenden Zambesiflusse

wurden die Nakansalo-, die Kariba- und die Karivua-Stromschnellen, letztere mit grosser Kühnheit der Ruderer, glücklich durchschifft (S. 323 u. ff.). Ueberall an den Ufern wimmelte es von Flusspferden, auch ein weisses wurde gesehen (S. 326). Am 1. Novbr. war man in Zumbo (S. 330), von wo ab die Zahl der Flusspferde abnahm (S. 332). Bei den Kebrabasa-Schnellen stiess Dr. Kirk's Kahn auf und fast sein gesammter Inhalt, darunter Chronometer, Barometer, Reisejournal und Zeichnungen gingen verloren (S. 334 u. f.). Die Reisenden stiegen nun ans Land und setzten ihre Wanderung zu Fusse fort, bedauernd dies nicht schon früher gethan zu haben. Noch niemals hatten die Eingebornen eine so gefahrvolle Schiffahrt erlebt. Doch auch das Wandern über die heissen Felsen und durch den brennenden Sand war sehr angreifend (S. 335). Am 23. Novbr. war man in Tette (S. 336) nach mehr als sechsmonatlicher Abwesenheit. Schon nach acht Tagen fuhr Dr. L. auf seinem Dampfer nach dem Kongone ab. Aber am 21. Decbr. gerieth das kaum noch brauchbare Fahrzeug auf eine Sandbank und ging zu Grunde. Die Fahrt ward in Böten fortgesetzt (Ch. XVII. S. 338) und der Kongone am 4. Januar 1861 erreicht (S. 341). Vier Wochen später langte der »Pionier« an und gleichzeitig der Bischof Mackenzie nebst sechs Engländern und fünf Farbigen, um eine Missionsstation an den Gestaden des Shire oder Nyassa-Sees zu gründen. Dagegen sprachen aber manche Gründe, weshalb der Bischof sich entschloss, Dr. L. zunächst auf seiner Untersuchungsreise nach dem nördlich vom Cap Delgado mündenden Rovuma zu begleiten. Der »Pionier« mit Dr. L. an Bord fuhr voraus und traf am 25. Febr. an der Rovuma-Mündung ein; Bischof Macken-

Digitized by Google

zie an Bord der »Lyra« am 9. März. Zwei Tage später lichtete der »Pionier« die Anker und fuhr den Fluss hinauf. Man kam jedoch nur dreissig engl. Meilen weit (S. 349), hier musste das Schiff des niedrigen Wasserstandes wegen umkehren (S. 350). Die zweite Erforschungsreise auf dem Rovuma, wovon Ch. XXI. S. 428 u. ff. erzählt wird, im Septbr. 1862, war erfolgreicher. Sie ward mit Segelböten unternommen. »The valley of the Rovuma, bounded on each side by a range of highlands, is from two to four miles in width and comes in a pretty straight course from the W. S. W.; bot the channel of the river is winding and now at its lowest zigzagged so perversely, that frequently the boats had to pass over three miles to make one in a straight line« (S. 430). »The absence of bird or animal life was remarkable« (S. 431). »The people are Makonde, and are on friendly terms with the Mabiha and the Makoa, who live south of the Rovuma«. »We found a great variety of trees we had seen nowhere else« (ibid.). Oberhalb der bewohnten Insel Kichokomane liegt eine fast zwei Meilen breite fruchtbare Ebene. Leider haben die Leute auch hier zu fürchten geraubt zu werden, denn die grosse Sklavenstrasse von Nyassa nach Kilva durchschneidet diese Gegend (S. 434). Eine starke bewaffnete Schaar forderte unter Drohungen einen Zoll für freie Passage auf dem Fluss, der ihnen gehöre; sie erhielten 30 Ellen Kleiderstoff (S. 436). Dennoch hatte das eine der Boote eine Salve von Flintenkugeln und Pfeilen auszuhalten, die jedoch Niemand verwundeten. »It is only where the people are slavers, sagt Dr. L., that the natives of this part of Africa are bloodthirsty« (S. 437). Achtzig englische Meilen weiter hinauf in der Land-

Digitized by

schaft Chonga Michi waren die Bewohner bescheiden und höflich; hier hatten sich eine Anzahl Makoa angesiedelt, mit denen man sich unterhalten konnte (S. 438). Dr. L. glaubte, hier sei ein Kohlenlager, das sich wahrscheinlich bis zum Zambesi erstrecke, wenn nicht noch weiter (S. 440). Ein hundert sechs und funfzig Meilen von der Mündung, unterhalb der Insel Nyamatolo auf 11° 53′ Südl. Breite und 38° 36′ Oestl. Länge, versperren Felsen im Flusse den Weg (S. 441). Noch dreissig Meilen weiter soll der Liende, der aus den Bergen im Osten vom Nyassa kommt, in den Rovuma einmünden (S. 442). Die Reisenden kehrten hier um und trafen am 9. October an Bord des »Pionier« wieder ein (S. 444). So verlief die zweite Reise auf dem Rovuma, nach deren Darstellung wir nun wieder die Erlebnisse des Vfs verfolgen, die sich der ersten Erforschungsreise des Rovuma anschlossen (Ch. XVIII. S. 351 u. ff.). Er fuhr mit dem »Pionier«, der trefflich gebaut war, aber leider zu grossen Tiefgang (5 Fuss) hatte, den Shire (zum 4. Mal) hinauf (S. 351). Hr Charles Livingstone bemühte sich die Anwohner zur Cultur der Baumwolle anzuspornen (S. 354). Bei dem Dorfe des Häuptlings Chibisa stieg man ans Land und trat am 15. Juli 1861 in Begleitung des Bischofs Mackenzie eine Wanderung in das Hochland an, wo eine Missionsstation anzulegen gerathen schien (S. 355). Am folgenden Tage begegnete ein Sklavenzug unseren Reisenden, Männer und Weiber grausam an einander gefesselt. Auf Dr. Livingstone's Befehl wurden die Führer verjagt, der Eigenthümer ergriffen und dann die Unglücklichen, im Ganzen vier und achtzig, befreit (S. 356 u. f.). An den folgenden Tagen wurden noch mehrere kleinere Züge gleich-

Digitized by Google

falls in Freiheit gesetzt. Ein Zusammentreffen mit den auf einem Kriegszuge begriffenen Ajawa verlief nicht ganz friedlich (S. 360 u. f.). Es war das erste Mal, dass eine solche Collision mit den Eingebornen stattfand. Der Bischof entschied sich für die sofortige Anlage einer Missionsstation am Magomero (S. 364). Die übrige Reisegesellschaft »started for Nyassa with a light four-oared gig, a white sailor, and a score of attendants« (Ch. XIX. S. 365). Das Weitere über diesen See übergehen wir hier aus dem oben angegebenen Grunde. Am 8. Novbr. 1861 waren die Reisenden wieder bei ihrem Schiff (Ch. XX. S. 400), am 11. Januar 1862 fuhren sie in den Zambesi ein (S. 405). Erschütternd wirkte die Nachricht von dem tragischen Ende des edlen Bischofs Mackenzie (S. 409 u. f.). Das verheerende Fieber griff an Bord um sich, namentlich im April, auch Dr. Livingstone's Gattin erlag demselben am 27. des Monats (S. 417). Darauf unternahm Dr. L. die oben beschriebene zweite Untersuchungsreise auf dem Rovuma (Ch. XXI.). Er kehrte dann über Quilimane nach dem Zambesi zurück (Ende Novbr. 1862 Ch. XXII. S. 447) und befuhr im Januar des folgenden Jahrs abermals den Shire, an dessen Ufern eine grosse Dürre geherrscht und in Folge davon Hungersnoth schreckliche Verwüstungen angerichtet hatte (S. 449 u. S. 456). Inzwischen war nach dem Tode des Bischofs Mackenzie seine Mission gesprengt (S. 450 u. f.); leider starb nun auch Hr Thornton, der seit 1859 an der Besteigung des Kilimanjaro durch Baron v. d. Decken Theil genommen hatte (S. 454 u. 455). Unsere Reisenden konnten nirgends Lebensmittel erhalten, sie waren allein auf ihre Vorräthe angewiesen, Dissenterie nahm unter ihnen überhand, auch

Digitized by Google

Dr. L. erkrankte, Dr. Kirk und Charles Livingstone reisten am 19. Mai heimwärts (home). Dagegen beschlossen Dr. L. und Hr Rae, nachdem ersterer genesen, die Katarakten des Shire und die Stämme am Nyassa-See zu besuchen (S. 461). Bei den Katarakten ging ihr Boot mit allem, was darin war, zu Grunde (S. 478); die Wasserfälle liegen zwischen 15° 20′ und 15° 55′ Südl. Breite, es sind vornämlich fünf grössere, ausserdem drei bis vier kleinere (S. 479). Auf ihrer Wanderung nach den westlichen Gestaden des Nyassa-Sees kamen die Reisenden durch viele von ihren Bewohnern verlassene Dörfer; die Ajawa hatten sie vertrieben. Andere Ortschaften waren ausgestorben. Wo sie auf Menschen trafen, weigerten sich diese ihnen Führer zu geben, weil man sie für Agenten der Sklavenhändler hielt (S. 487). Die viele Meilen lange Bergkette vom Shire das Westufer des Sees hinauf, 5000 Fuss hoch, nannte Dr. L. Kirk's Range (S. 491). Am 10. Septbr. 1863 befand er sich mit seinen Gefährten an der Kota-kota-Bai (Ch. XXV. S. 512). Hier wohnten Muhamedaner, deren Religion aber seiner Meinung nach, keine Fortschritte macht (S. 515). Von der genannten Bai schlugen die Reisenden eine westliche Richtung ein »on the great slave-route to Katanga's and Cazembe's country in Londa« (S. 516). Dr. L. glaubt, dass kein grösserer Fluss in den nördlichen Theil des Sees mündet (S. 517). Die Hochebene am Westufer des Sees, sagt er, sei »what Indians call a ghaut, like that on the way from Bombay to Poonah«; sie ist höher und kühler als die in Ostindien, hat einen eben solchen Boden, erzeugt aber viel bessere Baumvolle, nur sieht man hier keine Anzeichen menschlicher Kultur, »the whole coun-

Digitized by Google

try looks . . . . just as it did when it came from the hands of it Maker« (S. 433 u. f.). Bei dem Dorfe des Chinanga, unfern des ca. 1000 Fuss hohen Granitberges Nombe rume, kehrten die Reisenden um (S. 538). Die Gründe, welche sie dazu bewogen, waren dringender Natur (Ch. XXVI. S. 539 u. ff.). Am 1. Novbr. kamen sie bei ihrem Schiff an (S. 568) und fuhren nun den Shire hinab. Der Zambesi war hoch angeschwollen, statt fünf bis fünfzehn jetzt fünfzehn bis dreissig Fuss tief (S. 576). Noch ein flüchtiger Besuch in Senna, dann ging es den Fluss hinab. Am 13. Febr. 1864 begegnete man dem Regierungsschiff »Orestes«, am folgenden Tage dem »Ariel«, die beide den Pionier und die Lady Nyassa in Schlepptau nahmen und bis Mozambik brachten (S. 578 u. ff.). Am 16. April fuhren die Reisenden nach Zanzibar und von dort am 30. nach Bombay an Bord der Lady Nyassa, wo sie nach sehr stürmischer Fahrt Anfang Juni eintrafen (S. 584). — Bereits ist von dem sehr correct gedruckten und schön ausgestatteten englischen Original eine deutsche, ebenfalls mit Aufwand hergestellte Uebersetzung, deren Vf. J. E. A. Martin ist, in Verlag von Costenoble (Jena und Leipzig 1866. 2 Bde) erschienen. Der nicht glücklich und wohl nur in Anschluss an das frühere Reisewerk Livingstone's gewählte Titel »Neue Missionsreisen in Süd-Afrika u. s. w.« hat einen deutschen Kritiker, W. Menzel, in seinem Literaturblatt v. 25. Novbr. 1865 zu einem ganz ungerechtfertigten Urtheil über die evangelische Mission und einem »missfälligen Blick auf England«, der jeglichen Grundes entbehrt, verleitet. Der gelehrte Herr hat es versäumt sich das englische Original anzusehen. Wir müssen dagegen die mannigfachen sprachlichen Härten z. B. Skip-

Digitized by Google

per für Steuermann, Halbkast für Mulatte u. s. w., die dem deutschen Leser unverständlich sind, und manche ungeschickte, zu sehr dem Original angeschlossene, undeutsche Wendungen in der Uebersetzung beklagen. Möchte dies der Verbreitung des Buchs unter uns nicht hinderlich werden. Es verdient von allen Freunden der Völkerkunde gelesen zu werden. Schon ist Dr. L. auf einer abermaligen Reise ins Innere von Afrika begriffen (Pref. S. VI.); vorher noch wollte er neue Arbeiter für die zu seinem grössten Bedauern von dem Nachfolger des Bischofs Mackenzie, dem Bischof Troger, aufgegebene Missionsstation in Bombay werben. Niemand wie er ist so begabt und nunmehr auch geschult einen friedlichen und freundlichen Verkehr mit den Eingebornen zu eröffnen und zu unterhalten, er hat für sie ein warmes Herz voll aufrichtiger Liebe. Das Leben unter ihnen ist ihm zu einem unentbehrlichen Bedürfniss, ihr Land zur Heimat geworden. Dr. Livingstone hat unter der jetzt lebenden Generation das Verdienst derjenige zu sein, der am geschicktesten und am erfolgreichsten der Civilisation zu den afrikanischen Volksstämmen eine Bahn gebrochen hat, auf welcher es der Nachwelt gelingen wird, jene Völkerschaften nach und nach in den Bereich christlicher Kultur hineinzuziehen.

Altona. Dr. Biernatzki.

Il libro del Cohelet volgarmente detto Ecclesiaste tradotto dal testo Ebraico con introduzione critica e note di David Castelli. Pisa, tipografia Nistri, 1866. — 307 S. in Octav.

Der Vf. dieses uns besonders wegen seines Ursprunges denkwürdig scheinenden Werkes sagt in der Vorrede aufrichtig genug, wie in jeder

Digitized by Google

Art von Wissenschaft so sei auch in dem besondern Fache in welches die Erklärung eines Biblischen Buches gehört das heutige Italien weit hinter anderen Ländern namentlich hinter Deutschland zurückgeblieben. Er möchte daher mit diesem Werke einen Anfang machen einen solchen gerechten Vorwurf von seinem Vaterlande zu entfernen. Dieser Vorsatz wäre schon sehr lobenswerth: allein in allen solchen Fällen darf man sich vor allem über die wahren Ursachen eines solchen Zurückgebliebenseyns nicht täuschen. Indem er aber beifügt sein Volk sei nur »wegen des politischen Zustandes der Halbinsel« so lange und so weit zurückgeblieben, fürchten wir sehr dass er sich doch über den Ursprung des jetzt für schimpflich gehaltenen Uebels nicht recht klar sei. In dem bloss politischen Zustande ist seit dem Mittelalter kein bedeutender Unterschied zwischen Italien und Deutschland gewesen, und ein solcher ist auch heute nicht zu finden. Desto verschiedener gestaltete sich aber unter ihnen im Laufe der letzten drei bis vier Jahrhunderte der geistige Zustand: und dass dieser sich endlich in dém Sinne ändere welchen der Vf. mit uns zu wünschen scheint, war längst ein Bedürfniss.

Mehr jedoch als ein vielleicht nützliches Zeichen dass in Italien nach dieser Seite hin eine grosse Besserung eintreten müsse, hat der Vf. mit diesem seinem Werke seinem Vaterlande nicht gegeben. Man sieht zwar aus ihm dass er das Deutsche Schriftthum welches sich um das B. Qohélet drehet einem grossen Theile nach mit ungemeinem Eifer verfolgt hat; und dass er daneben seine eigne Selbständigkeit im Urtheilen behaupten will, werden wir ihm am wenigsten zum Vorwurfe machen. Allein schon weil er

Digitized by Google

den Stoff selbst doch noch viel zu wenig zu beherrschen weiss, hat er von dem wahren Zustande dieser Wissenschaft sowohl im Allgemeinen als besonders in Bezug auf das B. Qohélet keine hinreichend richtige Vorstellung sich bilden können. Hieraus entspringt ein doppelter Nachtheil. Was unsre heutige Deutsche Wissenschaft leicht bringen kann und was solche Männer welche wie der Vf. in Italien neues suchen von ihr erwarten, ist die Freiheit der Untersuchung und Erkenntniss. Diese kann man in den Deutschen Büchern der letzten hundert Jahre genug haben: allein indem der Vf. das bessere Bestreben unsrer heutigen Wissenschaft nicht genug kennt und die sicheren Ergebnisse welche bei uns vorliegen von den vielen sehr irrthümlichen Meinungen nicht hinreichend unterscheidet, leitet ihn die Freiheit selbst welche er sich nimmt noch zu sehr in die Irre, sodass er auch über das ganze Biblische Buch doch viel niedriger und ungerechter urtheilt als man heute billigerweise urtheilen sollte. Daraus entspringt dann der andere Nachtheil dass die Vorstellungen über unsre Wissenschaft welche dadurch in Italien sich ausbreiten leicht demselben rühmlichen Zwecke schaden können welchen der Vf. erreichen will.

Wir nehmen einige ganz nahe liegende Beispiele. Das B. Qohélet gehört zu den wenigen aus dem ganzen älteren Morgenlande welche sich ganz so wie sie einst geschrieben wurden in allen wesentlichen Dingen noch jetzt erhalten haben. Wie dieses sicher zu erkennen nach vielen Seiten hin höchst wichtig ist, so gewährt es uns besonders nach einer heute sehr nahe liegenden hin einen bedeutenden Nutzen. Wer weiss nicht wie geschäftig unsere heutige bessere Wissenschaft angeklagt wird dass sie in den Biblischen Büchern

Digitized by Google

nichts ursprüngliches zu finden wisse, überall nur späte Bruchstücke und Bücher dritter vierter Hand entdecke und den heutigen Lesern so alle Gewissheit raube? Können wir nun nachweisen dass gewisse Biblische Bücher vielmehr ganz so wie ihre Verfasser sie schrieben sich erhalten haben, andere dagegen nicht, so verschwindet dieser ganze Vorwurf umso leichter. Hr Castelli aber will uns S. 71 überreden die Ueberschrift des Buches 1, 1 sei ihm erst von späteren Händen hinzugesetzt: er kann dies aber nicht beweisen, geht auf die Gründe der Ursprünglichkeit der Ueberschrift nicht ein, und verwirrt dadurch nur die Ansichten. Wie diese Ueberschrift ist und wie sie vorzüglich den Namen Qôhéleth gibt, steht sie mit dem ganzen Buche in der engsten Verbindung, sodass man ohne sie das Buch nicht einmahl gut zu lesen anfangen könnte: allein unser Vf. versteht nach S. 147 auch den Namen Qôhéleth unzutreffend só als solle er Salômo'n als dén bezeichnen der alle Wissenschaften in sich gesammelt habe, wie man bei uns wol von jemand sage er sei »eine Encyclopädie«. Dann wäre aber eben das was allein den Sinn bilden würde in dem Namen nicht ausgesagt, da das Wort höchstens Sammler bedeuten könnte; und vergeblich beruft sich der Vf. hier auf den mittelalterlichen Ibn-Ezra, welcher viele gute viele wenigstens witzige aber auch sehr viele völlig grundlose Vermuthungen aufgestellt hat.

Wie die Ueberschrift, so will der Vf. S. 100 ff. auch die Nachschrift des Buches 12, 9—14 bezweifeln und gibt sich besonders viel Mühe in den Aussprüchen V. 13 f. einen Widerspruch gegen den übrigen Inhalt ja gegen den Zweck des Buches zu finden welcher seine ganze Einheit zerstören würde. Allein er geht dabei nur von dér An-

Digitized by Google

nahme aus Qôhéleth wolle die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes und demnach ein göttliches Gericht nach dem Tode läugnen: damit bürdet er ihm etwas auf was er sich zu tragen nicht verpflichtet fühlen kann wenn man ihn im Ganzen so nimmt wie er im Ganzen seyn will. Es geht diesem Judäischen Philosophen des Persischen Zeitalters vielmehr so wie es tausenden auch der christlichen Philosophen nach ihm gegangen ist, nämlich dass sie die gemeinen Vorstellungen über diese Unsterblichkeit wol hin und her erwägen und ihr unzureichendes aufzeigen, aber doch am Ende auf das dabei wesentliche als auf etwas ganz nothwendig anzunehmendes zurückkommen. Die Gründe aber welche für die Abkunft der Nachschrift Qôhéleth's von demselben Schriftsteller längst vorgebracht sind, erwägt unser Vf. nicht hinlänglich, und hat überhaupt über das seltsame aber, wenn man es richtig erkennt, höchst ehrwürdige Buch Qôhéleth eine zu geringe Vorstellung.

S. 220 f. bringt er die neue Ansicht die Worte 2, 25 seien in die Mitte von V. 24 zu setzen. Allein diese Ansicht gründet sich nur auf die Meinung die jetzige Lesart V. 25 sei die richtige: es ist aber längst gezeigt dass sie unrichtig ist. Unser Vf. ist sonst seinen Grundsätzen zufolge nirgends der Ansicht das jetzige Hebräische Wortgefüge sei auch in jeder Kleinigkeit das beste; er beachtet vielmehr die verschiedenen Lesarten überall genau, und will sich keiner besseren verschliessen. Allein um unter ihnen zuverlässiger zu wählen und darauf weitere Schlüsse zu bauen, muss man die Sprache selbst und dazu den besondern Schriftsteller zuvor genauer verstehen. H. E.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück. 28. November 1866.

Das Volksschulwesen in England und seine neueste Entwicklung. Dargestellt von Ernst Wagner, Dr. ph. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. 1864. IV und 248 S.

Die vorliegende Schrift verdient in hohem Grade die Beachtung der pädagogischen Welt, und wir sind überzeugt, kein Leser, der der Entwicklung des europäischen Erziehungswesens eine ernste Theilnahme schenkt, wird sie ohne Befriedigung und Dank aus der Hand legen. Der Verf. giebt uns über das englische Volksschulwesen, über dessen Geschichte und gegenwärtigen Zustand einen ausführlichen und zuverlässigen, grossentheils auf Autopsie beruhenden, ausserdem aus authentischen Mittheilungen, oder dem Studium urkundlicher Quellen geschöpften Bericht; wozu er durch einen mehrjährigen Aufenthalt in England unter besonders günstigen Verhältnissen, wir fügen hinzu, durch eine tüchtige pädagogische Bildung und durch das lebhafteste Interesse für seinen Gegenstand befähigt war. Das Dunkel, welches bis in die neueste Zeit über der englischen Volksschule lag (wohl

Digitized by Google

Ausgabe des Buches, das Hegel 1821 veröffentlicht hatte, hatte sie ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er in seinem Werke die Ehe nicht behandelt habe. Hegel hatte ihr geantwortet, daß er sich über die Ehe nicht äußern könne, weil er sie nicht für Philosophie halte. Sie hatte ihm darauf geantwortet, daß sie sich nicht vorstellen könne, daß er sich nicht über die Ehe äußern könne, weil er sie nicht für Philosophie halte. Sie hatte ihm

merhin eine bei weitem günstigere Beurtheilung der englischen Volksschule und Volksbildung begründet, als man anzunehmen geneigt war. Den Schluss bildet dann jene neueste Gesetzgebung, welche, als Schöll seinen Artikel schrieb, noch nicht vollendet war.

Unsere Anzeige müsste allzu umfangreich werden, wenn wir es unternehmen wollten, auf den statistischen und pädagogischen Inhalt der vorliegenden Schrift näher einzugehn, und doch würden wir damit den Männern vom Fach die Lectüre derselben nicht entfernt ersetzen; wir weisen daher in dieser Beziehung auf sie selbst hin und empfehlen ihr Studium. Dagegen dürfen wir wohl hoffen, auch denjenigen Lesern dieser Blätter, welche dem Gegenstande nicht so unmittelbar nahe stehen und die Volksschulfrage, mehr vom allgemein-historischen und politisch-socialen Gesichtspuncte aus betrachten, etwas Erwünschtes zu thun, wenn wir in kurzen Umrissen die Entwicklungsgeschichte des englischen Volksschulwesens wiederzugeben versuchen.

In England war es nicht, wie in Schottland und andern Ländern während des Reformationszeitalters zur Stiftung einer allgemeinen Volksschule gekommen. Theils der aristokratische Geist der Nation, der das Bedürfniss der eigentlichen Volksbildung nicht zu würdigen verstand, theils die Art, wie Heinrich VIII. die Kirchengüter verwendete, verhinderte sie. Erst am Schlusse des 17ten Jahrhunderts zeigen sich die Anfänge einer wirksamen Bewegung zur Anbahnung einer über die Mittel des kirchlichen Gottesdienstes hinausgehenden Bildung des Volks, mit Beschränkung jedoch auf das Bedürfniss religiöser Belehrung. Im Jahre 1698 wurde durch Männer aus staatskirchlichen Kreisen die noch

jetzt bestehende Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniss gegründet mit dem Zwecke, die Bibel und andere Erbauungsschriften unter das Volk zu verbreiten, ausserdem Freischulen für Arme zu stiften und zu unterhalten. Hierbei blieb es lange. Erst hundert Jahre später, am Ende des 18ten Jahrh. begegnen wir wieder einer neuen auf Hebung der Volksbildung gerichteten Bewegung; der Baptist Rob. Raikes regte die Stiftung von Sonntagsschulen an, und schnell verbreitete sich diese Einrichtung, von dem wachsenden Gefühle des Bedürfnisses und von patriotischer Theilnahme getragen in zahlreichen Stiftungen über das Land, ja über die auswärtigen Besitzungen der Engländer, ohne Unterschied der kirchlichen Denominationen. Ein grosser Verein trat auch hier an die Spitze, ermunternd, berathend und unterstützend. Diese Bewegung geht noch heute fort, und die Einrichtung steht in zunehmender Blüthe und Popularität. Grössentheils freiwillig und unentgeltlich sich darbietende Lehrkräfte von Männern und Frauen nehmen sich in den Sonntagsschulen der Volksbildung an, und nicht bloss Kinder, sondern nicht selten auch Erwachsne benutzen diese Anstalten. Indessen konnten doch die Sonntagsschulen bei allem Guten, das auf diesem Wege erreicht werden mochte, dem Bildungsbedürfniss unmöglich vollkommen entsprechen, und sie verdienen unsre Beachtung und Theilnahme mehr durch den Geist, der sie schuf und erhielt und durch das, was dieser Geist für die Zukunft in Aussicht stellte, als durch ihre unmittelbaren Leistungen. Schon die Kürze der Unterrichtszeit nöthigte sie sich fast ganz auf den Zweck religiöser Belehrung zu beschränken, deren Bedürfniss am dringendsten schien; und nur in zwei-

Digitized by Google

ter Linie kam Lesen, und in seltnen Fällen Schreiben hinzu. Dazu lag es in der Natur der Verhältnisse, dass die Lehrenden selbst in vielen Fällen der nöthigen Bildung und Lehrfähigkeit ermangelten, ein Uebelstand, welcher auch durch die Thätigkeit besonderer Vereine, die sich zum Zweck setzten, durch Darbietung von allerlei Bildungsmitteln die Tüchtigkeit der Lehrenden zu erhöhen, nicht hinreichend beseitigt werden konnte. — Privatschulen hatte es in England auch für Elementarbildung schon längst gegeben; doch sind dieselben als ein wesentlicher Factor in der Geschichte der englischen Volksbildung nicht anzusehen, wenn schon sie in der Wahl der Unterrichtsfächer ihre Grenzen etwas weniger eng ziehen mochten, als die Sonntagsschulen. Sie waren mehr ein Product der Geldspeculation als eines ernsten pädagogischen Strebens, und ihren Unternehmern fehlte oft die allernothwendigste Ausbildung und Befähigung. Wenn um jene Zeit ihre Zahl sich mehrte, so war dies wohl als ein Symptom des wachsenden Bedürfnisses, der zunehmenden Richtung des Volks auf Bildung, aber kaum als ein Fortschritt im Schulwesen anzusehen.

Dieser Fortschritt liess indessen nicht lange auf sich warten Noch vor Ende des 18ten Jahrh. begannen die in grossem Sinne concipirten, von eigentlich pädagogischer Begeisterung getragnen Unternehmungen von Lancaster und Bell; und diess war der eigentliche Anfang der englischen Volksschule, wie sie gegenwärtig besteht. Man betrachtet bei uns nicht selten diese Männer nur als Erfinder einer neuen Methode, und pflegt dann geltend zu machen, dass diese Methode weder wirklich neu gewesen sei, noch im Verlaufe als wahrhaft zweckmässig sich be-

Digitized by Google

währt habe. Allein nicht durch den sogenannten gegenseitigen Unterricht als solchen (der auch in England längst als ungenügend erkannt ist) wirkten jene Unternehmungen so bedeutend und nachhaltig, sondern durch den kühnen und tiefernsten patriotisch-pädagogischen Geist, der in der Noth dieses Verfahren ergriff und mit ausdauernder Energie durchführte. Wie anderswo, so musste auch in England, nach einem in der geistigen Entwicklung der Gesellschaft herrschenden Gesetze, die Idee mit ihrer Begeisterung und thatkräftigen Liebe in einzelnen eminenten Persönlichkeiten, welche ihr die Gesammtkraft ihres Lebens widmeten, einen lebendigen Mittelpunkt finden, um von da aus eine grössere Zahl von Empfänglichen und allmählich die gesammte Gesellschaft für sich zu gewinnen und zu ernster gemeinsamer Wirksamkeit anzuregen. In dieser Weise sind Lancaster und Bell die Schöpfer des englischen Volksschulwesens geworden, jener bei den Dissenters, dieser in den Kreisen der bischöflichen Kirche, indem zwei grosse Vereine sich bildeten, um in ihrem Geiste das begonnene Werk fortzusetzen und zu erweitern, die sogenannte britische und die sogen. nationale (anglicanische) Gesellschaft, beide mit dem ausgesprochenen Zweck, im ganzen Umfange der englischen Besitzungen in und ausser Europa durch Beiträge an Geld und Lehrmitteln, sowie durch Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen das Volksschulwesen zu befördern. Wie aber in England der Charakter der Oeffentlichkeit überhaupt nicht auf die Thätigkeit des Staates und der Kirche beschränkt ist, so gewannen auch diese Vereine und die von ihnen ausgehende Organisation ohne Weiteres das Ansehn einer öffentlichen Stiftung,

Digitized by Google

obgleich die Kirche als solche, in ihrer amtlichen Form, keinen Antheil daran hatte, und der Staat noch lange von der Sorge für das Volksschulwesen sich fern hielt.

Die Betheiligung des Staates konnte jedoch auf die Länge nicht ausbleiben. Zu Anfang der dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts hatte sich der Gedanke derselben so weit Bahn gebrochen, dass das Parlament sich mit der Sache beschäftigte. Das im Allgemeinen anerkannte Bedürfniss einer soliden Elementarbildung für die ärmern Classen drängte sich um so mehr der ernsten staatsmännischen Erwägung auf, da das zunehmende, besonders in den grössern Städten sich concentrirende Fabrikwesen, theils auch die wachsende Bevölkerung in den ländlichen Kreisen, wo die kleine Industrie mehr und mehr in Abnahme kam, Uebelstände hervorriefen, welche in Verbindung mit Unwissenheit und Rohheit der Menge die öffentliche Ordnung und Ruhe zu gefährden anfiengen. Nun überstieg aber die grosse Aufgabe einer allgemeinen Volksschule offenbar die Kräfte der Vereine, und so erfolgreich auch an vielen Orten die Wirksamkeit derselben war, so brachten doch die statistischen Erforschungen, welche theils von Commissionen des Unterhauses, theils von Privaten und Privatgesellschaften ausgiengen, das Ergebniss, »dass die Bildung der ärmern Classen in England eine der Ausdehnung nach sehr beschränkte und der Qualität nach höchst mangelhafte« sei. Indem aber der Staat unter diesen Umständen sich entschloss Hand anzulegen, hatte er alle Ursache mit bescheidner Vorsicht seine Ziele und sein Verfahren zu wählen. Die Aristokratie war der Sache im Allgemeinen nicht günstig; eben so wenig die officielle Staatskirche; am meisten

Digitized by Google

aber stand im Wege die in England überall verbreitete Scheu vor Eingriffen des Staates in die Freiheit des Privat- und Familienlebens. An unmittelbare Begründung einer allgemeinen Volksschule im Namen des Staates durch ein Schulgesetz war daher nicht zu denken, so wenig es auch in England an einzelnen wohlmeinenden Männern fehlte, welche ein solches Vorgehen und selbst die gesetzliche Aufstellung der allgemeinen Schulpflichtigkeit forderten. Dieser letztern insbesondere stand und steht noch jetzt ein unüberwindliches Vorurtheil entgegen. Man sieht in ihr eine despotische Massregel, eine arge Verletzung der persönlichen Freiheit, nicht bedenkend, dass die Jugend ein unveräusserliches Recht auf Erziehung und Bildung hat, dessen Verwirklichung den Hausvätern obliegt und überall da von dem Staate als der höchsten Rechtsgesellschaft eingefordert werden darf und soll, wo die Möglichkeit dazu gegeben ist. Selbst in Schottland, wo diese Möglichkeit in dem Bestehen einer allgemeinen Volksschule vorliegt, ist die Anerkennung jenes Rechtes und der entsprechenden Verpflichtung nicht durchgedrungen. — Der Staat liess also in seiner Betheiligung am Volksschulwesen die Basis, auf der es bisher ruhte, das Freiwilligkeitsprincip, unverändert und beschränkte sich, theils durch Bewilligung von Geldern, die er durch die grossen Schulgesellschaften zur Vertheilung kommen liess, die Gründung, Erhaltung und Verbesserung von Schulen zu unterstützen, theils gegen die gröbsten Missbräuche, welche der Volksbildung im Wege standen, auf dem Wege der Gesetzgebung einzuschreiten. Letzteres ist die Fabrikschulgesetzgebung (von welcher Herr W. S. 28 ff. ausführlich handelt). Ihr Zweck ist, die Ver-

Digitized by Google

wendung von Kinderarbeit in Fabriken und Bergwerken zu Gunsten der Schulbildung einzuschränken, und sie legt sogar den Arbeitgebern die positive Verpflichtung auf für den Unterricht der von ihnen verwendeten Kinder zu sorgen. Es wurden, um die Ausführung dieser Gesetze zu überwachen, eigne Fabrikinspectoren aufgestellt. Da jedoch deren Macht durch das Oberhaus, dem die Sache weniger ernst war, allzusehr beschränkt wurde, so zeigte sich überall nur da ein reeller Erfolg, wo ein guter Wille auf Seite der Fabrikherren der Absicht des Staates entgegenkam. Ein vortreffliches Beispiel giebt, nach Herr W.'s Zeugniss, die Londoner Bleigewinnungscompagnie »durch ein sehr zweckmässig ausgebildetes im ganzen Gebiet ihrer Gruben consequent durchgeführtes System« der pädagogischen Sorge für die von ihr zur Arbeit verwendeten Jugend, in welchem sogar die allgemeine Schulverpflichtung zur Geltung gekommen ist (Wagner S. 34 ff.).

Von weiter greifendem Einflusse als die Fabrikgesetzgebung sind die Geldbewilligungen, welche der Staat seit dem Jahre 1833 (zuerst 20000 Pf.St., dann immer grössere Summen, im Jahre 1846 schon 100000 Pf.St.) der Volksschule zufliessen lässt. Die Bedeutung derselben liegt nicht in der dadurch gewährten Unterstützung allein, sondern fast noch mehr in den Bedingungen, unter welche diese Gewährung gestellt wurde. Die wichtigste derselben war, dass diejenigen Schulen, welche solche Unterstützung annahmen, sich einer Inspection von Seiten des Staates unterwerfen mussten; einer Inspection, die freilich fürs Erste nur in der Forderung periodischer an die Finanzverwaltung einzusendender Schulberichte bestand, aber bald weiter

griff und durch eigens dazu bestellte fachmässig ausgebildete Inspectoren autoptisch ausgeübt wurde. Es wurde nämlich im Jahr 1839 eine Oberschulbehörde aus Mitgliedern des geheimen Rathes gebildet mit dem Auftrage, die Verwendung sämmtlicher zur Förderung der Volksbildung vom Parlamente bewilligter Summen zu überwachen. Diess war den Worten nach zwar nicht mehr als was bisher auch der Verwaltung des Staatsschatzes, von welcher die Gelder ausgezahlt wurden, obgelegen hatte. Aber die neue Behörde, aus Männern bestehend, welche mit Rücksicht auf besondere Befähigung ausgewählt und ausschliesslich auf diese Sorge hingewiesen waren, konnte, mit ungleich grösserem Vertrauen des Publicums bekleidet, die aus jener Ueberwachung zu ziehenden Consequenzen schon kühner und strenger durchführen. — Ferner wurde jeder Volksschule, die eine Unterstützung des Staates ansprach, zur Bedingung gemacht, dass ein zweckmässig eingerichtetes und gesundes Schullocal vorhanden sei, und man stellte in dieser Hinsicht sehr bestimmt formulirte Forderungen auf; auch musste bei Neubauten zuvor ein Bauplan der Behörde vorgelegt und von ihr genehmigt worden sein. — Endlich wurde es zum Statut gemacht, dass nur da eine Unterstützung vom Staate bewilligt werden könne, wo mindestens die Hälfte der erforderlichen Kosten schon von Privaten gezeichnet sei. Diese Forderung lag freilich in der Consequenz des Freiwilligkeitsprincips, über welches man nicht hinausgehen konnte; auch hatte sie das Gute, dazu beizutragen, dass das Interesse an den Schulen in den betreffenden Kreisen lebendig erhalten wurde. Aber auf der andern Seite war sie mit dem Uebelstande ver-

Digitized by Google

knüpft, dass ärmere Gegenden nur in geringerem Masse oder gar nicht der Staatsunterstützung theilhaftig werden konnten, obgleich gerade sie derselben am dringendsten bedurften. So trat in diesem Puncte das Unzureichende des Systems, seine Halbheit, ja das Unbillige, das in ihm lag, deutlich hervor, und er war es auch vornehmlich, wodurch man später zu Abänderungen getrieben wurde.

Es versteht sich, dass man die bewilligten Staatsgelder nicht bloss zur Unterstützung der einzelnen Schulen verwendete. Ein sehr wichtiges Erforderniss für die Hebung des Volksschulwesens war die Entstehung eines eigentlichen Lehrerstandes. Dazu reichten gut dotirte Lehrstellen allein nicht hin; es musste auch für fachmässige Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen gesorgt werden. Anfangs beabsichtigte man die Gründung einer allgemeinen Normalschule, d. i. eines für alle religiösen Denominationen bestimmten Lehrerseminars. Allein dieser Plan scheiterte an dem Widerstreben der confessionellen Unterschiede, und man musste sich begnügen, die für diesen Zweck bewilligten 10000 Pf. St. zu gleichen Theilen an die beiden grossen Schulgesellschaften zu vertheilen, damit diese je nach den Principien ihres bisherigen Wirkens die Errichtung von Schullehrerseminarien unternehmen könnten. Die so entstandnen Anstalten waren dann gleich allen vom Staat unterstützten Schulen der Visitation durch die staatlichen Inspectoren unterstellt. — Zu dem gleichen Zwecke der Lehrerbildung, zugleich zur Erleichterung des Unterrichts in den Schulen diente ferner die Einrichtung der Schullehrlinge. Diejenigen von den inspicirten Schulen nämlich, denen von den Inspectoren ein gewisser Grad

Digitized by Google

von Leistungsfähigkeit bezeugt wurde, erhielten von der Oberschulbehörde die Befugniss junge Leute, welche die Volksschule durchgemacht hatten, znr Beihülfe anzunehmen, mit der Verpflichtung, ihnen durch den Hauptlehrer Fortbildungsunterricht geben zu lassen. Diese Schullehrlinge waren hiernach unsern Präparanden zu vergleichen, nahmen aber andrerseits auch die Stelle der bisherigen Monitoren ein. Ihr Dienst war auf fünf Jahre berechnet, und sie empfingen jährlich eine entsprechende Besoldung, die der Staat zahlte, mussten aber am Ende jedes Jahres vor dem Inspector ein Examen bestehen. Nach erfolgreich bestandner fünfter Prüfung erhielt der Schullehrling ein Zeugniss und konnte dann zu einem neuen Examen zur Concurrenz für ein königliches Stipendium zugelassen werden. Wurde er in Folge dessen königlicher Stipendiat, so konnte er in ein Schullehrerseminar eintreten, an welches für ihn als Schul- und Kostgeld das Stipendium ausbezahlt wurde; dasselbe konnte auch für ein zweites Jahr wieder bewilligt werden. Bestand nun der Seminarist eine Abgangsprüfung, so erhielt er eine Urkunde, wodurch er zu einer Anstellung an einer inspicirten Schule für fähig erklärt wurde. Bei seiner Anstellung erhielt er dann die Zusicherung einer jährlichen Gehaltszulage vom Staat unter der Bedingung, dass die Localleitung der Schule für ein miethfreies Haus sorgte und mindestens das Doppelte der Staatszulage als Gehalt zusicherte. Auch auf eine Pension für den Fall eintretender Dienstuntüchtigkeit wurde Bedacht genommen unter der Bedingung, dass der betreffende Lehrer (oder auch die Lehrerin) wenigstens funfzehn Jahre an einem Seminar oder einer Volksschule gedient hatte, und dass diese

Digitized by Google

Schule wenigstens sieben Jahre hindurch inspicirt worden war.

Im Jahre 1853 kam das sogenannte Kopfgeld auf, eine Form der Unterstützung von Schulen durch den Staat, wodurch zugleich indirect der Schulbesuch gehoben werden sollte. Die Oberschulbehörde bezahlte nämlich, anfangs nur in den ländlichen Districten, doch bald auch in den Städten für jedes Kind, welches erwiesener Massen im vergangnen Jahre 176 Tage eine Schule besucht und zwischen 1 und 4 d. Schulgeld bezahlt hatte, an die Schulleitung eine bestimmte jährliche Summe, etwa 5 Schilling, welche von der letztern zum Besten der Schule beliebig verwendet werden konnte. Doch musste eine solche Schule einen geprüften und registrirten Lehrer haben. Diese Einrichtung wurde einige Jahre später, als eine neue Gesetzgebung das ganze System nicht unwesentlich veränderte, weiter ausgebildet und zu der Hauptform der Staatsunterstützung gemacht.

Man setzte nämlich im J. 1858 eine königl. Commission nieder mit der Aufgabe einen genauen Bericht über Volksbildung und Volksschulwesen in England und Wales auszuarbeiten. Dieser Bericht wurde im J. 1861 dem Parlamente vorgelegt. Die Veränderungen, welche die Commission in Antrag brachte, gingen auf eine Verminderung der Staatsausgaben für die Volksschule, ferner auf eine Vereinfachung des Geschäfts der Centralbehörde, also auf eine theilweise Decentralisation, endlich auf eine vorwiegende Berücksichtigung der armen Gemeinden und der ärmeren Volksclasse überhaupt. Man hielt die Summe, welche der Staat nach der bisherigen Einrichtung der Volksschule opfere, für zu bedeutend, da die Vortheile vorzugsweise

Digitized by Google

localen Verhältnissen zu Gute kämen; ein Grund, dem wir nicht beipflichten möchten. Denn abgesehen davon, dass doch der Staat (die gesammte Gesellschaft) auch den einzelnen Kreisen der Gesellschaft als solchen verpflichtet ist, und nicht diese Verpflichtung selbst, sondern nur die gesetzlich zu bestimmende Norm, die einerseits dem zu erreichenden Zwecke, andrerseits der allgemeinen Billigkeit zu entsprechen hat, ein Gegenstand der Frage sein kann: so fliesst doch auch der Segen derjenigen Bildung, welche den besondern Kreisen des Volks durch die Mitwirkung des Staates vermittelt und gesichert wird, auf die gesammte Gesellschaft zurück, wie diess ja bei der ersten Gesetzgebung so lebhaft anerkannt und ein Hauptmotiv derselben gewesen war. — Dagegen war jener zweite Gesichtspunct offenbar nicht unbegründet. Die Verwaltung war zu complicirt und bureaukratisch, was schon daraus erhellet, dass die Behörde mit 6—7000 Schulleitungen zu correspondiren hatte. Aber konnte nicht diesem Uebelstande durch die Einrichtung von Bezirkscommissionen, welche durch ein Zusammenwirken des Staats und der Bezirke selbst gebildet, mit grossen Vollmachten ausgerüstet und nur zu einer allgemeinen Rechenschaft der Oberschulbehörde gegenüber verpflichtet wären, abgeholfen werden? Man hatte auch wirklich an eine Einrichtung dieser Art gedacht, aber damit zugleich die Einführung einer Bezirksschulsteuer verbinden wollen oder war vielmehr von dieser letztern Idee dabei ausgegangen; und als diese nicht durchdrang, so liess man auch jene Einrichtung fallen, die doch unsers Erachtens auch ohne eine Bezirksschulsteuer, bloss auf Grund der allgemeinen Steuern und der aus diesen bewil-

Digitized by Google

ligten Hülfsgelder eingeführt werden konnte. — Der dritte Gesichtspunct endlich, die vorwiegende Berücksichtigung der ärmeren Gemeinden und der ärmeren Volksclasse überhaupt, war grossentheils durch den schon oben von uns hervorgehobenen Uebelstand motivirt, dass nach der bestehenden Einrichtung ärmere Gegenden nur schwer eines Staatsbeitrages theilhaftig werden konnten, dieser dagegen in vielen Fällen solchen Ortschaften zutheil wurde, welche seiner im Grunde gar nicht bedurft hätten, wenn nur das wünschenswerthe Interesse für Schule und Volksbildung ihnen nicht fehlte. Die erste Gesetzgebung hatte nicht bloss der eigentlichen Bedürftigkeit zu Hülfe kommen, sondern auch das praktische Interesse der Bevölkerung an der Volksschule, da wo es noch schwach und erst im Werden begriffen war, durch ihre Prämien ermuntern wollen. Wo nun dieser Zweck erreicht und durch die Opferwilligkeit wohlhabender Privaten und Gemeinden unter Beihülfe des Staats ein zureichender und gesicherter Schulfond gestiftet war, da durfte man daran denken, den Staatsbeitrag wegfallen zu lassen oder zu vermindern, und es wird derselbe auch in solchen Fällen wohl nicht mehr begehrt worden sein. Zwar musste für solche in öconomischer Hinsicht selbstständig gewordne Schulen auch die Verpflichtung wegfallen, die Inspection des Staates zuzulassen. Allein damit brauchte diese selbst nicht wegzufallen; es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, dass man sie überall da, wo ihre heilsame Einwirkung längere Zeit erfahren worden, freiwillig als eine Wohlthat auch fernerhin annehmen ja begehren würde. Denn die Inspectoren treten überhaupt, nach ihrer Instruction, nicht mit bestimmten Forderungen und

Digitized by Google

Befehlen auf, sondern haben nur das Recht und die Verpflichtung guten Rath anzubieten und, wo er nicht zurückgewiesen wird, zu ertheilen. Aber gerade desswegen ist den oft unkundigen und rathlosen Schulleitungen die hülfreiche Gegenwart und das Urtheil wohlerfahrener und sachkundiger Männer um so willkommner, und es scheint nicht zu besorgen, dass diese schnell populär gewordne Einrichtung da, wo die Geldunterstützung des Staates unnöthig geworden, ihre Wirksamkeit verlieren werde.

Es ist uns noch übrig, die Hauptbestimmungen des neuen Schulgesetzes, wie es nach langem Kampfe der Meinungen und dreimaliger Revision schliesslich im Jahre 1862 festgestellt wurde und, so weit unsere Nachrichten reichen, gegenwärtig in Geltung ist, kurz mitzutheilen. Die Oberschulbehörde wurde beibehalten, ebenso die Inspection und deren Zulassung als Bedingung der pecuniären Unterstützung. Die bisherige Forderung, dass mindestens die Hälfte der nöthigen Summe aus Privat- oder Gemeindemitteln aufgebracht werden musste, fiel weg. Nicht Geldleistungen der Schuldistricte, sondern die Wirksamkeit der Schulen selbst und der pädagogische Erfolg ihrer Thätigkeit sollte die Beiträge des Staats und die Grösse derselben bedingen. Von den bisherigen Arten der Unterstützung, so weit solche den einzelnen Schulen zufloss, ist nur der Beitrag zu den Schulbauten und das sogenannte Kopfgeld geblieben, dieses letztere aber im Sinne des soeben ausgesprochenen Grundsatzes an neue Bestimmungen gebunden. Seine Auszahlung und sein Betrag hängt theils wie bisher von dem Schulbesuch, grösserentheils aber von den Leistungen der einzelnen Schüler ab,

Digitized by Google

welche alljährlich durch ein individuelles Examen, das die Schüler vor dem Inspector zu bestehen haben, constatirt werden. Dieses Examen beschränkt sich jedoch auf die drei Elementarfächer Lesen, Schreiben und Rechnen. Es sind in Bezug auf die Leistung in diesen Fächern sechs Stufen aufgestellt, nach welchen der Lehrer am Schluss jedes Jahres diejenigen seiner Schüler, welche 200 Tage die Schule besucht haben, ordnet und dem Examinator vorführt. Für jedes dieser Kinder, wofern es das Examen seiner Stufe vollständig besteht, bezahlt der Staat an die Localleitung der Schule 8 Schilling so, dass für jedes der drei Elementarfächer, in welchem das Kind nicht besteht, $^1/_3$ der Summe abgezogen wird. Es versteht sich dabei, dass in einem folgenden Jahre dasselbe Kind nur in einer höhern Stufe geprüft werden kann. Ausser diesem Kopfgeld für die individuell examinirten Kinder wird, wenn vom Inspector über die Schule im Allgemeinen ein günstiger Bericht einläuft, noch für jedes Kind, von dem ein mittlerer Schulbesuch bezeugt ist, ein Kopfgeld von 4 Schilling bezahlt. Alle diese Kopfgelder jedoch fallen weg, wenn der Inspector nicht bezeugt, dass die Schule sich in einem gesunden Local befindet (insbesondre, dass im Hauptzimmer auf jedes Kind 80 Cubikfuss Raum kommen), wenn der Hauptlehrer nicht geprüft ist, wenn die Mädchen nicht in regelmässigen Stunden nähen lernen, wenn die Register nicht in vertrauenswürdiger Ordnung sind, oder wenn irgend ein grober Missstand vorliegt. Reducirt wird der Beitrag um $^1/_{10}$ bis $^1/_2$ bei Mängeln im Unterricht oder in der Disciplin von Seiten des Lehrers, bei mangelhaftem Betrieb der Schule

Digitized by Google

von Seiten der Localleitung oder bei mangelnden Lehrkräften.

Auch in Bezug auf die Verhältnisse des Lehrerstandes und dessen Bildungsanstalten ist durch die neueste Gesetzgebung Einiges anders geworden. Die Schullehrlinge, deren Annahme nun ganz frei ist, werden nicht mehr vom Staate, sondern von der Localleitung besoldet. Eben derselben ist die Besoldung und Pensionirung der Lehrer ganz überlassen. Dagegen ist die Einrichtung der Stipendien für examinirte und hinreichend vorbereitet befundene Seminarschüler beibehalten worden, wie sie ja auch dem vorwiegenden Gedanken der neuen Ordnung, nach den Ergebnissen des Unterrichts und der Studien die Unterstützungen zu bewilligen, angemessen ist. Ausserdem wird den Seminarien am Ende jedes Jahres für jeden Seminaristen, der das jährliche Examen besteht, nach Massgabe von vier dafür aufgestellten Leistungstufen ein nicht unbedeutendes Kopfgeld gezahlt, nämlich fürs erste Jahr 20, 16, 13, 13, fürs zweite 24, 20, 16, 16, Pfd. Sterl. Endlich gilt für die mit dem Seminar verbundene Musterschule dieselbe Norm der Kopfgeldzahlung, wie für alle andern Volksschulen.

Zu den Eigenthümlichkeiten des neuen Gesetzes dem ältern gegenüber gehört die überwiegende Berücksichtigung der drei Elementarfächer, des Lesens, Schreibens und Rechnens. Indem man nur für ausgezeichnete Leistungen dieser Art den Volksschulen Kopfgelder zahlt, bietet man allerdings einen starken Antrieb zur Verbreitung dieser Fertigkeiten im Volk. Aber es liegt auch die Befürchtung nahe, dass durch diese Bevorzugung die andern Fächer — mit Ausnahme etwa der Bibelkenntniss und Religions-

Digitized by Google

lehre, welche durch ihre allgemein anerkannte Nothwendigkeit und durch die Mitwirkung der Geistlichen bei den Schulen hinreichend gesichert scheint — einigermassen benachtheiligt werden möchten. Wir wollen zwar die Tragweite jener bevorzugten Fächer für die Volksbildung nicht verkennen. Aber sie ist nur dann wahrhaft gross, wenn man nicht mit formeller Fertigkeit sich begnügt, wenn das Lesen bis zum Verständniss guter und gedankenreicher Lesestücke auch grösseren Zusammenhanges, das Schreiben zur Fertigkeit im schriftlichen Gedankenausdruck, das Rechnen zur Einsicht in das Verfahren und zur Anwendung auf Verhältnisse des Lebens fortgeführt wird. Wo diess nicht geschieht, da ist die Verbreitung jener Fertigkeiten ein sehr unsicheres, leicht illusorisches Kriterium für den Stand der Volksbildung. Es gieng indessen jene beschränkende Bestimmung des Gesetzes, wie es scheint, nicht sowohl aus einer allgemeinen Ansicht über die Erfordernisse der Volksbildung, als vielmehr aus der bestimmt ausgesprochnen Absicht hervor, die Unterstützung des Staates eben nur der niedern und ärmern Volksklasse zuzuwenden, die Bildung der Wohlhabenden aber, die Stiftung und Unterhaltung gehobner Volksschulen ganz der Privatsorge zu überlassen. — Berechnete nun so der Staat seine Sorge ausschliesslich auf die niedere Volksschule, so war es natürlich, dass auch der Lehrplan der Seminarien, so weit er vom Staate abhieng, und die Forderungen an die zu prüfenden Lehrer demgemäss vereinfacht wurden. Manche Fächer, die man früher im Interesse einer allgemeinen, theils formalen, theils praktischen Bildung in den Plan aufgenommen hatte, Physik, Mechanik, Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Feldmessen und Ni-

Digitized by Google

velliren, englische Literatur, lateinische Grammatik und Lectüre, wurden entweder ganz beseitigt oder reducirt. Beibehalten wurde der Inhalt der vier ersten Bücher des Euklid, die Lehre von den Proportionen und den Gleichungen des ersten und zweiten Grades, die Erklärung ausgewählter Stellen englischer Dichter, englische Grammatik und Aufsatz und die Elemente der lateinischen Sprache, diese desswegen, weil ihre Kenntniss in England bei der Unvollständigkeit der grammatischen Formen in der Landessprache zu besserem Verständniss der allgemeinen grammatischen Denkbestimmungen für unentbehrlich gilt.

Ob nun die Bestimmungen des neuen Schulgesetzes sich durchaus als segensreich bewähren, und ob sie Dauer haben werden, muss die Zeit lehren. Herr Wagner bezweifelt das Letztere. Vielleicht sei dieses Gesetz, meint er, der letzte Versuch, das Princip des blossen Anregens und Ergänzens der Privatbestrebungen durchzuführen. Entweder werde man dazu kommen, dass die arbeitende Classe allein die Sorge für ihre Schulen übernehme ohne alle Staatsbeiträge, oder es werde ein allgemeines Staatsschulsystem entstehen. Auch wir glauben nicht an eine lange Dauer der neuen Einrichtungen. Die Schattenseiten derselben können nicht lange verborgen bleiben und werden sich fühlbar machen. Der Lehrerstand, in seiner Existenz nun ganz an die Localverwaltungen gewiesen, verliert offenbar an Selbständigkeit und Sicherheit. Die Gelderspa-rung für den Staatsschatz ist zwar nicht unbedeutend, aber ihr Gewicht wird dadurch vermindert, dass jetzt nach Herabsetzung des Bildungszieles in den unterstützten Schulen ein weit engerer Kreis des Volkes als vorher von den Beiträgen

Digitized by Google

des Staates Genuss haben wird. Die Unterscheidung einer niedern und einer höhern Volksschule ist zwar an sich naturgemäss, aber es wird als unbillig gefühlt werden, dass der Staat nur für die erstere etwas thun will. Besonders bedenklich endlich erscheint uns die Einrichtung der individuellen Prüfungen. In dem Verhältniss nämlich, wie die Zahl der Examinanden zunehmen wird — man wird aber möglichst viele ins Examen führen, und der Zweck des Gesetzes selbst lässt ja wünschen, dass keins der Kinder ausgeschlossen werden müsse — wird auch das Geschäft der examinirenden Inspectoren schwieriger werden. Diese werden wohl den Grad der mechanischen Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen mit ziemlicher Sicherheit constatiren können; wie sie aber im Stande sein werden, in dem, was über das Mechanische hinausgeht, jedes Kind richtig zu beurtheilen, ist kaum einzusehen. Ein äusserlich angelernter, nachgeäffter Leseausdruck z. B. kann leicht mit dem Scheine des Verständnisses und wahren Gefühles täuschen, leere Phrasen in den Aufsätzen der Kinder sind nicht immer leicht von wirklichen Gedanken zu unterscheiden, wenn dem Beurtheiler die nähere persönliche Bekanntschaft fehlt und Zeit und Ruhe der Beobachtung nicht gegeben ist. So wird, befürchten wir, durch die Einführung der individuellen Prüfungen und der an das Ergebniss derselben geknüpften Prämien nicht bloss der einseitig mechanische Betrieb des Unterrichts, sondern, was schlimmer ist, das Streben nach blossem Schein in den Schulen Nahrung finden. Und sobald dies an den Tag kommt, wird man sich genöthigt sehen, an eine Veränderung des Systems zu denken.

E. Moller.

Digitized by Google

Die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmälichen Ausbildung untersucht von Dr. Wilhelm Vischer, Bibliothekar in Basel. Nebst einer Beilage: Das älteste Tellenschauspiel. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1867. VIII und 202 S. in Octav.

Das vorliegende Schriftchen sucht nachzuweisen, auf welchen Grundlagen die allgemein bekannte und verbreitete Sage von der Befreiung der Waldstädte beruht, in welcher Weise sie sich nach und nach zu einem immer weiteren Umfange ausgebildet hat, und in welcher Beziehung der Kern derselben zu der urkundlich beglaubigten Geschichte von der Entstehung der Eidgenossenschaft steht. Zu dem Ende wird zuerst ein kurzer Abriss der letztern vorausgeschickt, dann werden die Berichte der einzelnen Schriftsteller in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt, mit einander verglichen und untersucht, aus was für Quellen die Züge geschöpft sind, welche die spätern vor den frühern voraus haben.

Die gleichzeitigen Geschichtschreiber, welche die Schlacht am Morgarten erzählen, durch welche die Unabhängigkeit der Waldstädte von Oesterreich nach langem Ringen definitiv gesichert wurde, lassen sich nicht darauf ein, die Ursachen des Krieges genauer zu verfolgen; das erste Geschichtswerk, worin dies geschieht, ist die Berner Chronik, welche unter dem Namen der Justinger'schen bekannt ist (um 1420). Sie berichtet, hierin mit den Urkunden übereinstimmend, von zwei Erhebungen der Waldstädte, von denen die eine gegen das Haus Habsburg (d. h. die Grafen von Habsburg jüngerer Linie), die andere gegen das Haus Oesterreich, welchem

Digitized by Google

jenes seine Rechte in der Folge abgetreten hatte, gerichtet war. Als Gründe dieser Erhebungen werden Streitigkeiten mit den herrschaftlichen Beamten in Schwyz und Unterwalden über den Umfang der herrschaftlichen Rechte, zugleich aber auch Frevelthaten, welche diese Beamten an ehrbaren Leuten, an Frauen und Jungfrauen verübten, angeführt. — In Beziehung auf diese Frevelthaten begnügt sich die Chronik mit allgemeinen Andeutungen. Einzelheiten über die Bedrückungen der Vögte und über deren Vertreibung berichtet zuerst der Zürcher Chorherr Felix Hemmerlin (um 1450). Nach ihm wird ein habsburgischer Vogt in Schwyz durch zwei Brüder getödtet; um die Thäter vor der Strafe zu schützen, bildet sich ein Geheimbund, der eine immer grössere Ausdehnung erlangt und zuletzt die Befreiung des Landes von der habsburgischen Herrschaft durchführt. Die Unterwaldner folgen dem Beispiele der Schwyzer und zerstören die Burg Sarnen, während ihr Herr, ein Edler von Landenberg, in der Kirche ist, worauf die beiden Länder sich verbünden und auf diese Weise die Eidgenossenschaft entsteht. — Eine andere Auffassung findet sich in dem Liede »vom Ursprung der Eidgenossenschaft«. Dieses preist Uri als die Wiege der Eidgenossenschaft, erzählt, wie Wilhelm Tell durch den Landvogt gezwungen worden seinem Kinde einen Apfel vom Haupte zu schiessen, und dies die Veranlassung gegeben die Vögte zu vertreiben und die Eidgenossenschaft zu gründen. Wilhelm Tell wird als der erste Eidgenosse verherrlicht. Der betreffende Abschnitt des Liedes muss ursprünglich ein Ganzes für sich gebildet haben, später sind verschiedene Erweiterungen hinzugekommen, welche sich auf die Verbindung der

Digitized

Eidgenossenschaft mit auswärtigen Fürsten und Städten und auf die Kämpfe mit Herzog Karl von Burgund beziehn. Jener ursprüngliche Kern muss also vor dem Jahre 1474 gedichtet worden sein. Auf dieses Lied bezieht sich ohne Zweifel der Luzerner Melchior Russ, der in seiner eidgenössischen Chronik (geschrieben 1482) die Entstehung der Eidgenossenschaft wesentlich nach Justinger erzählt, in seine Erzählung aber die Geschichte vom Wilhelm Tell einfügt. Bezüglich des Apfelschusses verweist er einfach auf ein Lied, wohl eben das uns bekannte, die weiteren Schicksale Tells dagegen erzählt er ausführlich. Der Landvogt lässt den Tell, der in Folge des Apfelschusses die Landsgemeinde aufzuwiegeln versucht, gefangen setzen und auf ein Schiff bringen, um ihn nach Schwyz in sein Schloss zu führen. Beim Ausbruche des Sturmes wird Tell losgebunden, er springt auf die Platte und erschiesst von hier aus den Landvogt. Darauf Erhebung der Länder und Gründung der Eidgenossenschaft. Es ist die Urnerische Auffassung der Sage, die uns hier entgegentritt und die in Luzern, das mit Uri von jeher in lebhaftestem Verkehre gestanden, festen Boden gefasst hat. Ein Luzerner Dichter ist es ohne Zweifel gewesen, der jenes Lied verfasst hat, und aus der in Luzern gangbaren Tradition hat Russ der Erwähnung des Apfelschusses die Erzählung der spätern Schicksale Tells beigefügt. Der Vorname Wilhelm ist wohl nicht mit der Sage aus Uri herübergekommen (vgl. die sofort zu besprechende Erzählung des weissen Buches), sondern erst von dem Dichter des Liedes dem Helden gegeben worden.

Während Hemmerlin die Erhebung von Schwyz und Unterwalden, die Darstellung im Liede und

Digitized by Google

bei Russ sie von Uri ausgehen lässt, finden sich beide Auffassungen vereinigt in der Chronik des weissen Buches von Obwalden (um 1470). Hier treffen wir die Vögte Gesler und Landenberg, die Geschichten von dem Bauer im Melchthale, von dem Herrn, der auf Altsellen erschlagen wird, die Begegnung Geslers mit dem Staupacher, die Stiftung des Rütlibundes, die Aufsteckung des Hutes, den Apfelschuss, die Fahrt des Tall oder Täll (einen Vornamen trägt er nicht) auf dem See und die Erschiessung des Vogts in der hohlen Gasse, sodann die Zerstörung der Burgen, zuletzt derjenigen zu Sarnen, und nachdem die Befreiung der Länder vollständig durchgeführt ist, den Abschluss eines Bundes zwischen den 3 Waldstädten. Die Erzählung des weissen Buches enthält so wenig als die andern genannten Berichte eine bestimmte Angabe der Zeit, in welche die Ereignisse gehören; die Einleitung, in welcher von den früheren Verhältnissen der Waldstädte gehandelt wird, ist ganz confus, obgleich einige richtige Reminiscenzen an die ältern Zustände noch durchschimmern.

Die Gestalt, welche die Sage im weissen Buche gewonnen hat, erlangt weitere Verbreitung durch die Chronik des Luzerners Petermann Etterlin (gedruckt 1507). Etterlin hat auch das Lied gekannt und aus ihm den Vornamen Wilhelm für den Tell aufgenommen, im Uebrigen beruht seine Darstellung ganz auf derjenigen des weissen Buches, die er nur hie und da etwas umschreibt und erweitert. Durch Etterlin ist die Sage der gelehrten Welt bekannt geworden, aus ihm haben z. B. Glarean und Myconius, Seb. Franck und Seb. Münster ihre Darstellungen derselben geschöpft. Für die Ver-

Digitized by Google

breitung unter dem Volke hat das Spiel vom Wilhelm Tell, das in den ersten Jahrzehnten des 16ten Jahrhunderts zur Aufführung in Uri verfasst wurde, gewirkt. Es fusst dasselbe wesentlich auf dem weissen Buche und Etterlin, lässt aber die Urnerische Auffassung stärker hervortreten, indem es die Geschichte vom Tell, welche dort neben derjenigen des Rütlibundes ziemlich unvermittelt herläuft, mit derselben eng verflicht, dem Tell eine Stelle unter den 3 Stiftern des Bundes anweist und ihm den vorzüglichsten Antheil an der Befreiung der Länder zuschreibt. Diese Auffassung fand denn auch im Volke Anklang und die 3 Eidgenossen wurden in der Folge geradezu als die 3 Tellen bezeichnet, auch mehrere Historiker, namentlich Stumpf (1548), schlossen sich derselben an, und sie würde ohne Zweifel die herrschende geblieben sein, wenn nicht derjenige Schriftsteller, dessen Geschichtswerk auf die Anschauung seiner Zeitgenossen und auf die der folgenden Jahrhunderte den grössten Einfluss ausgeübt, Tschudi († 1572), wieder auf die Form der Sage zurückgekommen wäre, welche sich im weissen Buche und bei Etterlin findet. Er hat aber zugleich die Zusätze und Erweiterungen, welche durch die spätern Bearbeiter hinzugekommen, in geschickter Weise zu verwerthen gewusst, ebenso diejenigen, welche die Volkstradition nach und nach hinzugefügt, etwa vorhandene Lücken hat er durch eigene Combination ergänzt, Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche in ebenderselben Weise beseitigt. Schon vor ihm war versucht worden den Ereignissen eine bestimmte Zeit anzuweisen, Franck und Münster hatten die Zeit der herzoglichen Regierung Albrechts, das Urner Spiel noch genauer

Digitized by Google

das Jahr 1296, Stumpf dagegen das J. 1314 angenommen. Tschudi verlegt sie in die letzten Jahre der königlichen Regierung Albrechts, indem er für die Einnahme Sarnens und die Befreiung der Länder den 1. Januar 1308 annimmt. Er weiss nun aber auch für jede einzelne Begebenheit die Zeit oft bis auf die Bestimmung des Tages anzugeben, ebenso die Namen der handelnden Personen und eine Menge von einzelnen Umständen, die noch keinem seiner Vorgänger bekannt gewesen. Sehr interessant ist es nun, dass uns (auf der Bibliothek in Zürich) der erste Entwurf seiner Schweizerchronik erhalten ist, der mit den darin angebrachten Aenderungen zeigt, in welcher Weise er nach und nach seiner Erzählung die Gestalt gegeben hat, wie sie jetzt in der gedruckten Ausgabe vorliegt. — Die Form, welche die Sage durch Tschudi erhalten hat, ist für die Folgezeit massgebend geblieben, doch traten im Einzelnen noch einige weitere Züge hinzu, bis sie in dem Geschichtswerke J. Müllers ihren letzten Abschluss erhielt.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass die spätere Sage aus 2 Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Der eine enthält die Befreiung der Waldstädte durch einen (nach Hemmerlin) in Schwyz entstandenen oder wenigstens (nach dem weissen Buche) von einem Schwyzer, dem Staupacher, ins Leben gerufenen Geheimbund, der andere die Geschichte des Tell. Fassen wir den ersteren, die schwyzerisch-unterwaldnerische Sage, ins Auge, so werden wir bei der Erzählung der Erhebung von Schwyz und der Einnahme von Sarnen, welche den Kern derselben bilden, aufs Lebhafteste an das Breve Innocenz des IV. vom J. 1247 erinnert, welches die Leute von Schwyz und von

Digitized

Sarnen als im Aufstande gegen den Grafen von Habsburg begriffen nennt. Wahrscheinlich sind es Ereignisse aus dieser Zeit, welche der Sage zu Grunde liegen, nach und nach hat sich der Kreis derselben erweitert, indem man Erzählungen verwandten Inhaltes, die sich ursprünglich theils auf Begebenheiten aus andern Zeiten beziehn, theils dem Gebiete der Mythologie angehören mochten, mit in denselben hineinzog. — Während diess in Schwyz und Unterwalden geschah, brachten auch die Urner ihren alten Nationalhelden, den Tell, mit der Befreiung der Waldstädte in Verbindung, liessen den in Schwyz residierenden Vogt, dessen Tödtung noch Hemmerlin Männern von Schwyz zuschreibt, durch ihn umkommen und stellten ihn geradezu als die Hauptperson der ganzen Erhebung dar. So gewann die Tellensage, auf deren Kern einzugehen ausserhalb des Kreises der besprochenen Arbeit liegt, erst die Gestalt, in welcher wir sie im Liede und bei Russ treffen, bis sie später im weissen Buche der Rütlisage eingefügt, im Spiel mit derselben inniger verschmolzen wurde. In dieser letztern Fassung lebt sie noch im Volke von Uri fort, während die des weissen Buches durch Tschudi und Schiller Gemeingut der gebildeten Welt geworden ist.

Als Beilage folgt ein Abdruck des Urnerspieles. Es ist dasselbe ohne die Vor- und Nachreden im 5ten Bande des Weimarischen Jahrbuches (1856) nach einer Ausgabe von 1698 neu abgedruckt worden, hier wird es vollständig wiedergegeben; dem Abdrucke zu Grunde gelegt ist eine Strassburger Ausgabe des 16ten Jahrhunderts (ohne Jahreszahl), der Berliner Bibliothek gehörig, daneben sind die Ausgaben v. 1579, 1698, 1740 und 1765 benutzt worden.

Digitized by Google

Den Berichtigungen am Schlusse ist beizufügen, dass der Name Johans, welchen Tschudi im ersten Entwurfe seiner Chronik dem Stauffacher giebt (s. unsre Abhandlung S. 118 u. 130), ohne Zweifel der Urkunde von 1282 entnommen ist, welche den Verkauf eines Grundstückes durch die Landleute von Schwyz an Cunrat den Hunnen enthält (abgedr. bei Tschudi 1. 189). An der Spitze der Landleute, welche den Kauf bezeugen, steht Rudolf der Stauffacher der Ammann, weiter unten erscheinen Johans von Stauffachen und sin sun Johanss.

Bei dieser Gelegenheit trage ich auch aus einer so eben erschienenen Besprechung der vorliegenden Schrift in der Neuen Zürcher Zeitung (Nr. 322—324) durch G. v. Wyss die Berichtigung nach, dass der Beiname »der Wandelbare«, welchen Graf Heinrich von Rapperswyl, der Stifter des Klosters Wettingen, in manchen Geschichtsbüchern und auch in meinem Schriftchen (S. 3) trägt, auf einem Irrthume beruht, indem Heinrich im Wettinger Necrolog dictus Wandelberc heisst (d. h. gesessen auf der Rapperswylischen Burg Wandelberg), nicht Wandelbere, wie man früher zu lesen pflegte. Dagegen war ich nicht im Irrthum, als ich den Dominicaner Felix Schmid mit seinem latinisierten Namen Fabr*i* nannte, nicht Fab*er*, wie er z. B. bei Potthast in dessen bibliotheca historica heisst. »Frater Felix Fabri« (scil. filius) nennt er sich selbst im Eingange seines Evagatoriums (Bibl. des litt. Vereins II. S. 1). So finden wir ungefähr in derselben Zeit, in welcher Fabri schrieb, an der Universität Basel die Lehrer Johannes Currificis (Wagner), Johannes Textoris (Weber) und Johannes Sellatoris (Sattler).

Ferner bin ich von kundiger Seite auf einige

Digitized by Google

Verstösse aufmerksam gemacht worden, die mir beim Abdrucke des Spieles begegnet sind. S. 176 Z. 21 hätte die Form »scheib«, welche Text A giebt (von scheiben, mhd. schîben = rollen, wenden), stehen bleiben sollen. — S. 185 Z. 28 war die Aenderung »verwilgen in die sachen« (statt in den sachen, wie A hat) unnöthig: in einer Sache verwilligen heisst in einer Sache zu Willen sein. Die Anm. 7 auf S. 197 ist an dieser Stelle nicht am Platze, indem »gschrifft« als apocopierte Pluralform (statt gschriffte) aufzufassen ist. — Die Zeitbestimmung »auff montag nach des heyligen Cyrillus tag« (S. 191 Z. 26 und 27) für: am Montag, der auf den Tag des heiligen Cyrillus fiel, enthält, obgleich sie uns auffallend erscheint, nichts Ungewöhnliches, indem nach der Versicherung Herrn v. Liliencron's, welchem ich diese Bemerkungen verdanke, noch mehr ähnliche Beispiele sich finden.

Basel. W. Vischer.

Beiträge zur Geschichte Westfalens von J. S. Seibertz, J. Kayser, W. Spancken und W. Engelbert Giefers. Paderborn 1866. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 54 Seiten in Quart.

Der Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, dem wir die vorliegenden Beiträge zu verdanken haben, hat schon durch seine in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde niedergelegten Leistungen seinen regen Eifer für die Sache längst bewährt; es ist daher um so dankenswerther, dass neben dieser durch das Gesammtorgan des

Digitized by Google

Vereins ausgeübten Wirksamkeit die beiden Sectionen, in welche derselbe zerfällt, auch noch eine selbständige Thätigkeit entwickeln, wie davon die Section von Paderborn in den vorstehenden Beiträgen eine Probe liefert. Während aber die Mehrzahl dieser Beiträge, wie das in der Sache liegt, vorwiegend nur ein lokales Interesse bietet, wie die Abhandlung von Kayser über die Stiftung des Priesterseminars in Paderborn, von Seibertz über Johann von Plettenberg, Marschall von Westfalen, von Giefers über Paderborn und seine Feldmark, hat eine zweite Abhandlung von Giefers, über die Irmensäule, Anspruch auf allgemeinere Bedeutung, indem sie die Untersuchung über einen viel besprochnen Gegenstand nicht bloss wieder aufnimmt, sondern auch, so weit es überhaupt thunlich, die Frage ihrer Lösung näher bringt.

Nachdem über die Gegend, wo die Irmensäule gestanden, schon seit einiger Zeit kein Zweifel mehr vorhanden und erwiesen war, dass sie in der Umgebung des Bullerborn unweit Altenbeken gesucht werden müsste, giebt Giefers genau die Lage so an, sie habe auf der Iburg unfern Driburg gestanden. Die Gründe, welche er geltend macht, sind nicht ohne Gewicht. Auf dem Berge Iburg stand später eine Kirche, und um 1130 wurde ein Nonnenkloster dort gegründet; beide Stiftungen müssen eine besondre Veranlassung gehabt haben, da ohne eine solche Niemand auf den Gedanken gekommen wäre, in einer so rauhen Gegend, auf einer so schwer zugänglichen Höhe eine Kirche zu bauen; nur eine höhere Bedeutung des Orts kann die Gründung an dieser Stelle verursacht haben. Worin diese Bedeutung bestanden, ist leicht zu erkennen. Giefers erinnert, worauf schon Landau auf-

Digitized by Google

merksam gemacht, dass Bonifaz bei der Zerstörung der heidnischen Heiligthümer das Verfahren zu beobachten pflegte, das Holz des heiligen Baumes selbst zu dem Baue der neuen Kirchen zu verwenden, um dadurch der Kirche die ganze Weihe des Baums zu sichern; so werde auch da, wo Karl die Irmensäule gestürzt, eine Kirche erbaut, und diese Kirche könne keine andere sein als die auf der Iburg. Als Bestätigung soll dienen, dass sie ebenso, wie die von Bonifaz nach der Zerstörung der Eiche des Thonar bei Geismar, und die von Karl d. Gr. nach der Eroberung der Eresburg erbaute Kirche dem h. Petrus geweiht sei, hauptsächlich aber die später bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesene ausserordentliche Fürsorge für die Erhaltung einer mitten in Wäldern gelegenen Stiftung, welche keiner gewöhnlichen, sondern nur einer durch Alter und Denkwürdigkeit des Orts ausgezeichneten Kirche zu Theil zu werden pflege.

Dieser Beweisführung steht aber eine grosse chronologische Schwierigkeit entgegen. Die erste sichere Erwähnung der Burg Iburg geschieht erst um 1120, von der Kirche weiss man nur, dass sie 1130 schon bestand, im Lauf der 350 Jahre, welche zwischen dieser Zeit und der Zerstörung der Irmensäule durch Karl liegen, können die verschiedenartigsten besondern Veranlassungen, von denen wir nichts wissen, zur Erbauung der Kirche an dem abgelegenen Orte geführt haben; es ist durch nichts bewiesen, dass die Iburg dem Stifte Heerse, dem sie später gehörte, schon 868 zufiel, und auf das Zeugnis des Gobelinus Persona, auf das Giefers sich beruft, und wonach Karl im 7. Jahre seiner Regierung die Burg Iburg einnahm und sie 799 der Paderborner Kirche schenkte, hat schwerlich so

Digitized by Google

viel Gewicht, um die Schwierigkeit zu beseitigen. Von diesem Punkte abgesehen hätte das vom Vf. erzielte Ergebnis einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, bleibt aber doch immer nur eine Vermuthung, da zwar bewiesen ist, dass die Irmensäule auf der Iburg gestanden haben kann und diese Annahme zu allen bekannten Thatsachen und Nachrichten stimmt, nicht aber dass sie hier, und an keinem andern Orte, gestanden haben muss. Es ist kaum zu hoffen, dass noch neue Beweismittel zu Tage treten werden, welche es möglich machen zu einem zuverlässigen Ergebnis zu gelangen, aber dem Verf. der Abhandlung gebührt das Verdienst, Dank seiner liebevollen Hingebung an die Sache und gestützt auf seine Ortskenntnis nicht bloss das Material zur Entscheidung der Frage vervollständigt, sondern auch daraus gemacht zu haben was nach den Umständen daraus zu machen war.

Sigurd Abel.

Biographische Aufsätze von Otto Jahn. Leipzig Verlag von S. Hirzel. 1866. 400 Seiten in Octav.

Der geschmackvoll ausgestattete Band enthält elf Aufsätze, die sich auf Winckelmann, Gottfried Hermann, Ludwig Ross, Th. W. Danzel, Ludwig Richter und Goethe beziehn. Keiner ist ganz neu, aber nur die Rede, welche Jahn am 28. Januar 1849 zum Andenken Hermanns hielt und besonders drucken liess, und die Aufsätze über Ross und Danzel, die, jener als Vorwort zu den Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von L. Ross, dieser als Einleitung zu den

Digitized by Google

gesammelten Aufsätzen Danzels erschienen, sind unverändert geblieben, die meisten zeigen eine Menge von Aenderungen und Zusätzen, der Aufsatz über Winckelmann und noch mehr der über Richter sind nach Umfang und Bedeutung der Zusätze und Aenderungen fast als neu zu betrachten.

Wer diese Arbeiten schon früher kannte, wird die Vereinigung der meist in leicht verschwindenden Einzeldrucken oder Zeitschriften allgemeinen Inhalts erschienenen sehr willkommen heissen, viele werden die früher liebgewonnenen Aufsätze mit Freude von neuem lesen. Aber zu den alten Freunden werden sie sich, so darf man wünschen und hoffen, durch die Wärme ihrer Begeisterung für alles Schöne und Grosse, das liebevolle und hingebende Eingehn in das Wesen der verschiedensten Charaktere, die sichere und frische Sauberkeit der Darstellung, die reiche Fülle des Wissens eine grosse Zahl von neuen gewinnen.

Am höchsten stellt Ref. die Rede auf Hermann (S. 69—132), und es spricht nur für die Trefflichkeit derselben, dass der Verfasser an ihr nichts bis auf einige Kleinigkeiten im Stil geändert hat. Schade, dass ein paar Druckfehler hineingekommen sind: S. 107 fühlte f. fühlt, S. 115 darin f. darein, S. 116 Rietschl's f. Ritschl's. Und ist nicht S. 93 edle Gutmüthigkeit auch nur Druckfehler für das frühere echte Gutmüthigkeit? — Einen eigenthümlichen Reiz hat das Stillleben Danzels (S. 165—220). Mit psychologischer Feinheit und treuer Freundeswärme schildert hier der Vf. das engumgrenzte Leben eines Gelehrten, der sich aus früher Vereinsamung und Befangenheit durch unbeugbare Festigkeit des

Digitized by Google

Willens und Strebens zu geistiger Freiheit und bedeutenden Leistungen erhob. Sowol dieser Aufsatz, wie gesagt, als der über L. Ross (S. 133—163), ist, so viel sich Ref. erinnert, da ihm Danzels Aufsätze nicht zur Hand sind, unverändert. — Der über Winckelmann (S. 1—69) war ursprünglich eine Rede, die Jahn am 9. December 1843 in Greifswald hielt. Da ihn jetzt die Maasse der Rede nicht mehr einschränkten, so hat er ihm nicht nur in zahlreichen Anmerkungen eine Menge von Nachweisungen, S. 62 f. auch das Schreiben, durch welches sich Winckelmann 1765 für seine Aufnahme in die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen bedankte, beigefügt, sondern ihn auch durch eine Reihe von feinen und treffenden Betrachtungen über die Studien und einzelnen Werke Winckelmanns, so erweitert, dass der Aufsatz jetzt den doppelten Umfang der Rede gewonnen hat. Eines vermisst Ref. in der trefflichen Darstellung. Neben all der wunderbaren Genialität, der ausserordentlichen instinctiven Zähigkeit des Strebens, der grossen Liebenswürdigkeit Winckelmanns tritt doch immer auch ein Mangel an Ruhe der Seele und sittlicher Harmonie in ihm hervor. Freilich findet derselbe in der äussersten Gedrücktheit seiner Lage bis zur Ankunft in Rom seine Erklärung, aber in der Unruhe und Hast, mit der er beim Schreiben selbst der Kunstgeschichte verfuhr, hat er sich doch immer geltend gemacht. Goethe weist wiederholt darauf hin, bei Jahn finden sich kaum einzelne Andeutungen darüber. Uebrigens war die Rede eine folgenreiche That: durch die Sammlungen, die der Schluss derselben veranlasste, ist das Universitätsmuseum in Greifswald begründet worden. Es folgen die Bildnisse Winckelmanns

Digitized by Google

(S. 70—88). Auch diese Erörterung hat gegen den ersten Druck in der allgemeinen Monatsschrift (1854) mehrere Erweiterungen erhalten (S. 77. 79. 80. 81). Unter dem von A. Kauffmann geätzten Bilde Winckelmanns soll (S. 77) J. O. Winckelmann stehn: doch wol blos Druckfehler für Jo. Winckelmann, wie es im ersten Druck hiess. Wie verhält sich das Oelgemälde von A. Maron, das in Dessau ist, zu dem weimarischen? — Die »Mittheilungen über Ludwig Richter« (S. 221—285) erschienen zuerst in den Grenzboten 1852, dann sehr erweitert als Vorwort zu der dritten Ausgabe des Richteralbums 1855 und mit wenigen Aenderungen und Zusätzen vor der vierten Auflage 1861. Wenn der Vf. jetzt bei dem neuen Abdruck Manches berichtigt und ausgeführt hat, so erklärt er dabei Mittheilungen von L. Richter selbst und Ed. Cichorius gefolgt zu sein. Wie sich die beiden Eigenheiten dieser reichen Künstlernatur, warme und geistreiche Erfassung des Schönen in der Landschaft und das tief gemüthliche Belauschen des allgemein Menschlichen, wie es sich in dem Leben der Kinder und den einfachen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft in den feinsten und eigensten Zügen darstellt, zur schönsten Einheit verbunden und eine unerschöpfliche Fülle der lieblichsten Werke von echt deutschem Charakter hervorgebracht haben, hat Jahn vortrefflich zu entwickeln verstanden. Die Schilderung der Grosseltern Richters ist köstlich und die Bemerkung Richters selbst, dass der Keim oft der gelungensten Bilder in jenen Erinnerungen der Knabenjahre zu suchen sei, die nach langem Schlummer durch irgend eine zufällige Veranlassung Leben gewonnen, von tiefer Wahrheit.

Digitized by Google

Die fünf letzten Aufsätze beziehn sich auf Goethe. Der erste »Goethes Jugend in Leipzig« (S. 289 — 334) und der dritte »Goethe und Oeser« (S. 353 — 372) erschienen zuerst 1849 in Goethes Briefen an Leipziger Freunde, dem schönen Gedenkbuch des Leipziger Goethefestes. Beide haben jetzt manche kleine Berichtigungen erfahren und sind durch eine Menge kürzerer oder umfangreicherer Anmerkungen und Zusätze vermehrt, deren belehrenden Inhalt wir den mit Liebe fortgesetzten Goethestudien des Vfs und wol auch der reichen Goethebibliothek des Herrn Verlegers verdanken. Vorzüglich verdient nächst einem Briefe von Carl August (S. 363 f.) ein höchst liebenswürdiger von Anna Amalia an Oeser (S. 365 f.) Beachtung. Eine Parodie sind doch wol die Zeilen, welche Goethe dem Studenten Klose 1767 ins Stammbuch schrieb (S. 309), nicht: es ist das gleimsche Gedicht, wie es Goethe mit unwillkürlich in ihm entstandenen kleinen Aenderungen im Gedächtniss hatte. Nach S. 367 soll das Epigramm Philomele in dem Autograph Goethes, das sich in Oesers Papieren fand, ganz so lauten, wie es in Tiefurt in den Stein gegraben ist. Ganz doch nicht: in Z. 3 steht (vgl. v. Biedermann Goethe und Leipzig 2 S. 46) Schlurpfend saugtest du Gift —. — Auch Goethe in Leipzig (S. 334—352), Shakespeare-Rede (S. 373 — 381), und Noch einmal die Wertherbriefe (S. 382 —400), der letzte Aufsatz zuerst in den Grenzboten 1855, die beiden ersten in der allg. Monatsschrift 1854 gedruckt, sind nicht ohne Zusätze und Berichtigungen geblieben. Namentlich sind S. 336 die Verse, welche Goethe am 28. Aug. 1765 in das Stammbuch von Friedrich Max.

Digitized by Google

Moors schrieb, nächst der Höllenfahrt Christi das früheste Gedicht, das wir kennen, hinzugefügt und S. 345 ff. zwei wunderliche französische Briefe an Augustin Trapp aus Worms, den Vetter von Charitas Meixner, zuerst vollständig mitgetheilt, nachdem ein Theil des in dem ersten eingelegten Gedichtes mit falschem Datum in den Briefen von und an Merck, 3te Samml. S. 13 und Bruchstücke der Briefe selbst sowol in dem Aufsatze von J. Hohenreuther »Goethe und Ch. Meixner« in Prutz deutschem Museum 1858 Nr. 13 (der von Jahn nicht erwähnt ist), als in d. Illustr. Zeitung 1863, 1019 gedruckt waren. S. 349 wird der schöne Brief Goethes an Riese vom 14. Febr. 1814 wiederholt, den Classen zuerst hat drucken lassen. Von der Shakspeare-Rede erfahren wir jetzt S. 373, dass sie nicht 1770 in Strassburg, sondern am 14. Oktober 1771 in Frankfurt gehalten wurde.

Dies ist der Inhalt des Bandes. Niemand, der gern in das stille, innerliche Werden und Leben geistig bedeutender Männer Einblick gewinnt, wird ihn ohne reiche Belehrung und wahren Genuss aus der Hand legen.

Don Chasdai Creskas' religions-philosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse dargestellt von Dr. M. Joël, Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau. Breslau, 1866. Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch). IV u. 83 S. in 8.

Wir bemerkten schon in den Gel. Anz. 1862 S. 1159 f. wie sorgfältig und wie erfolgreich der Verf. dieses kleinen Werkes sich mit der Erkenntniss und Darstellung der Religionsphilosophie des Maimonides und des Levi ben-Gerson als des späteren Nachfolgers dieses beschäftigt habe. Er giebt jetzt in dieser Schrift eine ebenso

Digitized by Google

verdienstliche Fortsetzung seiner früheren, indem er das sehr wenig bekannte und noch weniger genau verstandene Werk אור אדני eines (wie schon die Bezeichnung mit *Don* zeigt) edeln Spanischen Juden aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Chr. einer fruchtbaren und lehrreichen Beurtheilung unterzieht. Dieser zu seiner Zeit auch im Leben und Wirken ausgezeichnete Schriftsteller der gewöhnlich nicht Creskas (*Crescens*) sondern Chasdâi genannt wird, suchte die Fehler zu vermeiden in welche Maimonides und seine Nachfolger durch eine zu grosse Abhängigkeit von den im arabischen Mittelalter geltenden Aristotelischen Grundsätzen gefallen waren, und man muss sagen dass ihm dieses gar nicht so übel gelang. Man wird wohlthun an der Hand seines heutigen Erläuterers näher zu verfolgen in welchen Beziehungen er von der einen Seite zu seinen Arabischen Vorgängern, namentlich zu dem unter uns noch zuletzt 1858 durch R. Gosche's sehr unterrichtende Abhandlung bekannt gewordenen alGhazzâli, von der anderen zu den späteren Philosophen zunächst seines eignen Glaubens steht. Wir müssen vorzüglich die heutigen Verehrer Spinoza's auf den vielfachen engeren Zusammenhang aufmerksam machen in welchem dieser, wie unser Vf. sehr bestimmt auseinandersetzt, mit Chasdai steht. Dieser Zusammenhang kann allerdings, da Spinoza in seinen Schriften den Rabbi Chasdai ausdrücklich nennt, nicht zufällig sein, oder nur aus der Gleichartigkeit gewisser Voraussetzungen erklärt werden. Dann aber ist dieser Umstand selbst dass beide in einzelnen wichtigen Ansichten so nahe zusammenstimmen, umso denkwürdiger da Chasdai von ganz anderen Ansichten und Bestrebungen in der Religion ausging als

Spinoza. Er ist weit entfernt von den freieren Ansichten über die verschiedenen Religionen welche Spinoza allerdings zu seiner Zeit und dazu in dem damaligen Holland viel leichter auffassen und bis zu seinem Tode festhalten konnte. Er tritt, wie von einem Gegner der Aristoteliker zu erwarten ist, eher als ein Gegner der gewöhnlich so genannten Philosophie auf, und will die Aussprüche des Religionglaubens weit zäher festhalten als Maimonides gethan hatte. Allein man sieht hier welche Kraft und Folgerichtigkeit aller tieferen Erforschung der Dinge einwohnt, wenn sie wirklich so selbständig und kräftig erscheint wie bei Chasdai. Damithängt denn auch zusammen dass erkeineswegs zu den gemeinen Gegnern der Aristoteliker gehörte, sondern alles was er ihnen entgegenstellt auf klare Beweise zu gründen suchte. Wir möchten jedoch hinzusetzen dass Chasdai auch seiner ganzen örtlichen und zeitlichen Stellung nach trotz aller mittelalterlichen Unvollkommenheiten im Erkennen die ihm noch anhafteteten sehr wohl geeignet war einen Uebergang zu unsrer neueren Zeit zu bilden. Wie er nicht mehr so wie Maimonides und dessen nächste Geistesverwandten Arabisch schrieb und mitten unter Christen lebte, so scheint es uns nicht so zufällig zu sein dass er in Gott nichts so sehr hervorhob als die Liebe; und wenn wir bei der ausgezeichneten Abhandlung unsres Vfs etwas vermissen, so ist es nur dieses dass er uns diese Erscheinung ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach weniger hervorzuheben scheint als sie verdient. Jedenfalls aber muss man dem Vf. sehr dankbar sein dass er das verloren gegangene Andenken an einen so selbständigen Denker unter uns erneuet hat. H. E.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück. 5. December 1866.

Histoire poétique de Charlemagne par Gaston Paris. Paris 1865. XXX u. 513 Seiten in Gross-Octav.

»Voici un gros livre, et le fruit d'un long travail«. Mit diesen Worten beginnt der Verfasser seine Vorrede, und die Richtigkeit des ersten Theils dieses Ausspruches erkennt man leicht, die des zweiten freilich erst, nachdem man das Buch gelesen; allerdings sieht man dann aber auch, dass Paris sich die Sache nicht leicht gemacht, sondern um das *μέγα βιβλίον μέγα κακόν* wenigstens so viel an ihm war zu Schanden zu machen, bemüht gewesen ist, den Gegenstand seiner Arbeit mit grösster Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu behandeln. Wenn er daher fürchtet, für die eigentliche Unterhaltung der Leser nur wenig gethan zu haben, so schwebte ihm dabei natürlich ein französisches Publikum vor, welches eben vor allen Dingen selbst bei wissenschaftlichen Untersuchungen unterhalten sein will; in Deutschland hingegen sehen wir von dieser Behandlungsweise der letztern ab (und

Digitized

zwar oft, wie sich nicht läugnen lässt, in gar zu hohem Masse), so dass also die vorliegende »poetische Geschichte Karls des Grossen« bei uns wenigstens die wohlverdiente Würdigung finden wird. Denn der »alte Kaiser« (ob es nun dér oder ein anderer ist, auf welchen hin wir Deutschen leben und stehlen) gehört uns ja mindestens ebenso gut an, wie unsern überrheinischen Nachbarn, so dass wir auf die Ergebnisse der genannten Arbeit gleiches Anrecht besitzen, wie sie selbst. Auch hat der Verf. uns bei Abfassung derselben sichtlich im Auge gehabt; er hat sich nicht nur in Deutschland einen guten Theil seiner gelehrten Bildung geholt, deutsche Forschungen verwerthet und sie auf streng methodische Weise verarbeitet, sondern man erkennt es leicht, dass ihm auch deutsche Gelehrte als Leser vorgeschwebt. Sehen wir nun kürzlich, was er uns geboten. In der Einleitung also bespricht Paris das Wesen der epischen Poesie im allgemeinen sowie der französischen insbesondere, als deren Grundidee der Kampf des christlichen Europas gegen die Saracenen unter der Hegemonie Frankreichs hervortritt; und als Karl der Grosse als Repräsentant dieses Landes erscheint, so bildet er demgemäss den organischen Mittelpunkt der französischen Epopee, deren Productionen deshalb auch nach den Ereignissen seines poetischen Lebens classificirt werden können Letzteres, welches seinem wirklichen Leben parallel läuft, wird hier jedoch lediglich nur so dargestellt, wie es in der Volksdichtung und Volkssage, nicht aber wie es in der Kunstdichtung erscheint; denn nur so spiegelt sich in demselben das Verhältniss, in welchem der Geist Karls zu den Ideen seiner und der folgenden Zeit gestanden. Hieran schliesst sich eine kurze

Digitized by Google

Uebersicht der Verbreitung der französischen Epopee im Auslande. Das demnächst folgende erste Buch behandelt die Quellen der poetischen Geschichte Karls, nämlich Cap. I. die lateinische Poesie an seinem Hofe; — Cap. II. die ersten Sagen über Karl, die sich bereits bei seinen Lebzeiten bildeten und gleichzeitig zu Volksliedern Veranlassung gaben; dass jedoch dergleichen auch in romanischer Sprache gesungen wurden, hat der Vf. nur als möglich, keineswegs aber, wie mir scheint, als hinreichend sicher erwiesen; — Cap. III. die kirchliche Legende über Karl, seine Fahrt nach dem heiligen Lande, seine Heiligsprechung, Turpin u. s. w.; — Cap. IV. die Karlssage in Frankreich, die Bildung der französ. Sprache, die drei Epochen der *chansons de geste*, bei deren letzter die *trois gestes* (Karl, Garin de Monglane und Doon de Mayence) zum Vorschein kommen, die provenzalische Epopee, die Prosaromane, die cyklischen Dichtungen, die Chroniken, die lateinische Dichtung, die Lokalsagen u. s. w. Hierbei ist gegen die Meinung des Verfs (p. 91) einzuwenden, dass Angaben späterer Zeit keineswegs immer die jüngsten Versionen enthalten; daher ist denn auch die Unverwundbarkeit des Achilles die ältere Form der Sage, wie aus den entsprechenden von Sigfrid, Baldr, Karna, Isfendiar, Kan Mirgän u. s. w. deutlich erhellt. Bei Roland freilich verhält es sich anders; er ist ursprünglich eine historische Figur, die deshalb auch nicht mit Achilles zusammengestellt werden kann; hier ist die Unverwundbarkeit allerdings erst später hinzugekommen: vergl. oben Jahrg. 1866 S. 1333 f. Was ferner den provenzalischen Sagenkreis betrifft, so hat Paris es zwar sehr wahrscheinlich gemacht, dass er in

Digitized

der Provence frühzeitig epische Dichtungen hervorbrachte, doch hat er nicht dargethan, was Veranlassung gegeben haben sollte, dass die Volksdichtung auch in Nordfrankreich sich dieses Stoffes bemächtigte; — Cap. V. Die Karlssage in Deutschland so wie die deutschen Nachahmungen der französischen Dichtungen. Hierbei spricht der Verf. auch von andern deutschen Dichtern und Schriftstellern, deren Ansichten, als von einem zu weit getriebenen Patriotismus eingegeben, er für irrig halten zu müssen glaubt, wenn er sie auch leicht erklärlich findet und deshalb entschuldigt. Die gemessene, anerkennungsvolle Weise, wie dies geschieht, kann als wahres Muster freundnachbarlicher Sprache gelten; — Cap. VI. die Karlssage in den Niederlanden; sie ist nur durch Uebersetzungen aus dem Französischen repräsentiert. Bei Gelegenheit der ungemein rohen Sitten, welche sich in einigen der betreffenden Dichtungen breit machen und von verschiedenen Kritikern als Charakterzüge von sehr hohem Alterthum betrachtet worden sind, äussert sich Paris sehr richtig dahin, dass dergleichen nur eine Wirkung späterer Uebertreibung war und sich ähnliches sehr leicht in der Geschichte mehrfacher Sagen nachweisen liesse. »Il y a dans le moyen âge, après une première époque brutale, mais sevère et simple, et la brillante période qui comprend la moitié du douzième siècle et le treizième, une nouvelle barbarie, qui se fait sentir dans beaucoup de productions et qui a été plus d'une fois confondue avec la rudesse primitive«. (p. 140); — Cap. VII. Die Karlssage im Norden; sie basirt sich gleichfalls auf Uebersetzungen; — Cap. VIII. Die Karlssage in England; sie ist aus der Normandie hin-

Digitized by Google

übergebracht; — Cap. IX. Die Karlssage in Italien; dieser Abschnitt ist ganz besonders anziehend und wichtig, namentlich wegen der französisch-italienischen Dichtungen; denn auch in französischer Sprache wurde in Norditalien gedichtet. Ebenso wird die Entstehungsgeschichte der *Reali di Francia*, so weit das jetzt vorhandene Material reicht, ausführlich erörtert. Das Gesammtergebniss dieses Capitels ist: »L'épopée carolingienne suit en Italie une marche autre qu'en France; au lieu d'être le produit inconscient de la tradition populaire, les récits sont des inventions artistiques, et ils ne se transmettent plus de bouche en bouche, mais bien de livre en livre« (p. 189). Der Vf. bedauert übrigens an anderer Stelle (p. 411 f.), dass er die von Prof. d'Ancona in Pisa verheissene Untersuchung über die Einbürgerung des karolingischen Sagenkreises in Italien nicht hat benutzen können, indem dadurch wahrscheinlich seine Ansichten in dieser Beziehung modificirt worden wären. Von d'Ancona's schätzbaren Arbeiten habe ich oben Jahrg. 1865 St. 29. 30 einige angezeigt und namentlich auch das volksmässige Gedicht *L'Innamoramento di Milone* erwähnt, welchem jene Abhandlung vorausgehen soll; — Cap. X. Die Karlssage in Spanien; sie stammt gleichfalls aus französischen Dichtungen. — Nachdem also der Verf. bisher die kritische Sichtung so wie die Charakteristik und Geschichte der die Karlssage behandelnden Dichtungen der verschiedenen europäischen Länder im allgemeinen gegeben, geht er im zweiten Buche auf eine ausführlichere Erörterung der diesen Productionen zu Grunde liegenden Stoffe (récits) ein, und zwar bespricht Cap. I die Ahnen Karls; — Cap. II seine Eltern; — Cap. III seine Ju-

Digitized by Google

gend. Hier wird (p. 228) eine Stelle aus *Doon de Mayence* angeführt, wonach bei der Geburt Karls zu Paris vor dem Palast Pipins ein Blitz in die Erde schlug und eine tiefe Grube machte, worauf es weiter heisst: »De la fosse vit on saillir de maintenant — I. arbre lonc et droit, flouri et verdoiant: — Tant com Kalles vivra, i sera son vivant«. Dieser Baum, der mit Karls Leben gleiche Dauer haben soll, ist ein ächt sagenhafter, weitverbreiteter Zug, der sich in europäischen wie in asiatischen Märchen wiederfindet; s. meine Anzeige von Jülgs Uebersetzung des Siddhi-kür in Pfeiffer's Germania (Bd. . . .) zu der ersten Erzählung (»Die sechs Gefährten«); — Cap. IV. die Kriege gegen die Saracenen. Mit dem p. 251 nach Monoket erwähnten *Château-Miroir* zu Rom ist die in den deutschen *Mirabilia urbis Romae* erwähnte *Spiegelburg* gemeint; s. Massmann zur Kaiserchronik 3, 454: vgl. meinen Aufsatz »Arabische Sagen in Aegypten« in Benfey's Or. und Occid. 3, 360. — Der in der interpolirten Turpinübersetzung von Saintonge (s. Paris p. 262) vorkommende Frauenname *Furaque* entspricht offenbar dem aus den Cidromanzen wohlbekannten Namen der Tochter Don Rodrigo's, nämlich *Urraca*, und es frägt sich daher, ob die betreffende Stelle der genannten Uebersetzung vielleicht auf irgend einer spanischen Romanze beruht, oder jener Name etwa auch in Saintonge gebräuchlich war. Ferner hebt Paris (p. 289 n. 2) eine Episode aus dem Guiteclin des Jehan Bodel ganz besonders hervor und meint mit richtigem Gefühl, sie müsse auf einer Tradition beruhen. Die jenseits des Rheins gegen die Sachsen kämpfenden Franzosen nämlich haben in *Tremoigne* (d. i. Dortmund, lat. Tremonia) ihre Frauen zurückgelassen, welche

Digitized by Google

sich, mit Ausnahme einer einzigen, von den Trossbuben, Köchen und Pförtnern (huissiers) verführen lassen und zu ihrer Vertheidigung eine Festung erbauen, die aber auf Karls Gebet einstürzt. Die hier zu Grunde liegende Sage (oder vielleicht auch mehr als Sage) ist so weitverbreitet und reicht in so uralte Zeiten und Zustände zurück, dass hier nicht weiter darauf eingegangen werden kann. Späten Ausläufern und Reminiscenzen derselben begegnen wir noch in dem »Frauenturnei« (v.d. Hagen Gesammtabent. no. 17) und in den Frauen zu Tolenstein in Wolframs Parcival (S. 409). Von der Hagens Nachweise, wo übrigens auch die in Rede stehende Stelle des Jehan Bodel angeführt ist, sind bei weitem nicht genügend. Nur auf den böhmischen Mägdekrieg soll hier noch kurz verwiesen werden, der jedoch auch schon eine jüngere Ueberlieferung enthält. — Die gleichfalls bei Gelegenheit des Sachsenkrieges von Paris (p. 291. 501) nach Petrus Damianus und Turpin angeführte Sage von Karls Speisung der Armen und seinem durch Witekind oder Aigoland getadelten Hochmuth findet sich auch, wie ich bereits zu Dunlop S. 476 Anm. 190 nachgewiesen, bei Sacchetti nov. 125 (nicht 115), wo jedoch statt des Sachsenherzogs des Damianus ein spanischer Jude erscheint. Eine spätere Legende erzählt zwar gleichfalls, wie sich Witekind in Karls Feldlager einschleicht und dort unter die Bettler mischt, doch ist der Schluss ein verschiedener und von Karls Hochmuth ist nicht mehr die Rede; s. A. Kuhn Westphäl. Sagen 1, 255 nr. 293. Auch hier also lässt sich der Einfluss der Kirche auf die Karlssage merken, von welchem der Verf. im dritten Cap. des ersten Buches handelt. — Cap V. Kriege Karls gegen seine

Digitized by Google

Vasallen. An einer frühern Stelle (p. 153 n. 3) bedauert Paris mit Recht, dass ihm Grundtvig's *Danmarks Gamle Folkeviser* nicht zugänglich gewesen, denn bei der in dem vorliegenden Capitel stattfindenden Besprechung des Ogier und der sich auf ihn beziehenden Dichtung (p. 305 ff.) wäre ihm Grundtvig's Einleitung zu seiner Nr. 30 »*Holger Danske og Burmand*« (1, 384 ff. Zusätze 2, 645. 3, 803) sehr willkommen gewesen. Hinsichtlich des Karl und Elegast, welcher Sage Paris mit vieler Wahrscheinlichkeit einen französischen Ursprung vindicirt, ist aber gleichwohl auch noch eine andere Annahme möglich, dass nämlich eine zwiefache Version derselben vorhanden gewesen sei, eine deutsche, Elbegast (verderbt Elegast, Algast. s. Grimm Myth. 434. Simrock Myth. 450, 2. Aufl.) und eine französische, Basin, und zwar so, dass beide aus einer gemeinschaftlichen ältern Quelle geschöpft hätten. Als berühmten Meisterdieb kennt übrigens ausser Elbegast die deutsche Sage auch noch den Agez (Simrock 451), wenn er auch nichts mit Oegir mag gemein gehabt haben (s. meine Anzeige in Pfeiffers Germ. 10, 112). Es dürfte also schwer halten uns den Meisterdieb ganz zu entziehen. Welches aber die erwähnte ältere Quelle sei, bleibt freilich noch zu untersuchen, am Ende war es doch eine deutsche, wenn auch allerdings, wie Paris ganz richtig annimmt, keine speciell vlämische. — Cap. VI. Karls Fahrt nach dem Osten. — Cap. VII. die Person Karls. — Cap. VIII. seine Liebeshändel und Ehefrauen. Dass die von Paris (p. 384) angeführte Sage, welche zur Erklärung von Aachen's lateinischer Benennung *Aquae Grani* dienen soll, orientalischen Ursprungs ist, habe ich in meiner

Digitized by Google

Anzeige des zweiten Bandes von Uhlands Schriften in diesen Blättern Jahrg. 1866 S. 1639 dargethan, so dass sämmtliche von mehrfacher Seite versuchte Erklärungen dieser Sage sich als ganz haltlos erweisen. Die andere Sage welche Paris (p. 385) nach dem *Innamoramento di Carlo Magno* mittheilt, gehört zu Grimm KM. Nr. 6 »Der treue Johannes«; vgl. ebend. 3^3, 16 ff. Benfey, Pantschatantra 1, 417 f. Puymaigre, Chants popul. recueillis dans le pays messin p. 106 ff. »*La fille du prince*«. — In Betreff der Sage von Hildegard (Crescentia) bemerkt Paris (p. 396), dass sie orientalischen Ursprungs sei. Dies ist auch Bäckström's Meinung, welche aber Grundtvig verwirft, weil das persische Märchen Repsima so jung sei, und obwohl ich in Eberts Jahrb. 2, 130 f. dasselbe auch in der ältern Tausendundeinenacht nachgewiesen und sonstige Folgerungen daran geknüpft, die für den östlichen Ursprung der Sage sprechen, so hat Grundtvig meine Argumentation gleichwohl nicht für überzeugend angesehen, wenn er auch in dem Nachtrag Bd. III S. 782 für nöthig erachtet sie anzuführen. — Noch eine andere Sage, welche Paris nach der vorhergehenden bespricht und auf Hildegard bezieht (die Kaiserin wird jedoch von Enenkel nicht namhaft gemacht), gehört zu der von Heinrich dem Löwen, worauf näher einzugehen hier nicht am Orte ist (zunächst verweise ich nur auf meinen Aufsatz »Zur Wolfdietrichsage« in Gosche's Jahrbuch 2, 65 f.). Wenn jedoch Paris meint, dass ihm keine Spuren dieser Sage in Frankreich bekannt seien, so wird er deren in Amélie Bosquet's Normandie romanesque p. 33. 463. 469 finden, anderer nicht zu gedenken. — Cap. XI. Carls Helden; die zwölf Pairs; — Cap. XII. Carls Zeitge-

Digitized by Google

nossen. Sehr richtig bemerkt Paris (p. 425): »Il semble que l'ambassade d'Haroun-al-Raschid à Charlemagne, cet hommage venu de si loin s'ajouter à tous ceux qu'il recevait, aurait du frapper l'immagination des peuples; les poèmes n'en ont toutefois gardé aucun souvenir«; — Cap. XIII. Das Alter und der Tod Carls. Aus diesem Abschnitt will ich nur folgende Worte anführen (p. 427): »L'Allemagne, toujours séduite par des rêves de grandeur politique qu'elle n'essaye guère de réaliser, se plaît à attendre leur accomplissement du réveil de quelqu'un de ses grands hommes morts Ainsi elle a enfermé dans le Kyffhausen l'empereur Fréderic Barberousse etc.« Soll das ein ernstgemeinter Vorwurf seyn? Und wenn nun einmal Deutschland aus seinem Traume erwacht, was werden des Verfassers Landsleute dazu sagen? — In dem nun folgenden dritten Buche, welches überschrieben ist: »Dichtung und Wahrheit«, behandelt Cap. I das mythische Element. Paris findet unter den französischen Sagen, die sich auf Karls Person beziehen, nur einen einzigen wirklich mythischen Zug, nämlich seinen verbrecherischen Umgang mit seiner Schwester. Zu den dort angeführten Beispielen will ich Freir und Freia deswegen hinzufügen, um daran, was die mythischen Elemente der deutschen Karlssage betrifft, auf einige weitere Analogien hinzuweisen, nachdem ich im Vorübergehen bemerkt, dass eigentlich in der Geschwisterehe ursprünglich nichts mythisches enthalten ist (s. Bachofen, Mutterrecht im Register s. v. Schwester). Wenn nämlich, wie Paris (p. 369) nach dem Mönch von St. Gallen anführt, Carls Palast zu Aachen so künstlich gebaut war, dass er von dem höchsten Gemache aus durch ein

Digitized by Google

Gitter sehen konnte, was irgend Geheimes in allen übrigen Theilen des Gebäudes geschah, so erinnert dies sehr lebendig an Odhin Hlidskiálf, so wie die zwölf andern Paläste, die den des Kaisers rings umgeben, nebst Karls zwölf Pairs mit den zwölf obersten Âsen und deren Himmelsburgen verglichen werden können. Den Adler im Gipfel von Karls Palast hat schon Grimm Myth. 600 mit dem Adler, der vor Ohin's Saal an der westlichen Thür hing, zusammengestellt, so wie ich selbst bereits zu Dunlop S. 476 Anm. 196 bei Rolands Olifant an das Giallarhorn gedacht habe. Wenn übrigens Paris (p. 433) Karl mit Arthur deswegen zusammenstellt, weil beide im Umgang mit ihren Schwestern einen Sohn gezeugt (Paris nennt irrthümlich Gawein statt Mordred), so hätte er auch noch hinzufügen können, dass beide Bastarde sind (s. über Carl in dieser Beziehung Paris p. 439. über Arthur meine Bemerkung oben Jahrg. 1866 S. 1340. — Cap. II. Die Vorfahren und Vorgänger Karls. Der Verf. macht es sehr wahrscheinlich, dass Thaten und muthmassliche Lieder von Karl Martel auf Karl den Grossen übertragen worden sind (p. 438 ff. vgl. 453), ebenso wie seine Zeugung im Wagen ursprünglich von Karl Martel galt (p. 440). Den Ausdruck »*in carro natus*« erklärt Paris auf sehr annehmbare Weise als gleichbedeutend mit Bastard (fils de bast). Auch andere Vorgänger Karls auf dem fränkischen Thron z. B. Clodvig, Clotar und Dagobert haben in der Karlssage, wie Paris zeigt, noch erkennbare Spuren zurückgelassen. »Die Karolingische Heldendichtung gehört also keineswegs zu den absonderlichen Pflanzen, die auf leerem Boden über Nacht aufspriessen, sondern bildet ein Glied in einer Kette, ein Moment

in einer Reihe; die Völker, unter denen sie entstand, waren seit langer Zeit an eine gewisse epische Form gewöhnt und mussten ihre poetischen Gewohnheiten nothwendiger Weise auf die neuern Gegenstände übertragen, die sich ihrer Phantasie bemächtigten; der Charakter dieser Dichtung kann also aus den historischen Verhältnissen, unter denen sie entstand, nicht streng deducirt werden, welcher Umstand bei Behandlung des folgenden Abschnittes ganz besonders ins Gewicht fällt. Man muss von der Geschichte nicht mehr verlangen, als sie bieten kann, und darf die Thatsachen, die sie nicht zu erklären vermag, nicht für wunderlich oder anormal halten, da von den Dichtungen der vorkarolingischen Periode fast gar nichts auf uns gekommen ist« (p. 445). — Cap. III. Karl. Dieser Abschnitt zeigt, was für historische Elemente aus Karls Leben in die Dichtung übergegangen sind. Es sind deren verhältnissmässig nur wenige. Die ursprünglichen Lieder mögen ein treueres Bild Karls gegeben haben; später jedoch verdrängte der ideale Karl den geschichtlichen. — Cap. IV die Nachfolger Karls, legt die Verwirrung dar, welche durch die auf die spätern fränkischen Könige bezüglichen Dichtungen in der poetischen Geschichte Karls hervorgebracht wurden. — Cap. V. Schluss. — Hierauf folgt noch eine Appendix von vierzehn Beilagen mannigfachen Inhalts, die zur Erklärung verschiedener Stellen des Textes dienen. — Aus der vorstehenden sehr summarischen Uebersicht wird gleichwohl der reiche Inhalt des in Rede stehenden Buches zur Genüge erhellen, über dessen wissenschaftlichen Werth ich bereits zu Anfang gesprochen. Bietet sich auch zuweilen Anlass zu abweichenden Ansichten, so ist das Ganze doch eine höchst

Digitized by Google

verdienstliche Arbeit. Desto mehr ist es aber zu bedauern, dass der Verf. es unterlassen hat, ein Register beizugeben und so die Benutzung desselben zu erleichtern; denn das Inhaltsverzeichniss ist bei der Fülle des Gebotenen durchaus ungenügend. Die französischen Gelehrten (freilich aber auch manche deutsche) können sich, scheint es, durchaus nicht daran gewöhnen, ein wissenschaftliches Werk auch für wissenschaftlichen Gebrauch genügend auszustatten. Dies dünkt ihnen wahrscheinlich zu pedantisch. Von Gaston Paris hätte man jedoch erwarten können, dass er sich über dergleichen geniale Ansichten hinwegzusetzen wüsste. — Was schliesslich die partie honteuse der gelehrten Bücher betrifft, Druckfehler nämlich, so hat der Verf. zwar selbst schon eine grössere Zahl derselben berichtigt; es sind deren aber noch manche von ihm übersehen worden, wozu folgende gehören: p. 60 Z. 4 l. 1165; — p. 91 Z. 5 st. pas trop l. par trop; — p. 134 l. 16 st. A caza l. La caza. Dieser Druckfehler kommt davon her, dass er sich in Ferd. Wolfs Primavera y Flor 2,321 gleichfalls findet; doch ist er dort in den Adiciones etc. berichtigt; — p. 142 Z. 15 st. seizième l. quinzième; — p. 162 n. 3 l. communibus; — p. 271 n. 2 st. Belvigaud l. Belvigand; — p. 409 Z. 6 v. o. und 502 Z. 8 v. u. l. Fürterer. — Ehe nun Ref. diese Arbeit verlässt, will er noch die Hoffnung ausdrücken, dem Verf. bald wieder auf dem nämlichen oder auf verwandten Gebieten der Litteratur zu begegnen.

Lüttich. Felix Liebrecht.

Digitized

Aristotelische Forschungen. I. Beiträge zur Erklärung von Aristoteles Poëtik. Von Dr. G. Teichmüller. Halle bei Emil Barthel 1866, Text 280 S., Vorrede XV.

Es war seit lange meine Absicht, die Lehre des Aristoteles über Definitionen im Gebiete der Contingenz zu bearbeiten. Ich habe dazu erst die wichtigsten Anwendungen derselben in Betrachtung gezogen, nämlich den Begriff der Verfassung in meiner Abhandlung über die Eintheilung der Verfassungsformen bei Aristoteles und den Begriff der Endämonie in der Schrift über die Einheit der Aristotelischen Eudämonie. Da ich nun jetzt drittens den Begriff der Tragödie behandeln wollte, ergab sich die Nothwendigkeit, zuvor kritisch exegetisch auf den Text der Aristotelischen Poetik einzugehen und so sind obige »Beiträge« entstanden, die daher nichts anderes als Vorbereitungen für die systematische Untersuchung der wichtigeren Fragen sein sollen. Ich habe hier desshalb weder alle Controversen berücksichtigt, da ich sonst eine neue Herausgabe des Textes hätte veranstalten müssen; noch auch ausschliesslich den Begriff der Tragödie verfolgt; ja ich habe sogar die Theorie der Katharsis absichtlich übergangen, weil diese Untersuchung eben dem zweiten Bande zugetheilt werden musste. Wenn sich demgemäss die behandelten Gegenstände nicht systematisch zusammenfassen liessen, so wird doch die Einheit der Grundanschauung sichthar werden und zwar ist es hier besonders die Ansicht über die Beschaffenheit des überlieferten Textes. Es schien mir nämlich, als liessen sich durch vorsichtige und scharfe Auslegung eine Menge der Schwierigkeiten beseitigen, welche die Kritiker

Digitized by Google

in dem Texte entdeckt zu haben glaubten. In den kühnen Transpositionen von Perioden und Capiteln, den vielen Annahmen von Lücken und der Einschiebung von Wörtern und Sätzen konnte ich nur den Scharfsinn und die Erfindungskraft der ausgezeichneten Urheber dieser Hypothesen anerkennen, ohne doch die Nothwendigkeit und den Gewinn dieser Curen zuzugestehen. Der Sprachgebrauch des Buches ist dem Aristoteles nicht fremd und desshalb neigte ich mich zu der Hypothese von Adolf Stahr in Bezug auf den Ursprung des Textes, da ein späterer Epitomator doch zweifelsohne die ihm und seiner Zeit eigenthümliche sprachliche Verknüpfung der Gedanken nicht hätte so glücklich verbergen können. Es ist daher meine Interpretation ziemlich conservativ ausgefallen und es schien mir dies der sichrere Weg, indem die Schwierigkeiten tiefer in den Aristotelischen Gedanken hineintreiben, während eine Conjectur oft ganz in subjective Auffassung abirrt. So scheint z. B. das auf S. 73 besprochene *μιαρόν* leicht und glücklich in *ἀνιαρόν* verwandelt werden zu können; aber es büsst dabei den Ernst und die Bedeutung des Gedankens ein und entfremdet sich der Aristotelischen Auffassung.

Es ist nicht meine Absicht, hier den ganzen Inhalt des Buches anzuzeigen, der sich der Natur der Sache nach in eine Masse einzelner Bemerkungen zerlegen musste; ich erwähne nur kurz die Resultate einiger längerer Untersuchungen, um darin Charakter und Richtung des Ganzen deutlicher zu zeigen. — Im ersten Capitel war es die Aufgabe, den Zusammenhang nachzuweisen; denn das Wort *ἐποποιία,* welches Bernays als »Wortdichtung« gefasst und durch das Einschiebsel *ἀνώνυμος* unsicher gemacht hatte,

Digitized by Google

musste wieder auf die epische Poesie gedeutet werden. Nur so wurde die Gliederung des Capitels klar, und folgte die analoge Anordnung des zweiten Capitels, wie die Wiederholung derselben Bestimmungen in cap. 24. §. 8 als verständlich. Zugleich zeigte sich, dass Aristoteles die Sokratischen Dialoge nicht zur Poesie rechnete und die Möglichkeit von Poesie ohne Metrum erkannt und behauptet hat.

Im dritten Capitel schien die von Vahlen und Susemihl angenommene zweigliedrige Eintheilung der Dichtungsarten sowohl dem Sinne der Stelle als der Construction der Worte zu widersprechen. Wenn man auf Plato zurückgeht, so erkennt man mit Sicherheit, dass Aristoteles diesem die dreigliedrige Eintheilung fast wörtlich entlehnt hat. Es gilt mir überhaupt als wichtig zu bemerken, dass Aristoteles viel mehr als gewöhnlich geglaubt wird, an der Platonischen Schule festhält.

Was die verschiedenen Arten von *ἀναγνώρισις* betrifft und ihre ästhetische Stufenfolge, so hat Lessing's Vertheidigung des Textes bei den neueren Herausgebern nicht durchdringen können. Mir scheinen die Bedenken dagegen aber nicht stark genug und der von Lessing aufgestellte Unterschied zwischen einer Abschätzung der Theile für sich und im Verhältniss zum Ganzen ist so ächt Aristotelisch, dass ich den Text ohne Umstellungen festhalten möchte. Dazu kommt, dass es ja drei beste *ἀναγνωρίσεις* giebt, die nicht auf einander zurückgeführt werden können und desshalb deutlich drei verschiedene Gesichtspunkte der Beurtheilung voraussetzen. Und diese Art und Weise, denselben Gegenstand bald so, bald anders zu beurtheilen z. B. die Tugend des Bürgers bald

Digitized by Google

an sich, bald für die bestimmte Verfassung, findet sich überall bei unserem Weltweisen, so dass man sich über dabei hervortretende scheinbare Widersprüche nicht zu wundern braucht.

Im funfzehnten Capitel, welches von den Charakteren handelt, ist es theils wichtig, den Zusammenhang der verschiedenen ästhetischen Vorschriften zu zeigen und zu sehen, dass wirklich jede derselben ihre Ausführung und Exemplificirung erhält, was man ohne hinreichende Gründe angezweifelt hat — theils kommt es besonders darauf an zu untersuchen, was doch wohl unter den αἰσθήσεις zu verstehen sei, die ausser den nothwendigen noch der Aufmerksamkeit empfohlen werden. Bernays hat den Text geistreich erklärt; allein wie es scheint nicht treu genug in Aristotelischer Weise. Denn es widerspricht dieser, dass der Dichter die Bühnenverhältnisse, Costüme u. s. w. berücksichtigen solle. Aristoteles sondert das Wesen der Poesie überall scharf von der Aufführung, von der Erscheinung in den Sinnen ab, und so muss man die Erklärung lieber in cap. 26 suchen, wo er neben der poëtischen Beurtheilung noch eine accessorische kennen lehrt, welche die Richtigkeit der Darstellung nach dem Gebiet des Wissens, auf welches sich die Gegenstände der Darstellung beziehen, prüft z. B. nach seinen eigenen Beispielen die Form der Waffen, Kleidung u. s. w. soweit der Dichter sie selbst richtig oder unrichtig von seinen Personen beschreiben lässt. Ich nehme dabei den Ausdruck αἰσθήσεις im weiteren Sinne, wie er sowohl bei den übrigen Schriftstellern als auch bei Aristoteles nicht ungewöhnlich ist. Letztere Nachweisung ist desshalb wichtig, weil man mit Unrecht bei Aristoteles die αἴσθησις immer bloss auf die

Digitized by Google

sinnliche Wahrnehmung gedeutet hat. Ich bin deshalb in einem Excurse im Anhang genauer auf die verschiedenen Bedeutungen der *αἰσθήσεις* bei Aristoteles eingegangen, da ich dabei auch besonders von den Resultaten der schönen und lehrreichen Untersuchung Trendelenburg's abweichen musste.

Während ich nun sonst überall wo möglich den überlieferten Text zu halten suchte, so war es beim siebzehnten Capitel viel mehr eine Frage der Erklärung, ein ästhetischer Grund, der zu einer völligen Umarbeitung der bisherigen Interpretation des ganzen Capitels drängte. Man hatte es für möglich gehalten, dass Aristoteles den Dichter in seiner Poëtik selbst zu schauspielerischen Uebungen gerathen und die Vorzüglichkeit der Poesie von der eignen affektvollen Stimmung des Dichters abhängig gedacht habe. Damit hatte man die triviale Ermahnung verbunden, der Dichter solle sich Alles recht deutlich vorstellen. Da diese Reflexionen nun wenig von Aristotelischem Wesen haben, so musste die Erklärung gänzlich umgestaltet werden. Denn alle hier gegebenen Regeln können nur das Werk des Dichters d. h. die Composition und sprachliche Darstellung betreffen und die erste Bemerkung ist die, dass die Darstellung das *ἐναργές* (*τὸ πρὸ ὀμμάτων*) selbst enthalten, nicht erst durch die Aufführung gewinnen müsse; nur dadurch kann der Dichter auch ohne und schon vor der Aufführung bei der Handlung gegenwärtig sein und alle etwaigen Fehler erkennen. Das Zweite betrifft die pathologische Illusion, welche dadurch entsteht, dass der Dichter den wahren poëtischen, leidenschaftlichen Stil findet, wodurch er die Zuhörer hinreisst zu glauben, es sprächen seine Masken wirklich in Zorn

Digitized by Google

und Sturm, da sie so reden wie Zornige und Stürmende u. s. w. Denn darin sieht eben Aristoteles die eigenthümlich poëtische Begabung, dass man ohne selbst in Leidenschaft zu sein, doch sich leicht in alle Andern hineinversetzen und ihre Redeweise findsam nachbilden kann. — Diese einfachen Gedanken entsprechen der sonstigen Doctrin des Aristoteles, und es ist zugleich einleuchtend, dass hier wo die Composition und Darstellung normirt werden soll, eben besonders auf diese 3 Stücke Rücksicht genommen wird: 1. auf die dramatische Gegenwärtigkeit in der Poësie selbst (*τὸ ἐναργές*) 2. auf die durch den pathetischen Stil zu erreichende Illusion (*τὸ πιθανόν*) 3. endlich, was ich bisher noch nicht erwähnt habe, auf die Erkenntniss der Idee der Handlung, welche eben als ein Allgemeines durch die Dichtung nur episodisch individualisirt wird.

Der traurige Zustand, in dem sich die logische und grammatische Erklärung des 26sten Capitels von den Problemen und Lösungen bisher befand, machte eine neue genaue Analyse nothwendig. Zuerst war dadurch ein scharfes Licht zu gewinnen, dass der Begriff der *εἴδη*, der den früheren Erklärern »Arten« der Probleme bedeutete, auf seinen nächsten und ächten Sinn zurückgeführt wurde, da die Angabe des *τὰ ἐκ τίνων κ. τ. λ.* deutlich auf die begründenden Bestimmungen hinwies, wie sie aus der Logik und Rhetorik bekannt sind. Diese mussten nun genau aufgezählt und definirt werden, während sie bisher von den Herausgebern in etwas arger Weise vermischt und dadurch missverstanden waren. Dadurch ergaben sich nun sofort auch die correspondirenden contradiktorischen Bestimmungen, welche als Prädicate der *ἐπιτιμήματα* von

Digitized by Google

Aristoteles am Schlusse des Capitels aufgezählt werden. So liess sich das Capitel leicht übersehen und mit Anerkennung der von Ritter unterschiedenen 12 *λύσεις* auch die Eintheilung des zweiten allgemeinen und zusammenfassenden Theils des Capitels mit annähernder Sicherheit gewinnen. Ich räume gern ein, dass vielleicht der Satz mit dem *ὅλως τὸ ἀδύνατον πρὸς τὴν ποίησιν κ. τ. λ.* noch andre Auffassungen verträgt, aber ich glaube zuerst systematisch den nothwendigen Zusammenhang dieses Paragraphen und des ganzen Capitels gezeigt zu haben.

Die ausführlichste Untersuchung widmete ich einer Bemerkung des Aristoteles im fünften Capitel, wo er Epos und Tragödie ihrer Länge nach unterscheidet. Man hatte bisher diese Länge auf die Dauer der fingirten Handlung bezogen und dadurch den Aristoteles zum Urheber der Theorie von der Einheit der Zeit in der Tragödie (im Gegensatz zum Epos) gemacht. Während das neuere Drama beliebig die Schauplätze wechselte und zwischen den Akten Wochen und Jahre verstreichen liess, auch mehrere Handlungen in die Eine Composition zusammenwickelte, so behaupteten die Franzosen, dass ihre dramatischen Gesetze von der Einheit der Handlung, Zeit und des Ortes von Aristoteles herrührten. Es schien mir daher besonders interessant, den Text darauf genauer anzusehen, ob Aristoteles wirklich in den berühmten Worten *ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου* die Einheit der Zeit gelehrt habe.

Dass nun in dem classischen Drama, aus dem Aristoteles seine Regeln abstrahirt haben soll, weder die Einheit der Handlung überall beobachtet wurde, was Aristoteles selbst nachdrücklich rügt, noch die Einheit des Ortes und

Digitized by Google

der Zeit, wie man es z. B. im Ajax und den Eumeniden sieht, ja dass uns sogar eine Tragödie überliefert ist, in der die Sonne überhaupt nicht aufging, die Nachttragödie Rhesos — das könnte zunächst schon gegen die herkömmliche Deutung des *ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου* sprechen; obgleich allerdings nach Lessing's treffender Bemerkung die Anwesenheit des Chors auch die Einheit der Zeit als eine natürliche Folge in der Regel mit sich führte. Dass daraus aber Aristoteles ein so absurdes Gesetz sollte gezogen haben, wie die Franzosen in ihrer 30-Stunden-Theorie aufstellten, ist im höchsten Grade unglaublich; denn wenn eben die Wahrscheinlichkeit es nöthig machen soll, dass nicht zwischen der während des Zuschauens verfliessenden wirklichen Zeit und der in der Dichtung fingirten Zeitdauer der Handlungen ein zu grosser Unterschied sei: so ist es doch gewiss gleichgültig, ob man während der 3 Stunden Zuschauens 24—30 Stunden in den Begebnissen der dramatischen Personen miterlebt oder ein Paar Stunden und Tage mehr. Soll die Wahrscheinlichkeit wirklich zum Rechte kommen, so darf die fingirte Handlung nicht als länger angenommen werden, als wir, die Zuschauer, sehen, dass sie dauert. Es muss zwischen wirklicher und fingirter Zeit eine strenge Gleichung stattfinden. Oder wenn die Ereignisse der poëtischen Handlung sich so drängen, wie selten in der Wirklichkeit, so muss man eben überhaupt die Zeit dabei vergessen dürfen, wie denn in der That es Niemandem so leicht möglich sein würde, auszurechnen etwa nach der Uhr des Dichters, wie viele Minuten später ein Episodion auf das andre folgt. Es geschieht eben alles continuirlich nacheinander ohne bür-

Digitized by Google

gerliche und astronomische Zeitmessung und das Ganze der Handlung dauert so lange, wie wir selbst es sehen. Die Dreissig-Stunden-Theorie ist deshalb für das antike Drama völlig unanwendbar und wenn man wie im modernen Drama zwischen den Scenen gar den Vorhang fallen liesse, so wäre jene armselige Beschränkung der freien Phantasie durchaus gegen die Natur der Poësie. Man kann daher schon von vornherein vermuthen, dass hinter diesem, angeblich Aristotelischen, so abenteuerlichen Gesetz irgend ein Missverständniss der Interpretation liegen müsse. Dieses habe ich nun versucht aufzudecken.

Man hatte in der erwähnten Stelle einen Unterschied des Epos und der Tragödie in Bezug auf die Länge (μῆκος) gefunden und nun voreilig sofort, als wenn μῆκος nur Eine Bedeutung hätte, darunter die Länge der fingirten Handlung verstanden. Dass daraus nun der schreiendste Verstoss gegen die Aristotelische Theorie von dem Verhältniss von Epos und Tragödie in Bezug auf die Handlung folge, hatte man ausser Augen gelassen und überhaupt die ganze Stelle sehr stiefmütterlich behandelt, wohl weil sie überdies wegen der scheinbaren Rechtfertigung der Französischen Tragiker lästig und verdriesslich war. Nun lehrt aber Aristoteles aufs Bündigste, dass sich Epos und Tragödie in Bezug auf die Handlung gar nicht unterscheiden und giebt für beide Dichtungsarten dieselben Regeln mit denselben Worten, ja er citirt sie abwechselnd, d. h. Tragödien, um die epische Einheit zu erläutern, Epopöen um die tragische darnach festzustellen. Und unter dem μῆκος, das in Cap. V nur vorläufig erwähnt wird, versteht er da, wo er den

Digitized by Google

Unterschied ausführlich erklärt, den Umfang des Gedichts an Fülle von Geschichten und dadurch an Zahl von Versen. Dies Verhältniss rechnet er genau aus, indem er einer Epopöie den Umfang einer Trilogie zu geben räth. Auch zeigt er wiederholt und mit grossem Scharfsinn, dass die Kürze der Tragödie aus dem Fortschritt der Handlung in der Linie, die grössere Länge (*μῆκος*) der Epopöie aus der durch Erzählung ermöglichten Breite der Handlung entstehe.

Hierdurch ergab es sich nun wie von selbst, dass man die Worte *ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου* auf die wirkliche Zeit beziehen musste, die während der Aufführung verfliesst, da sich das Epos, welches nicht aufgeführt wird, und nicht als Ganzes einen bestimmten Akt der Dionysischen Feste auszufüllen braucht, auch nicht an solche Zeitbestimmungen zu kehren hat (*ἀόριστος τῷ χρόνῳ*), die ohnedies nur die äusserliche Seite der Grössenbestimmung ausmachen und wo sie sich an die Stelle des inneren organischen Maasses setzen wollen, von Aristoteles durch den bekannten Witz mit der Wasseruhr verspottet werden.

Wenn nun nach dieser Auffassung das tragische Festspiel einen ganzen Tag oder etwas weniger in Anspruch nehmen soll, so fragte sich, wie die bisherigen archäologischen Hypothesen sich dazu verhielten. Die Annahme, als wenn in der Frühe eine Komödie gespielt sei und nach solcher barocken Vorbereitung eine Tetralogie, schien schlechthin verwerflich; die andre Hypothese aber, welche die Komödie als Nachmittagsspiel auf die tragische Trilogie folgen lässt, kommt nicht mit der Zeitberechnung aus und stützt sich ausserdem auch nur auf

Digitized by Google

eine und zwar sehr unsichere Stelle. Es schien desshalb eher wahrscheinlich, dass die Tetralogie allein für sich einen Festtag ausgefüllt habe und dass die Komödie als etwas Besonderes von der tragischen Vorstellung abgesondert gewesen wäre, was die gelegentlichen Aeusserungen der Alten zu bestätigen scheinen, die nirgends den Besuch der Tragödie und Komödie zusammenfassen. Ich bemerke ausdrücklich, dass die Annahme von einer Trennung der tragischen und komischen Bühne manchen gerechten Bedenken unterliegt und dass meine Ausführungen keine volle Ueberzeugung bewirken können; aber ich glaube, dass die problematische Natur der Behauptungen in diesem Felde überhaupt unvermeidlich ist, da die bis jetzt aufgefundenen und angezogenen Stellen eine gar zu dürftige und unsichere Basis für eine überzeugende Hypothese gewähren. Jedenfalls ist von Seiten der Archäologie, wie es scheint, nach ihren bisherigen Forschungen schwerlich eine Einrede gegen die Deutung der Aristotelischen Stelle in Cap. V zu erwarten, da das *μικρὸν ἐξαλλάττειν* im ungünstigsten Falle für weitere Dehnung elastisch bleibt.

Der zweite Band soll die Aristotelische Philosophie der Kunst umfassen. Leider mussten sich hier auf dem Wege von Aussen nach Innen die Untersuchungen mehr zersplittern, wie dies die peripherische, kritisch exegetische Behandlung mit sich brachte. Erst der zweite Band wird die interessanteren Fragen enthalten und den Reichthum und die Tiefe der Aristotelischen Kunstbetrachtung systematisch verfolgen können.

Teichmüller.

Digitized by Google

Ten years in South-Central-Polynesia, being reminiscences of a personal mission to the friendly islands and their dependencies, by the Rev. Thomas West. — Illustrated with a portrait and maps. London 1865. 500 S. in Octav.

Unter den umständlichen und eingehenden Schilderungen der Tonga- oder Freundschafts-Inseln war bisher die letzte in dem Werke: J. Mariner, The Tonga-Islands edited by J. Martin enthalten. J. Mariner lebte in dem zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts 4 Jahre lang auf jenen Inseln als Günstling ihres damaligen Beherrschers. Sein Buch wurde wiederholt gedruckt, in verschiedene Sprachen übersetzt und bildete bis jetzt die Hauptquelle über die Tonga-Inseln, ihre Bewohner und deren Sprache. Auch W. von Humboldt konnte bei seiner berühmten Arbeit über die Süd-See-Sprachen für die Tonga-Inseln nur dieses Werk benutzen*).

Seitdem sind über sie freilich mehrere Berichte in grösseren Werken (z. B. in Ellis's Polynesian researches) und in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in Französischen (z. B. Sainson, Souvenirs des îles des amis etc.)**) erschienen, aber keine grössere ihnen speciell gewidmete Arbeit. Die uns vorliegende ist seit Mariner wieder die erste dieser Art.

Der Verf., Thomas West, hielt sich als Missionär zehn Jahre lang (von 1849 bis 1859) auf den Inseln auf, lernte die meisten derselben aus eigner Anschauung auf seinen verschiedenen Missionsreisen kennen und eignete sich auch die einheimische Sprache gründlich an. Er compi-

*) Vgl. W. v. Humboldt. Die Kawi-Sprache etc. Band III, p. 437.

**) Vergleiche Koner: Repertorium etc. p. 459.

lirte mehrere Englische Werke, übersetzte sie in die Tonga-Sprache, und arbeitete mit mehreren andern Missionaren an der Uebersetzung der ganzen Bibel in dieselbe Sprache, welche die Britische Bibelgesellschaft herauszugeben beabsichtigte. — In Folge dieser Arbeiten, die ihn nach seiner Rückkehr (im Jahre 1859) beschäftigten, geschah es, dass sein vorliegendes Werk erst im Jahre 1865 das Licht der Welt erblickte.

Vor 40 Jahren war auf den Freundschafts-Inseln nicht eine einzige christliche Seele zu finden. Die Einwohner steckten in der Finsterniss des Heidenthums und eines krassen Aberglaubens. Die schönen kleinen Insel-Länder wurden seit undenklichen Zeiten von häufig ausbrechenden Fehden und wilden Stammkriegen verwüstet und schmachteten, wenn Ruhe eintrat, unter grausamen, hab- und raubsüchtigen Despoten. — In diesem Augenblick (im Jahre 1865) bildet dagegen die Tonga-Gruppe eine der segens- und hoffnungsreichsten christlichen Nationen der Südsee. Es befinden sich auf den Inseln über 160 protestantische Kirchen, Capellen und Gebethäuser, 24 theils Europäische theils eingeborene Missionäre (Wesleyaner), dazu 214 christliche Lehrer und ungefähr 30,000 dem Gottesdienste beiwohnende Insulaner.

Auch für Handel, Industrie und Ackerbau haben die Tonga-Inseln in neuerer Zeit eine grössere Bedeutung erlangt. Die ersten grösseren vierfüssigen Thiere, Schweine, Hunde und Katzen, haben schon frühere Seefahrer, Tasman und Cook, hier eingeführt. Später hat man andere nützliche Vierfüssler beigefügt. Dem Zuckerrohr, von dem man verschiedene Varietäten angepflanzt hat, sind Klima und Boden der Inseln sehr

Digitized by Google

günstig. Seit 1852 hat man auch die Kaffeestaude zu bauen angefangen, und zwar mit grossem Erfolg. Der jetzige König der Inseln George Tubou hat selber den Kaffeebau nach Kräften gefördert. Die Cocos-Nuss-Palme war bis dahin die wichtigste Pflanze der Insel. Jeder Theil des Baumes wurde seit unvordenklichen Zeiten zu mannichfaltigen Zwecken verwendet. Aber in neuester Zeit haben die Insulaner auch das Cocos-Nuss-Oel in grossen Quantitäten zu erzeugen gelernt. Dieses Südsee-Produkt ist ein sehr wichtiger Handels-Artikel in dem Verkehr mit China und Japan etc. geworden, und die Tonga-Insulaner nehmen nun an dieser blühenden Handels-Branche eifrigen Antheil.

Bei der Abfassung des Werks war es die Haupt-Absicht des Verfs, den Anfang und Fortschritt des Christenthums und der Civilisation auf den Freundschafts-Inseln bis zu dem jetzt erreichten schönen Ziele speciell zu schildern. Er hat es aber dabei keineswegs bewenden lassen. Vielmehr hat er seiner christlichen Missions- und Handels-Geschichte sowohl eine eingehende geographische und naturgeschichtliche Schilderung des Archipels, als auch eine Untersuchung der früheren Geschichte seiner Bevölkerung, und ferner auch eine Abhandlung über die Tonga-Sprache und eine Grammatik derselben beigefügt.

Die langjährige Erfahrung, die dem Vf. zur Seite stand, und die sorgfältige, umsichtige und fleissige Weise, mit der er jene verschiedenen Thema's abhandelt, lassen sein Buch als eine beachtenswerthe Arbeit in der Literatur der Südsee-Inseln erscheinen. Er hat sich in jeder Beziehung für seinen Zweck gut vorbereitet. Er zeigt sich als ein vorurtheilsloser und verstän-

diger Mann und ein offener Kopf, und er hat den Stoff seines Buchs auf eine sinnige Weise geordnet. Die Darstellung seiner persönlichen Verhältnisse und Heimreise lässt er voraufgehen. Dann folgt die geographische Schilderung des Landes, die von Karten begleitet ist, und das Geschichtliche macht den Schluss. Der Anhang über die Tonga-Sprache und ihren grammatischen Bau ist besonders interessant und neu.

Die einzige Grammatik, welche man bisher von dieser Sprache hatte, war die, welche in Mariner's oben erwähntem Werke enthalten war. Dieselbe war von einem Englischen Gelehrten, dem Dr. Martin, compilirt nach Materialien, die der Missionär Mariner geliefert hatte. »In Anbetracht der Umstände«, sagt unser Verfasser Herr West (pag. 441 fgg.), »unter denen diese Arbeit an's Licht kam, kann man sie als einen lobenswerthen Versuch bezeichnen. Hr Mariner zeigte sich als ein Mann von gutem Gedächtniss, und als ein scharfsinniger Beobachter der Menschen und Dinge. Nichts destoweniger ist seine Grammatik in vielen Punkten total fehler- und mangelhaft, und für philologische Zwecke von sehr geringem Nutzen. — Auch mein hier vorliegender Versuch, die Regeln des Baues der Tonga-Sprache zu entwickeln, mag nicht in jeder Hinsicht vollkommen sein, aber er wird doch sowohl allen denen, welche sich mit der Sprache praktisch bekannt machen wollen, als zuverlässiger und ausreichender Führer dienen, als auch für alle Zwecke comparativer Philologie das Nöthige darbieten, besonders wenn man dabei das werthvolle Wörterbuch der Tonga-Sprache zu Rathe zieht, welches der Missionär Rev. Stephen Rabone im Jahre 1846 herausgegeben hat«.

Digitized by Google

Humboldt, wie gesagt, kannte bei seinem Werke über die Südsee-Sprachen nur die von unserm Verfasser als mangelhaft verworfene Grammatik Mariner's *), der nur 4 Jahre auf den Inseln war, und dessen Materialien ein Anderer zusammenstellte, während West 10 Jahre unter den Insulanern war, ihnen predigte und nachher noch 6 Jahre lang für sie die Bibel und andere Schriften übersetzte. Humboldt mag daher zu mancherlei nicht richtigen Ansichten und Schlüssen über die Tonga-Sprache und über die Art ihres Zusammenhangs mit den anderen Südsee-Sprachen verleitet sein. Er stellte z. B., indem er Mariner folgte, die Ansicht auf, dass die Tonga-Sprache auch grammatisch von der Sprache der Neu-Seeländer ganz verschieden sei **). Unser Verfasser dagegen behauptet, dass beide Sprachen einen hohen Grad von Aehnlichkeit und Verwandtschaft besitzen. Er glaubt aus diesem Umstande, so wie auch aus der Lage der Tonga-Inseln, die von allen Südsee-Insel-Gruppen von Norden her Neu-Seeland am nächsten sind (sie sind ungefähr 240 deutsche Meilen von ihm entfernt), schliessen zu können, dass gerade von ihnen aus Neu-Seeland bevölkert wurde und dass Tonga eben das in den Neu-Seeländischen Traditionen so oft genannte Nord-Land sei, von dem die Vorväter der Neu-Seeländer südwärts herabgekommen seien (pag. 74).

Die geographische Position der Tonga-Inseln erscheint unserm Verfasser auch noch in anderer Beziehung wichtig und für die Verbreitung des Menschengeschlechts über die Südsee-Inseln bedeutungsvoll. Er glaubt (pag. 248 sqq.) beim

*) S. Humboldt, Kawi-Sprache. Bd. III. S. 437.
**) Humboldt. l. c. p. 435.

Digitized by Google

Anblick der Welt-Karte eben so wie der Sprachforscher Crawfurd erkannt zu haben, dass die Tonga-Inseln eine Art von Central-Stellung haben, dass lange Inselketten von ihnen nach China und Japan gleichsam wie eine Brücke hinüberführen und dass eben solche Ketten und Brücken von ihnen zur Torres-Strasse und zu den hinterindischen Inseln und den Ländern der Malayen herüberführen, und ferner nimmt er dann seine Gruppe als die westlichste von dem langen Insel-Gürtel, der sich ostwärts durch den ganzen Stillen Ocean auf Amerika hin erstreckt. Er glaubt daraus schliessen zu können, dass die Tonga-Inseln ein grosser Sammel- und Vertheilungs-Platz für die Bevölkerung der Südsee gewesen sein müssen. Einerseits kamen zu ihnen viele Elemente von China, Japan etc. und andrerseits andere von der Torres-Strasse, Borneo, Celebes, Sumatra, Java etc. — Diese mischten sich auf den Tonga-Inseln und verstreuten sich von da aus dann weiter nach Osten und Süden bis nach Neu-Seeland und bis nach Otahaite etc. Ich gestehe, dass ich nicht im Stande bin, in allen diesen Punkten dem Verfasser zu folgen. Ich vermag die centrale Lage der Tonga-Inseln in der ganzen grossen Süd-See-Inseln-Verkettung nicht zu erkennen. Vieles von dem, was er von den Tonga-Inseln behauptet, scheint mir auf die benachbarten Fidji-Inseln noch viel besser zu passen.

Sehr bemerkenswerth scheint mir dagegen, was ein so guter und erfahrener Beobachter wie Herr West überhaupt über den bisher noch wenig beachteten Antheil, welchen ausser den Malayischen Ländern, aus denen man gewöhnlich Alles herleiten will, auch China, Japan und

Digitized by Google

andere Asiatische Gegenden an der Bevölkerung der Südsee-Inseln gehabt haben mögen, bemerkt. »Asien«, sagt er, »und nicht Amerika ist jedesfalls der Welttheil gewesen, von welchem die Polynesische Bevölkerung ausging. Dabei muss man sich aber nicht vorstellen, dass die ganze Polynesische Race von einem einzigen Punkte oder einer Gegend Asiens allein ausging und dass diese ganze Race und ihre Sprache einen einzigen Stamm bilde, von dem die verschiedenen Inselvölker und ihre Sprachen nur Zweige seien. Es giebt zwar unter allen Polynesiern eine gewisse allgemeine Familien-Aehnlichkeit. Daneben kann man aber wieder zahllose Varietäten der Gesichtszüge und der physischen Constitution erkennen. Man findet bei ihnen fast alle Asiatischen Typen vertreten, von den edelsten Kaukasischen bis zu den Mongolischen und Japanesischen (pag. 251—252 fgg.). Die Polynesischen Sprachen bieten ebenfalls Aehnlichkeiten mit denen der Chinesen und Japanesen*). Ja es würde mir sogar nicht schwer sein, die Existenz einer sehr auffallenden Identität zwischen den socialen und politischen Verhältnissen der Japanesen und denen der Tonga-Insulaner nachzuweisen (p. 452). Japanesische und Chinesische Junken werden noch heute zuweilen bis zu den entferntesten Südsee-Inseln verschlagen. Diess mag im grauen Alterthum schon oft vorgekommen sein. Und es scheint demnach, dass eben so wie aus dem Malayischen Archipel, so auch von China und Japan und anderen Küsten Asiens her ein beständiger Strom von Schiffbrüchigen und Einwanderern in die Südsee hinausgegangen ist und dass wir dem-

*) Diess hat allerdings auch schon Humboldt bemerkt, Kawi-Sprache Band III. S. 430.

Digitized by Google

nach in dem heutigen Polynesien das Product einer Vermischung sehr vielfacher Asiatischer Bevölkerungs-Elemente anzuerkennen haben«.

Bremen. J. G. Kohl.

Schimpf und Ernst von Johannes Pauli herausgegeben von H. Oesterley. Stuttgart. Gedruckt auf Kosten des litterarischen Vereins. 1866. 1. Bl. 559 S. 8. (85ste Publication des litterarischen Vereins in Stuttgart.)

Der ausgezeichneten, sorgsamen Leitung des literarischen Vereins in Stuttgart, deren Verdienst hauptsächlich Hrn Prof. v. Keller in Tübingen gebührt, verdanken wir eine lange Reihe von Publicationen, die meistens Werke der deutschen Literatur enthalten, theils bis dahin ungedruckte, theils Erneuerung schwer zugänglicher Schriften der Literatur des 15.—17. Jahrhdts. Es handelt sich dabei in der Regel um blosse urkundliche Wiedergabe der Texte. Die literarischen Nachweise über das Ganze eines Werkes oder über Theile und Stellen desselben sind als angenehme Zugaben zu betrachten, die ursprünglich nicht im Plane lagen, mitunter aber, wie z. B. bei den Fastnachtspielen des 15. Jh., bei den Scherzgedichten J. Laurembergs u. a., den Werth der Publication ausserordentlich erhöhen. Zu den Ausgaben dieser Art gehört die vorliegende. Denn so sehr es seit langer Zeit der Wunsch der deutschen Philologen war, die Schwanksammlung des Bruders Johannes Pauli in einem authentischen Abdrucke der ersten Ausgabe allgemein zugänglich gemacht zu sehen, so konnte doch in diesem Falle mit der blossen Wiederholung nicht ausgereicht werden, da Paulis Werth nicht allein in seiner Darstellung, sondern auch in dem Stoffe

Digitized by Google

beruht, dieser aber sich als ein sehr wirksames Verbindungsmittel zwischen der voraufliegenden und nachfolgenden Literatur, der des Mittelalters und der des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu erkennen gibt. Pauli wurde um das Jahr 1455 von jüdischen Eltern geboren (sein ursprünglicher Name war nach einer Vermuthung Veiths, der 1839 eine kleine Schrift über ihn veröffentlichte, Paul Pfedersheimer, d. i. Paul aus Pfedersheim in der Pfalz). Er trat früh zum Christenthum über, wurde in Strassburg Magister der freien Künste, nahm den Franciskanerorden an und predigte schon 1479 in dem Kloster seines Ordens zu Thann in der Grafschaft Pfirt im Elsass. Zwanzig Jahre später wurde er als ein ausgezeichneter Prediger zu dem von Franz Sabarra nach Oppenheim berufnen Convent entsandt. Von 1506 bis 1510 war er Guardian des Barfüsserklosters in Strassburg, wo er die Predigten Geilers von Kaisersberg hörte, die er aufzeichnete und in den folgenden Jahren ausarbeitete. Die erste Sammlung derselben gab er als Lesemeister zu Schlettstadt 1515 unter dem Titel »Evangelibuch« heraus, der im folgenden Jahre eine andere Sammlung die »Emeis« und 1517 eine dritte die »Brösamlin« beigesellt wurden. Nach seinen eignen Angaben im Schimpf und Ernst (Nr. 325 S. 205) war er kurze Zeit vorher oder nachher auch Lesemeister zu Villingen im Schwarzwalde; im J. 1518 treffen wir ihn wieder als Lesemeister zu Thann, wo er die Redaction von Schimpf und Ernst vollendete (die Vorrede ist vom J. 1519), Geilers Predigten über Seb. Brants Narrenschiff, die bis dahin nur in der lateinischen Aufzeichnung Jac. Otgers bekannt waren, ins Deutsche zurückübersetzte und bis zu seinem nach 1530

Digitized by Google

erfolgten Tode verblieb. Seiner ganzen Bildung nach musste er der Predigtliteratur besondre Aufmerksamkeit geschenkt haben und die Vermuthung lag nahe, dass seine im 16. Jahrh. mit ausserordentlichem Beifall aufgenommne Sammlung ernster und heitrer Geschichten vorwiegend aus dieser Quelle geflossen sei. Diese Vermuthung hat sich in jeder Weise bestätigt. Der Herausgeber hat mit angestrengtem Fleisse und grossem Erfolge die auf der Göttinger Bibliothek sehr reichhaltige Literatur der Predigtsammlungen des Mittelalters durchforscht und darin fast für jede der 693 Geschichten Paulis, sowie der 39 später hinzugefügten die ältere Niederschrift aufgewiesen. Aber er ist dabei nicht stehen geblieben, sondern hat auch die Abstammung dieser älteren Geschichten bis ins classische Alterthum und bis in die Literatur des Orients verfolgt und die spätere auf Pauli fussende Verbreitung durch die Anekdotenbücher Europas, wenigstens nach den Hauptvertretern dieser Literatur, nachgewiesen, so dass in diesen mühevoll gesammelten und mit grosser Genauigkeit vorgelegten Citaten für den Forscher diese Seite des Mittelalters zum erstenmal aufgehellt ist. Zwar sind überall nur Nachweisungen gegeben, die älteren Quellen selbst aber ihrem Wortlaute nach nicht mitgetheilt, da der Zweck und der Charakter dieser Arbeit eine ausführlichere Behandlung nicht gestattete; aber auch in den blossen Verweisungen auf die sonst schwer zugängliche und bisher völlig vernachlässigte Literatur — denn mit der Aushebung einiger »Predigtmärlein« war wenig gedient — ist eine sehr willkommne Förderung der Kenntniss der Wege, auf welchen sich diese kleinen Geschichten verbreitet haben, die in unzähligen Fällen die

Digitized by Google

Grundlage neuerer Dichtungen aller europäischen Literatur geworden sind, dargeboten. Eine ausführliche quellenmässige Sammlung muss einer selbständigen Arbeit vorbehalten bleiben und kann von niemand besser geliefert werden als von dem Herausgeber des vorliegenden Werkes, der in dem Verzeichniss der von ihm durchgearbeiteten Werke (S. 464—472) eine so ungewöhnliche Belesenheit zu erkennen gibt, dass schwerlich jemand darin mit ihm wetteifern kann. Denn was Val. Schmidt, der Einzige, der sich auf die patristische Literatur des späteren Mittelalters eingelassen hatte, oder A. C. M. Robert, der Herausgeber von Lafontaines Fabeln, in dieser Beziehung geleistet haben, ist ein schwacher Versuch gegen die ausdauernde Beschäftigung Oesterleys mit jener ermüdenden barbarischen Literatur der Destructorien, Disciplinen, Summen, Dialogen, Communiloquien, Quadragesimalen, Sermonen, Praeceptorien, Promptuarien, Lavacren, Formicarien, Pomerien, Rosarien, Stellarien und wie die Titel sonst lauten mögen, die jedesmal einen dicken Folianten, meistens des 15. Jahrh., anzeigen und damals so weit verbreitet wie heute gänzlich vergessen sind. Aber der Herausgeber ist bei der Vermittlung Paulis mit früherer und späterer Literatur nicht stehen geblieben, er hat auch die Aufgabe gelöst, die specielle Geschichte des Werkes aufzuhellen und aus der Vergleichung fast sämtlicher Drucke, deren es fast hundert gibt, Ergebnisse gewonnen, mit denen dies Capitel der deutschen Literaturgeschichte, das bisher ein sehr verworrenes war, völlig ins Reine gebracht ist. Er hat die alten Drucke, welche sich eng an den ursprünglichen Text halten, ausgesondert und die sieben hauptsächlichsten unter einander ver-

Digitized by Google

glichen (S. 439 — 463), so dass man die Abweichungen der einen von der andern Ausgabe leicht übersieht und sich in allen ohne Mühe zurechtfindet. Die Vergleichung erstreckt sich jedoch nur auf die verschiedene Anordnung in den verschiednen Drucken, berücksichtigt aber weder die Abweichungen der Schreibung noch des Stils, was hin und wieder vielleicht hätte geschehen können und namentlich da, wo sich lexikographisch wichtige Abweichungen ergaben, hätte geschehen müssen, im Ganzen aber umgangen werden konnte, da es sich nur um die Wiedergabe des von Pauli selbst herrührenden Textes handelte und dieser allein in der Editio princeps vorliegt, während alle späteren Ausgaben ohne Zuthun des Verfassers veranstaltet sind, also für die Feststellung des ohnehin im ersten Druck sorgfältig behandelten Textes keine Bedeutung haben. Der Herausgabe sind die auf den königlichen Bibliotheken in Berlin und Dresden befindlichen Exemplare zum Grunde gelegt, der Text ist danach getreu wiedergegeben und nur Druckfehler sind berichtigt, aber jedesmal für den Liebhaber unter dem Texte angegeben. Bis in die Mitte des Jahrhunderts erhielt sich, landschaftliche Dialektänderungen und einzelne Umstellungen abgerechnet, Paulis Werk ziemlich in der ursprünglichen Form. Durch die Zusammenstellung der Nummern nach ganz neuen Rubriken und die fortwährende Neigung, ältere Stücke auszuscheiden, neue einzuschieben und jedem einen moralisierenden Schluss anzuhängen, sowie Sprache und Orthographie dem Gebrauche der Zeit anzupassen, erhielten die nach der ersten Hälfte des 16. Jahrh. erscheinenden Ausgaben ein immer fremdartigeres Ansehen, so dass sie endlich als ganz neue Werke erscheinen,

Digitized by Google

die den Titel zwar meistens beibehalten, das ursprüngliche Werk aber, wie viele Schwankbücher, nur benutzen oder ausziehen. Die grosse Reihe von Stücken, die auf diese Art auf Paulis Namen neu hinzugekommen sind, hat der Herausgeber unberücksichtigt gelassen und einer selbständigen Arbeit vorbehalten, dagegen aber 39 Nummern hinzugefügt, die in den Drucken, welche die ursprüngliche Anordnung des Stoffes beibehalten haben, hinzugekommen sind. — Ein Verzeichniss der seltneren, jetzt ausser Gebrauch gekommnen Wörter macht den Beschluss dieser musterhaften Arbeit. K. Goedeke.

Convocation des états-généraux et législation électorale de 1789, extraits des documents officiels par A. Labot. Nevers, Gourdet imprimeur-éditeur 1866. 516 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk, für welches der Vf. kein anderes Verdienst als Sammelfleiss und den exacten Abdruck von zum Theil bis dahin nicht bekannten Documenten in Anspruch nimmt, zerfällt in zwei grössere Abtheilungen, von denen die erste die Berufung der états généraux und die hierauf bezüglichen Erlasse, die zweite die Protocolle und die opérations électorales behufs der allgemeinen Ständeversammlung abseiten der ehemaligen Provinz Nivernois zum Gegenstande hat.

Die erste Abtheilung anbelangend, so beginnen die nur hin und wieder durch eingeschobene erläuternde Bemerkungen mit einander verknüpften Actenstücke mit der Convocation der Notabeln, wie solche nach der vom Könige eigen-

Digitized by Google

händig entworfenen Zusammensetznng im Jahr 1787 erfolgte. Ueber die Sitzungen derselben, über wiederholt auftauchende Fragen der Etiquette, die von Calonne vorgetragenen Propositionen, die Sonderung der Berufenen in sieben Bureaux und die Discussion der in Berathung gebrachten Artikel verbreiten sich die unverkürzt abgedruckten Protocolle; desgleichen über die nicht ohne Widerstand von den Notabeln genehmigten assemblées provinciales et municipales, die ein Organ der Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung abgeben sollten und deren Composition und Verfahren sich aus dem hier mitgetheilten Reglement für die assemblées du Nivernois und den von ihnen erstatteten Rapports ergiebt.

Hart nach der Auflösung dieser ersten Notabeln erfolgten die Verordnungen, welche die bisherigen Beschränkungen des Getreidehandels aufhoben und die Ablösung der Frohnden gestattete; die Grundsteuer wurde geregelt, die Stempelsteuer einstweilen eingeführt, die Hofchargen verringert, die Finanzverwaltung erheblichen Ersparungen unterzogen, der Staatsrath auf 32 Mitglieder beschränkt, die auf dem königlichen Schatze lastenden Gnadengehalte reducirt, die bürgerliche Stellung der Reformirten gehoben, zahlreiche Missbräuche beseitigt, die sich in die Verwaltung des Krongutes eingeschlichen hatten. Hierauf folgen Erlasse für Milderung im Criminalverfahren, namentlich Aufhebung der Tortur, für eine zweckmässigere Organisation des gesammten Justizwesens, Wiedereinsetzung der cour plénière, Aufhebung des vom Parlamente beanspruchten Vorrechts, Gesetze zu enregistriren. Man weiss, dass diese Verfügungen die Opposition des Parlaments von Paris

Digitized by Google

steigerten und der aus seiner Mitte hervorgegangene Ruf: »Ce ne sont des états, mais des états-généraux qu'il nous faut« noch an dem nämlichen Tage in allen Quartieren von Paris wiederhallte, dass an der gegen die Verlegung dieses höchsten Gerichtshofes nach Troyes erhobenen Protestation die Parlamente der Provinzen sich betheiligten, dann die Rückkehr nach der Hauptstadt gewährt wurde, der Widerruf der Grund- und Stempelsteuer erfolgte, ohne dass dadurch die heftige Renitenz der Parlamente vermindert worden wäre und endlich (5. Juli 1788) der König die feierliche Erklärung abgab, die allgemeinen Stände berufen zu wollen.

Die aus den Archiven hervorgesuchten Protocolle der letzten, vor 173 Jahren tagenden états généraux gewährten den gewünschten Aufschluss über die Art der Convocation und die Begrenzung der activen und passiven Wahlbefähigung nicht und überdies konnten die damals geltenden Formen und Bestimmungen, auch wenn man eine genaue Uebersicht über sie gewonnen hätte, den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr als angemessen erscheinen. Deshalb erfolgte im October 1788 die zweite Berufung der Notabeln »afin d'avoir leur avis sur la manière la plus juste et la plus convenable de procéder à la formation der états-généraux«, in deren Zusammensetzung und Berathungen die hier abgedruckten Protocolle die vollständigste Einsicht gewähren.

Eine Einigung, dass nicht, wie es früher Brauch gewesen, jedes Amt als solches eine gewisse Zahl von Deputirten stelle, sondern dass letztere von dem Masse der Bevölkerung und der Höhe der Abgaben abhängig gemacht werden müsse, wurde unschwer erzielt; nur dass

Digitized by

dem gegenüber die Regierung weder im Stande war, eine Bevölkerungsliste, noch auch eine genaue Uebersicht der an den Staat entrichteten Abgaben vorzulegen im Stande war. Von ungleich grösserer Wichtigkeit war die Frage, ob die Zahl der Vertreter des tiers état der der beiden privilegirten Stände zusammengenommen, oder nur jedem derselben gleich sein solle, sodann wie die active und passive Wahlbefähigung zu normiren, welche Procedur bei der Abstimmung zu befolgen, wie die Redaction der cahiers de plaintes, doléances et remonstrances zu bewerkstelligen sei. Die hierauf ertheilten motivirten Bescheide der verschiedenen Bureaux, in welche die Notabeln getheilt waren, gewähren besonderes Interesse. Hiernach wird die législation électorale de 1789 mit Betonung der ihr zu Grunde liegenden Principien nach vorliegenden Actenstücken der Erörterung unterzogen.

Die zweite und ungleich grössere Abtheilung enthält die »Cahiers, procès-verbaux, opérations électorales des assemblées du clergé, de la noblesse et du tiers-état du Nivernois«, wie solche im März 1789 in Nevers Statt fanden. Es umfasst demnach dieser Abschnitt die hier zum ersten Male veröffentlichten Wahlacte einer Landschaft von mässigem Umfange und bietet durch die in ihr enthaltenen Details die Analogie für das in allen übrigen Provinzen Frankreichs beobachtete Verfahren.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück. 12. December 1866.

L. Stein. Die Verwaltungslehre 1. Th. Stuttgart. 1865. XVIII und 661 S. in gr. Octav.

Erwägt man, dass die Staatsverwaltung sich theils historisch bildet, durch besondere Verhältnisse und Begebenheiten, theils principiell nach durchdachten, festen Grundsätzen, so ist zugleich nicht zu läugnen, dass hiebei wieder viel auf den Geist ankommt, in dem die Verwaltung gehandhabt wird. Dieser nicht minder wie die Form finden sich wiederum durch irgend ein Hauptelement bedingt, das dann und wann diesem oder jenem Staate als ein sehr fehlerhaftes zum Grunde liegt, sei es durch die Natur der Verhältnisse hervorgerufen oder durch die künstliche Entwickelung leitender Factoren. Ueberhaupt steht die Verwaltungs-Organisation mit der Natur und dem ganzen Wesen des Staats in innigem Zusammenhange. — Hat ein Staat als Lebensziel hauptsächlich die Interessen des Handels und der Industrie zu vertreten, so wird die Verwaltung Vorzugsweise auf diese Rücksicht zu nehmen haben; tritt das Militairwesen als

Digitized by

Hauptelement auf, so wird dieses vielfach die Verwaltung beeinflussen; stellt sich der ländliche Grundbesitz als vornehmstes Staatsprincip auf, so wird dieser die Art der Verwaltung bestimmen; ist der Staat zwischen Domanium und ritterschaftlichem Grundbesitz gleichmässig vertheilt, so wird die Verwaltung darnach einen doppelten Charakter annehmen; sind in einem Reiche wohl die für zweckmässig erkannten Formen der Verwaltung aufgestellt, waltet aber bei geringer sittlicher und intellectueller Bildung ein Geist der Corruption ob, so werden die meisten Functionen der Verwaltung sich auch auf diese Weise manifestiren und des belebenden Vertrauens entbehren.

Das hier verzeichnete Werk zerfällt ausser einer Einleitung über den allgemeinen organischen Staatsbegriff und die Lehre von der vollziehenden Gewalt in zwei Theile, von denen der erstere das Recht der vollziehenden Gewalt in sich schliesst. A. Das System der vollziehenden Gewalt. B. Das System des verfassungsmässigen Verwaltungsrechts. Erstes Gebiet. Das persönliche Vollziehungsrecht des Staatsoberhaupts. Zweites Gebiet. Die Regierungsgewalt und das Regierungsrecht. Drittes Gebiet. Das bürgerliche Verwaltungsrecht. Der zweite Theil umfasst den Organismus der vollziehenden Gewalt. Allgemeine Grundlagen. Erstes Gebiet. Die persönliche Staatsgewalt und ihre Organe. Zweites Gebiet. Der Organismus der Regierung oder das Amtswesen. Drittes Gebiet. Die Selbstverwaltung und ihr Organismus. Viertes Gebiet. Das Vereinswesen. — Diese hier aufgeführten Hauptabtheilungen zerfallen wieder in eine Menge Unterabtheilungen.

Die vollziehende Gewalt, hebt der Vf.

Digitized by Google

S. 13 an, ist die Verwirklichung der Staatsidee, von der dieselbe ganz durchdrungen seyn muss, um sie zu einem lebendigen Gliede des Staatsorganismus zu machen. Die Regierung eines Staats nennt er diese von den Principien durchdrungene und beseelte Vollziehung, welche sich aus dem sittlichen und rechtlichen Organismus des Staats ergiebt. Die Lehre, welche diese Principien finden und ergründen lehrt, ist dann die Regierungslehre, und die Kunst, das richtige Verhältniss der allgemeinen Principien zu dem gegebenen Zustande eines Staats zu jeder Zeit zu finden: die Regierungskunst oder Politik. Weil die Regierung nur die principielle Vollziehung ist, so will der Vf. diese von der Verwaltung unterschieden wissen, sowie Form und Inhalt zu unterscheiden sind, denn die Vollziehung stellt das organische Verhalten der wirklichen Thätigkeit zur innern Selbstbestimmung der Staatspersönlichkeit dar. — In solchen und ähnlichen dialektischen Auseinandersetzungen ergeht sich der Verf., um auf die Unterscheidungen aufmerksam zu machen, ohne welche eine systematische Wissenschaft überhaupt nicht möglich sey.

Die Staatsaufgaben scheiden sich in drei grosse Gruppen oder Gebiete, die den Inhalt der Verwaltung bilden. Das erste Gebiet begreift den wesentlichsten Gegenstand der concreten Thätigkeit des Staats, nämlich die Finanzverwaltung, das zweite Gebiet enthält die Thätigkeit des Staats für die Geltung des Rechts: die Rechtspflege, das dritte Gebiet umfasst die Verwaltung des Innern, und die Begriffe und Regeln, auf welchen diese Thätigkeit beruhet, werden als innere Verwaltungslehre bezeichnet.

Digitized by Google

Durch die für den Umfang des letztgenannten Gebietes in Frankreich beliebte, keineswegs logische Terminologie hat sich der Verf. nach unserer Ansicht irre leiten lassen, die Verwaltung des Innern als principiellen Gegensatz gegen die übrigen bestehenden Hauptarten der Verwaltung, in dem dialektischen Mechanismus seiner Einleitung aufzuführen, während er selbst S. 30 ausspricht, dass der specifische Begriff der innern Verwaltung bisher nicht bestimmt worden sey.

Als man in Frankreich die Einrichtung der Ministerien nach den verschiedenen Hauptverwaltungszweigen traf, ward ihre Bezeichnung vorgenommen, ohne sich dabei gerade um eine tiefere Begründung der Terminologie zu kümmern. Collidirt, um dieses hier als Beleg anzuführen: der Begriff »Inneres« nicht mit der Bezeichnung »Finanzministerium«, »Ministerium der öffentlichen Arbeiten«? — Haben diese nicht ebenfalls grösstentheils innere Angelegenheiten zu ihrem Geschäftskreise? Ferner, weil das Ministerium der Marine gleichfalls ein Ministerium des Kriegs darstellt, so darf Krieg und Marine nicht als Gegensatz bezeichnet werden. Auf ähnliche Weise wird das Ingenieur-Departement in Frankreich Vorzugsweise mit dem Namen des génie belegt, obgleich zum Artilleriewesen wenigstens eben so viel Genie erforderlich ist. Die Begriffsbestimmung, was die Verwaltung des Innern betrifft, dass sie die Gesammtheit der den Aufgaben für die Verwendung der Macht und der Mittel zugedachten Thätigkeit des Staats sey, um den Einzelnen in seinen individuellen Lebensverhältnissen zu fördern, erscheint hiernach zu vage und unsicher, da sich ja diese Aufgabe ebenso-

Digitized by Google

wohl die Finanzverwaltung und das Ministerium des Handels vindicirt, wo dieses als ein selbstständiges besteht, und die Verwaltung der Militairangelegenheiten äussert ebenfalls in den angenommenen Normen und Maximen einen sehr erheblichen Einfluss auf das innere Gedeihen des Staats, auf die gesammten Lebensverhältnisse der staatsbürgerlichen Gesellschaft. Etwas Anderes ist freilich das Heer in Reih und Glied gedacht, in dessen Verhältniss zum Staatsoberhaupte, von welchem der Verf. S. 42 redet.

Im Allgemeinen wird im Verfolg des Werkes die Verwaltung als der Gesammtausdruck für das ganze thätige Leben des Staats bezeichnet, im Gegensatz zur Function der Willensbestimmung oder der Gesetzgebung. Man setzt daher die Gesetzgebung (insofern diese nach bestimmten Anordnungen des anerkannten öffentlichen Rechts vor sich geht) oder die Verfassung der Verwaltung gegenüber, dem Willen die That. Die Verwaltung im weitesten Sinne begreift darnach die Gesammtheit des thätigen Staatslebens ohne Rücksicht auf seinen besonderen Inhalt, und die Verwaltungslehre in dieser Beziehung findet ihren Inhalt erst in der Vollziehung und den oben aufgeführten drei grossen Gebieten. Die Vollziehung ist die Kraft und die Organisation der Thätigkeit des Staats an sich, noch ohne Rücksicht auf ihren Gegenstand, nur als dasjenige, was in allen Gebieten der eigentlichen Verwaltung das Gemeinsame und Gleichartige ist. Sie bildet daher den allgemeinen Theil der Verwaltung, und die Lehre von der vollziehenden Gewalt als allgemeine Grundlage jeder besondern Vollziehung in den einzelnen Gebieten der Verwaltung, ist der allgemeine Theil der Verwaltungslehre.

Digitized by Google

Die Gesammtheit der Staatsthätigkeit in der Verwaltung der aufgestellten drei Gruppen oder Gebiete bildet nun die eigentliche Verwaltung. — Die Darstellung geht sodann zur Bestimmung des Begriffs vom öffentlichen Recht über, zu den Bildungsformen dieses letzteren, der historischen, deren Elemente die menschliche Gesellschaft und die Landes- und Volksgestaltung sind, und der Gesetzgebung, als Gegenstand der Selbstbestimmung der staatlichen Persönlichkeit. Das den Organismus des Staatslebens in seinen rechtlichen Grundlagen rechtlich feststellende Gesetz ist die Verfassung. Die speziellen Verhältnisse der Verwaltung sind dem im Verfassungsgesetze ausgesprochenen Staatswillen unterworfen und das Vollziehungs- und Verwaltungsrecht bildet alsdann das verfassungsmässig bestimmte Verwaltungsrecht. Wo aber die Gesetzgebung für die Aufgaben der Verwaltung selbständig hervortritt, insofern kein verfassungsmässiges Verwaltungsrecht vorhanden ist, da tritt nun zum Unterschiede von jenem ein gesetzliches Verwaltungsrecht hervor. Der Wille aber, den die vollziehende Gewalt im Namen des Staats für einen einzelnen Fall der Thätigkeiten der Verwaltung im weitern und im engern Sinne bekundet, heisst die Verordnung und das aus solchen Verordnungen emanirende Recht bildet das ordnungsmässige Verwaltungsrecht. — Die Lehre von der Vollziehung sondert der Verf. in zwei Theile, die im Wesen der That liegen. Jede That aber tritt zuerst als Kraft und dann als Mittel der Ausführung hervor, und die Darstellung der als selbstständig gedachten Kraft des Staats oder der vollziehenden in allen ihren einzelnen Mo-

Digitized by Google

menten wird von ihm als das Recht der vollziehenden Gewalt bezeichnet. Das Mittel nun, dessen sich die Kraft bedient, und in welchem sie lebt, ist das Organ der Vollziehung, und das System von Organen oder der Organismus bildet neben dem Rechte der vollziehenden Gewalt den zweiten Theil der allgemeinen Verwaltungslehre. Den dritten Theil, nämlich die Darstellung des positiven Rechts und des positiven Verwaltungs-Organismus verschmelzet der Verf. mit den beiden anderen Theilen, um eine vergleichende Darstellung des Geltenden zu gewinnen.

Zu der Regierungsgewalt und ihren drei Formen geht der Verf. S. 43 über. Die Regierungsgewalt ist die allgemeine Form für die besondere Ausübung der einzelnen Thätigkeiten der Verwaltung; sie enthält drei Grundformen, von denen die erste in dem Verhältniss zu dem Staatswillen, d. h. in dem Gesetze besteht. Weil indess kein Gesetz fähig ist, alle Seiten desjenigen Lebensverhältnisses wirklich und vollständig zu umfassen, für welches es gegeben wird, so muss die Vollziehung die gegebenen Verhältnisse so ordnen, wie es der Staatszweck erfordert, und dieser Inhalt der Regierungsgewalt begründet die Verordnungsgewalt. Die zweite Grundform liegt in der Bestellung der Organe für die einzelnen Momente der wirklichen Vollziehung und wird von dem Verf. mit dem Namen Organisationsgewalt belegt. Das Maass, welches jedem einzelnen Organe von der vollziehenden Gewalt zufällt, wird als die Zuständigkeit oder Competenz bezeichnet. Die dritte Grundform wird durch die Polizeigewalt als ein immanenter Theil der vollziehenden Gewalt ge-

bildet. — In dem hierauf folgenden Abschnitt findet sich der Begriff der Verordnung näher entwickelt, und das Wesen derselben darin gesetzt, kein objectives Recht zu schaffen, sondern nur den Organen der Vollziehung in ihrer Thätigkeit bestimmte Vorschriften zu geben, die hier nach ihren verschiedenen Bezeichnungen aufgeführt werden, wie Patente, Rescripte, Circulare, Erlasse, Instructionen. Die innere organische Grenze von Verordnung und Gesetz wird so angegeben, dass jede Verordnung einen Befehl enthält und einen bestimmten Gegenstand, jedes Gesetz dagegen eine Ordnung eines bestimmten Lebensverhältnisses.

Unter den Gesetzbüchern, die der Verf. erwähnt, hätte auch das Schwedische von 1734 einen Platz verdient, das freilich höchst einfach, aber als den staatlichen Verhältnissen des Landes angemessen und förderlich betrachtet wird. Indem, was die Verhältnisse in Frankreich betrifft, dass die von der Verwaltung erlassenen décrets, arrêtés und règlements das Gebiet der bestehenden lois nicht überschreiten dürfen, hervorgehoben wird, dass in der Französischen Freiheit das Bedürfniss und die Fähigkeit zum Gehorsam stets stärker gewesen sey, als die der persönlichen Freiheit, so muss doch zugleich dabei nicht unbeachtet bleiben, dass das eigentliche Bürgerthum allerdings von dem Französischen Volke aufrecht erhalten ward, z. B. in der Negation von Privilegien an das Militair, in dem Vorrange der Nationalgarde vor dem stehenden Heere, wobei zugleich als ein charakteristischer Zug des Volksgeistes hervortritt, dass die Scheidung der Einwohner des Staats in Civil und Militair, dort als etwas Unberechtigtes und dem Staate selbst Nachtheiliges und über-

Digitized by Google

haupt Ungereimtes betrachtet wird. Sonst ist die Behauptung gewiss wahr, wie auch Tocqueville sie in seinem Werke L'Ancien Régime et la Révolution mit den Worten aufstellt »la nation indocile par tempérament et s'accommodant mieux toutefois de l'empire arbitraire et même violent d'un prince que du gouvernement régulier et libre des principaux citoyens«.

Die ersten Normen, welche die verfassungsmässige Verwaltung zu befolgen hat, um die Harmonie der Verordnung mit der Gesetzgebung zu erzeugen, werden im Verfolg des Werkes das verfassungsmässige Recht der Verwaltung genannt, und es giebt ein besonderes Recht der vollziehenden Staatsgewalt, ein besonderes Recht der eigentlichen Verordnungsgewalt, ein besonderes Recht der Organisationsgewalt und ein besonderes Recht der Polizeigewalt. — In England hat niemals eine völlige Trennung der Gesetzgebung und Vollziehung statt gefunden; das lebendige Princip der Selbstverwaltung hat dort die meisten Objecte der vollziehenden und verwaltenden Gewalt demselben Kreise von Organen übertragen, welche das Gesetz machen. Frankreich dagegen bietet eine wesentlich verschiedene Ordnung der Dinge dar. Schon seit Ludwig IX. trachtete man darnach, jeden Act der Verwaltung der vollziehenden Gewalt zu unterwerfen. Die Selbstverwaltung als ein Feind des Centralismus ist verbannt, und die vollziehende Gewalt und mit und in ihr tritt die Verordnung als das eigentlich schöpferische Element des Französischen Gesammtlebens hervor. In Deutschland (S. 84) entstand der Unterschied zwischen den sogenannten Justiz- und Administrativsachen, begründet durch die historische Ent-

Digitized by Google

wickelung der Staatsgewalt, gegenüber dem Princip des feudalen Rechts, wobei die öffentlichen Rechte der Grundherren und Körperschaften als Privatrechte erschienen. Es trat nämlich der Grundsatz als ein gemeinsamer hervor, dass jede Handlung der vollziehenden Gewalt und jede Verordnung, so wie sie ein solches historisches Recht angriffen, Justizsachen seyen, während alle übrigen Functionen derselben der Verwaltung als Administrativsachen angehörten.

Indem in dem zweiten Gebiet die politische und juristische Verantwortlichkeit der Regierung abgehandelt wird, verweiset der Verf. die Fälle, wo es das Verhältniss der Verordnungsgewalt zu dem einzelnen durch Gesetze erworbenen Rechte betrifft, unter das Klag- und Beschwerderecht. Sodann wird auch das Petitionsrecht auseinandergesetzt.

Was die Organisationsgewalt betrifft, so führt sie der Verf. neben der Verordnungsgewalt als den zweiten grossen Inhalt der Regierungsgewalt auf, und definirt die Organisation als die concret gewordene Vertheilung der vollziehenden Gewalt an die einzelnen Organe, zugleich aber als die eben so concret dastehende Einheit in dieser Selbstständigkeit der letzteren. Indem nun die einzelnen Organe einander selbständig gegenüber treten, begründet diese ihre Selbstständigkeit, die Competenz, und dies Gebiet des Organisationsrechts wird als das Competenzrecht bezeichnet. Das verfassungsmässige Organisationsrecht aber begreift sowohl das Recht der amtlichen Organisation (S. 156) als das Organisationsrecht in der Selbstverwaltung (S. 158). Das Maass der drei Gewalten: der Entschei-

Digitized by Google

dungen, Organisirungen und Executionen, welches dem einzelnen Organ zusteht, bildet den Inhalt der Competenz (S. 162). Der Umfang der Competenz dagegen entsteht, indem die einzelnen Lebensverhältnisse objectiv bestimmt werden, für welche das Organ mit jenen drei Gewalten nie thätig seyn soll. Während daher der Inhalt die Grenze der letztern, gegenüber der allgemeinen Regierungsgewalt feststellt, setzt der Umfang diese Grenze für die wirklichen Dinge. Diese Letztere kann nun wieder eine theils sachliche, theils örtliche seyn. Wir müssen bekennen, dass diese Auseinandersetzung sich mehr als eine dialektische Subtilität zu erkennen giebt, als dass sie wesentlich unterscheidende Kriterien für die wissenschaftliche Begründung des Systems der Verwaltung liefert.

In England giebt es keinen Competenzstreit für den Einzelnen, nach dem vom Verf. aufgestellten Begriff, es giebt nur ein Beschwerderecht in der Form eines Klagrechts mit Rücksicht auf die probable and reasonable cause, die den Letzteren für seine Handlungen vor Gerichte entlasten soll. In Frankreich dagegen ist jede Competenzfrage über die Verwaltungsacte einer vollziehenden Behörde definitiv den Gerichten entzogen und den Verwaltungsbehörden übergeben. Bei dem vom Verf. angeführten Grundsatze der französischen Gesetze v. 16—24 Aug. 1790 und v. 2. Septbr. 1795 »que les juges ne pourraient à peine de forfaiture troubler de quelque manière que ce soit, les opérations des corps administratifs, ni citer devant eux les administrateurs pour raison de leurs fonctions« — einem Grundsatze, der sich in der Französischen Gesetzgebung der nachfolgenden Zeit erhalten

Digitized by Google

hat, erheischt es das wissenschaftliche Interesse, eine höchst auffallende Ausnahme zu verzeichnen, nämlich diejenige, dass im J. 1830 der Cassationshof die von der Administrativbehörde angeordnete Versiegelung der Pariser Oppositionspressen aufhob, aus dem Grunde, dass daraus sonst Schaden und Nachtheil erwachsen könnte.

Es bildete sich nach und nach im System des Französischen Rechts der Begriff und die Bezeichnung des *contentieux administratif* aus, als die Gesammtheit derjenigen Rechtsverhältnisse umfassend, in welcher die Verwaltung mit dem Privatinteresse in Streit geräth, und die der Entscheidung der Verwaltungsbehörden angehören. Dieser Competenzstreit wird in letzter Instanz vom Conseil d'Etat entschieden. Bei der eigentlichen *compétence* aber, die alle Fälle umfasst, in welcher das einzelne Amt seine Zuständigkeit auch ausserhalb des contentieux überschreitet geht der recours von der Opposition gegen eine solche Ueberschreitung ebenfalls bis zum Conseil d'Etat. Die Gesammtheit der Fälle, in denen die Grenze zwischen dem contentieux und dem droit civil et criminel fraglich wird, oder in welchen es sich um das Verhältniss des Verwaltungsactes zum positiven Gesetze handelt, entsteht, wie schon oben angedeutet, der conflit, der hauptsächlich durch die Ordonnanz vom 1. Juni 1828 geregelt ward, und dem décret organique de Conseil d'Etat vom 25. Jan. 1852 zufolge, bildet dieser in einer section pour le contentieux und einer andern pour les conflits, den Competenz-Gerichtshof von Frankreich. Was Deutschland betrifft, so ward in Preussen, Hannover, Oldenburg, Sachsen, Altenburg, Braunschweig, Waldeck, Reuss, Koburg-Gotha ein eigener Competenz-

Digitized by Google

conflictshof errichtet und der Verf. führt aus, dass in Deutschland der Begriff der gerichtlichen und der administrativen Competenz vorhanden ist, indem der erstere auf das Gesetz und der letztere auf die Verordnung bezogen wird. — Als dem bürgerlichen Verwaltungsrechte, dem das dritte Gebiet des verfassungsmässigen Verwaltungsrechts im ersten Theile dieses Werkes zugewiesen wird, werden hier angehörig genannt, das Vormundschafts- und Grundbuchswesen, das Handels- und Wechselrecht.

Nachdem der Verf. dem inneren Verwaltungsrechte einen Abschnitt gewidmet, geht er zum zweiten Theile des Werkes, dem Organismus der vollziehenden Gewalt über (S. 223). Mit der Behauptung, der wir hier auf's neue begegnen, dass es, was die Verwaltung im Allgemeinen betrifft, ausser den drei grossen Gebieten der Staatswirthschaft, der Rechtspflege und des Innern kein anderes giebt, wird man freilich nicht einverstanden seyn und lässt sich das Thatsächliche nicht wegläugnen.

Als die drei Grundformen des Organismus der vollziehenden Gewalt werden bezeichnet die Staatsverwaltung, die Selbstverwaltung und das Vereinswesen. Die Entwickelung der ersten Grundform des Staatsorganismus nämlich erscheint in den Staatswürden und dem Staatsrathe. Sodann erscheint der Staat als die persönliche Einheit aller seiner Lebensverhältnisse, und derselbe wird in diesem Sinne die Regierung genannt, und in Beziehung auf die praktischen, einzelnen daraus entstehenden Aufgaben: die Verwaltung. Der persönliche Organismus der vollziehenden Gewalt, der den Willen des Staats in Regierung und Verwaltung auf allen Punkten des wirklichen Lebens zu ver-

Digitized by Google

wirklichen hat, ist der Amtsorganismus, der in der Regierung als Ministerialsystem, in der eigentlichen Verwaltung als Behördensystem hervortritt. Weil nun drittens dem Staatsbürger durch die Verfassung das Recht, zusteht, an dem Willen des Staats Theil zu nehmen, indem insofern seine eigene selbstständige Persönlichkeit zum Vorschein kommt, so wird der Organismus mit seiner Ordnung und seinem Rechte der Einzelnen als mitwirkende Organe bei der Verwaltung zugelassen zu werden, die Selbstverwaltung genannt. Da indess hiemit die Selbstthätigkeit der Einzelpersönlichkeit noch nicht erschöpft ist, so tritt als die höchste Form der Theilnahme an der Thätigkeit des Staats der Verein hervor, der ebenfalls als ein organisches Glied des Verwaltungs-Organismus anzusehen ist. — Was nun die Individualität des Organismus in England, Frankreich und Deutschland betrifft, so finden wir hier folgende Charakteristik aufgestellt. Der Lebensprocess des Englischen Staats beruht auf drei Momenten. Das erste ist die Gesetzgebung, das zweite die Selbstverwaltung, das dritte die richterliche Function. Die Gesammtheit der Thätigkeiten der Regierung ist, da ihr selbst grundsätzlich keine selbstständige Function gestattet ist, nur die Vollziehung der Gesetze. Wo kein Gesetz ist, da ist auch keine Regierung, wo daher Interessen sind, die durch kein Gesetz geordnet werden, da muss sich das Volk selbst helfen; jedes Eingreifen auch im höchsten Interesse des Ganzen von Seiten eines Organs der Regierung ist ungesetzlich. Die Selbstverwaltung hat daher den Charakter einer Erfüllung der Function der Gesetzgebung durch die freie Thätigkeit der Einzelnen, und die Organe der vollziehenden Gewalt können nur durch das Gericht dazu an-

Digitized by Google

gehalten werden, dass sie die Gesetze auch wirklich vollziehen und sie nie überschreiten. Der Mangel der selbstständigen Function der Regierung tritt hier, darf man behaupten, als ein Fehler im staatlichen Organismus hervor. — Frankreich's ganzer Organismus ist dagegen das Amtswesen, aber in diesem Amtswesen ist das Amt wieder kein ethischer, sondern nur ein organischer Factor. Es ist der Sieg der persönlichen Staatsidee auf Grundlage des Princips der gesellschaftlichen Gleichheit, das die wahre Selbstverwaltung ausschliesst, eine gewaltige Macht, aber auch eine gewaltige Gefahr. — Deutschland trachtet beide Gestaltungen zu vereinen. Es hat nicht blos eine Regierung, es will auch, dass sie selbstthätig wirke und neben der Gesetzgebung eine selbstständige Stellung sich erhalte, daneben hat es eine Selbstverwaltung und ein Vereinswesen.

Das vorliegende Werk nun versucht, die Individualität in den Formationen und der Stellung der einzelnen Organe, die dem Begriff des Staats innewohnen, zu verfolgen und darzustellen. Als die einzelnen grossen Organismen der vollziehenden Gewalt finden wir hier aufgeführt, erstens die Staatswürden und den Staatsrath, zweitens das Ministerial- und das Behördensystem, drittens die Landschaft, die Gemeinden und die Körperschaften, viertens das Vereinswesen. — Was den Staatsrath oder Geheimenrath in Deutschland, den Privy Council in England, den Conseil d'Etat in Frankreich betrifft, so wird er als dasjenige Organ bezeichnet, welches zur Aufgabe hat, die höchst persönlichen und doch wieder das gesammte Staatsleben umfassenden Functionen des Staatsoberhaupts, die Bildung der Gesetzesent-

Digitized by Google

würfe, die Sanctionirung der beschlossenen Gesetze und den Erlass der allgemeinen Verordnungen nach bestimmten Grundsätzen zu berathen und dem Staatsoberhaupt einen bestimmten persönlichen Beschluss anzuempfehlen.

In England ist dieser Rath nicht ein für sich bestehendes, mit eigener Zuständigkeit versehenes Organ, sondern eigentlich der Ministerrath, nur dass die Krone grundsätzlich selbst, und nicht durch eine Vertretung des Ministerpräsidenten in ihm erscheint. Drei permanente committees finden sich im Privy Council vereint: die committee for trade and foreign plantations, die judicial committee und die committee for education. — Der conseil d'Etat Frankreichs hat den Bildungen des übrigen Europa's zum Muster gedient, und verdiente es auch, das Muster zu sein. Er datirt dort schon seit Heinrichs IV. Zeit; seine definitive Ordnung erhielt er durch das Decret v. 3. Jan. 1673, während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit, indem er in 4 Sectionen zerfiel und schon damals die jurisdiction administrative in höchster Instanz entschied. Das Decret vom 25. Jan. 1852 gab ihm seine gegenwärtige Organisation; er ist das Hauptorgan für die Berathung der ganzen eigentlichen Gesetzgebung. Derselbe zerfällt in 6 Abtheilungen, von denen eine jede zugleich in ihrem Ressort alle Fälle der justice administrative oder der Beschwerden entscheidet, und 40 bis 50 ordentliche, 15 allgemeine Mitglieder und 20 ausserordentliche zählt, ausserdem für die Revisionen 40 Maîtres des requêtes und 40 auditeurs. Die in ihm ausgearbeiteten Gesetzentwürfe werden von 3 Räthen desselben in den beiden gesetzgebenden Körpern vertreten. — Hinsichtlich der Entwickelung des Staatsraths in Deutsch-

Digitized by Google

land, ist zu bemerken, dass Bayern ihn zuerst als selbständige berathende und richterlose Behörde in Administrativsachen vom Ministerium als Geheimenrath durch das organische Edict vom 4. Juli 1808 schied, und dass derselbe durch die Verordnung vom 2. Juli und das Edict vom 3. Mai 1817 zum eigentlichen Staatsrath ward. Es reihen sich hieran die Instructionen v. 9. Jan. 1821 und die Verordnung vom 18. Nov. 1825. Als charakteristisch für denselben wird der Unterschied bezeichnet, den derselbe zwischen der berathenden und der erkennenden Thätigkeit hervorhebt, jene als Rath der Krone, diese als höchster Verwaltungshof.

Der durch die Verfassung von 1819 geschaffene Württembergische Geheimerath ist von gleichartiger Beschaffenheit. In Oesterreich und Preussen ward der Staatsrath aber als das vom Monarchen ausschliesslich eingesetzte Organ seiner persönlichen Berathung in's Leben gerufen, in Preussen durch die Verordnung vom 20. Mai 1817 mit 7 Abtheilungen, in seiner Grundlage schärfer begrenzt durch die Verordnung vom 8. Apr. 1857 als Competenz-Gerichtshof organisirt, in Oesterreich wurde derselbe durch das Statut v. 26. Febr. 1861 als berathendes Organ des Kaisers mit der ganzen Reichsverfassung in Verbindung gesetzt. In Hannover constituirte ihn die Verordnung v. 26. Jan. und 7. Sept. 1856 auf's neue.

Nachdem der Verf. gezeigt, dass der Unterschied des Beamteten in Deutschland von dem in England und Frankreich hauptsächlich darin bestehe, dass derselbe in dem ersten Lande nicht nur eine sittliche, sondern auch eine sittigende Potenz sey, wogegen er in England nur berufen sey, ein Urtheil zu fällen, in Frankreich dagegen

Digitized by Google

blos den dienenden Gehorsam vertrete, geht er zu den beiden Kategorieen des amtlichen Organismus über. Zwei einfache Grundsätze nämlich beherrschen das innere Staatsleben unter der Verfassung, die Gleichartigkeit und Einheit der Verwaltung einerseits und die Verantwortlichkeit der Verwaltung gegenüber der Gesetzgebung andererseits.

Die beiden Grundformen, die in dieser Beziehung hervortreten sind das Ministerial- und das Behördensystem. Für den Charakter der ersteren ist das Princip maassgebend, dass die Ordnung der Regierung die Verantwortlichkeit möglich mache; dem Behördensystem fällt dabei die Aufgabe zu, die gleichartige und einheitliche Verwaltung in den örtlich und sachlich verschiedensten Verhältnissen herzustellen. Doch finden sich natürlich nach der Individualität der Verfassung in den verschiedenen Ländern auch wesentliche Verschiedenheiten im Organismus. So besteht in England keine eigentliche Verwaltungseintheilung, die Function des Staaats zeigt sich hauptsächlich in der Vollziehung gerichtlicher Urtheile, indem die innere Verwaltung der Selbstverwaltung angehört; es herrscht statt des Staates die gesellschaftliche Klasse, es treten hier hauptsächlich die Amtsgentry und das unbesoldete Friedensrichteramt hervor.

In Frankreich dagegen ist die Verwaltung in all' ihren wirklichen Thätigkeiten in dem Willen einer einzelnen Persönlichkeit zusammengefasst, in dem des Ministers. Auf die Weise entsteht das streng gegliederte, nur auf die Vollziehung berechnete Behördensystem, dessen Kategorieen Préfet, Sous-Préfet und Maire im ganzen Reich in gleichartigen Formen und Befugnissen hervortreten. In Deutschland bil-

Digitized by Google

deten sich in den mit Verfassungen versehenen Staaten eigentliche Ministerien zuerst in Bayern, Württemberg, Baden und 1848 auch in Preussen und Oesterreich. — Die Frage nach der Zweckmässigkeit des Real- oder Provinzialsystems hat gegenwärtig hauptsächlich nur noch historisches Interesse und es erscheint die Thatsache dabei als eine Art Merkwürdigkeit, dass von Friedrich dem Grossen in seiner absoluten Monarchie, dem letzteren der unbedingte Vorzug eingeräumt ward. Was die Entwickelung des Ministerialsystems anbetrifft, welche seit der Epoche eintrat, wo Gesetzgebung und Verwaltung geschieden wurden, indem die politische Verantwortlichkeit in Einer Persönlichkeit sich concentrirt finden muss, so wird der Unterschied von dem bisherigen Collegialsystem darin gesetzt, dass die einzelnen Abtheilungen des Verwaltungsgebiets nicht mehr unter selbstständigen, ihre Ueberzeugung vertretenden Räthen, sondern nur eine Ansicht aussprechenden Referenten stehen. Einfachheit der Organisation und eine dieser logisch entsprechende Benennung der einzelnen Abtheilungen und Vorsteher derselben ist auch hier, gegen die vom Verf. in letzterer Beziehung ausgesprochene Ansicht, sicher wünschens- und empfehlenswerth, weil sie sich aus dem Wesen der Sache ergiebt. Auffallend und schwer durchzuführen erscheint auch die hier vorgebrachte Behauptung, dass ein Staat, dessen Grösse nicht einmal die Aufstellung der Ministerien für das Auswärtige, die Waffenmacht, die Staatswirthschaft, die Rechtspflege, die innere Verwaltung gestattet, gar kein Staat im Sinne unserer Zeit genannt werden könne. — In England, wird ferner ausgeführt, giebt es eigentlich kein Gesammtministerium, sondern die Ministerien be-

Digitized by Google

stehen theils aus eigentlichen Verwaltungsministern, den sogenannten Staatssecretairen, theils sind sie nur Verwalter der Hoheitsrechte, wie der Lord Privy Seal, der First Lord of the Exchequer, der Chancellor of the Treasury und der Lord Kanzler. — In Frankreich bildet das Organisationsgesetz der Nationalversammlung vom 25. Mai 1791 die Grundlage des Ministerialsystems, die kaiserliche Herrschaft hob aber die Verantwortlichkeit der Minister auf, und vindicirte die Verordnungsgewalt dem Conseil d'Etat. — In den Deutschen Staaten erfolgte die Eintheilung des Ministerialsystems theils aus sogenanntem administrativen, theils aus verfassungsmässigem Princip, das erstere bereits in den ersten Jahren des Jahrhunderts, das letztere mit dem Beginne der Verfassungen. In den kleinen Staaten konnte es natürlich wegen der Beschränktheit des Territoriums nicht vollständig durchgeführt werden.

In der inneren Organisation des Behördensystems kann man es als einen praktischen Erfolg des theoretischen Kampfes in unserer Zeit betrachten, dass um der Belastung des untersten Organs vorzubeugen, jede Mittelbehörde zwischen der Landes- oder Provinzialregierung und der Ortsbehörde nach und nach beseitigt wird.

Hinsichtlich des dritten Gebiets, welches die Selbstverwaltung begreift, ist zu bemerken, dass diese die Theilnahme des Staatsbürgerthums an der örtlichen Verwaltung bezeichnet, die als ein selbstständiger Verwaltungsorganismus mit eigenem Inhalt, eigener Function und eigenem Rechte ausgerüstet, auftritt, ihrem Princip nach als die Consequenz der staatsbürgerlichen Freiheit. Es kommen

Digitized by Google

hier zunächst in Betracht die Grundformen desjenigen Organismus, vermöge dessen das Staatsbürgerthum Theil nimmt an der Bildung des vollziehenden Willens oder der Vertretung. Als solche finden wir hier aufgeführt die verschiedenen, einem Amte beigegebenen Räthe für den Handel, den Unterricht, die Gesundheitspflege, sodann die einem Amte untergeordneten, für die volkswirthschaftlichen Interessen bestimmten Kammern, wie die Handelskammern. — Was aber die Theilnahme nicht blos an der Verordnungsgewalt, sondern auch an der Organisations- und Polizeigewalt der Regierung betrifft, so treten hier als Grundformen hervor: die Landschaft, die Gemeinde und die Corporation.

Nachdem der Verf. nun die Geschichte der Selbstverwaltung in allgemeinen Umrissen vorausgeschickt hat, führt er die Belege dazu aus England, Frankreich und Deutschland an. Da in England das Volk sich selbst seine Gesetze gegeben, so müssen die Einzelnen die örtliche Regierung übernehmen; sie können nämlich mit dem gewöhnlichen Klagerecht dazu gezwungen werden, und die Gesammtheit der daraus entstehenden Functionen und Organismen begründet das selfgovernment, die Selbstverwaltung. Nebenbei sind die Versammlungen, Vereine, Petitionen die organischen Factoren der Verwaltung und ergreifen die Initiative in der Bildung der Verwaltungsgesetzgebung (S. 387. 388). Da die alte county mit ihrem sheriff als Haupt des Friedens und ihrem coroner als Anwalt des Gesetzes ihren Schwerpunkt der Selbstverwaltung in das System der Gemeinden verloren hat, so ist die jetzige county hauptsächlich nur als Landesgericht der Selbstverwaltung zu betrachten.

Digitized by Google

Hier fungiren die Friedensrichter in den Quarterly Sessions, während die Petty und Special Sessions schon den einzelnen Gemeinden angehören. — In Frankreich dagegen hat die Revolution die alte Landschaft mit ihrem Parlament und ihrem droit coutumier hinweggenommen und der streng centralen Administration untergeordnet. Statt der eigentlichen Selbstverwaltung ist das System der conseils beliebt worden, das in einer auf ganz oder theilweise freien Wahl beruhenden Organisation eines Vorzugsweise berathenden Körpers, an der Seite eines vollziehenden amtlichen Organes besteht. Diese conseils hingestellt neben den préfet, sous-préfet und maire bilden den Organismus der eigentlichen Selbstverwaltung, in innigster Verschmelzung mit den Behörden; es sind die conseils de préfecture, die conseils généraux der Departements, die conseils d'arrondissement, die conseils municipaux. — Nachdem der Verf. die Landschaft, Gemeinde und Corporation in Deutschland geschildert, geht er, zum vierten Gebiet, dem Vereinsgebiet über, in welchem er sich u. a. über die dreierlei Arten von Gesellschaften verbreitet: die Stille, die Offene und die Commandit-Gesellschaft, auf welche letztere derselbe schon früher in Bezug auf das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch hingewiesen hatte. — Bezeichnungen der Art wie »Staatsstatistik« wären wohl zu meiden gewesen, da sie der Wissenschaft fremd sind und sich nicht als nothwendig ergeben.

Im Ganzen kann man nun wohl sagen, dass das vorliegende Werk, wenn gleich nicht frei von den Mängeln einer zu weitläufigen, glänzenden Dialektik in den Ausführungen mancher Abtheilungen, in die es zerfällt, wodurch die

Digitized by Google

Erkenntniss gerade nicht an lichtvoller Klarheit und Uebersichtlichkeit gewinnt, doch als eine wichtige Erscheinung in dem Gebiete des in Rede stehenden wissenschaftlichen Zweiges hervortritt.

Dr. J. Dede.

Historia critica de la literatura española, por Don José Amador de los Rios. Tome II. VIII u. 645, Tome III, VIII u. 699, Tome IV, VIII u. 628, Tome V, VIII u. 407 S. in Octav. Madrid, imprenta de José Fernandez Canceta. $18\frac{6}{6}\frac{2}{4}$.

Ueber Plan, Richtung und Methode des vorliegenden Werks hat sich Ref. bereits bei der Anzeige des erstens Theils in diesen Blättern ausgesprochen*) und es wird deshalb nur einiger allgemeinen Bemerkungen als Vorläufer der besondern Berichterstattung bedürfen. Der Vf., welcher in der deutschen, provençalischen und nordfranzösischen Literatur des Mittelalters und den auf diesen Gegenstand bezüglichen Monographien überall eine nicht gewöhnliche Bekanntschaft an den Tag legt, lässt sich häufig auf glückliche Widerlegungen von Aussprüchen Ticknors ein, seltener von Clarus, noch seltener von Wolf, dessen bleibende Verdienste um die spanische Poesie er offen und dankbar anerkennt. Dass Bouterweck durch ihn manche Berichtigungen erfährt, ergiebt sich einfach schon aus dem Umstande, dass der in Frage stehende Gegenstand seit 60 Jahren anhaltend den sorgfältigsten Untersuchungen unterzogen ist. Aber auch dem gegenüber behauptet die Arbeit des göttinger Gelehrten, dessen vom aesthetischen Standpuncte

*) Jahrgang 1862, Stück 44.

Digitized by Google

ausgehenden Urheile nur hin und wieder Einbusse erlitten haben, ihren Werth.

Die bei der Anzeige des ersten Bandes eingeschobene Bemerkung, dass der Verf. sich mit besonderer Umständlichkeit über die dunkleren Perioden der spanischen Literatur verbreite und für letztere durch Verflechtung mit dem politischen Entwickelungsgange des Volks eine breite und sichere Grundlage zu schaffen beflissen sei, findet auch hier ihre Bestätigung. Ueberall sucht er aufzuhellen, aus dürftigen Bruchstücken ein zusammenhängendes Bild zu gewinnen, die scheinbar scharfen Uebergänge durch Ergänzung der Zwischenglieder zu vermitteln. Gelingt es ihm nun auch nicht, die Gestaltung der spanischen Literatur während des Zeitraums von der Schlacht am Guadelete bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ohne Unterbrechung zu verfolgen, so muss jedenfalls anerkannt werden, dass auf diesem Gebiete zahlreiche Irrthümer durch ihn beseitigt sind.

Andrerseits geht der Vf. mit seinen historischen Beweisstücken oft zu rasch und nicht ohne vorgefasste Ansichten vor. Dass flüchtende Christen die Schätze der Wissenschaft und Künste mit sich in die Gebirge Asturiens trugen, reimt sich schwer mit der Aufgabe und Lebensweise der muthigen Glaubensstreiter im Norden. Die Behauptung, dass unter D. Pelayo, dessen geschichtliche Persönlichkeit und Verwandtschaft mit westgothischen Königen hier als zweifellos hingestellt wird, nicht Geburt noch Besitzthum, sondern nur Tapferkeit die bürgerliche Stellung gehoben, dass die Hidalguia von dem Erfolge des Schwertes abgehangen habe und damit die Grundlage westgothischer Monarchie gebrochen, die alte Tradition erloschen und für das Recht

Digitized by Google

neue Quellen geöffnet seien, ist jedenfalls eine eben so gewagte, als dass in dem jungen christlichen Reiche die persönliche Unfreiheit keinem Makel unterworfen gewesen sei. Ob ferner die Stellung, welche Mozaraben in der Culturgeschichte Spaniens einnehmen, richtig bezeichnet werde, wenn es von ihnen heisst, dass sie nur Klagen über ihre untergegangene Civilisation gehabt und erst seitdem sie frei geworden, sich an der fortschreitenden Bildung hätten betheiligen können, mag dahin gestellt bleiben.

Auffälliger ist die Aeusserung, dass von dem Einfluss einer aus den heterogensten Elementen bestehenden arabischen Cultur nicht die Rede sein könne, dass der Sieger anfangs seine Bildung nur von dem Besiegten entlehnt habe, dass die späteren Grundzüge derselben importirt, nicht lebenskräftig erwachsen seien und deshalb die arabische Cultur ihren Stempel den unterworfenen Christen nicht habe aufdrücken können. Die oft wiederholte, vom Vf. ausreichend widerlegte Angabe, dass zu den Zeiten von Alfonso et catolico die lateinische Sprache bei den Mozaraben in Vergessenheit gerathen und deshalb die heilige Schrift in's Arabische übersetzt sei, mag auf dem Umstande beruhen, dass der Kalif Hixam den öffentlichen Gebrauch der lateinischen Sprache verbot und die Christenkinder zum Besuche arabischer Schulen zwang. Sonach befanden sich die Mozaraben in derselben Lage, wie einst die Juden unter den Westgothen. Aber sie blieben, der Mehrzahl nach, im Glauben fest; den alleinigen Halt für ihre Volksthümlichkeit gewährte die Kirche; durch die heilige Schrift, den Gottesdienst, die Kirchenväter behaupteten sie, trotz des Verbots, die Kenntniss der lateinischen Sprache, und Martyrer — Dozy beneichnet sie kurz-

Digitized by

weg als Fanatiker — stählten den Glauben der Unglücklichen. Sonach gingen in der Kalifenresidenz Cordova christliche und muhamedanische Civilisation, Koran und Evangelium, neben einander.

Was die Literatur im freien Nordreiche anbelangt, so beschränkte sich diese in dem angegebenen Zeitraum zunächst auf Chroniken. Die in lateinische Reime gekleidete Poesie diente nur den Kriegsthaten und der Verherrlichung Gottes und seiner Heiligen. Es ist dieselbe Periode, in welcher die Latinität schliesslich ihre bisherige Herrschaft nicht mehr behaupten konnte gegen die nationale Sprache, so dass ihr bald nur das Gebiet der Kirche und gelehrter Untersuchungen verblieb. Bei dieser Gelegenheit verbreitet sich der Vf. über die Grenzen der verschiedenen heimischen Dialecte (lenguas romances).

Von den 6 Ilustraciones, welche dem zweiten Bande angehängt sind, gehört die zweite einer Untersuchung über Ursprung und Gestaltung der romanischen Sprachen. Während Freunde des classischen Alterthums, sagt der Vf., dessen Klang in fast jedem romanischen Worte wieder erkannten, bezeichneten Andere das Arabische als Grundlage der lengua castellana und wiederum Andere führten sie ausschliesslich auf das Baskische zurück, oder aber wollten nur die germanische Sprache als Mutter gelten lassen. Alle übersehen, dass jede Sprache nur der sich entwickelnde Ausdruck der zeitigen Civilisation ist. Für Spanien bleiben die Iberer, die phoenicischen und griechischen Ansiedelungen in gleichem Grade zu berücksichtigen, wie die Zeit der carthagischen, römischen, westgothischen und arabischen Herrschaft. Wie weit aber der Antheil jeder dieser Sprachen an der Gestaltung des Romanischen reicht, steht freilich nicht zu ermitteln. Mit der

Digitized by Google

römischen Regierung wurde die lateinische Sprache die vorherrschende und blieb es auch während der westgothischen Zeit, namentlich seitdem auf dem dritten toledanischen Concil der Arianismus beseitigt wurde und damit nur die Latinität in der Kirche galt. Doch geht man in der Behauptung zu weit, dass dieselbe bis zur Auflösung des westgothischen Reichs die alleinige Sprache des Volks gewesen sei; vielmehr blieb der germanische Dialect fortwährend für das gemeine Leben der Westgothen in Brauch und verlor sich erst mit dem Untergange des Reichs. Dass endlich auch die Sprache der zahlreichen Juden ihren Einfluss geübt habe, ist unleugbar. Aus diesem Gemisch erwuchs die in el catalano, el castellano und el gallego sich abzweigende spanische Sprache.

Die vierte Ilustracion beschäftigt sich mit las formas de la poesia popular. Die wiederholt ausgesprochene Ansicht, dass Metrik und Reim der spanischen Romanze von den Mauren entlehnt sei, hat durch das Werk Condes (Dominacion de los Arabes) einen gewichtigen Vertreter gefunden. Aber man übersieht dabei die Bedingungen, unter denen eine nationale Poesie sich bildet und setzt sich in Widerspruch mit der geschichtlichen Entwickelung. Metrik und Reim sind, nach dem Dafürhalten des Vfs., den lateinischen geistlichen Dichtern nachgebildet. Die volksthümliche Romanze ist die erstgeborene Tochter der geistlichen Poesie; sie wahrte die heroischen Traditionen des Volks, wurde als »cantar de gesta« bezeichnet und erhielt erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Namen Romance. Wurde doch alles in der lengua vulgar Geschriebene früher unter dieser Bezeichnung begriffen. Diese historischen Romanzen haben zwei Grund-

Digitized by Google

lagen: Glaube und Vaterland, während die romances historico-religiosos nur dem Triumphe des Evangeliums über den Koran dienen. Die spanische Romanze ist eine selbständig erwachsene; die s. g. maurischen Romanzen (moriscos) entstanden erst in der Zeit der letzten granadinischen Kämpfe; in ihnen zeigt sich das christliche Element bereits mit dem arabischen verschmolzen.

Bouterweck berührt diesen Gegenstand nur im Vorübergehen; J. Grimm, der vor allen Andern berufen sein musste, denselben einer erfolgreichen Untersuchung zu unterziehen, begnügt sich (Silva de romances viejos) mit kurzen Andeutungen über die äusseren und inneren Bedingungen der Romanze.

Die sechste Ilustracion handelt über den Einfluss, welchen provençalische Troubadours auf die ältere castilische Poesie ausübten.

Der dritte Theil begreift die Geschichte der spanischen Literatur während der Zeit des Mittelalters und zwar in zwei grösseren Abschnitten, von denen der erstere bis auf Gonzalo de Berceo reicht und die poesia y literatura vulgar-erudita bespricht, der zweite bis auf Alfonso el sabio herabgeht.

Die geistige Entwickelung des freien christlichen Spaniens bedingte der Kampf auf Leben und Tod mit dem Muhamedanismus. Der Krieg galt als ein Dogma, die Kirche forderte ihn und zeigte durch ihn den Weg zur ewigen Seligkeit. Sonach erwuchs, da fremder Einfluss nicht zur Geltung gelangen konnte, die spanische Poesie aus eigener Lebenskraft, ohne von den mächtigen Herren im Süden zu borgen, oder sich an die classische Literatur anzulehnen. Ersteres erlaubte schon die absolut vorherrschende christ-

Digitized by Google

liche Richtung nicht. Die gefeierten spanischen Heroen sind wesentlich gläubig, sie sind immer die Vorkämpfer des Kreuzes, demüthig, gottvertrauend und beugen sich der Hand des Höchsten, während der Heros des Alterthums, schlägt ihn Unglück, die Götter herausfordert.

Aus diesem ersten Zeitraum treten uns drei grössere Dichtungen entgegen, die in Bezug auf Form und Inhalt einer sorgfältigen Analyse unterzogen werden. Es sind el libro de los tres reys d'Orient, la vida de madona santa Maria egipçiaqua und el poema de los reyes magos; letzteres war bis dahin unbekannt und ist vom Vf. nach der in Toledo befindlichen Handschrift in der ersten diesem Theile beigegebenen Ilustracion unverkürzt mitgetheilt. Der Hauptgegenstand des Libro de les tres reys d'Orient ist nicht, wie man vermuthen sollte, die Geburt Christi und die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande, sondern die Apotheose des Glaubens. Im Vergleich mit diesem ist el poema de los reyes Magos ungleich dramatischer gehalten und behandelt zunächst das Opfer der Könige und den Mord der unschuldigen Kindlein. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dasselbe als liturgisches Schauspiel oder misterio diente. Bedeutender als beide Dichtungen, sowohl dem Umfange, als der kunstreichen Anlage und der Tiefe des Gedankens nach, ist das Leben der heiligen Maria von Egypten.

Hiernach geht der Vf. auf den Cid über, mit dessen umfassender Literatur, mit den Arbeiten von Herder bis auf Huber, Wolf, Dozy er sich wohl bekannt zeigt und mit Recht wird von ihm Klage erhoben, dass Bouterweck den poema del Cid so wenig zu würdigen gewusst habe. Die Charakteristik, welche der Vf. von dem durch

Digitized by Google

seine Castilianer idealisirten Rodrigo giebt, ist so gelungen, dass Ref. nicht umhin kann, die betreffende Stelle hier einzurücken. Sie lautet also: »es el único hombre que se atreve á exigir en Santa Gadea el terrible juramento de Alfonso, sin que le arredren ni su poder ni su ira; ingenuo consejero, que hablando siempre el lenguaje de la verdad, contradice sin doblez ni temor la falaz lisonja de los cortesanos, recogiendo en el destierro el fruto de su sinceridad y de su hidalguia; venerable caudillo, que pagando con acrisolada lealdad las ofensas que recibe de su rey«.

Die Abfassung des Gedichts glaubt der Vf. in die Mitte des 12. Jahrhunderts, also etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Gefeierten, setzen zu müssen. Seinem Ausspruche, dass es schwerlich ein anderes Erzeugniss der Literatur des Mittelalters gebe, welches so treu das Gesammtleben des Volkes, dem es entsprossen, abspiegele, wird man gern beistimmen. Aber nicht so, wenn er in einer Nota bemerkt, dass das in der Neuzeit so gepriesene Lied der Nibelungen dem Cid mehr scheinbar als mit Grund zur Seite gestellt werden könne, da es »no ofrece una redaccion original y primitiva, ni es en suma sino la modificacion más ó menos osada y feliz de una traducion ya muy antigua«. Es steht dahin, ob man den als Gewährsmann für diesen Ausspruch genannten Fauriel als Autorität gelten lassen darf.

Der Cid erscheint in dem Gedichte als der Spiegel aller Ritterlichkeit; aber sein caballerismo ist durchaus castilisch, aus einem heiligen und volksthümlichen Kampfe hervorgegangen; er ist nicht das vererbte Privilegium eines bevorrechteten Standes, sondern ruht auf allen Classen

Digitized by Google

der Bevölkerung. Denn, lautet der Zusatz etwas hyperbolisch, »en la España central cada morador es un paladin de la patria, y cada paladin puede ser mañana un hidalgo, y al dia siguente un rico-home ó un magnate«. Im Tode des Cid erkennen wir das Martyrium und die politische Apotheose eines Helden, der die Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit Castiliens repräsentirt. Um es noch ein Mal zusammenzufassen: Mio Cid ist der bis zur Idealisirung pflichttreue Vasall seines Königs, der liebevolle und zartfühlende Gemahl und Vater; edelmüthig gegen Besiegte, freigebig gegen Freunde, klug und gemässigt als Gebieter, ein Wetterstrahl im Kampfe.

Das fünfte Capitel, welches die primeros monumentos eruditos de la poesia vulgar behandelt, ist begreiflich ungleich kürzer gehalten und bespricht vornehmlich die Poesien des in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebenden Gonzalo de Bercio, dessen Aufgabe nicht, wie beim Cid, die Schilderung castilischer Grossthaten ist, sondern die Verherrlichung der Heiligen. Sodann el libro de Apollonio und el poema de Alexandre; der Stoff des ersteren ist einer alten, lateinisch geschriebenen Legende entnommen und ist weniger gelehrt gehalten, wogegen der Vf. des poema de Alexandre einen Reichthum an Schulkenntnissen der verschiedensten Art zur Schau trägt. Man hat dieses poema vielfach dem Könige Alfonso el sabio zugeschrieben, während es mit grösserem Rechte dem Juan Lorenzo, einem Geistlichen in Astorga, zuerkannt wird. Im Gegensatz zu diesen Dichtungen hat el poema de Ferran Gonzalez einen castilischen Helden zum Gegenstande, der als Vorkämpfer spanischer Nationalität gegen Willkür der Könige und gegen Feinde des Glaubens gefeiert wird, derselbe,

Digitized by

welcher später für mehr als eine Romanze den beliebten Stoff abgeben sollte. Nach den hier entwickelten Gründen des Vfs gehört das Gedicht der Mitte des 13. Jahrhunderts an. Von Ferran Gonzalez, dem bekannten Sieger über Almanzor, heisst es;

Andava por las azes como leon fambriento,
De vencer o de morir tenie fuerte taliento,
Deixava por do yva todol campo sangriento.

Die leider nur in Bruchstücken auf uns gekommene Dichtung ist reich an Schönheiten und zum Theil so frisch und naturwüchsig wie die Lieder vom Cid. Mudejarischen Ursprungs und deshalb ursprünglich in arabischer Sprache geschrieben ist el poema de Yusuf, der von der Liebe Zuleikas, so wird hier die Frau Potiphars genannt, verfolgte Joseph.

Im achten Capitel wendet sich der Vf. zu den Primeros historiadores y prosistas vulgares und gewinnt somit den Uebergang zu der bedeutungsvollen Zeit von Alfonso el sabio. In dem grossartigen Bilde, das die castilische Civilisation hier bietet, ist Alfonso die Hauptfigur, der hochgelehrte, auch das Studium maurischer Werke nicht verschmähende König, ein Freund des Friedens und der in ihm aufblühenden Künste, stets beflissen, das geistige Leben seines Volkes zu heben und doch von seiner Zeit nicht minder verkannt als von der Nachwelt. Mit Dank gedenkt der Vf. der Erläuterungen, durch welche Clarus (Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter), wie früher Mondejar (Memorias historicas etc.), die auf den unglücklichen König gehäuften Verläumdungen beseitigt. Ihm galt die Wissenschaft als solche, gleichviel wo er ihr begegnete; als Dichter, Historiker, Philosoph und Mathematiker stand er an der

Digitized by Google

Spitze der geistigen Bewegung; er, der den Troubadours der Provence gastliche Aufnahme an seinem Hofe schenkte, war der Erste, welcher die Poesie Castiliens mit der Lyrik bereicherte. Gelehrte Moros und Juden, denen er dieselbe Aufmerksamkeit zuwandte, welche er den christlichen Schulen schenkte, wurden von ihm nach Toledo berufen, um unter seiner Aufsicht wissenschaftliche Werke zu fördern. Schon im zweiten Jahre nach seiner Thronbesteigung gründete er in Sevilla die estudios y escuelas generales de latin y de arabiga, auf deren ersteren Grammatik, Rhetorik, Logik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie gelehrt wurden, während die letztern sich mit dem Unterricht in Philosophie und in der Sprache des Koran beschäftigten. Dann fühlte er sich gedrungen, dem Wirrsal der Rechtsbestimmungen abzuhelfen, die in den landschaftlichen Gruppen von Castilien und Leon, vielfach im Widerspruch mit sich selbst, durch einander liefen. Schon sein Vater Fernando hatte nach der Eroberung von Murcia und Andalusien diese Aufgabe ins Auge gefasst und durch den Libro de los Jueces ein einheitliches Recht zu schaffen sich bemüht; sie ging als Erbe auf Alfonso über, der nun mit der Veröffentlichung des Fuero real und das Libro de Especulo begann, dann das grossartige Werk der Partidas oder des Libro de las leyes in's Leben rief, freilich zum Verdruss des Adels, der für seine Vorrechte fürchtete und die aus der Fremde entlehnten Rechtslehrer hasste.

Dass der Vf. den Sturz des Königs wesentlich diesem Umstande beimisst und der verhängnissvollen Verfügung desselben über die Thronfolge nur nebenbei Erwähnung thut, ist nicht minder auffallend, als dass das reichhaltige

Werk von Marichalar y Manrique (Historia de la legislacion de España) keine Beachtung bei ihm gefunden zu haben scheint.

Die Dichtungen Alfonsos anbelangend, der seine Estoria de Espanna 1260 zum Schluss brachte, so beginnen sie mit den im gallegischen Dialect verfassten Cantigas á la Virgen Maria, jugendlich frisch, voll kindlichen Glaubens an die Gnadenmutter, von der es heisst, dass ihr »Deus non pode dezir de non«.

Der Ansicht derer, welche in Alfonso den Schöpfer der Cronica general erkennen, pflicht der Vf. aus äusseren und inneren Gründen unbedingt bei, freilich nicht ohne einzuräumen, dass hülfreiche Hände dem Könige zur Seite standen; dass es demselben, der, weit davon entfernt, sich nur auf christliche Zeugnisse zu stützen, auch arabische Chroniken und Traditionen benutzte, dabei nicht immer auf eine scharfe Kritik ankam, ist verständlich; die oft besprochene Chronik des Erzbischofs Turpin lieferte ihm manches Material zu anmuthigen Erzählungen und die sieben Infanten von Lara durften in der Darstellung nicht fehlen. In Bezug auf die Anfertigung der Tabulae astronomicae verweist der Vf. besonders auf die oben genannten Untersuchungen Mondejars. Verwandte Werke, die auf Betrieb von Alfonso aus dem Arabischen übersetzt wurden, werden der Reihe nach besprochen.

So sammelte und baute der König auf allen Feldern der Literatur; was der Osten und Westen auf diesem Gebiete geschaffen hatte, wurde durch ihn herangezogen und durch Uebertragung in die Sprache des Volks heimisch gemacht. Seitdem fanden die Richtungen des Orients in der castilischen Welt Aufnahme. Die-

Digitized by Google

selbe Erscheinung zeigt sich uns auf dem Felde der Kunst; in die christliche Architektur drängt sich die maurische ein. Am bedeutendsten aber offenbart sich der dadurch hervorgerufene Umschwung in der castilischen Prosa, indem der harte und schwerfällige Ton der Chroniken in Feinheit, Bilderreichthum und eine gewisse Eleganz übergeht.

Den Weg der Civilisation, welchen Alfonso el sabio nicht ohne schwere Kämpfe seinen Spaniern vorgezeichnet hatte, gab — und hiermit beginnt der vierte Theil — sein Sohn und Nachfolger Sancho wieder auf. Mit der Thronbesteigung desselben wurde die Academie in Toledo aufgelöst, die berühmten Rabbiner, Alfaquis und christlichen Gelehrten gingen auseinander, aber ohne dass der ein Mal gegebene Impuls für Wissenschaft und Kunst damit hätte beseitigt werden können. Der Adel, welcher bis dahin nur das Waffenhandwerk geachtet hatte, fühlte zuerst unter Alfonso, dass er sich der höheren Bildung nicht ganz entziehen dürfe. Die Wahrheit des Sprichworts: »La vida syn deprehender non es vida de ome« und »El ome syn saber es atal como la tierra syn rey« erfasste auch ihn. Alfonso verlangte vom Clerus, dass er sich der lateinischen und heimischen Sprache mit gleicher Gewandtheit bediene, und dem Adel, wenn sich kein Wissen mit ihm paarte, zollte er wenig Beachtung. Seine umfassenden Schöpfungen sollten erst im 14. Jahrhundert die gebührende Anerkennung finden. Uebrigens folgte auch Sancho in den späteren Jahren seiner Regierung der Richtung des unglücklichen Vaters, wenn er schon die zersprengte Academie der Gelehrten nicht wieder herstellen konnte. Die Stellung, welche er in der Culturgeschichte Spaniens einnimmt,

Digitized by Google

ist lange nicht nach Verdienst gewürdigt. Seiner Zeit gehört die Uebersetzung des Libro del Tesoro und die in den Grand conquista de Ultramar geschilderte Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, so wie der behufs der Unterweisung seines Sohnes Fernando 1292 verfasste Libro de los castigos, dem Ticknor unverdienter Weise eine so untergeordnete Stellung anweist.

Im 15. Capitel bespricht der Vf. die catalanische und portugiesische Literatur dieser Periode. Aus beiden tritt uns die rasche Entwickelung des geistigen Lebens nicht so entschieden und selbständig entgegen, wie aus den Werken, welche Centralspanien, also dem Bereiche der castilischen Sprache, angehören. Das folgende Capitel Successores de Don Alfonso el sabio überschrieben, gehört nur der Untersuchung über den Archiprestra de Hita.

Die Dichtungen des Erzpriesters Juan Ruiz sind den verschiedensten Beurtheilungen unterlegen. Man hat ihn wohl, seiner mitunter zügellosen Schwänke halber, den spanischen Petronius genannt und mit Recht den Reichthum seiner Phantasie hervorgehoben, während Andere ihn kaum des Namens werthhalten und Bouterweck ihm vorwirft, dass die Ausführung seiner Dichtungen so roh sei wie seine Sprache. Man hat ihn andrerseits mit Rabelais, dann mit Chaucer zusammengestellt und sogar behaupten wollen, dass er für seine Zeit dieselbe Bedeutung gehabt, die dem Meisterwerke von Cervantes für das 16. Jahrhundert nicht abgesprochen werden kann. Alle diese Beurtheilungen, sagt der Vf., bedürfen der Berichtigung, weil Juan Ruiz nur im Zusammenhange mit den Richtungen und dem Bildungsgange seiner Zeit wahrheitstreu aufgefasst werden kann — beiläufig gesagt, ein Aus-

Digitized by Google

spruch, der doch wohl mehr oder weniger auf jeden Poeten Anwendung findet. Das gesammte öffentliche und sociale Leben spiegelt sich in seinen Schriften ab. Aus der Fülle des Glaubens besingt er die Passion Christi und die Schmerzen der heiligen Jungfrau, ergeht sich in Erzählungen heroischer Thaten der Ritterschaft, vertieft sich in die phantastischen Gebilde des Orients, führt, er zuerst, die Aesopische Fabel in Nachbildungen seinem Volke vor, eignet sich den Liebes- und Zaubersang der Provençalen an und spielt mit der scharfen Satyre des Roman du Renart. Es findet sich in seinen 1330 zum Schluss gelangten Dichtungen die sonderbarste Mischung vom Erhabenen und Burlesken und der Sprung von der Mutter des Erlösers zur Doña Venus fällt ihm nicht schwer; weiss er doch allen Kreisen des Lebens die Schwächen abzulauschen, die er schonungslos blosslegt. Dass der Vf. ihn mit Dante vergleicht und dabei bemerkt, dass der Florentiner über die Sünden und Gebrechen seiner Zeit weine, Juan Ruiz dagegen sie der Geissel der Satyre unterziehe, geht etwas zu weit.

Capitel 17 gehört der Erörterung von Juan Manuel, dem Sohne des Infanten Manuel. Der Genannte besass eine gleiche Vielseitigkeit der Bildung wie Juan Ruiz und war namentlich mit der Patristik und castilischen und maurischen Schriften so vertraut wie mit dem Nachlass des classischen Alterthums. Das berühmteste seiner zahlreichen Werke ist der Libro del conde Lucanor, von Bouterweck eingehender und mit grösserer Sorgfalt als die vorhergehenden Poesien analysirt, von dem »distinguido Eichendorf« bekanntlich auch in's Deutsche übertragen.

Unter den Chroniken des 14. Jahrhunderts,

Digitized by Google

auf welche der Vf. hiernach übergeht, nimmt die von Alfonso XI. hauptsächlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch; sodann die dem historischen Gehalte nach von untergeordnetem Werthe, aber durch ihre dramatische Haltung und den Schwung der Phantasie ausgezeichnete Coronica de los rimos antiguos, welche die Thaten des Fernan Gonzalez vorträgt

Die der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörige castilische Dichtung der Danza de la Muerte, welche gewöhnlich dem Rabbi Sem Tob zugeschrieben wird, darf, nach dem Urtheil des Vfs, den französischen, englischen und deutschen Behandlungen desselben Gegenstandes sowohl in Bezug auf die Form als die Tiefe der Auffassung vorangestellt werden. Sitten und Bräuche von Clerus, Adel und Volk sind in ihm mit rücksichtsloser Wahrheit geschildert und tragen das Gepräge einer wilden, anarchischen Zeit.

Dem 23. Capitel, welches den Schluss dieses Theils bildet und sich mit der Poesia popular hasta mediados del siglo XIV beschäftigt, möchte man die Kürze und Praecision in der Untersuchung wünschen, mit welcher der rühmlichst bekannte Historiker Lafuente denselben Gegenstand im Vorwort des ersten Bandes seines Cancionero popular (Madrid 1865) behandelt. Was hier vom Ursprunge und der Fortbildung des noch lebenden Volksliedes gesagt wird, wird seine Anwendung auf das Volkslied aus jeder beliebigen Zeit finden.

Der fünfte Theil entfaltet den an neuen und dem Auslande entlehnten Umgestaltungen reichen Abschnitt der spanischen Literatur während der Periode von der Regierung Pedros bis zum Tode Enriques III. Es ist die Zeit der Ritterromane, die einem Amadis de Gaula voran-

Digitized by Google

gingen, der phatastischen, aus einer bunten Mischung von orientalischen und occidentalischen Traditionen und Dichtungen erwachsenen Erzählungen, die mit den gleichzeitigen Erzeugnissen scharfsinniger Erudition den seltsamsten Contrast bilden. Man hat, sagt der Vf., die Quelle dieser Dichtungen theils bei den Arabern, theils in der Literatur des classischen Alterthums, oder endlich bei den Völkern des nördlichen Europa gesucht. Wir dürfen sie nicht, wie man gewollt hat, auf die Erzählungen eines Wilhelm von Malmesbury, oder auf die Chronik von Turpin zuzurückführen, deren zum Theil spanischer Ursprung, wie solcher bei Gelegenheit einer Anzeige der Abhandlung von Gaston Paris in diesen Blättern nachgewiesen ist, hier Bestätigung findet. Es ist diese Gattung der Poesie einfach eine Frucht des Lehenswesens, der institucion de la caballeria, eines allmäligen Ausartens der ursprünglichen Aufgabe spanischer Ritterschaft, deren Banner das Vaterland war, die auf der Brust das Kreuz trug und für Freiheit und Glauben den immerwährenden Kampf gegen die Feinde Gottes kämpfte. In diesem Sinne hatte einst Alfonso el sabio den Orden von Santa Maria gestiftet. Der 1330 durch Alfonso XI. ins' Leben gerufene Orden de la Vanda schreibt bereits ein »amar lealmente á aquella en quien pusiesen su coraçon« vor und verpflichtet zur Vertheidigung der ehrbaren Frau und Jungfrau gegen jederlei Unglimpf. Seit dann Castilien den Tummelplatz für die Ritterkämpfe Englands und Frankreichs abgab, jenes durch den schwarzen Prinzen, dieses durch Duguesclin vertreten, der Adel Castiliens sich mit der französischen Ritterschaft verbrüderte — da wurde er gleichzeitig auch mit der englisch-französischen Literatur

ilized by Googl

vertraut und übertrug diese auf seine Heimath. So entstand der durch Reichthum der Erfindung und eine Fülle der mannigfachsten Episoden ausgezeichnete Amadis de Gaula, dessen Vf., der in Oporto geborene Vasco de Lobeira, nicht in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wie Bouterweck und nach ihm Sismonde de Sismondi behaupten, sondern erst 1403 dem Leben entrissen wurde.

Nachdem der Vf. sich in den beiden nachfolgenden Capiteln über den Einfluss, welchen Dante auf die spanische Poesie übte und über die Form und Haltung aragonesischer, castilischer und navarresischer Chronisten gegen Ende des 14. Jhdts verbreitet hat, behandelt er im Schlusscapitel das reichhaltigere Gebiet der Poesia erudita während des angegebenen Zeitraums. Mit Vorliebe verweilt er bei den Dichtungen des Amirals Diego Hurtado de Mendoza, des Vaterss des berühmten Marques de Santillana. Feine, graciöse Verse in einem überaus künstlich geschlungenen Gewande, bald hoffnungsreich oder trostlos in Liebe glühend, bald im höheren Ton von kindlich gläubiger Hingebung an die Gottesmutter zeugend und in letzterer Beziehung dem Sange des gleichzeitigen Pedro Velez de Guevara verwandt, der mit den Worten beginnt:

Syempre fué la tu costumbre
Responder á quien te llama
Et catar á quien te ama
Con ojos de mansedumbre.
O más clara que la lumbre,
Lus et puerta de perdon,
Santa sobre quantos son,
Sey conmigo toda vya!

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück. 19. December 1866.

Unsterblichkeit. Von Heinrich Ritter. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1866. VIII und 271 S. in Octav.

Bei einer zweiten Auflage pflegt keine Anzeige nöthig zu sein; wenn aber die erste Auflage gar nicht angezeigt worden und die neue Auflage fast ein ganz neues Buch geworden, wird es Entschuldigung finden, wenn eine Ausnahme von der Regel gemacht wird. Denselben Gegenstand von demselben Schriftsteller in einer in wesentlichen Punkten abweichenden Weise behandelt zu sehen, kann nicht auffallen bei der Art der Arbeiten, zu welchen er gezählt werden muss. Die Alten würden ihn durch die Wörter τόπος oder locus bezeichnet haben; wir haben ein Wort ähnlicher Bedeutung, wenn wir davon reden, dass ein Gegenstand erörtert werden solle; die Sache scheint er mir besser auszudrücken, als wenn man locus wörtlicher und mit Umschreibung durch Gemeinplatz verdeutscht. Die Sache nämlich ist, dass man eine wissen-

schaftliche Frage aus einem grössern Umfang von Untersuchungen zum besondern Gegenstande der Betrachtung herausnimmt; die Aufgabe wird alsdann sein den Ort zu ermitteln, wo die Frage ihren rechten Platz und ihr rechtes Licht empfängt im Ganzen der Wissenschaft. Man sieht, solche Erörterungen haben ein weites Feld zur Wahl der Wege und können sich enger zusammenziehn oder weiter ausdehnen.

Auch die Schwierigkeiten, welche sie darbieten, werden hieraus erhellen. Leicht wäre der Ort für jede Frage gefunden, wenn alles in der Wissenschaft richtig gestellt wäre in systematischer Ordnung; aber davon sind wir noch weit entfernt, zumal in der Philosophie, zu welcher man die Frage über die Unsterblichkeit zu zählen keinen Anstand nehmen wird. Dass solche besondere Fragen aufgeworfen werden und als Gegenstände dringender Untersuchung sich uns darstellen, ist eben ein Beweis dafür, dass ihre rechte Stelle im System unseres Wissens in der allgemeinen Meinung sich noch nicht festgestellt hat. Für ihre Feststellung hat man Beweise gesucht. Die Versuche, Beweise zu geben für die Unsterblichkeit, für das Sein Gottes, welche zu besondern Untersuchungen Veranlassung gaben, sind allgemein bekannt. Ihr Sein oder ihre Wahrheit würde nicht bezweifelt werden, wenn sie am rechten Orte im System zum Vorschein kämen und auch nur an diesem Orte lässt sich genügende Auskunft über dasselbe erwarten. Es ist eine seltsame, durch nichts zu rechtfertigende Meinung, dass mit wenigen Sätzen solche Beweise geführt werden könnten; sie werden sich auf ein System von Begriffen stützen müssen und nur dann können sie Ueberzeugung geben, wenn sie den Zusam-

Digitized by Google

menhang ihres Gegenstandes mit einem wohlgeordneten System philosophischer Lehren zu einleuchtender Einsicht bringen.

Auch die vorliegende Schrift sucht dies für die vielbesprochene Frage über die Unsterblichkeit zu thun. Sie sucht das System philosophischer Begriffe, an welches sie sich anschliessen können. Dabei sind manche Bedenken abzuwehren und manche Versuche zurückzuweisen, welche früher gemacht worden sind die Frage in unzulänglicher Weise zu lösen. Zur Entscheidung über sie kann man nur gelangen, wenn man sie zugleich im weitesten Umfange erörtert und auch an ihren speciellsten Ort stellt. Dies doppelte Geschäft, von welchem kein Theil vernachlässigt werden darf, giebt solchen Erörterungen den Reiz, welcher ihm beiwohnt. Aus besondern Bedürfnissen wird man an besondere Fragen herangezogen, aber nur dadurch kann man sie lösen, dass man sie mit den weitesten Kreisen der Wissenschaft, mit den allgemeinsten Gesetzen des Denkens in Zusammenhang bringt. Uns reizt die Frage nach unserer persönlichen Fortdauer; wir werden sie aber nur behaupten können, wenn das Gesetz des Weltalls sie gestattet.

Hiermit ist auch schon über die richtige Fragstellung entschieden. Man hat gefragt nach der Unsterblichkeit der Seele oder der vernünftigen, menschlichen Seele und daran haben sich Beweise angeschlossen, welche mehr oder weniger in der Irre gehn; die richtige Frage ist, ob wir, das was wir unsere Person nennen, sterblich oder unsterblich sind, d. h. vergänglich oder unvergänglich. Für unsere Person unsere Seele oder unsere menschliche oder vernünftige Seele unterzuschieben, das würde doch nur

unter Bedingungen erlaubt sein, welche in der Schrift genauer bezeichnet sind, und den genauern Sinn der Frage verwischen. Daher haben auch die Beweise bei Seite geschoben werden müssen, welche vom Begriff der Seele ausgegangen sind oder nach Weise der anthropologischen Begründung philosophischer Lehren den Begriff der Menschenart in die Untersuchung miteingemischt haben. Den Menschen wie eine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen des Weltalls hinzustellen, das widerspricht dem Charakter philosophischer Lehren, die nur allgemeingültige Gesetze aufstellen wollen und auf die besondern Arten der Dinge nicht eingehn. Durch die Beseitigung des Anthropologischen kommen wir nun auch erst zur allgemeinen Bedeutung der Frage, welche an unser persönliches Interesse für sie sich anschliessen soll. Es frägt sich für jede Person, für jedes besondere Wesen in der Welt, ob sie gegen das Allgemeine sich behaupten kann oder nicht, ob sie unvergänglich ist oder vergänglich. Im ersten Fall würde sie zu den ewigen Gründen, welche man auch Dinge an sich oder Substanzen nennt, im andern Fall zu den Erscheinungen beschränkter, wenn auch ziemlich langer Dauer zu rechnen sein.

Durch diese Fragstellung wird man dem Particularismus entrückt, welcher der Tod aller philosophischen Untersuchung ist; denn nur mit allgemeinen Problemen kann sich die Philosophie beschäftigen. Die Erde und der Mensch mit seinem irdischen Leben können nur als besondere Beispiele des Unterschiedes gelten, welchen wir in der wissenschaftlichen Untersuchung zwischen Erscheinungen und ewigen Gründen der Erscheinungen durchzuführen haben. Wir wer-

Digitized by Google

den dadurch aber auch in das Gebiet der metaphysischen Forschung eingeführt, welche in grossem Verdacht steht. Namentlich den Begriff der Substanz hat dieser getroffen. Ihn hatte die alte Metaphysik vor der Kritik Kant's zu einem Stützpunkte der Beweise für die Unsterblichkeit gemacht; es war nicht zu umgehn die Einwürfe Kant's einer Prüfung zu unterziehn. Sie erweisen sich als unbegründet, wenn man diesen Begriff der Substanz auf seine ursprünglichen Beweggründe zurückführt. Den Unterschied zwischen Erscheinung und Substanz können wir in wissenschaftlicher Untersuchung nicht entbehren, wie ihn auch Kant zu beseitigen nicht vermocht hat, wenn wir die Erscheinung nicht ohne begründendes Subject lassen und dadurch jeder Forschung nach dem Grunde der Erscheinung, d. h. überhaupt jeder Forschung, uns abschneiden wollen; hierdurch scheint uns das Recht der alten Metaphysik in der Begründung der Lehre von der Unsterblichkeit von dem Begriff der Substanz auszugehn gesichert. Aber auch nur die erste allgemeine Grundlage ist hierdurch gewonnen. Denn es handelt sich in der vorliegenden Frage nicht um das bleibende Sein, sondern um das Leben der Substanz.

Wenn man den Gefahren des Particularismus entgangen ist in der Erkenntniss, dass die philosophische Forschung allgemeine Wahrheit fordert, so ist damit die Gefahr des Universalismus nicht beseitigt. Den vergänglichen Erscheinungen haben wir die ewige Substanz zu Grunde zu legen; aber ist dies nur eine allgemeine Substanz oder sind es viele besondere Substanzen? Die Systeme der Philosophie sind uns noch in frischem Gedächtniss, welche alle Erscheinungen aus einer naturirenden Natur

Digitized by Google

haben erklären wollen; diese Natur würde die einzige Substanz sein, wenn sie Recht hätten. Ihnen aber widerspricht die Erscheinung, in welcher Schein und Wahrheit ihrem Begriffe nach gemischt sind, welche daher nicht aus einem Grunde erklärt werden kann, weil es widersinnig ist anzunehmen, dass ein und derselbe Grund seine Wahrheit bezeuge und Schein auf sich selbst werfe. Zur Erklärung der Erscheinungen müssen wir mehrere Dinge annehmen, welche sich gegenseitig erscheinen und durch einen allgemeinen Grund mit einander verbunden werden zur gemeinschaftlichen Hervorbringung der Erscheinungen. Dies ist die einzige Annahme, welche uns zu einer Erklärung der Erscheinungen führen kann und die Grundlage abgiebt für eine ihren Aufgaben gewachsene Metaphysik. Sie entfernt sich ebensoweit vom Particularismus wie vom Universalismus. Diesem setzt sie die Wahrheit der besondern, einzelnen Dinge entgegen, welche man Individuen oder Atome oder Monaden genannt hat, jenem den einigenden Grund, welcher alle Individuen zu der Gesammterscheinung der ganzen Welt verbindet. Beide Arten der Gründe stehen in gleicher Weise der vergänglichen Erscheinung entgegen und müssen als unvergängliche, ewige Gründe betrachtet werden, welchen kein zeitlicher Verlauf der Erscheinungen etwas anhaben kann. Daher können wir auch den Individuen die Kraft nicht absprechen sich selbst zu erhalten oder gegen das Allgemeine sich zu behaupten. Man wird hierin die allgemeinste Voraussetzung erkennen, welche für die Lehre von der Unsterblichkeit der Person gemacht werden muss. Wäre die Person nur ein Product im allgemeinen Zusammenspiel der Umstände,

Digitized by Google

so wäre sie eben nur zu den Erscheinungen zu rechnen und würde keine Kraft haben sich selbst zu erhalten; dass sie eine Substanz ist, welche ihrem Begriff nach bleibt oder sich selbst erhält, wie man sich auszudrücken pflegt, ist der erste Punkt, von welchem alle Beweise für ihre Unsterblichkeit ausgehn müssen.

Personen pflegt man für selbständige Dinge oder Substanzen zu halten; aber doch ist auch die Meinung, welche einzelne Dinge oder Individuen für Erscheinungen und nichts weiter hält, sehr weit verbreitet. Sie versteckt sich nur gewöhnlich unter andern Namen. So ist es, wenn die Naturforscher todte Atome annehmen, welche sie als reine Naturproducte betrachten. Man traut der todten Natur keine eigene selbständige Thätigkeit zu zur Hervorbringung der Erscheinungen, vergisst aber, dass sie, wenn es so wäre, aus dem Verzeichniss selbständiger Dinge zu streichen und nur in die Classe der Erscheinungen zu setzen sein würde, wenn sie auch noch so lange Dauer haben sollte. Das Gegenstück dazu liefern die lebendigen Einzelwesen. Naturforscher haben sie als Producte der Natur betrachtet, welche in der Geburt entstehen, eine Zeit lang erhalten werden, alsdann aber im Tode vergehen. Wenn es so sein sollte, so würden sie keine Individuen, sondern nur etwas länger dauernde Naturerscheinungen sein. Eben die Erfahrungen, welche zu dieser Meinung vieler Naturforscher geführt haben, sind es, was die Frage nach der Unsterblichkeit der Person angeregt hat. Ohne Zweifel ist es nicht leicht zu entscheiden, wo uns wahre Substanzen und wo uns nur lange dauernde Erscheinungen vorliegen; aber der allgemeine Unterschied kann dadurch nicht erschüttert werden; zur Erklärung

der Erscheinungen müssen wir von ihnen einzelne Dinge unterscheiden, welche nicht aufhören können zu sein. Ob zu diesen Dingen auch unsere Person gehörte und die Individuen, welche wir ihr gleichzuschätzen pflegen, das würde die Frage sein.

Um nicht zu lang zu werden, dürfen wir nicht mit der bisherigen Ausführlichkeit den Gang unserer Erörterung verfolgen. Nachdem die ersten Grundlagen gegeben sind, wird sich aber auch der weitere Lauf leicht denken lassen. Es genügt nicht die Unvergänglichkeit der Individuen festzustellen; die Unvergänglichkeit ihres Lebens soll dargethan werden. Sie liegt aber auch in der logischen Nothwendigkeit die Individuen als selbständige Gründe der Erscheinungen zu denken; denn ihre Begründung der Erscheinungen ist ihr Leben. Ein kleinstes, wenn auch unmerkliches Leben wird jeder wahren Substanz in der Welt zugeschrieben werden müssen. In der Entwicklung desselben ist sie abhängig vom Zusammenhange des Ganzen, hat aber auch ihre eigenen, selbständigen oder freien Thätigkeiten, welche sich in das allgemeine Gesetz des Ganzen einfügen. Daher kommt ihr eine nie unterbrochene Reihe der Lebensentwicklungen zu. Jeder wahren Substanz der Welt ist also nach allgemeinen Gesetzen ihr unsterbliches Leben gesichert. Für die Entscheidung über unsere Unsterblichkeit kommt es nun nur darauf an, ob wir uns zu den wahren Substanzen zu rechnen haben. Darüber finden wir Antwort in unserm Leben. Wenn wir selbständige Thätigkeiten uns zurechnen können, welche niemand anders für uns verrichten kann, dann können wir sicher sein, dass wir nicht blos Producte und Erscheinungen anderer Substanzen

sind. In den freien Werken unseres vernünftigen Denkens und Lebens liegt der Beweis unsrer Substantialität.

Doch nur ein kleinster Grad des Lebens würde uns nach diesen allgemeinen Grundsätzen zugesichert werden können und hiermit können wir uns doch nicht zufrieden geben. Leben ist mehr als Substanz sein und bleiben; aber man würde es vorziehn nicht zu leben, wenn man von seinem Leben nur eine qualvolle Mühe ohne Erfolg zu erwarten hätte. Nicht das nackte Leben allein, sondern ein gutes Leben müssen wir wünschen und wenn das Interesse, welches uns die Frage über die Unsterblichkeit unserer Person vorlegt, befriedigt werden soll, so haben wir viel mehr zu leisten als nur die Fortdauer unserer Substanz und unseres Lebens zu beweisen. Hiermit beginnen erst die grössern Schwierigkeiten des Problems, welche im Allgemeinen auch nur nach allgemeinen Grundsätzen sich lösen lassen. Es kann kein Zweifel daran sein, dass jeder Einzelne für sein gutes Leben selbst zu sorgen hat und es ihm nur versprochen werden kann, wenn er das Seine dazu thut; es ist aber auch ebenso wenig zu bezweifeln, dass es nicht allein in seiner Gewalt steht, wie die ungewisse Zukunft ihm ausfallen werde. Von den Zufällen der Umstände hängt Glück und Unglück des Lebens ab und daher können wir auch nur wenig Sicheres über das sagen, was wir uns schaffen wollen und uns schaffen zu können unsern Kräften zutrauen dürfen. Völlig rathlos würden wir in der That über unser künftiges Leben sein, wenn wir nicht annehmen dürften, dass die zufälligen Umstände nicht so zufällig mit unserm Leben zusammenhängen, wie es die gemeine Meinung anzuneh-

men pflegt; dies gilt aber nicht allein von unserm Leben nach dem Tode, sondern auch von unserm irdischen Leben; und dass wir für dieses unsere verständigen Pläne zu fassen nicht aufgeben, setzt die Ueberzeugung voraus, dass wir nicht allein in die Umstände, sondern auch die Umstände sich in uns fügen werden. Das unerlässliche Ineinandergreifen der Innenwelt und der Aussenwelt lässt uns nur wenig über die Schicksale unseres künftigen Lebens bestimmen; in das Dunkel der Zukunft müssen wir uns wagen, sei es im Glauben an unsere Kraft und unser Glück oder an die väterliche Obhut der Vorsehung. Für den Glauben an die letztere haben wir aber auch gute Gründe. Was unsere eigenen Kräfte betrifft, so sind sie in einem natürlichen Wachsthum; im Leben steigert sich die Fertigkeit in der Verrichtung seiner Geschäfte; doch setzt diese Steigerung die Gunst der Umstände immer voraus und nicht immer stellt diese in der erwünschten Weise sich ein; das erleben wir am deutlichsten und allgemeinsten in dem periodischen Wechsel zwischen Jugend und Alter, zwischen Leben und Tod; wenn wir daher auf die steigende Besserung unseres Lebens unter Voraussetzung unserer fortgesetzten Anstrengungen hoffen dürfen, so steht dies doch unter der Bedingung, dass auch die Aussenwelt uns unterstützen werde in unsern Werken. Gegen die Grösse dessen, was das Weltall leisten soll, sind die Leistungen des Individuums fast nichts. Aber wir dürfen darauf vertraun, dass die Umstände auch unsern Wünschen sich fügen werden, wenn unsere Wünsche in die allgemeinen Gesetze der Vernunft, in die Zwecke der sittlichen, nach dem Guten strebenden Weltordnung sich fügen. Nicht der Zufall hat uns

mit der Aussenwelt in Berührung gebracht; wir sind ihr durch den gemeinschaftlichen Grund alles weltlichen Daseins und Lebens verbunden, durch die schöpferische Macht Gottes, welche allen Dingen ihre Zwecke bestimmt hat. Dass sie als zusammengehörige Glieder der Welt mit gegenseitiger Hülfe diese Zwecke erreichen werden, dafür kann ihnen die Gunst der Umstände nicht fehlen, dafür bürgt ihnen die Allmacht des obersten Grundes, der jedem Dinge seine Kraft und seinen Trieb und allen Dingen ihr gegenseitiges Verhältniss zugemessen hat zur Erreichung ihres gemeinschaftlichen Zwecks. Dies sind die wissenschaftlichen Gründe, welche uns überzeugen, dass uns nicht allein ein ewiges Sein, sondern auch ein ewiges Leben zur Erreichung des Besten, unseres Zwecks, verliehen ist. In unserm persönlichen Leben stützt das unsern Glauben an unsere Person, an unsere sittliche Bestimmung, und geschwächt kann diese Ueberzeugung nicht werden durch die Betrachtung, dass unsere Gründe trivial genug sind um von jedem gefühlt zu werden, welcher seiner sittlichen Bestimmung sich bewusst ist.

H. Ritter.

Chants et Chansons populaires des provinces de l'ouest, Poitou, Saintonge, Aunis et Angoumois, avec les airs originaux, recueillis et annotés par Jérome Bujeaud. Niort 1866. II vol. 332 und 363 Seiten in Quart.

Chants populaires recueillis dans le pays messin, mis en ordre et annotés par le Cte de Puymaigre. Metz und Paris 1865. XXVIII und 473 Seiten nebst 20 Seiten Musikbeilagen. Octav.

Es sind in den letzten Jahren in Frankreich

mehrfache Sammlungen von Volksliedern ans Licht getreten, welche davon Zeugniss ablegen, dass auch dieses Feld der allgemeinen Litteratur nach dem Vorgang Deutschlands und anderer Länder dort jetzt nicht ohne Pflege bleibt, trotzdem das Dekret über die Herausgabe der Volkslieder Frankreichs, welches im J. 1852 vom damaligen Präsidenten der Republik in Folge des von dem Minister Fortoul abgestatteten Berichts erlassen wurde, später einen Widerruf erlitt. Der Anstoss war gegeben. Worauf die Regierung verzichtet hatte, das unternahmen die einzelnen Gelehrten, welche Sinn genug für dergleichen Arbeiten besassen und führten sie mit mehr oder weniger Geschick aus; so erschienen, von früheren Sammlungen abgesehen, die Volkslieder von Lothringen, Nancy 1855, die des französischen Flanderns von Coussemaker, Gand 1855, die der Normandie von Beaurepaire, Avranches 1856, der Bretagne und Poitou's von Guérant, herausgegeben von Gauthier, Nantes 1859, der Provence von Damase Arbaud, Aix 1862, der Franche-Comté von Max Buchon, Salins 1863, der Champagne von Tarbé, Reims 1863—4, der Provinzen Frankreichs im allgemeinen von Champfleury und Weckerlin, Paris 1860 und noch einige andere. Diese Arbeiten nun sind, wie bemerkt, von verschiedenem Werthe; alle jedoch enthalten dankenswerthe Beiträge zur Kenntniss des in Rede stehenden Gegenstandes und den besten derselben schliessen sich die beiden rubricirten Sammlungen an, die ich hier zusammenfassend besprechen will. Zuvörderst die Bemerkung, dass unter dem Ausdruck »pays messin« das Metzer Land d. i. die heutzutage in dem Departement der Mosel inbegriffene Landstrecke zu verstehen ist. Der Herausgeber, Graf Puy-

Digitized by Google

maigre, ist dem gelehrten Publikum durch seine treffliche Arbeit »Les vieux auteurs castillans. Metz und Paris 1862« bereits zur Genüge bekannt; seine Behandlung der spanischen Romanzenpoesie zeigt ihn als genauen Kenner der Volksdichtung und gewährt hinlängliche Bürgschaft dafür, dass er die gebotenen Texte ganz so wie er und seine Freunde sie dem Volksmunde entnommen, wiedergegeben haben wird; Bujeaud hingegen ist, wenigstens für Deutschland, ein homo novus und um so willkommener ist seine wiederholte Versicherung, dass er sich auch nicht die allermindeste Abänderung gestattet. Endlich sind die französischen Herausgeber, wenigstens theilweise, zu der Ueberzeugung gekommen, dass jedes Bessern- und Verschönernwollen bei derartigen und ähnlichen Dichtungen ganz am unrechten Orte ist. — Was den Inhalt betrifft, so bemerkt Puymaigre, dass er anfangs beabsichtete, auch die in dem betreffenden Gebiete von der deutschen Bevölkerung gesungenen Lieder seiner Sammlung beizufügen; jedoch stand er hiervon zunächst ab, da seine Nachsuchungen in dieser Beziehung noch nicht beendet sind; später indess beabsichtigt er jene Lieder besonders herauszugeben, wodurch er sich um so mehr Dank erwerben wird, als er schon jetzt auf »interessante Entdeckungen« in genannter Beziehung hinweist. — Hinsichtlich des Versmasses ist Puymaigre's Bemerkung wohl zu beachten (p. XXI): »Quant à la mesure, les vieux romances espagnols ne sont pas toujours très scrupuleux; les chants populaires français le sont encore bien moins. Ce qu'il y a d'inouï, c'est que l'on parvienne à chanter ce mélange de lignes de toutes les tailles. Ah! si le savant Frédéric Diez eût jeté un coup d'oeil sur notre poésie popu-

Digitized by Google

laire, il n'aurait certes pas avancé que les romances castillans ne pouvaient, à cause du désordre de leur rhythme, être destinés à être chantés«. Weiterhin (p. XXIV) äusserst Puymaigre in Betreff der Volkslieder: »Elles ont encore, selon moi, une autre espèce d'interêt, c'est de nous montrer ce que produisent des intelligences privées de toute culture; c'est de nous faire assister au singulier travail d'esprits qui n'ont rien acquis, qui sont entièrement restés eux-mêmes; c'est de nous faire pénétrer dans la pensée de gens tellement courbés sous les occupations matérielles que nous ne supposons guère qu'un éclair d'imagination puisse luire en eux. Eh bien! Voilà ce qu'a pu produire ce vague éclair chez des hommes qui dans d'autres conditions fussent peut-être devenus de vrais poètes«. Hier weicht Puymaigre von der Ansicht Ferdinand Wolfs und anderer ab, welche die ursprünglichen Verfasser der erzählenden Volkslieder wenigstens in den höhern Ständen finden wollen; s. Wolfs Vorwort zu: Schwedische Volkslieder der Vorzeit, übertragen von R. Warrens. Leipzig 1857: »Ueber die Frage: In welchen Kreisen sind die jetzt sogenannten Volksballaden entstanden?« Der Meinung meines verewigten Freundes kann ich jedoch nicht ganz beistimmen, wie ich bei anderer Gelegenheit ausführen werde. — Puymaigre giebt übrigens auch von den französischen Liedern nicht alle, die er gesammelt, da, wie es scheint, sein Verleger dagegen Einspruch erhob, und deshalb sind mehr als 180 derselben zurückgelegt worden; jedoch hat er in einem Anhange die ersten zwei Zeilen eines jeden mitgetheilt, damit die Liebhaber der Volkspoesie daraus ersehen können, welche von ihnen auch in andern Provinzen Frankreichs vorhanden sind.

Digitized by Google

Mit der Sammlung Bujeaud's verhält es sich anders, indem er nichts vorenthalten hat, wobei allerdings namentlich in dem ersten Theil, der die eigentlich lyrischen Stücke enthält, manches mit unterläuft, was als weniger bedeutend vielleicht hätte wegbleiben können. Andererseits hat Bujeaud auch recht schöne Wiegen- und Kinderlieder aufgenommen und gelegentlich auch über Aberglauben, Feste und Gebräuche ebenso wie Puymaigre dankenswerthe Mittheilungen gemacht; so erfahren wir z. B. durch erstern, dass auch in Westfrankreich über das Johannisfeuer gesprungen wird (vgl. Grimm Myth. 584 ff.); dass in Saintonge die Liebenden sich nackt im Maithau wälzen, um sich die Zuneigung der geliebten Personen zu erwerben, was man »prendre l'aiguail de mai« nennt (vgl. meine Anm. zu Gervasius von Tilbury S. 57); dass Freunde unter einander das Schenken von Messer und Scheere meiden, weil es die Freundschaft zerschneide (s. zu Gervas. S. 101); dass der »Sandmann«, der unsre Kinder schläfrig macht, in Westfrankreich eine gute alte Frau ist und »la dormette« genannt wird; dass das Aufstecken des Maibaums (la plantation du *Mai*) im Westen von Frankreich stattfindet wie in andern Provinzen desselben und sonst noch weithin in Europa (vgl. zu Gervasius S. 183 Anmerk. 35. Puymaigre p. 200) u. s. w. Ueber die »vieille femme«, die »ganipote«, die »lavandières« werde ich anderwärts sprechen. Einen ganz besondern, sie vor allen andern Sammlungen dieser Art auszeichnenden Werth besitzt Bujeaud's Arbeit dadurch, dass jedem Liede ohne Ausnahme (es sind deren gegen vierthalbhundert) die Melodie beigegeben ist; denn mit Recht bemerkt er in dieser Beziehung (vol. I p. 11): »C'est l'air qui fait la

chanson, dit un vieux proverbe. Il a raison. L'air, mieux que le mot, nous fait sentir cette chose vague que nous nommons le caractère d'une chanson. Il nous revèle le nom du pays où elle est éclose: le caractère de la musique nationale traduit le fond même de l'âme d'un peuple, a dit justement M. Ampère. C'est l'air enfin qui nous divulgue son âge, car si les anciennes formes musicales sont maintenant tombées en oubli, on les rencontre cependant assez intactes dans le fond des campagnes«. Und unter diesen Melodien finden sich eine nicht geringe Zahl sehr ansprechender. Aber auch Puymaigre hat die Richtigkeit des eben Angeführten sehr wohl gefühlt und deshalb gleichfalls die Melodien zu 36 seiner Lieder (deren im Ganzen 186 sind) beigefügt, während ihn vermuthlich die Rücksicht auf seinen Verleger davon abgehalten eine grössere Anzahl derselben mitzutheilen, eine Rücksicht, die Bujeaud, wie es scheint, nicht zu nehmen hatte. Dagegen finden wir in Puymaigre's Werke mannigfache sehr willkommene Nachweise über gleiche und verwandte Lieder in fremden Ländern, in welcher Beziehung ihm eine reiche Bibliothek zur Verfügung stehen muss, während Bujeaud über nur wenig Einschlagendes mag haben verfügen können. — Indem ich nun zu einigen Bemerkungen über einzelne Lieder der beiden Sammlungen übergehe, muss ich vorausschicken, dass ich von einer Vervollständigung des in letzterwähnter Hinsicht noch nicht Nachgewiesenen durchaus absehe und mit geringen Ausnahmen nur einige andere besondere Beachtung verdienende Punkte hervorheben will; so z. B. um zuvörderst von Bujeaud's Sammlung zu sprechen, führt er mehrere auf den Ehestand bezügliche Liedchen an, wie z. B.: »Qui veut avoir

misère (bis) — N'a qu'a s'y marier dondaine — N'a qu'a s'y marier dondé«, und fügt dann hinzu: »Il y a au fond de ces refrains, et de tous ceux qui ont trait au mariage un sentiment de misère ou de naïve corruption qui fait songer tristement, et d'autant plus tristement qu'il n'est pas un de ces chants où brille un rayon de bonheur, où perce une lueur de contentement«. Finden wir hier vielleicht einige Erklärung der in der letzten Zeit mehrfach besprochenen so sehr geringen Zunahme der Bevölkerung in Frankreich? Von dieser nicht blos statistischen Betrachtung wenden wir uns jedoch rasch zu anderem, und so bieten sich denn zwei Kinderlieder (I, 27. 46), die ihrem Inhalt nach zu dem bekannten deutschen »Der Bauer schickt den Jäkel aus« gehören, welches sich auch bei den Hottentotten findet, wie ich in meinem Aufsatz über hottentottische Märchen in Lazarus' und Steinthal's Zeitschrift Bd. V Heft I (zu no. 42 »Das vom Hunde bestrafte, unverständige Kind«) nachgewiesen habe. — Spuren von Märchen zeigen sich mehrfach, wo man sie nicht erwartet; so ist in einem Hochzeitliede (2, 65 f.) von drei Pomeranzen die Rede; beim Zerschneiden der ersten wird die Neuvermählte Erde und Luft sehen, bei dem der zweiten Erde und Wasser, bei dem der dritten das, was sie liebt. Hierbei erinnert man sich des spanischen Märchens von den drei Liebespomeranzen; s. Ferd. Wolf's Proben portug. und catalan. Volksromanzen S. 40 ff.; vgl. Basile's Pentamerone no. 49 »Die drei Citronen« (2, 231 ff. meiner Uebersetzung). Ferner heisst es in einem Liebeslied (Bujeaud 1, 205): »Ell' fait fleurir le romarin — Sur le bord de sa manche — Ell' change la mer en vin — Et le poisson en viande«. Auch hier scheint

Digitized

eine Anspielung auf ein Märchen enthalten, ebenso wie bei Puymaigre p. 32, wo es von einer Frau heisst: »Elle fait venir le soleil — A minuit dans sa chambre — Elle fait bouillir la marmite — Sans feu et sans rente«. Vergl. ebenda p. 398 f. »La blonde et le canard blanc«, wo nach Stöber auf die mythologische Bedeutung der Enten hingewiesen wird, und zwar mit Recht; denn Ente und Gans vertreten in Sage und Märchen häufig den Schwan; vgl. Simrock, Myth. 409. 491 (2. Aufl.). — Der »Chant des Blancs« (2, 109 f.) bietet uns ein interessantes Gegenstück der Marseillaise aus der Zeit des Vendéekrieges, wovon die erste Strophe lautet: »Allons armées catholiques — Le jou de gloëre est arrivé; — Contre nous de la République — L'étendard sanglant est levé. — Ontondez-ve dons quiés compagnes — Les cris impurs daux scélérats! — Gle venant jusque dans vos bras — Prondre vos feilles et vos femmes. — Aux armes, Poitevins! formez vos bataillons, — Marchez, marchez, le sang daux bllus — Rogira vos seillons!« Dies ist eins von der kleinen Zahl historischer Lieder, die sich in jenen Gegenden erhalten haben, und worunter sich auch ein anderes auf den Märtyrertod einer jungen Hugenottin befindet, welches vermuthlich, obschon verjüngt, aus dem 16. Jahrh. stammt. Aus einer zweiten Version desselben (2, 145) ersehen wir, dass ehedem in Frankreich ein Rechtsgebrauch bestanden haben muss, wonach einer zur Todesstrafe verurtheilten Verbrecherin das Leben geschenkt wurde, wenn der Henker sie heirathete. Bujeaud führt dazu ein piemontesisches Volkslied an, wonach dieser Brauch sich auch in Piemont gefunden haben soll. Vgl. auch Burkhard Waldis IV, 67: »Von einem verurtheilten Knecht«;

Digitized by Google

Horae Belgicae Bd. II. S. XLVIII f. (2te Ausg.); Mittler, Deutsche Volkslieder Nr. 243 St. 3. 7 (vgl. auch Nr. 311. 312). In diesen letztern Beispielen ist es eine Jungfrau, die den zum Tode geführten Mann retten kann, wenn sie ihn ehelichen will, was auch in Burring's Observations on the Common-Law als alte englische Rechtsbestimmung angeführt wird. Noch entnehme ich einer freundlichen Mittheilung Kausler's Folgendes. Im J. 1841 ist von einem Würtemberger Namens Dinzel herausgegeben: »Leben und Abenteuer des Joh. Steininger, ehemal. herzoglich würtembergischen und kaiserlich österreichischen Soldaten von 1770—90, später Tambourmaitres und Kanoniers unter der französischen Republik und dem Kaiserreich von 1791—1815, nachherigen königl. würtemb. Regimentstambours und jetzigen 79jährigen Invaliden auf Hohenasberg. Stuttgart«. Dieser Steininger erzählt nun, dass, während er als Soldat in Paris war, mehre junge Edelfräulein in einem Thurme neben dem Pont-neuf gefangen sassen, und dass damals die Verordnung bestand, ein republikanischer Soldat könne gefangene Edeldamen heirathen und dadurch von jeder Strafe frei machen, aber er müsste zugleich in jeder Beziehung für sie gut sprechen. Machte sie sich später eines aristokratischen Complots schuldig, so wurde er von vornherein als mitschuldig betrachtet. Steininger versprach wirklich unter Vermittlung des Kerkermeisters eines der Mädchen, das sehr schön war, auf die angegebene Art zu befreien, liess sich aber später doch davon abbringen. Noch ein andres Beispiel wird durch ihn in Betreff von einer adeligen Familie von Nantes erzählt. Ein junger Bürger von da wollte ein schönes junges Mädchen aus derselben heirathen; da

Digitized by Google

indess die Familie nicht zugleich freigegeben wurde, so verlangte das entschlossene Mädchen ebenfalls den Tod und legte ihr Haupt noch vor den Ihrigen unter die Guillotine. So weit Steininger. Zur Erklärung der in der letzten Strophe der ersten Version des in Rede stehenden Liedes (Bujeaud 2, 144) vorkommenden zwei Zeilen: »Les pieds sur les épaules — Fut pendu' promptement« will ich noch bemerken, dass ehedem in Frankreich die Scharfrichter den Gehängten zur Beschleunigung des Todes auf die Schultern traten, wie dies auch in Italien Statt fand; s. zu Basile 1, 402 Anm. 32 meiner Uebers.; deshalb auch heisst es in Buonarotti's Tancia Atto I. Sc. 1: »Cecco, i' mi muojo, e vonne a maravalle,— I' ho 'l nodo al collo, e 'l boja sulle spalle«. Auch in Villemarqué's Barzaz-Breiz 2, 81 (4te Ausg.) meldet der Scharfrichter in Betreff einer gehängten Frau: »Quand je lui mets le pied sur l'épaule, elle se détourne vers moi, et rit«. — Zu dem Stoff von Schillers Taucher bemerkt Bujeaud (2, 103): »Il en existe des variantes de province à province: En Saintonge, sur la côte, elle [cette ballade] est connue sous le titre de la *reine Lenore*, en Angoumois elle reparaît sous celui de la *fille du roi d'Espagne*, tandis qu'en Poitou elle se chante sur le refrain: »I' aimerai toujours ma Nanon etc.« (s. 2, 160 ff.). Ueber die Sage selbst vgl. zu Gervasius S. 11 und dazu Anm. 24. Pfeiffers Germania 5, 63 f. (zu Mapes dist. IV c. 13). — Die Ballade »La fille changée en cane« (Bujeaud 2, 166 ff.) berichtet, wie ein Königssohn eine Jungfrau entführt und sie in einen Thurm einschliesst, wo sie eines Tages allerlei Vögel und auch Enten vorüberziehen sieht und auf ihr Gebet gleichfalls in eine Ente verwandelt mit ihnen davon fliegt, indem sie

Digitized by Google

singt: »Tant que l'mond' sera monde — Je volerai — Pour y faire ma ronde«. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Enten so wie Gänse häufig für Schwäne eintreten, so dass wir also durch das in Rede stehende Lied sehr lebendig an die Sage von Völundr und Alvitr erinnert werden. — Die Hero- und Leandersage findet ihren Nachhall auch bei Bujeaud 2, 186 ff. in »La fille prisonnière«, ebenso wie bei Puymaigre 1, 42 »Les deux amants»; dass sie auch in Spanien bekannt ist, erhellt aus Ferd. Wolfs Proben portug. und catalan. Volksromanzen S. 123 f.: »Der Ritter von Málaga«. Auf weitere Nachweise will ich hier nicht eingehen, sondern nur daran erinnern, dass Clemens Meyer »Hero und Leander. Petersburg 1858« die Sage durch einen Naturmythus gedeutet hat. Der Frühling kommt über das Meer und umarmt liebend die fruchtbringende Erdgöttin. Dann sind die Nächte klar und die Sterne leuchten dem Gotte, wenn er über die Flut dahinzieht. Aber der Herbst naht mit Sturm und Regen und löscht die Himmelslichter aus. Der milde Gott kommt nicht mehr, sein Dasein ist zu Ende und die Erdgöttin welkt ihm nach. — Zu der Ballade »Ce sont les fils d'un maréchal« (2, 237 ff.) verweist Bujeaud selbst auf Zach. Werners Vierundzwanzigsten Februar. Werner soll, wie Alex. Dumas meint, eine in der Schweiz unter den Umwohnern der Gemmi verbreitete Sage benutzt haben. Vgl. auch noch Dunlop-Liebrecht S. 294. Simrock Volkslieder Nr. 34 »Die Mordeltern« und dazu die Anm. Müllenhof Sagen aus Schleswig-Holstein S. 534 ff. Abraham a Santa Clara Heilsames Gemisch-Gemasch. Würzb. 1704 S. 37. 47. — In den »Enfants de la ville de Nantes« (2, 330 ff.) wol-

len die drei lustigen Brüder bei der Wirthin schlafen »Dans un lit carré — Couvert de roses blanches — Aux quatre coins du lit — Quatre pommes d'oranges«; dann heisst es weiter: »Et au mitan du lit — Le gai rossignol chante«. Hier begegnen wir also der Nachtigall wieder, die wir schon aus v. d. Hagens Gesammtabenteuer Nr. 58 »Das Rädlein« V. 463 ff. kennen; vgl. dessen Nr. 25 »Die Nachtigall«. Aber auch sonst spielt *vrou nahtegale* in den vorliegenden beiden Liedersammlungen eine sehr grosse Rolle, obwohl in einem zartern Sinn als dem eben angeführten, und besonders oft erscheint sie als Liebesbotin; dagegen ist mir weder bei Bujeaud noch bei Puymaigre auch nur ein einziges Mal der Klee aufgestossen, der doch bei unsern Minne- und Meistersängern mit jener Sängerin Hand in Hand geht. Dies also wären einige Einzelheiten der Bujeaud'schen Sammlung, die sich in aller Kürze hervorheben liessen, da auf sonstiges einzugehen zu weit führen würde. Doch kann ich nicht umhin, eine bemerkenswerthe Notiz des Herausgebers noch ganz besonders mitzutheilen, da aus derselben erhellt, dass die französischen Notare des vorigen Jahrhunderts doch auch zuweilen nicht blos an dem Aktenstaub allein Gefallen fanden; denn nach Mittheilung eines lustigen Liedchens »Turlutu« (2, 311 f.), worin eine Schäferin schliesslich sagt: »Mon berger n'porte qu'une flûte, — C'est pour me fair' .... turlutu — C'est pour me fair' .... mironton, tontaine, — C'est pour me fair' danser«, fügt Bujeaud hinzu: »Dans des papiers d'un notaire du siècle dernier, à Melle, on a retrouvé cette chanson .... La copie porte en tête: »Chanson nouvelle, par moi aprize le 21 avril 1775« et se termine ainsi: »C'est tout

Digitized by Google

ce que j'en sçay; en conséquence j'ai clos ladite chanson ce 22 avril 1775 avant midy«. Diese aktenmässige, von einem Notarius publicus aufgenommene Angabe verdient ohne Zweifel allen Glauben und zeigt uns den fidelen Zögling der Themis als würdigen Nachfolger der »clercs de la Bazoche«.

Ich wende mich nun zu Puymaigre's Sammlung, um auch aus dieser einige wenige Punkte auf das gedrungenste zu erwähnen. »La maîtresse captive« (p. 46 f.) entspricht der Grundlage nach der Ballade »The gay goss-hawk« in Walter Scott's Minstrelsy of the Scottish Border. — Das p. 81 zu »La fille soldat« aus Nigra's Canzoni popolari del Piemonte angeführte Volkslied »La guerriera« stimmt, was die von dem Königssohn zur Erkennung des Geschlechts seiner verkleideten Geliebten veranstalteten Proben betrifft, zu Basile's Pentamerone Nr. 26 »Der Knoblauchgarten« (1, 335 ff. meiner Uebers.). S. auch noch Grimm Märchen Nr. 67 »Die zwölf Jäger«, Hahn Griech. und albanes. Märchen Nr. 10 »Das Mädchen im Krieg« und Nr. 101 »Silberzahn«. — In dem »Amant barbare« (p. 85 f.), wo ein Liebhaber seine Geliebte ermordet, heisst es: »Il la porta sur un arbre — Qui n'avait jamais fleuri«. Es fällt auf, dass er den Leichnam auf einen Baum trägt, jedoch begegnen wir hier allem Anschein nach einer Reminiscenz der einst weitverbreiteten Sitte die Todten an Bäumen aufzuhängen. S. hierüber meinen Aufsatz »Der Mäusethurm« in Wolf und Mannhart's Zeitschr. f. deutsche Mythol. 2, 412 Anm. 12, so wie den Nachtrag dazu in den Heidelb. Jahrb. 1862 S. 941 f. Anm., an welchen Orten ich auch über den muthmasslichen Ursprung dieses Gebrauchs gesprochen; s. dazu

Digitized

auch noch meinen Aufsatz »Eine alte Todesstrafe« in Benfey's Orient und Occident 2, 274 f. Jedoch könnte man auch annehmen, dass man die todten Körper da aufhing, wo die lebenden gewohnt hatten, worüber s. meine Bemerkungen in den Heidelb. Jahrb. 1865 S. 101 f. und Nachträge dazu in meiner nächstens in Pfeiffers Germania erscheinenden Anzeige von Jülg's Uebersetzung des Kalmükischen Siddhi-Kür. Zu der in Rede stehenden Ballade macht übrigens der Herausgeber folgende Bemerkung: »J'ai avancé dans la préface de ce volume, que souvent le rhythme de nos chants populaires offre une singulière analogie avec celui des romances espagnols. Je trouve une preuve très-frappante de cette ressemblance dans le chant précédent. Tous les vers impairs y sont des vers blancs, et tous les vers pairs se terminent, sauf deux exceptions (*coupa*, *perça*), par une assonance en *i*, qui règne d'un bout à l'autre de la pièce. C'est le système rhythmique des romances«. Ausser den beiden angeführten Ausnahmen findet sich aber auch noch »merité«; doch lässt sich annehmen, dass statt dessen ursprünglich »meri« gestanden hat, so wie auch »coupa« und »perça« für andere ältere Formen oder vielmehr Worte eingetreten sind. — In der Anmerkung zur Ballade »Renaud et ses quatorze femmes« ist auf p. 105 nach Adolf Wolfs Volksliedern aus Venetien Nr. 73 auch Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser 1, 233 angeführt. Wolf hat sich jedoch geirrt; bei Grundtvig findet sich an der angeführten Stelle nichts der Art; dagegen hat er das gemeinte Volkslied (»Jomfruens List«) in seinen »Engelske og Skotske Folkeviser« in der Anm. zu Nr. 37 mitgetheilt. Vgl. dessen Danmarks Gamle Folkeviser I, 25. II, 662 Anmerk.;

Digitized by Google

s. ferner noch Mittler Deutsche Volkslieder Nr. 76 — 87. Grimm Märchen Nr. 45 »Fitchers Vogel« und dazu Bd. 3^3 S. 73 ff. Pfeiffers German. 5, 372 Nr. 1. Benfey's Or. und Occid. 2, 678 f. »Die Wittwe und ihre Töchter«. Hahn Griech. und alban. Märchen Nr. 19 »Der Hundskopf« und Nr. 68 »Der Lehrer und sein Schüler«. — In der Ballade »La mort du guerrier« (Puymaigre p. 178 f.) stirbt ein verwundeter vornehmer Krieger in St. Omer und lässt seine blonde Geliebte vor seinem Tode übers Meer herbeiholen. Dies erinnert an Tristan, der in gleicher Lage Yseult la blonde aus England (Cornwall) zu sich kommen lässt. — Sehr bemerkenswerth ist auch die p. 215 ff. mitgetheilte »Chanson de la bergère«, die am Sonntag vor Fastnacht von zwei Bäuerinnen, deren eine als Schäfer, die andere als Schäferin gekleidet ist, von Haus zu Haus abgesungen wird, wofür sie kleine Geschenke an Kuchen, Früchten u. s. w. erhalten. »Cette chanson se compose d'un dialogue entre la bergère et le berger jaloux. Celui-ci fait des reproches amers auxquels, bien entendu, l'innocente bergère a toujours réponse. Le berger finit par passer des reproches aux injures, et menace la bergère de la faire pendre; mais celle-ci répond d'un ton plus résolu et conseille à son berger de garder »Ces potences — Pour ces grands voleurs de France«. — In dem scherzhaften Liedchen »L'Utilité de la Perruque« (p. 429) kommen die Zeilen vor: »Il eveut des counes — Comme un escargot d'Angounes«, d. h. »Er hatte Hörner wie eine Schnecke von Angounes«. Letztern Ausdruck (Angounes) weiss der Herausgeber sich nicht zu erklären, führt jedoch zugleich mehrere Versionen eines bekannten Kinderlieds an, wo statt »An-

Digitized

gounes« die Form »Angore« oder »Angorne« vorkommt. Ich glaube, dass dieser Name sich auf keine bestimmte Lokalität bezieht, sondern nur durch den Reim (counes, cornes) hervorgerufen worden ist, wie ähnliches bei so vielen Kinder- und auch andern Liedern Statt findet. so in dem deutschen, entsprechenden: »Schnecke, Schnecke, Schniere, — Zeig' mir deine Viere u. s. w.« Auch in dem neapolitanischen Kinderlied: »Jesce, jesce corna, — Ca mámmata te scorna« (s. meine Uebers. des Basile 1, 406) ist »scorna« offenbar nur durch den Reim verursacht, ebenso wie »morn« in dem schottischen: »Snail, snail, shoot out your horns — And tell us, if it will be a bonnie day the morn« (Chambers 43). Dieser letztbesprochene Ausdruck »coune d'Angounes« gehört einem der zweiundzwanzig Lieder in Patois an, die Puymaigre nebst einem kleinen Glossar seiner Sammlung beigefügt hat. Auch bei Bujeaud findet sich eine Anzahl von dergleichen Liedern an verschiedenen Stellen nebst den nöthigen sprachlichen Erklärungen mitgetheilt. Was die sonstige innere Ausstattung betrifft, so wird bei Puymaigre ein Verzeichniss der Liederanfänge oder doch wenigstens der Liederüberschriften gar sehr vermisst, während Bujeaud ein solches nicht vorenthalten hat. So dankenswerth dies aber auch ist, so wäre es doch, alphabetisch geordnet, noch viel bequemer gewesen. Ueberhaupt müssen, wie es scheint, die französischen Gelehrten (freilich auch manche deutsche) eine grosse Scheu davor empfinden, den Gebrauch ihrer Bücher durch genaue Verzeichnisse, Register u. s. w. wesentlich zu erleichtern; der eigentliche Grund dürfte bei den Franzosen darin liegen, dass dies zu pedantisch, zu wenig geist-

Digitized by Google

reich dünkt. Die gleiche Furcht vor Pedanterie mag den Grafen Puymaigre auch oft abgehalten haben seine Citate genauer zu geben als er gethan und z. B. zu der Anführung auf p. 34: »Dans les Asturies (Jahrbuch 1861) le comte Sol devient Gerinaldo [l. Gerineldo]« hinzuzufügen: »S. 290 f.«, immer vorausgesetzt, dass der Leser unter dem Jahrbuch das von Ebert (jetzt Lemcke) zu verstehen weiss. Indess sehen wir von diesen und einigen andern kleinen Ausstellungen ab, so haben die beiden vorliegenden Arbeiten gemeinsame sowohl wie besondere höchst anerkennenswerthe Verdienste, auf welche ich im Obigen bereits hingewiesen und die sie in jeder Beziehung empfehlenswerth machen.

Lüttich. Felix Liebrecht.

De Aristotelis dicendi ratione. Pars prima. Observationes de particularum usu. Scripsit Rudolphus Eucken Frisius. Gottingae 1866. 81 Seiten in Octav.

Die Gedanken eines Philosophen sind das Nächste, worum wir uns bemühen; die Gedanken aber erscheinen durchaus in bestimmten Wortgefügen, deren Verbindungskraft in den Partikeln an den Tag tritt. Es ist nun ein Theil der ächten Auslegungskunst, den individuellen Stil zu erforschen und dieser wird wieder nicht so sehr in der Sphäre des verwendeten Sprachschatzes liegen, als besonders in dem Gebrauch gewisser Partikeln. Natürlicher Weise beliebt Jeder nach seiner Art zu denken und zu schreiben und wird nicht bloss überhaupt von Andern sich dadurch unterscheiden, sondern auch in verschiedenen Lebensaltern und Richtungen des

Digitized by

Geistes diese oder jene Partikeln entweder häufig und fast überall oder selten oder gar nicht gebrauchen. Wenn man also diese Partikeln genau verfolgt, so kann man daran wie an den Fussstapfen, welche in einer festweichen Masse erstarrt sind, den individuellen Stil des Autors oder die Epochen seiner schriftstellerischen Thätigkeit erkennen, sowie zugleich was ihm schlechterdings fremd und untergeschoben sein muss unterscheiden. Wie Bonitz schon früher in ausgezeichneter Weise zu diesem Zwecke den Periodenbau des Aristoteles studierte und dadurch den Weg wies, so versucht nun Eucken in seiner vorzüglichen Dissertation eine Semiotik der schriftstellerischen Individualität des Aristoteles aus den Indicien der Partikeln zu gewinnen. Um den unterscheidenden Charakter möglichst sicher zu fassen, hat er neben den anerkannt ächten auch die anerkannt unächten Schriften und die Werke des Theophrast mit in den Bereich der Untersuchung gezogen. Diese ist nun mit einem so unermüdlichen Fleiss geführt und geht so sehr in die schwierigste Arbeit der feinsten und zeitraubendsten Aufmerksamkeit auf das Kleinste ein, dass man, um ihn vollständig beurtheilen zu können, ganz dieselbe Arbeit machen müsste. Darum in der That muss man ihm öfters auf's Wort glauben; denn wer wollte es ihm nachmachen und z. B. wie er sagen S. 13: in Politicis τέ fere quinquies et vicies invenitur — quater in Rhetoricis, octies in Physicis. Oder S. 54: In Politicis usurpatur ἵνα trecies fere, ὅπως vi finali plus quadragies, contra in Ethicis ἵνα fere quinquiesdecies, ὅπως duodecies, in Metaphysicis ἵνα novies, ὅπως quinquies. Wie nun hier die Controlle nothwendig aufhören muss, so liegt grade in dieser mit so unendlicher Ausdauer ge-

Digitized by Google

führten Statistik die grosse Kraft und der vorzügliche Werth seiner Untersuchung. Denn nur unter Voraussetzung solcher exacten bis zur Zahl getriebenen Feststellungen kann man wagen, die ächten von den untergeschobenen Schriften in Bezug auf den Sprachgebrauch bestimmt zu unterscheiden z. B. S. 44: Cum igitur apud Aristotelem *semper ποτέ* particulam *δή* sequatur, dissentiunt libri subditicii cet. oder wo Eucken die Abweichung des Aristoteles von dem Sprachgebrauch der besten Schriftsteller zeigt z. B. S. 52: At in ea re Aristoteles ab illis mirum quantum distat. *Nullo* enim *loco* optativo post particulas finales utitur cet. Es ist nun natürlich, dass solche feine Untersuchungen sich zunächst in das Detail der einzelnen Stellen zersplittern müssen und dadurch nur die wichtige Bedeutung von Grundlagen haben, auf denen dann erst mit Sicherheit allgemeinere, auch für Lehre und Kritik der überlieferten Aristotelischen Schriften fruchtbare Kriterien gewonnen werden können. Daher hat diese Dissertation ihren Zweck nur in der Vorbereitung und Anbahnung solcher Schlussfolgerungen und man würde mit Unrecht von dem, der nur die Basis legen will, schon die Kränzung des Gebäudes verlangen. Nichtsdestoweniger finden wir in seinen Einzeluntersuchungen eine Menge solcher allgemeiner Normalbestimmungen zerstreut, die mit dem zweiten Theile vereinigt (denn wir haben hier ja nur die Pars prima: Observationes de particularum usu) und systematisch geordnet einen sehr werthvollen Beitrag zur Lösung der erwähnten Fragen bieten werden.

Die Dissertation wendet sich sofort zur Betrachtung der einzelnen Partikeln und beginnt, um die Ungleichartigkeit im Gebrauch derselben

bei den überlieferten Aristotelischen Schriften zu zeigen, cap. I. mit πρίν und μήν.

Im Gebrauche von πρίν hat Eucken folgende Ungleichartigkeiten bemerkt. 1. πρίν mit dem Indicativ findet sich nur zweimal und zwar in einem Capitel der Rhetorik (auf S. 5. Zeile 3 von unten ist λαβεῖν für ἔλαβεν zu lesen). 2. πρίν mit dem Conjunctiv nach negativen Sätzen findet sich in der Verbindung mit ἄν in den Nikomachien, den Büchern de anima und in der Physik, nicht in der Rhetorik und Poetik; πρὶν ἤ ist in der Politik und Metaphysik gebräuchlich. 3. πρίν mit dem Optativ kommt gar nicht vor. 4. πρίν mit dem Infinitiv kommt überall vor, doch mit dem Unterschied, dass er in einigen Büchern nur nach affirmativen Sätzen folgt, in andern ohne Uuterschied gebraucht wird. Hieraus Folgerungen zu ziehen, überlässt Eucken Anderen. Ich muss gestehen, dass mir diese statistischen Bemerkungen sehr willkommen sind; aber ich zweifle, ob man ab non esse ad non posse schliessen dürfe, da die Zahl der Fälle doch sehr gering ist und es immer denkbar bleibt, der Autor habe wohl zufällig mehrere Male in einer Schrift dieselbe Wendung gebraucht, ohne dass dadurch schon ausgemacht wäre, dass er in derselben schriftstellerischen Epoche nicht andeswo eine andre Construction anwenden konnte. Wenigstens kann man hier immer verlangen, nur durch Massen von Citaten bestimmt zu werden.

Erfolgreicher sind die Observationen über den Gebrauch von μήν. Eucken findet nämlich, dass μήν von Aristoteles nur, indem ἀλλά oder οὐ vorhergeht, angewendet wird. Da nun von dieser allgemeinen Regel Buch K der Metaphysik und Buch H der Physik abweichen, welche auch die Wendungen γὲ μήν und

Digitized by Google

οὐδὲ μήν haben, so schliesst Eucken daraus auf die Unächtheit beider Bücher. Ebenso zeigt er den grossen Abstand der untergeschobenen Schriften und des Theophrast, welche an vielen Stellen καὶ μήν, οὐδὲ μὴν und γὲ μήν bieten. — Ferner bemerkt Eucken einen merkwürdigen Gegensatz zwischen der Rhetorik und den übrigen Aristotelischen Schriften und besonders der Metaphysik, indem in der Metaphysik, Physik und Politik μήν sehr häufig ist, dagegen in der ganzen Rhetorik nur ein einziges Mal vorkommt.

Das zweite Kapitel handelt vom Gebrauch der Partikel τέ. Eucken hebt zuuächst den Unterschied in den verschiedenen Schriften hervor z. B. dass das satzanhängende τέ 25 Mal in der Politik und nur 4 Mal in der Rhetorik vorkomme und in den drei letzten Büchern der Nikomachien häufiger sei, als in irgend einem andern Aristotelischen Werke. (Ueber den verschiedenen Stil der Bücher in den Nikomachien hat er einen besonderen Excurs). Sodann stellt er fest, dass τέ bei Aristoteles nicht zur Verknüpfung einzelner Wörter (mit Ausnahme von Infinitiven und Participien) angewendet werde, während dies grade in den pseudoaristotelischen Schriften häufig sei. Endlich bekämpft er nach verschiedenen Bemerkungen über τέ-τέ, τέ-καὶ und τέ-δέ die von Klotz aufgebrachte und von Fritzsche gegen Hartung vertheidigte Behauptung, als fände sich schon bei Aristoteles τὲ γάρ im Sinne von etenim, namque, indem er überzeugend nachweist, dass alle die von Fritzsche und Klotz beigebrachten Stellen nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche erklärt werden können, da entweder das correspondirende Glied mit καί wirklich vorhanden ist oder eine Anakoluthie sich nachweisen lässt. Uebrigens ist die gleiche Bemerkung Sauppe's

zu Lycurg S. 96 ff. Herrn Eucken entgangen. So überzeugend mir seine Beweisführung bei allen übrigen Stellen auch ist, so nehme ich doch Anstoss daran, dass er Pol. 1332. b. 41. eine Corruption statuirt; denn die Worte '*τόν τε γὰρ μέλλοντα καλῶς ἄρχειν ἀρχθῆναί φασι δεῖν πρῶτον*' enthalten in gedrängter Kürze die Begründung des Satzes, dass Regierte und Regierende in gewisser Weise dieselbe, nach anderem Gesichtspunkt aber verschiedene Bildung haben müssten, da sie ja dem Alter nach verschieden doch dieselbigen Personen sind und der *ἀρχόμενος* zugleich der *μέλλων ἄρχειν* ist. Sonach scheint mir der Sinn der Stelle keine Lücke oder Textverderbniss anzuzeigen, obgleich ich freilich nicht behaupten will, dass sich daraus über die Bedeutung von *τὲ γάρ* etwas entscheiden lässt. — Ebenso glücklich zeigt Eucken auch gegen Fritzsche, dass die Stellen, in welchen *τὲ δή* »und also« bedeuten sollen, auf den gewöhnlichen Sprachgebrauch zurückgeführt werden können und dass *τέ* somit immer ein anderes correspondirendes Glied erwarte.

Im dritten Capitel (S. 22), welches die adversativen Partikeln behandelt, sucht Eucken zunächst bestimmte Regeln für den Gebrauch von *δέ* im Nachsatz zu gewinnen und beschränkt diese Fälle auf drei Arten. 1) *δέ* kann im Nachsatz bei einem Demonstrativ wiederholt werden, wenn es bei einem Relativ schon vorhergegangen ist. 2) Nach einem Demonstrativ, wenn der demonstrative Satz einem relativen gewissermassen entgegengesetzt wird. 3) Nach der Partikel *εἰ*, wenn der Nachsatz dem Vordersatze entgegensteht. — Anakoluthien will Eucken viel weniger als früher angenommen bei Aristoteles zugestehen; indem er nach Bonitz glücklichem Vorgang durch häu-

Digitized by Google

fige Parenthesen den Zusammenhang der Construction herstellt (S. 28). Nur da werde δέ häufig mit Anakoluthie angewendet, wo man plötzlich aus einem relativen Satze in einen demonstrativen übergeführt wird. (Auf S. 31 ist demonstrativam statt relativam zu lesen.) Den Gebrauch von οὐδέ-δέ vertheidigt Eucken gegen Bonitz und stützt sich auf mehrere Stellen, welche mir noch zweifelhaft zu sein scheinen. Nachdem er mit mehreren interessanten Bemerkungen über ἀλλά, μέντοι, καίτοι und ihre Verknüpfungen gesprochen, schliesst er mit einer Warnung vor unvorsichtigen Emendationen. Mullach hatte nämlich de Xenoph. 979. b. 4. im Hinblick auf den Platonischen Sprachgebrauch durch Conjectur ἀτάρ ergänzt; Eucken aber erklärt, dass ἀτάρ bei Aristoteles überhaupt gar nicht vorkomme und sich auch bei Theophrast nur einmal fände.

Da Eucken seine Untersuchungen nicht systematisch gegliedert hat, so müssen wir auch ohne Uebergang ihm von Kapitel zu Kapitel folgen, und je nachdem es ihm zweckmässig schien, bald bloss Eine, bald eine Gruppe von Partikeln in's Auge fassen. Capitel IV gehört der Partikel δή. Von den wenigen Stellen, wo δή bloss zu Einem Worte gehört, will Eucken zwei emendiren. Ich werde aber in Bezug auf Eth. 1149. a. 34 nicht überzeugt, obgleich bloss K^{b} δή bietet, da durch die Worte ὥσπερ συλλογισάμενος sehr natürlich eine schliessende Partikel für das die conclusio enthaltende verbum »χαλεπαίνει« indicirt ist. Nach mehreren anzuerkennenden Bemerkungen über den Unterschied von ὁμοίως δέ und ὁμοίως δή, erklärt Eucken, dass er für die Nikomachien in Bezug auf die Wahl von δέ oder δή den codex M^{b} allen übrigen vorziehe. Ich gehe nicht

Digitized by Google

auf die Ausführungen über den conclusiven Gebrauch von *δή* ein und hebe nur den Gegensatz hervor, den Eucken zwischen den verschiedenen Aristotelischen Werken constatirt. So kommt es am Häufigsten in den Nikomachien vor und von da ab immer abnehmend in folgender Reihenfolge: Metaphysik, Physik, Bücher über die Seele, Politik; noch seltener in der Rhetorik und Poetik (S. 49). Innerhalb der Nikomachien ist es am Häufigsten in den letzten drei Büchern, seltener in III und IV. und nur an einigen Stellen in I. II. V. VI. VII. In den übrigen Werken werden lieber andre Partikeln gebraucht, z. B. *τοίνυν* in der Politik (S. 42). Schlüsse zieht Eucken aus dieser Statistik vorläufig nicht; jedenfalls liegt darin eine willkommene Vorarbeit zur Charakterisirung der verschiedenen Schriften; nur hätte ich, um über die Wichtigkeit der Sache urtheilen zu können, gewünscht, dass der Statistiker auch hier den Unterschied auf bestimmte Zahlenangaben mit Anführung der Stellen gebracht hätte. — Interessant ist hier aber wieder die scharfe Begränzung, die Eucken zwischen Aristoteles und den untergeschobenen Schriften findet. Aristoteles nämlich, zeigt Eucken (S. 44), lässt zur Bestimmung des Indefiniten hinter *δή* immer noch *ποτέ* folgen, z. B. *οἱονδήποτε, ὁπωσδήποτε, ὁσαχοῦδήποτε*, während diese (z. B. de Xenoph.) *ποτέ* weglassen, z. B. *ὅτι δὴ ἄλλο τοιοῦτον.* So braucht ferner Aristoteles immer entweder *καὶ δὴ καί* oder *καὶ — δή* mit Zwischenstellung eines Wortes, während die untergeschobenen Schriften *δή* auf *καὶ* unmittelbar folgen lassen. — Die Conjectur aber, die Eucken für de an. 426. b. 17 vorschlägt, wo er *οὔτε δή* in *οὐδὲ δή* verwandeln will, weil das andre Glied nicht nachfolge, kann

Digitized by Google

ich nicht annehmen; denn es scheint mir das andre Glied in den Worten *ἢ καὶ δῆλον* vorherzugehen und von *οὔτε δή* aufgenommen zu werden.

Das fünfte Kapitel umfasst die conclusiven Partikeln *ἄρα, τοίνυν, ὡς, ὥστε* und die finalen *ἵνα, ὅπως, ὡς, μή*. Eucken läugnet mit Vahlen, dass *εἰ ἄρα* in der indirecten Frage von Aristoteles angewendet werde, da in den betreffenden Stellen diese Lesart nur auf Conjectur beruhe. Was das Vorkommen von *ἄρα* anlangt, so findet wieder ein grosser Abstand unter den verschiedenen Schriften statt; denn in der Metaphysik (mehr als 80 Mal), Physik und Ethik ist es sehr häufig; dagegen in der Politik (12 Mal) und Rhetorik (7 Mal) sehr selten. Ebenfalls sehr selten in der Rhetor. an Alex., der Physiognomik und bei Theophrast. Aber auch diese statistischen Notizen bleiben zunächst unfruchtbar und erst durch Combination aller solcher Nachweisungen würde die Annahme wahrscheinlich, dass der seltenere oder häufigere Gebrauch dieser oder jener Partikel eine Stufe des Lebensalters für unsern Autor bezeichnet. Ebenso ist es mit der Frequenz von *τοίνυν*, da dieses z. B. in der Politik, wo *ἄρα* selten ist, sich häufig findet, und die Frage entsteht, ob aus der Vorliebe für diese oder jene Partikel ein Schluss auf die Abfassungszeit der betreffenden Schrift gestattet sei. Bis jetzt, wie gesagt, lassen sich die Consequenzen noch gar nicht übersehen; aber es ist anzunehmen, dass aus dieser scharfen Erkenntniss der Localfarben des Stils wichtige und sichere Indicien gewonnen werden können. — Wenn Eucken die Construction von *ὅπως* cum indicativo futuri ohne Abhängigkeit von einem vorhergehenden Worte bei Aristoteles nicht anerkennen will (es

itized by Googl

handelt sich um Rhet. 1419. b. 6 *ὅπως οὖν τὸ ἁρμόττον αὐτῷ λήψεται*): so scheint mir doch die Verbesserung, *οὖν* mit dem cod. A^{c} wegzulassen, und *ὅπως* mit dem Vorhergehenden zu verknüpfen, desshalb unstatthaft, weil eine finale Beziehung auf das Frühere keinen Sinn giebt. Was die doppelte Construction nach *μή* und *μὴ οὐ* betrifft, indem sich nämlich sowohl der Conjunctiv als der Indicativ bei Aristoteles findet, so zweifle ich, ob das Princip, wonach Eucken überall den Conjunctiv herstellen will, genügen könne (Aristotelem in eodem libro ad eandem sententiam significandam modo conjunctivum modo indicativum adhibuisse minime verisimile est S. 57). Ich trage Bedenken, zu Gunsten der Uniformität alle Ungleichartigkeiten des Ausdruckes zu nivelliren.

Hierher gehört auch die Frage, welche Eucken im sechsten Capitel (über die conditionalen Partikeln) studiert, ob nämlich nach *κἂν εἰ* und *ὥσπερ ἄν εἰ* der Conjunctiv zu ertragen sei. Ich gestehe gern zu, dass die Verwandlung in den Indicativ und Optativ leicht ist, kann aber die Gründe dazu nicht für genügend erachten. Denn wenn auch in den betreffenden Stellen *κἂν εἰ* soviel als *καὶ εἰ* bedeutet, und *εἰ* ohne *ἄν* niemals mit dem Conjunctiv construirt wird, so steht doch eben *ἄν* hier in der That jedesmal dabei und konnte also auch auf den Modus Einfluss haben. Sehr interessant ist aber Eucken's Bemerkung über das Verschwinden von *κἂν εἰ* in der nacharistotelischen Zeit, da es sich weder in den pseudo-aristotelischen Schriften, noch bei Theophrast findet (S. 62). Wie es daher semiotisch von vorzüglicher Wichtigkeit ist, so dient es sofort, um den Sprachgebrauch der Eudemischen Ethik als einen dem Aristo-

Digitized by Google

teles am Nächsten verwandten zu charakterisiren und Eucken benutzt diese Verwandtschaft und Gleichartigkeit an vielen Stellen und will desshalb der jetzt geltenden Annahme des Eudemus als Verfassers nicht recht beipflichten, da Theophrast's Stil so bedeutend von Aristoteles abweiche, jene Ethik aber fast gar nicht. Desshalb will Eucken auch mit Spengel gegen Fritzsche die Stellen emendiren, wo sich bei Eudemus nach *εἰ* ohne *ἄν* der Conjunctiv findet. — Ob die Partikel *εἰ* so oft ausgefallen sein müsse, wie Eucken annimmt, ist mir fraglich. So will er z. B. Eth. Eudem. 1220. b. 4, statt *οὐδέποτε ποιήσει τοῦτο, μὴ βίᾳ,* lesen *εἰ μὴ βίᾳ* und daselbst 1249. a. 19 statt *οὐ γίνεται δὲ ἡδονή, μὴ ἐν πράξει,* lieber *εἰ μὴ ἐν πράξει.* —

Von den Betrachtungen über die temporalen Partikeln, womit sich das siebente Capitel (S. 65) beschäftigt, erwähne ich nur, wie auch daraus für den Unterschied des Aristotelischen Stils wichtige Indicien gewonnen werden. Während nämlich Jessen z. B. die histor. plant. dem Aristoteles vindiciren möchte (Rhein. Mus. Neue Folge, Band 14 S. 88 — 101), so zeigt Eucken, dass bei Aristoteles sich die Partikeln *ἄχρι* und *ἡνίκα* sonst gar nicht finden, dagegen in dem genannten Werke der Pflanzenkunde häufig sind, sowie *ἄχρι* auch in dem Buche de mundo und *ἡνίκα* auch in den Charact. vorkommen.

Welchen Werth diese sorgfältige Statistik enthält, sieht man auch aus dem letzten Capitel, worin Eucken die Partikeln *ἦ* und *τοί* und ihre Zusammensetzungen behandelt. Fritzsche nämlich hatte sowohl, wie auch Scaliger durch Conjectur an zwei Stellen *ἦ* in

den Text gebracht: die Unstatthaftigkeit davon aber zeigt Eucken überzeugend, da ἤ sonst nirgends im Aristoteles vorkommt, und er empfiehlt mit Recht Vorsicht, damit nicht durch Emendationen nach dem gewöhnlichen Attischen Sprachgebrauch wider den individuellen Aristotelischen Stil verstossen werde. — Von den Conjecturen, die Eucken in Bezug auf οἷα uud οὗτοι macht, bemerke ich, dass Metaph. 1035. a. 30, auch schon in der Didot'schen Ausgabe οὗτοι οὕτω γε in οὐ τοιούτῳ γε richtig verwandelt ist. Die beiden andern Verbesserungen von οὗτι in οὗτοι (Met. 1075. b. 28 und Phys. 254. a. 26) halte ich ebenfalls für sehr glücklich.

Der Verfasser hat diesen Untersuchungen einen Excurs hinzugefügt, in dem von den gewonnenen Resultaten wichtige Anwendungen gemacht werden. Zunächst ist es der merkwürdige Unterschied des Sprachgebrauchs in den verschiedenen Büchern der Nikomachien, den er constatirt und den er so gross findet, dass er es für unwahrscheinlich erklärt, dass dieselben von Aristoteles hintereinander in demselben Lebensabschnitt geschrieben wären. Ich freue mich über diese Untersuchungen, weil auch ich die Nikomachien nie für ein Werk aus einem Gusse gehalten habe. Schon der Anfang von Buch VII, wo ausdrücklich mit dem ἄλλην ποιησαμένους ἀρχήν von einer bisher gar nicht berücksichtigten Eintheilung ausgegangen wird, könnte davon überzeugen. Es ist jedoch hier nicht der Ort, diese Frage zu behandeln. Eucken unterscheidet nun vier Gruppen von Büchern, die nach ihrem Gegensatz in folgender Art auseinandergehen: 1) VIII, IX, X. 2) III, IV. 3) I, II. 4) V, VI, VII — so dass 1 und 4 am Weitesten

Digitized by Google

von einander abstehen. Die letzten drei Bücher der Nikomachien sollen durch den sanften und anmuthigen Fluss der Rede, die darin oft an den poëtischen Stil streife, zusammen gehören. Statt der sonst beliebten verwickelten Schlussketten veranschauliche Aristoteles darin meistens in leichter Anreihung der Gedanken seinen Gegenstand. Eucken beweist diese Behauptungen durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Frequenz gewisser Partikeln. So wird z. B. die Partikel *ἐπεί* in Buch VII allein 25 mal gebraucht, dagegen in allen drei letzten Büchern zusammengenommen nur 4 mal; die Partikel *ὥστε* in allen dreien nur 13 mal, dagegen im Buch VII allein 23 mal. An die Stelle von *ὥστε* tritt in den letzten drei Büchern *δή*, welches für diese charakteristisch ist. So wird in diesen ebenfalls die leichte Anknüpfung der Gedanken durch *καί-δέ* und *καί-δή* ausserordentlich häufig angetroffen und auch die Partikel *τέ* ohne das entsprechende andre copulative Glied an 35 Stellen, während sie in allen übrigen Büchern zusammengenommen nur 5 mal vorkommt. Aus diesem Charakter der letzten drei Bücher erklärt Eucken es auch, dass z. B. das mit dem Conjunctiv elliptisch gebrauchte *μή* nur in diesen sich findet, weil es der lebendigen Darstellung eigenthümlich ist; dagegen die dem härteren Stil entsprechenden Partikeln *μέντοι* und *καίτοι* in allen dreien zusammengenommen nur 2 mal vorkommen. — Auf diese Weise zeigt Eucken auch für die anderen Gruppen der Bücher in den Nikomachien ihre charakteristischen Partikeln und es scheint ihm daraus hervorzugehen, dass verschiedene Abfassungszeiten für jede derselben angenommen werden müssen. Dadurch wird es nun leicht verständlich, dass die Gruppe

V, VI, VII der Nikomachischen sowohl als der Eudemischen Ethik einverleibt werden konnte. Eucken meint aber, dass nach dem Sprachgebrauch, da er in beiden ziemlich gleich sei, kein Urtheil über den ursprünglich denselben zugehörigen Platz sich ziehen lasse.

Indem ich so in der Kürze den wesentlichen Inhalt von Eucken's Dissertation angezeigt habe, glaube ich, dass damit zugleich der vorzügliche Werth derselben sichtbar geworden ist. Es ist eben nothwendig, dass die philosophische Untersuchung der Lehrbestimmungen ergänzt werde durch die sorgsamste philologische Beachtung des Sprachgebrauchs. Dieses ist hier von Eucken in Bezug auf die Partikeln mit feinem Scharfsinn und eminenter Ausdauer geschehen und es hat sich schon hier, obwohl er die weiteren Schlussfolgerungen vorläufig bei Seite setzte, gezeigt, von wie grosser Bedeutung diese statistische Semiotik für die Beurtheilung der Aechtheit der Bücher oder der schriftstellerischen Epochen des Aristoteles werden muss. So gereicht es mir zur Freude, diesem Erstlingswerke des Verfassers die vorzüglichste Anerkennung auszusprechen und daraus seine weiter angekündigten Arbeiten über die Präpositionen und den Stil des Aristoteles überhaupt auf das Glücklichste zu prognosticiren. Teichmüller.

Druckfehler.

Stück 49. S. 1926 Z. 16 lies *Mousket* für *Monoket*.
S. 1931 Z. 3 lies *Odhins* für *Odhin*.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück. 26. December 1866.

Kühns, Dr. Friedrich Julius, Geschichte der Gerichtsverfassung und des Processes in der Mark Brandenburg vom X. bis zum Ablauf des XV. Jahrhunderts. Erster Band. Berlin, Stilke und van Mayden, 1865. VI und 302 S. in Octav.

Das heutige Kammergericht zu Berlin ist bekanntlich aus der einstigen Markgräflich Brandenburgischen Kammer hervorgegangen und die Pietät König Friedrich Wilhelm IV. gegen alles Historische hat ihm bei der neuen Justizeinrichtung in Preussen auch seinen althergebrachten Namen belassen. Kaum wird es heutzutage noch ein deutsches höheres Tribunal geben, dessen Wurzeln, wie bei diesem, tief bis in die Zeit der sächsischen Rechtsbücher zurückgehen. In der besondern Gerichtshierarchie der Mark hat dasselbe bis zu der neuesten Zeit die höchste Instanz gebildet, seine Geschichte involvirt darum zugleich eine Geschichte des ganzen Gerichtswesens dieses Territoriums. Seit endlich seine Verfassung 1516 nach dem Vorbilde des Reichskammergerichts eingerichtet wurde, bestand, trotz-

dem das Instanzenverhältniss zum Reichsgerichte nur bis 1586 andauerte, ein Parallelismus zwischen dem Justizwesen der Mark und des Reiches, der für die Anwendung der Reichsprocessgesetze in den Territorien sein grosses Interesse hat. Eine Geschichte des Kammergerichts zu Berlin verspricht eine Geschichte des altdeutschen und des gemeinrechtlichen Gerichtswesens und Prozedirens in der Mark, wie sie auch eine Darstellung des Uebergangs von den Volksgerichten zu den gelehrten Gerichten gewähren muss.

Es ist sonach ein höchst verdienstliches Unternehmen, wenn sich vier Berliner Gelehrte, der Kammergerichtspräsident von Strampff, der Professor Heydemann und die Privatdocenten Dr. Kühns und Dr. Baron, mit einander vereinigt haben, die Geschichte des Kammergerichts zu durchforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen. So viele tüchtige Leistungen wir über das Wesen der alten Gerichtsämter, über Femgerichte, Rügegerichte u. s. w. besitzen, eine zusammenhängende Geschichte eines deutschen Gerichtes vom Mittelalter bis auf unsere Zeit besitzen wir nicht. Zwar ist zur Geschichte des Reichskammergerichts durch Franklin's Abhandlung »De Justitiariis Curiae Imperialis« ein dankenswerther Anfang gemacht, aber eine vollständige Geschichte liegt bisher auch von diesem Gerichte nicht vor, geschweige denn von einem Territorialgerichte. Mit um so grösserer Freude begrüssen wir daher den Entschluss der genannten Berliner Gelehrten, als dessen erste Frucht die Arbeit des Dr. Kühns erschienen ist, deren Anzeige das gegenwärtige Referat gilt. Sie behandelt die Gerichtsverfassung der Mark von ihren ersten in den Quellen hervortretenden An-

Digitized by Google

fängen an bis zur Reform des Kammergerichts im Jahre 1516.

Der Vf. wendet sich nach einer allgemeinen Einleitung über die Stellung der Justizgewalt zu den übrigen Zweigen der Staatsgewalt in den beiden ersten Capiteln dem Amt und der landesherrlichen Gewalt des Markgrafen zu. Das Amt eines Markgrafen, führt er (§. 3. 4) aus, habe nicht bloss militärische Befugnisse enthalten, auch Jurisdiction sei ein Bestandtheil desselben gewesen. Schon der gewöhnliche Graf, wie aus einer Nachricht in Helmolds Chronicon Slavorum (Leibnitz: Script. rer. Brunsvic. II. S. 593) über die Jurisdiction der holsteinischen Grafen in dem von Slawen bewohnten Wagrien hervorgehe, habe Justiz geübt, wenn er Beamter einer Mark gewesen sei. Der Brandenburgische Markgraf, der in Urkunden von 946 und 949 und bei Widukind III, 70 als dux et marchio, bez. als dux bezeichnet werde, könne nicht geringere Rechte besessen haben, zumal auch Hermann Billung, der 956 Marchio heisse und 961 die herzogliche Würde erlangte, ausdrücklich in einem Rechtsstreite zwischen zwei slawischen Fürsten als Richter genannt werde. — Die Grösse ferner eines Bezirks, wie die Mark Brandenburg, habe die Verwaltung der Justiz durch Unterbeamte nöthig gemacht, die Wechselfälle des Krieges, die bald einen Landestheil in Feindeshand gerathen, bald einen solchen dem Feinde abgewinnen liessen, ein freies Organisationsrecht des Markgrafen erheischt, namentlich auch in Beziehung auf die Justiz. Bezeugt sei nun auch ausdrücklich, wenngleich erst für spätere Zeit, dass Albrecht der Bär 1151 die Stadt Stendal mit Magdeburgischem Rechte bewidmet und ihr einen besonderen Stadtrichter gewährt habe.

Urkunden von 1188 und 1190 über Vergabungen an das Stift Stendal bewiesen ausserdem eine Selbständigkeit des Markgrafenamts, wie sie bei keinem anderen Amte zu jener Zeit vorkomme, und die sich durch die ausdrückliche Bezeichnung als Markrecht kundthue. Diese Selbständigkeit erscheine als Abgeschlossenheit selbst dem Reiche gegenüber, wenn im Sachsensp. III. 64 §. 7 und 65 §. 1 vom Markgrafen gesagt werde, dass er bei seiner selbst Hulden dinge und ein selbständiges Gewedde von 30 Schillingen habe. Letzteres erkläre sich dem Königsbann von 60 Schillingen gegenüber aus der niederen Würde des Markgrafen im Verhältniss zum Kaiser. Aber wie man auf Grund des Richtsteig Landrechts Cap. 34 §. 7 für Dingen unter Königsbann Dingen bei des Reiches Hulden sagen könne, so bedeuteten beide, dass alle Gerichtsbarkeit im Namen des Königs geübt werde, und das Dingen bei des Markgrafen Hulden sei demnach, im Gegensatz zu anderen Erklärungen (§. 5), von der besonderen Märkischen Gerichtsbarkeit im Namen des Markgrafen zu verstehen. Dasselbe sei insofern auch ein mächtiger Hebel zur Begründung der Landeshoheit der Markgrafen (§. 6) geworden, deren erste Spur für eigentlich Märkisches Territorium wohl zuerst in einer Urkunde Markgraf Waldemars von 1315 sich zeige. Eigentliche Souveränität habe aber das Markgrafenamt nicht involvirt, einer solchen ständen die feudale Verleihung vom Reiche und die Verantwortlichkeit des Markgrafen vorm Reiche entgegen, vielmehr lasse die Analogie von Salmannen u. s. w. eine Verleihung zu eigenem Recht und doch mit Verantwortlichkeit gegen das Reich als gerechtfertigt erscheinen. Im 2. Capitel, welches das Verhältniss

Digitized by Google

der Markgräflichen Jurisdiction zu Kaiser und Reich behandelt, führt demgemäss der Vf. weiter aus, wie der Kaiser trotz der Selbständigkeit des Markgrafenthums die Gerichtsoberherrlichkeit (§. 7) über die Mark besessen und davon der Instanzenzug aus der Mark in das Reich die nothwendige Folge gewesen, während dagegen ein solcher aus dem Reich in die Mark ausdrücklich ausgeschlossen werde, offenbar weil von den höheren königlichen nicht an die niederen markgräflichen Gerichte habe appellirt werden können. Von jenem Instanzenverhältniss zum Reich habe indess die goldene Bulle (Cap. 11), deren Bedeutung für die Mark nur in ein Privilegium de non appellando zu setzen sei, während an die Möglichkeit von Evocationen schwerlich gedacht werden könne, das Privilegium de non evocando daher als gleichgültig angesehen werden müsse, die Markgrafen befreit. Dem Privileg zuwider seien jedoch Ladungen vor das kaiserliche Gericht 1430 gegen die Stadt Berlin von Magdeburger Bürgern, 1451 gegen Frankfurt a. d. O. von Conrad v. d. Lende, in welchem Fall der Kurfürst aber das Privileg mit Erfolg geltend gemacht, 1463 gegen dieselbe Stadt durch den Reichsfiscal wegen Gefangennahme des Wittich Hyndemburg ausgebracht. Bei den Landtagsverhandlungen von 1484 habe freilich der Kurfürst das Privilegium von Neuem eingeschärft, aber dennoch habe sich um das Jahr 1514 ein gewisser Steffan Kuns die Appellation an das Reichskammergericht wieder beifallen lassen. Auch der Uebergriffe der westfälischen Femgerichte (§. 9), die sich bekanntlich den Charakter kaiserlicher Gerichte vindicirt hätten, habe sich der Kurfürst nicht zu erwehren vermocht, erst seit 1433 und namentlich seit 1436 sei denselben in

der Mark durch die Opposition der Städte und Städtebünde nach und nach ein Damm gesetzt worden.

Gehen wir zunächst auf diese Auseinandersetzung über die Verhältnisse des markgräflichen Amtes ein, so können wir uns im Allgemeinen freilich, aber doch nicht in allen Punkten, mit den Resultaten derselben einverstanden erklären. Die Selbständigkeit des Markgrafen in Absicht auf Organisation und Besetzung seiner Gerichte wird uns theils durch die angeführten Verhältnisse einer Marklandschaft überhaupt, theils durch die Urkunde von 1151 zur Ueberzeugung begründet, während uns freilich die Urkunden von 1188 und 1190 für die Ziele des Vf. weniger fruchtbringend scheinen wollen. Ebenso hat die Erklärung des geringeren markgräflichen Geweddes unsere Billigung. Abgesehen aber von einzelnen übrigens untergeordneten Versehen, die dem Vf. in Absicht auf mehrere Urkunden (S. 15 Not. 5, S. 41 Not. 27, S. 73 Not. 61) begegnet sind, können wir uns seiner Deduction über die Selbständigkeit des Markgrafenamts gegenüber dem Reiche auf Grund des Sachsenspiegels nicht anschliessen. Die Auslegung des Dingens bei der markgräflichen Hulde halten wir nicht für eine glückliche. Wohl mag am letzten Ende das Dingen bei Königsbann wie bei des Reiches Hulden nach einer Seite auf die kaiserliche Auctorität als Quelle aller Gerichtsbarkeit zurückbezogen werden können. Aber auf der anderen Seite sind beide doch nicht identisch, wie der Vf. auf Grund der betreffenden Stelle des Richtsteigs angenommen hat, und wo es einer Erklärung eben des Gegensatzes galt, dass der Markgraf nicht unter Königsbann, sondern bei seiner selbst Hulden dinge, da will es

Digitized by Google

uns scheinen, als wenn der Vf. sich eher der Feststellung ihrer Unterschiede hätte zuwenden müssen, als ihrer gemeinsamen Beziehung. Anknüpfungspunkte waren gegeben. Ueber Eigen, Leben und Ehre Vollfreier muss unter Königsbann gedingt werden, der Richter muss den Bann vom König selber empfangen haben, der Schultheiss, die Schöffen, die ächte Dingstatt sind erforderlich. Dies weist auf den Gesichtspunkt der Garantie hin, die den Vollfreien für ihre wichtigsten Rechte gegeben ist. Von solcher Garantie ist in der Mark nicht die Rede, die Mark hat keinen Königsbann, weil es in ihr keine Schöffenbarfreie giebt, ihre Bevölkerung besteht aus unterworfenen Slawen und hereingezogenen Ansiedlern, die bei der Ansiedlung dort natürlich kein Erbland besessen haben. Der im Dingen bei Königsbann gelegenen Garantie der Gerichtsunterthanen gegenüber weist uns die Hulde nur auf den Gesichtspunkt einer Verpflichtung derselben hin, eines ausdrücklichen Gelöbnisses. Sie ist Gelöbniss und Eid, mag der König dem Reiche, oder der Richter dem König, oder der Lehnsmann dem Reiche oder seinem Lehnsherrn die Hulde thun u. s. w. Der vom Vf. S. 52 Not. 43 mitgetheilte Eid Märkischer Schöffen: »die Schepffen stete *von myns genanten gnedigen Heren und der Herschaft wegen* getruwelich zu vorsteen, als sich das dorch recht gebort« ist wegen der Bezugnahme auf den Markgrafen und die Herrschaft überhaupt offenbar für eine dem Markgrafen geschworene Hulde zu halten, die freilich bei Beamten und Mannen nicht auf getreue Erfüllung von Schöffenpflichten gelautet haben kann, sondern je nach den Verhältnissen anderen Inhalts gewesen sein muss. Nun gebietet aber

Digitized by Google

ferner der Markgraf bei seinen Hulden in der S. 43 angezogenen Urkunde von 1398 nicht bloss seinen Vasallen und Amtleuten, sondern auch »allen unsern Städten, Dorfherren, Richtern und Schöffen und allen Bauern«; bei seinen Hulden soll nach der S. 43 Not. 30 citirten Urkunde, wer zur Hülfe des Richters aufgeboten wird, bei seinen Hulden soll mithin jeder Gerichtspflichtige verbunden sein dieselbe zu leisten. Die markgräfliche Hulde muss also auch eine von allen Markeingesessenen geleistete Verpflichtung gewesen sein, gegen welche auch aus der grossen Zahl der Schwörenden kein Einwand entnommen werden kann. Denn sie erfolgt nach einer S. 52 Not. 41 referirten Urkunde bei neu eintretenden Schöffen durch die älteren Schöffen des Gerichts und wird in anderen Fällen ebenfalls durch Mittelspersonen abgenommen sein, bieten doch die durch den Richter vorgenommene Vereidigung des Frohnboten, wenn er — aber wohlgemerkt! nach freien Mannes Recht — dem Reiche Hulde thut (Sachssp. LdR. III, 56, 1), und in England die von den reisenden Richtern bewirkte Vereidigung aller funfzehnjährigen Mannschaft der Grafschaften genügende Analogien. Die markgräfliche Hulde ist also ein dem Markgrafen geleistetes Treugelöbniss, bei dem gewöhnlichen Eingesessenen wohl zweifellos auf Treue und Gehorsam gegen die Befehle des Markgrafen und seiner Beamten gestellt. Der Beziehung aller Vollfreien zum Königsbann steht nunmehr das Verhältniss aller Markeingesessenen zu des Markgrafen Hulden gegenüber und das Dingen bei des Markgrafen Hulden bedeutet also auf Grund ausdrücklichen Gelöbnisses von allen Gerichtsunterthanen Folge und Gehorsam fordern, wozu dann hinzukommt,

Digitized by Google

dass die Schöffen und Urtheiler auch bei dieser Hulde Urtheile finden, Zeugen bei ihr zeugen mögen u. s. w. Niemand kann fordern, dass der vom Markgrafen eingesetzte Richter erst vom Könige den Bann haben müsse, eines Schultheissen bedürfen seine Beamten nicht, die Dingstatt bestimmt der Markgraf oder sein Beamter, und ein von Nichtschöffenbaren gefundenes Urtheil kann darum nicht verworfen werden. Die markgräfliche Hulde ist nicht eine Hulde nach freien Mannes Recht, die unterworfene Bevölkerung hat nach der Niederlage freien Mannes Recht nicht behalten und nicht erhalten, und welcher Deutsche sich niemals unter ihr angesiedelt hat, der musste Verzicht leisten auf ebenbürtige freie Urtheiler und andere Freiheitsgarantien. Die unterworfene Bevölkerung, die nicht vertrieben, nicht in die Knechtschaft verkauft wird, der nun Land und Wohnsitz lässt, sie musste ja eine Bürgschaft für ihre Treue gewähren, sie versprach darum eidlich die Treue, sie schwor die Hulde. Sie schwor sie nicht dem König, der fern war und dessen Befehle sie nur durch das Mittel des Markgrafen hätte vernehmen können, sie schwor sie seinem Markgrafen, der die unmittelbare Sorge für Land und Leute hatte und bei den oft dringlichen Verhältnissen einer Mark unmittelbaren und unbeschränkten Gehorsam finden musste. Und diese markgräfliche Hulde, sie braucht keinen Treubruch und Hochverrath gegen das Reich involvirt zu haben, sie bedeutet keine Souveränität oder Selbstständigkeit gegen das Reich, dem der Markgraf ja noch in späterer Zeit verbunden und verantwortlich geblieben ist. Auch im Lehngericht wird ja bei der Hulde des unmittelbaren Lehnherrn gedingt und nur im Reichshofe bei des Reiches

Digitized by Google

Hulden, ohne dass jenes irgendwie der Oberlehnherrlichkeit des Kaisers präjudicirt hätte.

Das Dingen bei des Markgrafen Hulden ist eine Besonderheit der Mark. Sie »zweit« (Homeyer: Sachssp. LdR. Glossar s. v. Tvei-Tveien), sie scheidet das Recht in der Mark von dem in dem Reiche, so dass kein Urtheil aus dem Reich in die Mark gezogen werden kann, selbst wenn der Graf seine Grafschaft vom Markgrafen hätte und also das Verhältniss der eigentlichen Richter diesen Rechtszug erheischen würde. Nicht weil königliche Gerichte höher ständen, wie markgräfliche, was der Vf. annimmt, sondern weil es an allen mit dem Königsbann verbundenen Garantien der Freiheit fehlt, kann in der Mark in einer Sache aus dem Reiche nicht gültiges Urtheil gefunden werden. Schon die schöffenbaren Urtheiler würden mangeln. Aber wiederum erleichtert jene Besonderheit der Mark das Unabhängigkeitsstreben der Markgrafen. Ihre Beamten haben nicht erst beim Könige den Bann zu suchen, in unmittelbarem Verhältniss stehen sie nur zu ihrem Markgrafen, ihre Einsetzung, wie auch wohl ihre Absetzung, liegt allein in seiner Hand. Seine Befehle erlässt er bei seinen Hulden und davon ist die selbstverständliche Folge, dass sein Organisationsrecht von seinen Unterthanen nicht contestirt werden kann. Die goldene Bulle, deren Privilegium de non evocando der Vf. für die Mark ohne positive Zeugnisse läugnet und das vielleicht doch bei einzelnen der oben angeführten Ladungen ans Reich (namentlich der aus dem Jahre 1451) verletzt sein könnte, dürfte aber auch — Fälle der Justizverweigerung und vielleicht des Landfriedensbruchs abgerechnet — zu einer grösseren Abgeschlossenheit gegen das Reich geführt haben,

Digitized by Google

und damit kommen wir denn für spätere Zeit auf dasselbe Resultat, wie der Vf. Jene Abgeschlossenheit gegen das Reich ist nun freilich durch die Einsetzung des Reichskammergerichts, dem gegenüber die bisherigen Privilegia de non appellando keine Gültigkeit mehr gehabt haben dürften, wesshalb auch die S. 83 erwähnte Appellation des Steffan Kuns eine andere Auffassung als die des Vf. gestattet, unterbrochen worden. Allein doch nur für kurze Zeit, da schon 1586 der Markgraf Johann Georg vom Kaiser ein neues Privilegium erlangte.

Haben wir im Vorhergehenden den Anschauungen des Vfs. nur im Allgemeinen beitreten können, so freut es uns, dass wir den mit dem dritten Capitel anhebenden und mit dem achten abschliessenden Untersuchungen über die Gerichtsorganisation der Mark durchweg beitreten können, in die wir auch bei ihren reichen und meist wohlbegründeten Ergebnissen den hauptsächlichsten Werth seiner Arbeit setzen. Das dritte Capitel betrifft die ursprüngliche Gerichtsorganisation der Mark, der §. 10 führt das Verhältniss zwischen Burggrafen und Vögten aus. Zu jeder Burg gehörte ein bestimmter Rayon, Stadt und Land umfassend, der Burgwart, über welchen ein Burggraf (castellanus) gesetzt sei, der Justiz übe und auch nach Schssp. III, 52 §. 3, wie der Pfalzgraf über den König, so in Sachen des Landesherrn richte, welches letztere nach der Glosse von geringeren privatrechtlichen Händeln des Markgrafen und bei Delicten von Klagen auf Busse und Ersatz zu verstehen sei. Der Burggrafen nimmt der Vf. drei an, zu Brandenburg, Stendal und Arneburg, sie haben den Rang über den Vögten. Da es sich jedoch in der Mark um Vertheidigung namentlich der Gränzen handle,

die Burgen desshalb immer an die Gränze vorgeschoben wurden, so sei die Burg nicht für die allgemeine Grundlage der Bezirkseintheilung zu halten, es habe vielmehr schon in den frühesten Zeiten Bezirke ohne Burgen gegeben, nämlich die Vogteien. Im §. 10 folgt nun eine sorgfältige Untersuchung über die alten Vogteibezirke. Im §. 12 werden dann die Befugnisse der Vögte dargelegt; dieselben sind militärischer, jurisdictioneller, polizeilicher, finanzieller, selbst diplomatischer Art, die Vögte sind für ihre Sprengel so zu sagen eigentliche Statthalter gewesen. Der §. 13 behandelt die Jurisdiction des Vogts speciell. Trotzdem sein Bezirk der Cent entsprochen und sein Gericht promiscue bald Goding, bald Landgericht genannt werde, eine Gleichstellung, die der Glosse zufolge schon in Schssp. LdR. I, 2 §. 4 ausgesprochen sei, so habe er doch dieselben Jurisdictionsrechte wie der sächsische Graf besessen. Urkunden von 1346 und 1358 bezeugten seine Competenz in Land- und Lehenssachen, Urkunden von 1162 bis 1362 seine Competenz in schweren Criminalsachen. Unter den Vögten erscheinen nach §. 14 wieder Landvögte oder Landhauptleute. Auch sie sind Vögte, aber sie haben zu ihren Functionen als solche überdiess die Controlle über Mitvögte. — Im vierten Capitel exponirt der Vf. das Verhältniss der Vogtgerichte zu den Dorfgerichten und ländlichen Patrimonialgerichten. Dem Dorfschulzen (praefectus) habe (§. 15) ausser dem Eincassiren landesherrlicher Gefälle, Ortspolizei, Rügepflicht und damit Criminalaufsicht, als Richter im Dorfgericht Civilcompetenz über Bauernhöfe, Mobilien und Schuldsachen, Criminalcompetenz über leichtere Delicte und Vergehen zugestanden, wobei die Gränze nach Schssp. LdR. II, 13 §. 1. 2 der

Digitized by Google

geringfügige (unter 3 Schill. Werth), bei Tage verübte Diebstahl bilde. Der innerhalb dieser Dorfgerichts-Competenz in den Quellen hervortretende Unterschied von Judicium supremum et infimum, »hogeste und sideste Gericht«, sei im Anhalt an den Gegensatz der Competenz der Dorfgerichte und Landgerichte von Grundstücks- und Delictssachen als Judicium supremum, von leichten Schuld- und Mobiliarsachen als Judicium infimum zu verstehen. Dieser Gegensatz trete namentlich bei Veräusserungen der Gerichte hervor, durch welche die Patrimonialjurisdiction entstehe (§. 16), die zur Zeit des Landrechtsbuchs von 1375 bereits den grössten Theil des ländlichen Grundbesitzes umfasst habe. Wie mit einem ganzen Dorfe das ganze Dorfgericht, so konnte ein Privater mit einem einzelnen Hofe die Gerichtsbarkeit erwerben, im letzteren Falle innerhalb des Hofzauns (Zaungerichtsbarkeit), und zu solchen Erwerbungen konnte auch die Jurisdiction für die Dorfstrasse (Strassengerichtsbarkeit) hinzukommen. Indem Hof zu Hof, Dorf zu Dorf mit der Gerichtsbarkeit erworben sei, hätten die Exemtionen so überhandgenommen, dass Familien wie die Alvenslebens, Schulemburgs, Wedels völlige Landgerichte zu bilden vermocht hätten. — Aehnliche Erscheinungen ergeben sich im Verhältniss der Stadt- zu den Vogteigerichten, welches Verhältniss Gegenstand des fünften Capitels ist (§. 17. 18). Eximirte Jurisdiction sei, wie schon Arnold angenommen, kein wesentliches Erforderniss des Stadtbegriffs und eine Reihe Märkischer Städte habe sich erweislich im Vogteiverbande befunden. Innerhalb desselben ständen sie den Dorfgemeinden gleich, wie schon Riedel für Lenzen behauptet habe und eine Urkunde von 1325 dies für Gross-Dossow beweise.

Sowie aber eine Stadt Exemtion erlange, werde sie in allen Beziehungen frei vom Vogte, selbst hinsichtlich des Blutbanns, den seit dem 14. Jahrh. auch alle grösseren Städte der Mark besessen. Im Anfange setzte der Markgraf den Städten noch Stadtvögte, die neben dem Schultzen fungirt hätten, später aber sei die ganze Jurisdiction dem städtischen Schultheiss übertragen worden. Nicht bloss aber von den Vögten, auch von den Hofgerichten hätten die Städte Exemtionen erlangt, sogar in dem Maasse, dass sie selbst Ritterbürtige vor ihre Richter innerhalb der Stadtmauern hätten laden dürfen.

Damit ist der Verf. ans sechste Capitel, an die Geschichte des Hofgerichts gelangt, das er zunächst für sich (§. 19. 20) und dann in Beziehung auf Exemtionen (§. 21) erörtert. — Wenn die Exemtionen von der Vogtei schliesslich nur herrschaftliche Grundbesitzer als deren Untergebene übrig gelassen haben würden, so seien diese schon früher durch die wahrscheinlich bis auf Albrecht den Bären zurückzuführende Abschliessung des ritterbürtigen Standes von dem übrigen Volke namentlich auch in den Gerichten getrennt gewesen. Nach Urkunden von 1256 und 1257 sei der Markgraf der Richter der Ritterbürtigen gewesen und in einer Urkunde für Spandau von 1315 behalte er sich omne reale et personale judicium über dieselben vor. Die hieraus erwachsende Geschäftslast habe der Markgraf sich indess durch Einsetzung eines Vertreters, des Hofrichters, erleichtert, und wenn ein solcher anfänglich nur im Hinderungsfall und bei Schuldforderungssachen ernannt sein möge, so sei das Amt doch später ein dauerndes geworden, wie denn Johann von Buch in bekannten Urkunden als Judex s. Capitaneus generalis vorkomme.

Schuldforderungen, wegen deren der Hofrichter auf seinen Reisen auch bestimmte Städte habe berühren müssen, um über Forderungen von Bürgern an Ritterbürtige zu richten, hätten zwar immer den Hauptbestandtheil der Competenz dieses gemeinen Hofrichters ausgemacht, aber es komme doch auch vor, dass er aus besonderem Auftrage in Lehnssachen richte. Dieses Hofrichteramt verschwinde jedoch mit dem Ende des 14. Jahrh.; Districtshofrichter träten an die Stelle. Schon 1324 in Stendal, 1338 für Land Friedeberg, 1343 für die Altmark kämen Hofrichter mit bestimmten, mehrere Vogteien umfassenden Sprengeln vor, durchweg für Schuldsachen der Ritterbürtigen, im 15. Jahrh. mehre sich ihre Anzahl. Im 15. Jahrh. beginne aber auch der Lehnshof zu Tangermünde ein mit der Kammer des Markgrafen wanderndes Gericht zu werden. Dieser gemeine Lehnhof scheine sich ebenfalls wieder in Districtslehnhöfe gespalten zu haben, wie denn ein solcher 1522 für die Neumark bezeugt sei. Allen diesen Gerichten gegenüber hätten theils die Städte Exemtionen und Privilegien, sogar in Delictssachen wider Ritterbürtige, erlangt, theils fänden sich einzelne ritterbürtige Familien, s. g. Schlossgesessene z. B. Alvenslebens-Calbe, Holtzendorffs-Sydow, Jagow-Plate, Rederns, Arnims, Knesebeks-Tilsen u. s. w., die das besondere Vorrecht besessen, nur vom Markgrafen selbst gerichtet zu werden.

Das siebente Capitel erörtert dann die persönliche Jurisdiction des Markgrafen, aus welcher im §. 23 die Entstehung des späteren Berliner Kammergerichts in folgender Weise hergeleitet wird. Für seine persönliche Jurisdiction, die ihm noch immer neben derjenigen seiner unmittelbaren Vertreter übrig oder vorbehalten blieb,

Digitized by Google

bediente sich der Markgraf auf den Landtagen, wie ausserhalb derselben namentlich auch seiner Räthe, bald für Vergleichsstiftung, bald zur Entscheidung von Sachen, bald für die Vorbereitung seiner eigenen Entscheidung. Diese Räthe befinden sich stets an seinem Residenzort, so namentlich zu Tangermünde. Als seit dem 14. Jahrh. diese Residenz eine wechselnde wird, wandern auch sie mit als seine ständigen Begleiter. Ebenso wanderte auch der Lehnhof zu Tangermünde mit der Kammer. Da also Lehnhofgericht und Kammer von da an stets beisammen gewesen, so habe es nahe gelegen, obwohl ein stricter Beweis bei dem Zustande der Quellen nicht zu führen sei, dass jene Räthe im Lehnhofe wie in der Kammer verwandt worden, da wohl die meisten von ihnen im Lehnsnexus zum Markgrafen gestanden. Die Spaltung des gemeinen Lehnhofes in Lehnhöfe für die einzelnen Landestheile und die Verlegung der Kammer nach Brandenburg habe demnächst zu einer spezielleren Combination der Kammer, die dadurch die Verfassung des Lehnhofes erhalten haben dürfte, mit dem dortigen im Berliner Stadtbuch von 1397 als höchste Dingstatt bezeichneten Lehnhofe geführt, der nach einem Lehnbriefe von 1450 in Folge jener Combination wohl den Namen des obersten Hofgerichts bekommen habe. 1450 sei dieses combinirte Hofgericht von Brandenburg nach Cöln a. d. Spree verlegt und führe schon im Jahre 1468, im folgenden Jahrhundert aber typisch, den Titel Hof- und Kammergericht, bei dem auch demnächst ein Fiscal für das, was »brüchlich und sträflich« sei, angestellt worden, der aber auch das Amt eines Wächters der Civiljustiz gehabt habe. Uebrigens habe die persönliche Jurisdiction des Markgrafen nicht aufge-

Digitized by Google

hört, habe später vielmehr im Geheimen Justizrath es noch zu einer neuen justiziellen Schöpfung gebracht.

Hiermit ist der Vf. eigentlich zum Ziele gelangt. Allein wir würden kein vollständiges Bild von der alten Märkischen Justizorganisation geben, wenn wir nicht aus dem achten Capitel über die im §. 26 erörterten Fem- und Landfriedensgerichte das Hauptsächlichste noch referiren wollten. Die Gerichte hätten durchweg alle Civil- und Criminaljurisdiction besessen. Für die Bürger und Bauern sei diess nicht zweifelhaft, hinsichtlich der Ritterbürtigen aber hätten wechselnde Grundsätze gegolten. Ursprünglich unter die Vögte gestellt, hätten seit den Exemtionen der Markgraf oder seine Hofrichter in ihren Criminalsachen gerichtet. Dann aber hätten zuerst die Städte das Recht erlangt, sie wegen der überhandnehmenden Landfriedensstörungen zu richten, und darnach auch die Bauern auf dem Lande. Das im Landbuche von 1375 erwähnte Judicium injuriarum, d. h. injuriarum et violentiarum, bestehend aus sieben villani ad hoc electi unter dem Vorsitze des Vogts, sei kein gewöhnliches Landgericht, sondern ein solches mit Bauern besetztes ausserordentliches Landfriedensgericht. Das 1313 errichtete Femgericht zu Lebus — Femgerichte seien nach einer Berliner Urkunde von 1390 gerade Landfriedensgerichte — habe in analoger Weise Competenz wider alle Landfriedensbrecher, einschliesslich der Ritterbürtigen, besessen. Früher hätten alle Stände in demselben geurtheilt, allmählig dürften die zahlreicher vertretenen Bürger und Bauern die Ritterbürtigen von der Besetzung verdrängt haben, und nach der Errichtung eigener städtischer Friedens- oder Femgerichte seien

Digitized by Google

die Städte ausgeschieden, und nunmehr habe der Bauernstand allein in Landfriedenssachen, auch Ritterbürtiger, geurtheilt. Aehnlich seien die verwandten Landgerichte in Beeskow und Storkow mit Bauern besetzte Femgerichte geworden. Im 15. Jahrh. habe jedoch der Markgraf auch die Landfriedensbrüche der Ritterbürtigen wieder unter seine eigene Cognition gezogen.

Nach diesen Ausführungen ist nun der Vf. im Stande, im §. 29 die vielbesprochene Stelle des Landbuchs von 1375 über die Märkischen Gerichte zu erklären, bei der er zunächst darauf aufmerksam macht, dass sie nicht die Gerichtsverfassung der Mark darlegen wolle, sondern nur die Gerichte hervorhebe, aus denen der Markgraf Einnahmen beziehe. Das Judicium quadruplex des Landbuchs bestehe nämlich aus dem Judicium curiae, das ist dem Lehenhofgericht, das sich später in Districtslehenhöfe gespalten, dem Judicium advocatorum, das sind die Districtshofgerichte über die Ritterbürtigen, namentlich wegen Schuldforderungen, dem Judicium injuriarum, den vorhin erwähnten Landfriedensgerichten, und dem Judicium supremum, dem mancher Orten dem Markgrafen verbliebenen Antheil an Dorf- und Stadtgerichtsjurisdiction. Ebenso bringt der Vf. die Märkische Gerichtsverfassung in Vergleich mit der des Sachsenspiegels. Das neunte Capitel, über die Administration der Justiz in der Mark, mag hier übergangen werden.

Gehen wir zur Beurtheilung des eben referirten Theils der Arbeit über, so haben wir freilich auch hier gegen Einzelnes Bedenken zu erheben: der Vf. scheint uns S. 163 den Inhalt von Sachssp. II, 13 §. 1. 2 nicht ganz genau

Digitized by Google

wiederzugeben. Ob in der Urkunde S. 236 Not. 392 von dem Rechtsmittel der Läuterung die Rede sei, ist uns zweifelhaft. Die S. 246 Not. 407 behauptete Ueberwachung der Civiljustiz durch den Fiscal könnte mit Intervention verwechselt sein. Die Berliner Urkunden S. 250 Not. 413. 414 dürften nicht in ein richtiges Verhältniss zu einander gebracht sein. Zweifel hegen wir gegen die Interpretation der S. 276 Not. 496 excerpirten Urkunde. Ueberhaupt ist das Urkunden-Material ziemlich sparsam mitgetheilt. Dann vermissen wir eine Erwähnung des freilich schon von Homeyer (Richtsteig Landrechts) eingehend dargelegten Rechtszuges der Märkischen Gerichte unter sich. Gerne hätten wir auch über die Natur der Aemter und das rechtliche Verhältniss der Beamten als solcher Einiges ausgeführt gesehen. Bei der Bedeutung der Untersuchung über das Hof- und Kammergericht für das Unternehmen des Verfassers und seiner Mitarbeiter wäre endlich zu erwarten gewesen, dass er einem Punkte, wie der Verwendung der markgräflichen Räthe in Kammer und Lehenhofgericht, ausführlichere Erörterung geschenkt hätte, als er gethan. Bei der behaupteten Dürftigkeit der Quellen wäre es doch vielleicht (vgl. S. 242 Not. 402) möglich gewesen, bei einzelnen Räthen zu ermitteln, dass sie Ritterbürtige, dass sie Landstände, dass sie Vasallen gewesen. Wir würden dem Vf. seine freilich an sich schon sehr wahrscheinliche Vermuthung um so lieber abgenommen haben, als sie jetzt nur auf die Gemeinsamkeit der Residenz beider Gerichte gestützt scheint.

Dieser Bedenken und Ausstellungen ohngeachtet aber ist uns dieser Theil der Arbeit des Verfassers in hohem Maasse belehrend gewesen.

Wie es wohl eine genügende Probe für die Richtigkeit der meisten seiner hier referirten Resultate gewährt, dass er die vorhin erwähnte Stelle des Landbuchs überzeugend zu erklären vermocht hat, so hat er uns auch ein mit sicheren Zügen gezeichnetes Bild gegeben, wie von der Basis der in dem Sachsenspiegel erwähnten Gerichte aus die Veräusserlichkeit der Aemter, die Entwicklung der ständischen Verhältnisse und das markgräfliche Gerichtsrecht Gerichte mit neuen Sprengeln und neuer Competenz geschaffen haben, in denen ein neues, besonderes Gerichtssystem der Mark im Mittelalter vorliegt. Und dieses System ist uns um so interessanter gewesen, als selbst die Femgerichte in demselben ihre Stellung gefunden haben. Die Mannichfaltigkeit der Befugnisse der Vögte ferner, die uns in diesem Umfange zum Theil neu gewesen ist, das Verhältniss der Dorf- und Stadtgerichte zur Vogtei, deren Competenzgränzen vielleicht für eine Untersuchung über den Gegensatz von Verbrechen und Polizeivergehen einen dankbaren Ausgangspunkt gewähren könnten, die Lösung des dunklen Gegensatzes zwischen Judicium supremum und infimum, die uns eine scharfsinnige und glückliche zu sein scheint, das Umsichgreifen der Patrimonialjurisdiction in dem Maasse, dass einzelne Familien des landsässigen Adels förmliche Landgerichte zu bilden vermocht haben, der Kampf der Stände in Beziehung auf die Gerichte, die hervorragende Stellung, die die Lehnsjurisdiction nach und nach gewinnt, die steten Neubildungen und Spaltungen der landesherrlichen Kammer — alle diese Ergebnisse dürften auf Beachtung Anspruch machen können, und lassen die Arbeit für die Wissenschaft förderlich erscheinen. — Dabei besitzt der Verf.

Digitized by Google

Gewandtheit in der Darstellung, die freilich ihn selbst wohl nicht minder, wie den Leser auch hie und da über Schwierigkeiten zu leicht hinwegführt, die aber nichts desto weniger als ein empfehlender Vorzug des Buches anzuerkennen ist. Die Sprache ist dem durchweg historischen Stoffe angemessen, bei aller Objectivität und Ruhe nicht ohne Lebendigkeit und Anregung, leicht, fliessend und klar.

Es könnte die Frage sein, wie der Vf. in der Vorrede auch selbst hervorgehoben hat, ob nicht die Gerichtsverhältnisse anderer, namentlich benachbarter Territorien zur Vergleichung heranzuziehen gewesen wären. Bei einer Arbeit allgemeineren Inhalts hätte sie wohl bejaht werden müssen, bei einem so bestimmt begränzten Stoffe durfte sie verneint werden. Vielleicht ist diese Beschränkung sogar ein Vorzug zu nennen, sofern der Vf. sich den Blick um so unbefangener für die Märkischen Verhältnisse zu erhalten vermochte. Auch von anderer Seite ist es als dringendes Bedürfniss bezeichnet worden, die territorialen Institutionen und Rechtsbildungen in ihrem besonderen Zusammenhange zu erforschen, um so die gemeindeutschen Principien und Verhältnisse desto sicherer aus ihnen abstrahiren zu können. Von diesem Standpunkte aus möchten wir sogar glauben, dass die beschränkende Methode des Vfs. principiell gerechtfertigt sei.

Wenn wir dem ersten Bande der Arbeit des Vfs. in so mannichfacher Beziehung eine Bereicherung unserer Kunde vom mittelalterlichen Gerichtswesen verdanken, so wollen wir zum Schluss noch der Vollendung des zweiten Bandes raschen Fortgang wünschen. Mögen auch demnächst seine Mitarbeiter uns mit ihren einem

Digitized

dringenden Bedürfnisse entgegenkommenden Untersuchungen baldigst erfreuen.

Greifswald. K. Wieding.

Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königl. niederländischer General der Infanterie. Von R. Starklof. Zweiter Band. Gotha, Thienemann. 1866. 356 Seiten in Octav.

In diesem zweiten Bande *) begleiten wir den Herzog auf seinen Reisen, theils begegnen wir ihm in einer der Verwendung seiner Talente günstigen Stellung als Oberbefehlshaber der niederländischen Armee in Ostindien. Thatendürstig, unerschöpflich an Hoffnungen und rasch wechselnden Plänen, die ein seinem Verlangen nach Thätigkeit entsprechendes Gebiet verheissen, treibt es ihn in die Welt hinaus. Sein Widerwillen gegen das Soldatenleben im Frieden, falls es nicht etwa Gelegenheit bietet, sein organisatorisches Talent zur Geltung zu bringen, nährt in ihm den Drang in die Ferne, das Verlangen, dem Bann enger und durch Gleichförmigkeit ermüdender Dienstverhältnisse zu entfliehen.

In der Mitte des Jahres 1839 folgte Bernhard einer Einladung von Kaiser Nicolaus, den Manövern bei Wosnosensk beizuwohnen, erreichte über Petersburg und Moskau das zusammengezogene russische Reiterheer, begab sich von hier nach Odessa, besuchte die Gebirge und Küstenlande der Krim — die grossartigen Festungswerke Sebastopols fesselten den Kundigen — kehrte dann nach der genannten Hafenstadt zurück und gelangte von hier auf dem Wasserwege nach

*) Die Anzeige des vorhergehenden Bandes findet sich S. 714 u s. w. dieser Blätter.

Digitized by Google

Constantinopel. Die Audienz beim Grossherrn, die ausnahmsweise gewährte Besichtigung von Moscheen, der Besuch des Bazar u. s. w. werden einer gedrängten aber anschaulichen Schilderung unterzogen. Dampfer und Segelschiffe führten den Reisenden über Smyrna, Malta, Sicilien nach Neapel, von wo ein Abstecher nach Rom unternommen wurde. Dann zur See nach Genua und von hier erfolgte auf dem Landwege die Rückkehr in die niederländische Heimath, wo die unlange darauf vorgenommene Reduction des Heeres ihn bewog, sich einstweilen für die Dauer von zwei Jahren zur Disposition stellen zu lassen.

Hatte sich der Herzog anfangs mit Vorliebe dem Gedanken hingegeben, diese Zeit amtlicher Musse im Kreise der Seinigen in Mannheim zu verleben, so reichten doch die Annehmlichkeiten des dortigen Verkehrs nicht aus, ihn bleibend zu fesseln, und bald nach Frankreich, bald in's Innere Deutschlands zogen ihn Reiselust, Theilnahme an politischen Ereignissen oder Verhältnisse der fürstlichen Familie. Dass die Königin-Wittwe von England aus Gesundheitsrücksichten sich zu einem längeren Aufenthalte in Madeira entschloss und der Kranken sich die Gemahlin und Kinder Bernhards anschlossen, weckte in Letzterem das Verlangen, den Reisenden zu folgen. Der Besuch von Lyon, Marseille, Toulon gab ihm Gelegenheit, in seinen Correspondenzen und Niederzeichnungen das Befestigungssystem Frankreichs einer für Männer von Fach unstreitig interessanten Besprechung zu unterziehen. Von Marseille trug ihn ein Dampfer nach Barcelona, dann nach Valencia, Alicante, Almeria, Malaga, Gibraltar, das den Gegenstand einer hauptsächlich vom militairischen Standpuncte ausgehenden Schilderung abgiebt. Von hier über

Digitized

die Sierras nach Granada, dann auf dem Wasserwege nach Cadix, Sevilla, Lissabon, so nach Funchal, wo er in der Mitte seiner nächsten Angehörigen vier Monate verlebte. Nach erfolgter Heimkehr über London fand er Deutschland durch den Sturm der Revolution aufgewühlt, die alten Formen des staatlichen Lebens gebrochen oder doch dem Bruche nahe, ein chaotisches Ringen der Parteieen, das stündlich weiter von den erstrebten Zielen abführte.

»Wenn ich, so äussert sich Bernhard im Jahre darauf über die damaligen Zustände, für Deutschland, als es noch durch den Bundestag repräsentirt wurde, keine Sympathie fühlte, so war dieses noch viel weniger der Fall, als ich Deutschland in den Händen eines Hautens von Phrasenmachern fand, deren Treiben ich seit Jahren in Baden hatte zusehen müssen. Aus solcher Wirthschaft konnte für Deutschland kein Heil erspriessen und ich gewann die Ueberzeugung, dass ich am besten thun würde, mich durch ferneren Dienst in Holland allen etwa an mich gemachten Ansprüchen zu entziehen.«

Beim Schlusse dieses Abschnitts kann Ref. die nachfolgende Bemerkung nicht zurückdrängen. Wir erkennen in den Berichten und Tagebüchern von Herzog Bernhard nicht die Wärme und Innigkeit, mit welcher sich ein Standesgenosse, der Prinz Hermann von Neuwied, in seinen Reisebriefen in die Lösung der gewichtigsten Fragen, die dem Menschen vorliegen, versenkt, nicht dessen Ernst und Tiefe in der Beurtheilung staatlicher und socialer Zustände; seine ganze Natur ist mehr der practischen Richtung zugewendet, die in frühster Jugend gewonnenen Eindrücke des Lagerlebens behaupten ihre Geltung und seine Studien und Beobachtungen beschränken

sich zunächst auf solche Gegenstände, deren Anwendung innerhalb seines Berufes liegt.

Im Anfange des Jahres 1849 trennte sich Herzog Bernhard — er glaubte, es sei für's Leben — in Mannheim von seiner Familie und trat über Marseille und Suez die Reise nach Java an. Die unabhängige Stellung als Oberbefehlshaber der niederländischen Armee in Ostindien verhiess eine seinen Neigungen entsprechende Thätigkeit und der Schmerz des Abschiedes von Gemahlin und Kindern mochte wesentlich dadurch gelindert werden, dass die politischen Zustände in Deutschland ihn anwiderten und eine Zeitlang sogar die limburgische Frage einen scharfen Conflict zwischen Holland und dem Parlamente in Frankfurt herbeizuführen drohte. Ein durch viele Jahre fortgesetztes Studium hatte ihn mit den indischen Verhältnissen vertraut gemacht, er kannte die Schwächen der dortigen Verwaltung und glühte vor Verlangen, durch zeitgemässe Verbesserungen und zweckdienliche Verwendung der ihm zu Gebote stehenden Mittel den Wohlstand der Colonie zu heben und zu sichern. Die hieraus erwachsende Thätigkeit liess ihn theilweise eines geselligen Verkehrs in hochgebildeten Kreisen vergessen, in denen er sich bis dahin bewegt hatte. Man kennt das schwanke und nicht selten durch eigene Verschuldung gestörte Verhältniss der niederländischen Regierung auf Java den heimischen Fürstenfamilien gegenüber und die Aufgabe, mit verhältnissmässig nicht erheblichen, aus Europäern, Afrikanern und einem Gemisch asiatischer Nationalitäten gebildeten Streitkräften bei kriegerischen Rajas die Autorität der Colonie zur Anerkennung zu bringen, war keine geringe. Die militairischen Unternehmungen und Inspec-

tionsreisen, welche der Herzog zu diesem Behufe auf Java und nach benachbarten Inseln zu unternehmen sich gedrungen fühlte, erreichten ihren Zweck und die mit Sorgfalt geführten Tagebücher verbreiten sich eingehend über Land und Leute, Sitten und Bräuche und liefern somit die beachtungswerthesten Beiträge zur Erweiterung geographischer und ethnographischer Wissenschaft. In der durch ihn geförderten Organisation des Heeres, der Verbesserung der Hospitäler, den Entwürfen zur Umwandelung eines seinen Zwecken schlecht entsprechenden Befestigungssystems erkennen wir den erfahrenen, vielseitig gebildeten und seinem Berufe mit einer Neigung obliegenden Soldaten, welche der Sehnsucht nach der Heimath und lieben Angehörigen das Gleichgewicht hielt.

Was nach fast dreijährigem Aufenthalte unter tropischem Himmel den Herzog zur Rückkehr nach Europa nöthigte, war die durch climatische Einflüsse bedenklich geschwächte Gesundheit. Im März 1852 betrat Bernhard in Triest den Boden Europas und wenige Tage darauf sollte er in Venedig die Nachricht vom Tode seiner Gemahlin empfangen. Noch war er entschlossen, nach kurzer Frist der Erholung in sein Amt auf Java wieder einzutreten, bis es endlich Freunden gelang, ihn zum Aufgeben einer dienstlichen Stellung zu bewegen, deren Wahrnehmung den Tod in nahe Aussicht stellte. Im October 1853 gewährte ihm der König der Niederlande auf die ehrenvollste Weise die erbetene Entlassung. Seitdem verlebte der Herzog seine Tage abwechselnd im Haag, in Stuttgart, Weimar, Coblenz, bis die Uebersiedelung nach Liebenstein erfolgte, woselbst er am 31. Julius 1862 sein bewegtes Leben beschloss.

Digitized by Google

Madagascar and its people. By Lyons Mc Leod, Esq. F. R. G. S. late british consul at Mozambique. Author of »Eastern Africa, with the narrative of a residence at Mozambique«; »Notes on the Seychelles«; »The ressources of Eastern Africa«; »On the supply of cotton from Africa«; and numerous State papers of African subjects. — With a map (taken, by permission, from the Journal of the Royal Geographical Society, Vol. XX.). London. Longman, Green, Longman, Roberts und Green. 1865. XII und 305 Seiten. Gross Octav.

Die letzte von dem Schreiber dieser Zeilen in diesen Blättern 1862 S. 824 und ff. angezeigte Schrift über Madagascar, deren Verf. Barbié du Bocage, war eine im exclusif französischen Geiste geschickt und gewandt geschriebene Tendenzschrift, ungerecht in ihrem Urtheil über England und unwahr über Frankreich; die vorliegende ist davon das gerade Gegentheil, sehr objectiv gehalten, aber auch ziemlich nüchtern und trocken, von Urtheil sehr wenig darin zu finden. Jene Arbeit war darauf berechnet, die Franzosen als die einzigen und wahren Volksbeglücker, auch der Madagassen, in das günstigste Licht zu stellen; aber den Zweck dieser Schrift des ehemaligen britischen Consuls von Mozambique und Verfs von mehreren Arbeiten über Ost-Africa (Vgl. Das Titelblatt) vermögen wir nicht anzugeben. Einige Andeutungen dazu enthalten vielleicht die beiden letzten Kapitel XV u. XVI. Allein, wenn auch als Ergebniss der in dem ersteren dieser Kapitel angestellten Untersuchungen über die Ansprüche, welche Frankreich etwa auf Madagascar besitzen sollte, ausgesprochen wird: »France can lay no lawful claim to the sove-

Digitized by Google

reignty of any portion of Madagascar, unless through Great Britain«, so vermag doch der Verf. in dem XVI. Kapitel, in welchem er die Ansprüche Gross-Britanniens auf die Insel untersucht, nicht nachzuweisen, wie man vielleicht erwarten möchte, dass diese sich über das ganze Land erstrecken, vielmehr nur, wie er sagt S. 304, »the entire land lying between Cape East and the extreme North point of Madagascar, comprehending the peninsula and splendid Bay of Diego Fameh« (Diego Suarez). Dabei bliebe dann noch ein grosses Territorium übrig, namentlich im Süden, auf welches Frankreich, anknüpfend an seine frühere Geschichte, doch Anspruch erheben könnte. Fast möchte es daher scheinen, der Vf. habe bei Abfassung seines Buchs vorzugsweise eine Verherrlichung des Earl of Clarendon im Auge, dem er seine Arbeit gewidmet, weil derselbe »das Gewicht seines Einflusses sehr zu Gunsten der Bevölkerung der Insel geltend gemacht und in Verbindung mit dem erleuchteten Kaiser der Franzosen eine Convention zur Anerkennung der Unabhängigkeit von Madagascar und dadurch zur Eröffnung der Häfen der Insel für die Civilisation des Handels zu Stande gebracht habe« (vgl. Dedication. S. VI). Allein auch dies Werk des »constant and true friend of Madagascar«, wie der Vf. S. 137 den Earl of Clarendon nennt, ist erst im vorigen Jahre vollendet worden, als es bekanntlich gelang, im August 1865 einen Freundschafts-Vertrag zwischen der britischen und madagassischen Regierung abzuschliessen, in welchem die Königin von Madagascar, in Uebereinstimmung mit dem Wunsch der Königin Victoria, versprach, dass keine Christenverfolgungen in ihrem Lande stattfinden sollten. Nehmen wir daher die Schrift, wie sie sich uns bie-

tet, als eine Darstellung von »Madagascar and its people«, so entspricht sie diesem Titel nur theilweise, indem sie über die Bevölkerung der Insel überhaupt nur wenig, über ihre Lebensweise, Sitten, Bildungsstufe u. s. w. so gut wie gar nichts enthält. Dagegen bringt sie eine recht vollständige Geschichte von Madagascar bis zum Jahr 1863 in den ersten eilf Kapiteln (S. 1 — 194) und eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Provinzen des Landes in Kap. XII bis XIV (S. 195 — 292), worauf sie mit den beiden bereits oben erwähnten Kapiteln »Examination of French claims on Madagascar« und »of British claims on M.« abschliesst (S. 293—305). Die Geschichte der Insel ist der werthvollste Theil des Buches, obwohl neue Gesichtspunkte und Anschauungen der historischen Verhältnisse vermisst werden. Der Verf. hat sich mit einer Reihe einschlagender Werke bekannt gemacht, wenn auch lange nicht mit allen; aus diesen nimmt er seine Daten, so ziemlich ohne Kritik, und stellt sie chronologisch zusammen. Er fängt ab ovo an, vermerkt die Lage der Insel sehr unbestimmt nach ihrer Entfernung von Afrika 100 Meilen, vom Cap der guten Hoffnung 600, von Arabien 550, von dem indischen Continent 700 Meilen, nennt die älteren Namen: Cerne bei Plinius, Menuthias bei Ptolomäus u. s. w. und skizzirt dann kurz (S. 3 — 9) die ersten Reisen der Europäer nach der Insel, unter denen der Portugiese Fernan Suarez 1506 zuerst, vom Sturm dahin verschlagen, auf Madagascar, welches er San Lonrenço nannte, landete (S. 4). Die erste europäische Niederlassung auf Madagascar war eine portugiesische (1548); fast hundert Jahre später (1644) siedelten sich Engländer an der St. Augustine-Bai an (S. 7 — 9); beide

Digitized by Google

Niederlassungen giengen bald zu Grunde. Kap. II. schildert die französischen Unternehmungen seit 1642 (S. 11) unter de Pronis und Etienne de Flacourt (S. 14 u. ff.), die als Vertreter der französ. East-India-Company handelten. Kap. III. berichtet über die Fortsetzung dieser Colonisationsversuche durch die 1664 unter Colbert gegründete Compagnie Orientale (S. 19—22). Auch diese beiden Versuche misslangen (S. 22). Wieder aufgenommen 1768 von de Maudave war das Resultat gleichfalls erfolglos (S. 23 u. f.). Erst der bekannte russische Abenteurer Benyowski, dessen Thaten auf Madagascar während der Jahre 1773 bis 1786 der Vf. mit sichtbarer Vorliebe erzählt (Chapt. IV. S. 25 bis 46) und der es bis zum erwählten König der Insel brachte, verstand es das Herz des Volkes zu gewinnen; die Franzosen selbst aber, in deren Auftrag er dahin gegangen, zerstörten, was er mühsam gegründet hatte. Nur Tamatowé und Foulepoint hielten sie besetzt (Ch.V. S. 48). Nachdem am Schluss des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Hovas auf Mad. die Oberherrschaft gewonnen hatten, führten die bekannten Ereignisse in Europa dahin, dass Frankreich seine Besitzungen auf der Insel an England abtreten musste (1810). Damit begann für Madagascar und seine Bevölkerung eine neue Zeit. Mit dem begabten und den Fremden geneigten König Radama wurden zuerst 1817 am 14. Febr., dann in demselben Jahr d. 23. October, wegen Abschaffung des Sklavenhandels, darauf 1820 den 11. October zu gleichem Zweck, Verträge abgeschlossen (S. 51, 54, 58). Im Jahre 1818 kamen die ersten protestantischen Missionare nach Madagascar (S. 60), Radama verdrängte die Franzosen und schloss sich um so

Digitized by Google

enger den Engländern an, deren geschickter und wohlwollender Vertreter, der General-Agent Hastie, bis zu seinem in Antanarivo (1826 den 8. October) erfolgten Tode sowohl ihm, wie der britischen Krone die werthvollsten Dienste leistete (S. 63). Die Charakteristik des genannten grossen Fürsten, »whose name will be associated among the benefactors of nations by the side of Alfred the Great of England« (S. 73), nach den Aufzeichnungen des eingebornen Häuptlings, Prince Coroller, des Lieutenants Boteler R. N. und nach Ellis füllt die letzten Seiten von Chapt. V. Je näher von nun an die vom Vf. geschilderten Begebenheiten an die Gegenwart hinanreichen, desto kürzer glauben wir uns in dieser Anzeige des Buchs fassen zu dürfen. Die Ereignisse sind durch das allgemeine Interesse, welches sie in Europa gefunden haben, allgemein bekannt und unser Vf. hat seine Darstellung vornämlich aus längeren und kürzeren wörtlichen Auszügen der am meisten genannten Reisejournale und anderweitigen Schriften über Madagascar zusammengesetzt. Chapt. VI. (S. 74—94) vergegenwärtigt die Begebenheiten aus den Jahren 1820—1840. Ranavolona Manjaka, eins der eilf Weiber des verstorbenen Radama, besteigt nach seinem Tode (1828 den 27. Juli S. 63) den Thron, wird fast ein Jahr später gekrönt (S. 75), lehnt das von Frankreich ihr angebotene Protectorat ab (S. 81), verbietet die Arbeit der Missionare (1835 den 5. Februar S. 85) und sendet Gesandtschaften an die Höfe in Paris und London (1836 S. 89), deren Erfolge aber sehr geringe sind. Die von der Königin dem Verkehr mit den Fremden in den Weg gelegten Hindernisse führen zu blutigen Conflicten, deren Entstehen und Verlauf Chapt. VII. (S. 95—115) weit-

läuftig erörtert. Die freundschaftlichen Verbindungen mit England werden durch fortgesetzte commercielle Hindernisse gänzlich unterbrochen, 1849 beginnt die grausame Christenverfolgung (Ch. VIII. S. 116—128). Endlich zeigt sich die Königin wieder geneigt Erleichterungen für den Verkehr eintreten zu lassen und neue Verbindungen anzuknüpfen (Ch. IX. S. 129—136). Das folgende Kapitel X. (S. 137—169) beschreibt die Thätigkeit des Earl of Clarendon und der Franzosen Laborde und Lambert, sowie die Intriguen am Hofe der Königin, welche ihren Sturz bezweckten. Unter diesen hatte bekanntlich auch die deutsche Reisende Ida Pfeiffer, aus deren Tagebuch ganze Abschnitte wörtlich abgedruckt werden (S. 148 u. ff. S. 150 u. ff. S. 156 u. ff. S. 165 u. ff.), durch eigne Unvorsichtigkeit zu leiden. Am 23. August 1861 starb die Königin, »the persecutor of Madagascar« nennt sie der der Vf. S. 169, und mit der Thronbesteigung Radama's II., des Freundes der Fremden und Förderers des Christenthums, begann eine neue vielversprechende Aera (Ch. XI. S. 170—194). Später ergab sich leider der König einem aufreibenden, leichtfertigen Leben, er ward von seiner Umgebung ermordet (S. 190) und seine Gemahlin Rasoaherena beschwor eine ihr vorgelegte Constitution und übernahm die Regierung (S. 191) unter dem Titel Königin Rabodo (ibid.). Die Constitution, welche der Vf. S. 192 u. f. anführt und der Magna charta von England ebenbürtig zur Seite stellt, datirt vom 12. Mai 1863 (S. 194). Des Inhalts der übrigen Kapitel, in welchen die Beschreibung des Landes der von Barbié du Bocage in seinem oben erwähnten Werke gegebenen an Ausführlichkeit und Gründlichkeit nachsteht, haben wir bereits gedacht.

Digitized by Google

Der Vf. schliesst seine geographische Skizze mit einem Auszug aus Robert Drury's Journal during fifteen years captivity on that island (Madagascar) London 1709 (S. 287 u. ff.). Die dem Buche beigegebene lithographirte Karte nimmt den Raum eines Octavblatts ein und ist, weil dem Journal der Royal Geogr. Society Vol. XX. entlehnt, sorgfältig gearbeitet. Die Verleger haben das Buch mit sehr schönem Papier und Druck ausgestattet. In öffentlichen Bibliotheken von grösserem Umfange wird es seinen Platz finden, weniger in Privatbibliotheken, da es verglichen mit anderen Werken über Madagascar, wie die von Bocage Ellis u. s. w., nicht mehr als eine dürftige historische und geographische Skizze ist.

Altona. Dr. Biernatzki.

Τῶν παρὰ Ξενοφῶντι διορθωτέων μέρος δεύτερον. Ὑπὸ Ἰωάννου Πανταζίδου. Ἐν Ἀθήναις, τύποις Α. Καναριώτου. 1866. *κβ′* und 60 Seiten in Octav.

Herr Pantazides, jetzt Direktor des Gymnasiums zu Athen, gab das erste Heft dieser Verbesserungen zu Xenophon bei seiner Promotion 1858 in Göttingen heraus und mehrere Abhandlungen über Xenophons Hellenika und Makedonische Glossen im 2. und 3. Band des Philistor zeigten, dass er auch in dem abgelegenen Serra seinem wissenschaftlichen Streben treu blieb. Das vorliegende Heft zeichnet sich, wie das erste mit grosser Anerkennung aufgenommene, durch gründliche Kenntniss der attischen Sprache, Vertrautheit mit Xenophon, scharfe und klare Entwick-

lung des Sinnes der behandelten Stellen, und Besonnenheit in den Vermuthungen vortheilhaft aus. Oft hat der Vf. zuerst in der so unzuverlässigen Ueberlieferung der Kyrupaedie und Anabasis, auf welche sich seine Bemerkungen beziehn, den Fehler erkannt, oft diese oder schon von andern bemerkte durch glückliche Aenderungen gehoben, immer aber sind seine Erörterungen höchst beachtenswerth und anregend.

Von Stellen, in denen Herr P. das Richtige gefunden zu haben scheint, heb' ich folgende hervor. Kyrup. 1. 6, 2 schreibt er *συνιείης* für *συνείης*, §. 5 streicht er *οἵους δεῖ* und §. 9 *ἔνια*, §. 13 schreibt er *αἳ* für *αἷς*, 2. 2, 25 *τοὺς κοινωνᾶς* für *τῆς κοινωνίας*, wie Hertlein, der diese Vermuthung im krit. Anhang zur zweiten Auflage ausspricht. 2. 3, 21 streicht P. *εἰς τέσσαρας* in den WW. *οὕτω δὴ οἱ πεμπάδαρχοι αὖ παρῆγον εἰς τέσσαρας*. 3. 3, 65 vermuthet er *καὶ φόνοι δὲ ἀμφοτέρων* für das sinnlose *καὶ φόνοι ἐξ ἀμφοτέρων*, 4. 2, 7 *τε ποιῆσον* für *πεποίησο*, §. 42 *ἐκήρυττεν* für *ἐκήρυττον*. Ueberzeugend ist der Nachweis, dass 5. 3, 16 die WW. *ὅπως ἄγοιεν τὰ στρατεύματα καὶ τὰς κλίμακας κομίζοιεν* eine Randbemerkung seien, die dem Sinne der Stelle widerspreche. Ebenso richtig streicht P. 5. 5, 11 *οὐ* vor *θαυμάζω* und schreibt §. 13 *ἢ δυνατὸν* für *εἰ δυνατόν*. 6. 3, 21 weist er nach, dass die alte Vermuthung, Araspas könne der hier erwähnte Myriarch nicht geheissen haben, unzweifelhaft begründet sei. Auch die Vermuthungen 7. 5, 4 *πρὸς τῶν πολεμίων* für *πρὸς τοῖς πολεμίοις* und §. 79 *ὅταν βούλωνται* für *ἃ ἂν βούλωνται* fordert, die erste der Sprachgebrauch, die zweite der Sinn. Von den Vermuthungen zur Anabasis will ich 2. 4, 1 *τινες, οἳ παρεθάρρυνόν τε καὶ* — anführen, wo in den HSS. *οἱ*

Digitized by Google

fehlt, ferner 2. 5, 5 *οὔτ' ἄν βουλομένους* für *οὔτ' αὖ βουλομένους*, was man vergebens zu erklären bemüht gewesen ist. In der Verbindung der WW. *ἐν τῷ ἐμφανεῖ* mit *λέξω* trifft Herr P. mit Rehdantz, dessen Ausgabe und kritischen Anhang er nicht kennt, zusammen. Die Beobachtung, dass die Attiker *στεφανοῦν πίτυος στεφάνῳ* oder *στεφανοῦν τῆς πίτυος* gesagt haben, führt zu der Streichung von *στεφάνοις* 4. 5, 33. Richtig ist ferner 5. 2, 12 *διηγκυλωμένους εἶναι*, wie P. vermuthet, für *δ. ἰέναι*, §. 21 *ἐξήρουν* für *διήρουν*, 6. 3, 6 *λόχοι* für *λοχαγοί*. 7. 3, 21 haben die HSS. und Athenaeus 2. 49. B und 4. 151. A *ἔπειτα δὲ τρίποδες εἰσηνέχθησαν πᾶσιν*, aber man fühlt es den Erklärungen von *πᾶσιν* an, dass denen, die sie versuchen, nicht ganz wohl dabei zu Muthe ist; es widersprechen denselben entschieden die WW. §. 23 *οἱ ἄλλοι, καθ' οὓς αἱ τράπεζαι ἔκειντο*. Da nun in den nach *πᾶσιν* gleich folgenden WW. *οὗτοι δ' ἦσαν κρεῶν μεστοί* Athenaeos an beiden St. und die zweite Familie der HSS. bei Xenophon für *ἦσαν* das dort ganz unpassende *ὅσον εἴκοσιν* haben, so ist es eine scharfsinnige Vermuthung, dass *ὅσον εἴκοσιν* für *πᾶσιν* zu setzen sei. Ich füge hinzu, dass die Endung des vorausgehenden *εἰσενέχθησαν* den Irrthum verursacht hat, indem man die am Rande gegebene Verbesserung, statt sie nach *—ησαν* einzusetzen, für *ἦσαν* in den Text brachte. *ὑπῆλθον*, das P. mit Recht 4. 7, 8 für *ἀπῆλθον* vermuthet, hat schon Cobet aufgenommen, aber dies ist auch die einzige Stelle, wo Ref. bemerkt hat, dass dem Herrn Vf. etwas der Art entgangen ist. Er zeigt sich vielmehr überall mit dem, was die frühern Herausgeber des Xenophon geleistet, überhaupt mit der deutschen Philologie in erfreulichster Weise vertraut.

Digitized by Google

Das Gesagte zeigt, dass hier zwar keine so glänzenden Verbesserungen geboten werden, wie ἔδαχνε für ἔμηνε Hell. 3. 4, 8 in dem ersten Heft S. 7 f., aber durch scharfe Beobachtung eine Reihe grösserer oder kleinerer Anstösse gegen Sprache und Gedanken beseitigt sind.

Von den Stellen, über die mein Urtheil von dem des Herrn Vfs abweicht, erwähne ich nur einige. Kyrup. 1. 6, 11 hat P. richtig erkannt (S. 5 f.), dass die WW. τὸ δ' ἔχοντα δύναμιν — ἀνωφέλητον εἶναι; nicht Kyros gehören können, sondern die belehrende Erinnerung des Kambyses sind, aber die WW. ἔστι δὲ ἐχθροὺς ἔχοντα πειρᾶσθαι τίσασθαι, wie ich glaube, nicht richtig behandelt. Er will τι κτᾶσθαι aus den geringeren HSS. für τίσασθαι aufnehmen. Nun sagt er selbst, dass man statt ἔχοντα ein dem Participium εὖ ποιοῦντα entsprechendes βλάπτοντα erwarte, beruhigt sich aber dann bei der Verbindung ἐχθροὺς ἔχοντα. Das ist höchst matt, und schon die Symmetrie fordert φίλους gegenüber nur ἐχθρούς, abhängig, wie φίλους von εὖ ποιοῦντα, so dies von einem den Gegensatz zu εὖ ποιοῦντα enthaltenden Verbum. Ferner ist auch τι κτᾶσθαι in seiner farblosen Allgemeinheit ein schlechter Gegensatz zu dem pointierten ἀντωφελεῖσθαι. Aber, was mir noch wichtiger scheint, was soll hier πειρᾶσθαι? Versuchen den Feinden etwas abzunehmen kann man auch ohne Macht: Macht giebt die Möglichkeit wirklich ihnen etwas zu entreissen. Diese Erwägungen lassen mich vermuthen: ἔστι δὲ ἐχθροὺς ἑλόντα τιμωρεῖσθαι, so dass chiastisch τιμωρεῖσθαι den Gegensatz zu εὖ ποιοῦντα, und ἑλόντα zu ἀντωφελεῖσθαι bildet. τίσασθαι, wofür Xenophon sonst ἀποτίσασθαι sagt, ist richtiges Glossem zu dem später verderbten τιμωρεῖσθαι.—

3. 3, 19 vertheidigt P. (S. 14) die WW. *πολὺ γὰρ μᾶλλον*, wie in den geringeren HSS. steht, indem er sie mit dem Verbum *κρίνονται* verbindet und *καὶ ὁ πατὴρ — ὁμολογοῦσιν* als einem *ἔφη* gleich eingeschoben ansieht. Ich glaube, dass er Recht hat, aber *γὰρ* halte ich nur für eine willkürliche Aenderung des allerdings unpassenden *ἄν* der guten HSS. Die richtige Verbesserung dafür ist *δή*, womit *ἄν* wie bekannt sehr häufig verwechselt wird. Dann aber sind auch *ὡς* und *μᾶλλον* zu streichen, obgleich ich die Mittel sehr wohl kenne, die man anwenden kann, beides übel und böse zu vertheidigen. — 3. 3, 65 verwirft P. mit Recht (S. 15) *τούτοις*, aber was er vorschlägt: *οἱ δ' ἐνέκλιναν καὶ οὗτοι*, versteh' ich nicht. Vielleicht ist es nur Druckfehler für *καὶ αὐτοί*, was ich für das Richtige halte. — 5. 3, 9 verbessert P. die Lesart der besten HSS. *ὅπως ἄν αὐτὸς λέγῃ ἤδη γε* S. 19 so: *ὅπως ἂν λέγῃ αὐτοὶ εἰδῆτε.* Dass er *αὐτοὶ* im Sinne von *μόνοι* (Gobryas and Gadatas) fasst, halt' ich für richtig, aber mit einfacherer Aenderung lässt sich schreiben *ὅπως ἄν αἰτοὶ ἂν λέγῃ εἰδείητε.* Den Optativ setz' ich, weil der Sinn ist: mache es in der Weise, wie ihr allein was er sagt erfahret, nicht: damit ihr — erfahret. — 7. 3, 16 vertheidigt P., indem er *μέχρι νῦν* und dann *κεχωρίσθαι*, endlich *τὰ τῶν σκηπτούχων* (sc. *ὀνόματα*) schreibt (S. 42). Aber wie passt der ganze Zusatz, der eine genaue Kenntniss des Grabdenkmals anzeigt, zu dem Schlusse des §. 17: *καὶ τὸ μνῆμα ὑπερμέγεθες ἐχώσθη, ὥς φασιν?* Alles kommt erst dann in Ordnung, wenn man den ganzen Satz mit L. Dindorf streicht. Und solche Randbemerkungen gelehrter Leser haben sich ja nachweislich mehr als einmal in die Kyrupädie und Anabasis eingeschlichen.

Digitized by Google

In der Anabasis 1. 9, 14 findet P. das Plusquamperf. *ὡμολόγητο* unmöglich und will *ὡμολογεῖτο*. Gewiss liesse sich das sagen, aber warum soll *ὡμολόγητο confessum erat*, man war einverstanden, unrichtig sein? Pl. Civ. 1. 342. D: *ὡμολόγηται γὰρ ὁ ἀκριβὴς ἰατρὸς σωμάτων εἶναι ἄρχων.* — 3. 2, 11 vermuthet er *εὐθὺς* für das nicht zu erklärende *αὖθις*. Das sieht aber auch gar nicht echt aus: ich glaube, *αὖθις* ist wol nur das am Rande bemerkte *αὐτοῖς*, das sogleich folgt, also zu streichen. Andere Stellen, über die Ref. mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann, gebricht es hier an Raum zu besprechen.

In einem Vorwort glaubt der Verf. die Beschäftigung mit der Kritik bei seinen Landsleuten rechtfertigen zu müssen. Er bezeichnet 1. Geographie und Topographie Griechenlands, 2. Beschäftigung mit den Werken der alten Kunst, 3. Durchforschung des neugriechischen Sprachschatzes, 4. die altgriechische Grammatik, 5. Kritik der griechischen Schriftsteller als die Richtungen, in denen es für die Philologen unter seinen Landsleuten am thunlichsten und räthlichsten zu arbeiten sei. Er warnt sie vor oberflächlichem und vornehmem Angreifen ferner liegender Studien, die erst dann etwas nützen können, wenn ein sicherer Grund in der genauen Kenntniss der beiden alten Sprachen gelegt sei; die Strenge und besonnene Beschränkung der Schule Gottfried Hermanns thue ihnen vor allem noth. Möge seine Mahnung Anklang finden: möge er selbst die Freunde des Xenophon bald mit der Fortsetzung seiner kritischen Bemerkungen erfreuen. Hermann Sauppe.

Digitized by Google

A. Winther. Experimentalstudien über die Pathologie des Flügelfells. 51 Seiten in gross Octav mit 3 colorirten Tafeln. Erlangen bei F. Enke 1866.

Das Buch ist von einem Lehrer der allgemeinen Pathologie verfasst, die Aetiologie ist dem Vf. daher die Hauptsache, die ophthalmologische Seite des Gegenstandes berührt er gar nicht, die mikroskopische nur nebenbei. Nach früheren Untersuchungen fasst der Vf. das Flügelfell als eine Wucherung der subepithelialen Corneaschicht; es hätte gewiss zur Klarheit der Sache viel beigetragen, wenn die Resultate dieser früheren Untersuchungen hier wiederholt wären. Welcher Art ist diese Wucherung der subepithelialen Schicht? und wie unterscheidet sie sich von anderen Wucherungen derselben z. B. dem Pannus? Solche Fragen durften nicht unbeantwortet bleiben. — Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste, anatomische Theil bespricht die Gefässe des Cornearandes beim Menschen und bei einigen höheren Thieren in recht sauberer Weise. Für den vorliegenden Zweck ergiebt sich: dass in einem Falle etwa von achten die Wirbelvene das Blut der Hornhautgefässe aufnimmt und dann dem Stromgebiete einer der Arterien entspricht, welche die graden Augenmuskeln durchbohren.

Der zweite Theil umfasst die Experimente. Der Vf. geht von der Idee aus: in einem umschriebenen Hornhautgebiete Hyperämie und dadurch eine Wucherung der subepithelialen Schicht zu erzeugen. Er versucht dies durch Gefässunterbindung, da er Zellen- und Nervenreiz für schwieriger hält. Doch bedingt seine Methode der Unterbindung sicher auch Zellenreiz, denn er lässt den Unterbindungsfaden liegen; dadurch sind wohl auch die häufigen Blenorrhöen und Corneainfiltrate zu erklären. Vf. hat bei Kaninchen die

Wirbelvenen unterbunden und dadurch neben einer Irishyperämie in mehreren Fällen eine umschriebene, dreieckige Corneainfiltration mit der Spitze gegen die Corneamitte hervorgebracht. Meistens verschwanden die Infiltrate nach einigen Wochen, in dem am längsten beobachteten Falle bestand es nach vier Monaten noch. Sectionen der Augen ergaben eine Wucherung des subepithelialen Gewebes mit Gefässneubildung, den Befund des Pterygium. Vf. hält die Verbindung der Ciliararterie, welche den Hornhautrand versorgt, mit der unterbundenen Wirbelnene für nothwendige Bedingung zum Gelingen des Experiments, und, da diese Verbindung nur in $\frac{1}{8}$ der Fälle stattfindet, ist das häufige Misslingen völlig erklärt.

In einer zweiten Reihe von Experimenten beweist der Vf., dass eine neuroparalytische Entzündung der Hornhaut nicht annehmbar ist, durch Durchschneidung des n. trigeminus und der Scleralnerven. Diese Versuche, welche schon von vielen Autoren gemacht sind, gehören streng kaum zum Thema.

Das Resultat fasst der Verf. so zusammen, das Pterygium beruht auf einer Obliteration einer Hornhaut oder Wirbelvene. Es verdient die Arbeit alle Beachtung, sie ist mit Fleiss und Liebe geschrieben. Dabei muss man aber bedauern, dass sie nicht von ophthalmologischer Seite behandelt ist und das Pterygium vollständig von klinischer und pathologisch-anatomischer Seite bespricht; dann wäre auch die monographische Behandlung völlig gerechtfertigt. —

Für die Fachgenossen wird nun vor allem zu berücksichtigen sein, ob mit der Entstehung des Pterygium eine Hyperämie der Iris zusammenfällt. —

Die Tafeln sind recht gut gemacht, leider hat der Vf. nicht die Originalzeichnungen verfertigt. R.

Schluss des Jahrgangs 1866.

Register.

Digitized by Google

Register

der in den

gelehrten Anzeigen

aus dem Jahre 1866

beurtheilten Schriften.

Acta publica, Verhandlungen der schlesischen Fürsten und Stände, herausg. von *H. Palm* 929.

Al. Agassiz, North American Acalephae 1423. — *Al. Agassiz* and *E. C. Agassiz*, seaside studies in natural history 1514.

R. Alcock, the capital of the Tycoon. vol. I and II. 1361.

Amtlicher Bericht über die vierzigste Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover 1740.

A. d'Ancona, la leggenda di St. Albano e la storia di San Giov. Boccardoro 670.

Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen Heft I. 1197.

G. J. Ascoli, Studj Ario-Semitici artic. II. 281.

S. Bach's Werke. Band XIII. 1201.

Th. Baines, explorations in South-West-Africa 169.

Baiter s. *Cicero*.

L. von Bar, das Beweisurtheil des germanischen Prozesses 61.

C. S. Barach, zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin 556.

Barbier de Meynard s. Collection.

A. Bastian, die Völker des östlichen Asien (Band I

Digitized by Google

Geschichte der Indo-Chinesen Band II. Reisen in Birma) 1588.
A. Beck, Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg 2 Theile 537.
Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausg. von der histor. Gesellsch. zu *Basel* 674.
Beiträge zur Geschichte *Westphalens* 1910.
Th. Benfey, a Sanskrit-English Dictionary 161.
C. Bernasconi, studj sopra la storia della pittura Italiana dei secoli XIV et XV e della scuola pittorica Veronese 1185.
W. Beyschlag, die Christologie des Neuen Testaments 1020.
Bibliothek der ältesten Deutschen Literaturdenkmäler s. *Heyne.*
G. Bickel, S. Ephraemi Syri carmina Nisibena 1820.
J. Bierbaum, die Meningitis simplex 1814.
E. P. E. Bischoff, mikroskopische Analyse der Anastomose der Kopfnerven 571.
G. de Blasiis, la insurrezione pugliese e la conquista normanna nel secolo XI. vol. I e II 1537.
W. H. J. Bleek, a comparative grammar of South-African languages Part I. 956.
E. Bodemann, xylographische und typographische Inkunabeln der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Hannover 921.
de Bofarull s. *Coleccion de documentos ineditos.*
A. Borgnet, histoire de la révolution liégeoise de 1789. Tome I et II 585.
Fr. Böttcher, neue exegetisch-kritische Aehrenlese zum Alten Testamente. 3 Abtheilungen 185.
F. Bovet, Reise ins gelobte Land, übersetzt nach d. 4. Aufl. 1565.
J. Braun, Naturgeschichte der Sage, 2 Bde. 1321.
H. L. Buff, Grundlehren der theoretischen Chemie und Beziehungen zwischen den chemischen und physikalischen Eigenschaften der

Körper 1356. — Ein Blick auf die Geschichte der Chemie 1518.

J. Bugeaud, chants et chansons populaires des provinces de l'ouest, Poitou, Saintonge, Aunis et Angoumois, 2 tomes 2011.

C. C. J. Bunsen, vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. Band IX. Abtheil. III, herausg. von *H. J. Holtzmann* 294.

Chais van Buren s. *Wicquefort*.

E. Campardon, le tribunal révolutionnaire de Paris Tome I et II 1832.

Cartelier s. *Havet*.

D. Castelli, Il libro del Cohelet con introduzione critica e note 1876.

A. Chodzko, contes des paysans et des pâtres slaves, rapprochés de leur source indienne 1112.

Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert Band III (Nürnberg Band III) 121. — Band IV (Augsburg Band I) 201.

D. Chwolson, achtzehn hebräische Grabschriften aus der Krim 1241.

M. T. Ciceronis opera quae supersunt omnia ed. *J. G. Baiter* et *C. L. Kayser* vol. VI—VIII (opera philosophica et politica) 1221.

C. Claus, die Copepoden-Fauna von Nizza 1561.

Coleccion de documentos ineditos del archivo general de la corona de Aragon Tomo XXVII y XXVIII (Pedro Miguel Carbonell) por *D. M. de Bofarull y de Sartorio* 1473.

Collection d'ouvrages orientaux. Tome III: Maçoudi ed. *C. Barbier de Meynard* et *Pavet de Courteille.* Tome IV ed. *Barbier de Meynard* 966.

E. de Coussemaker, l'art harmonique des XII et XIII siècles 783.

W. Cureton, history of the martyrs in Palestine by Eusebius, bishop of Caesarea 641.

Digitized by Google

F. Dahn, Procopius von Caesarea 41.
O. Deiters, Untersuchungen über Gehirn- und Rückenmark des Menschen und der Säugethiere, herausg. von *M. Schultze* 624.
Delisle, s. Recueil des historiens.
Delitzsch s. *Keil*.
Dietrich, Runeninschriften 81.
A. Digot, histoire du royaume d'Austrasie Tome I—IV 1251.
A. Dillmann, lexicon linguae Aethiopicae cum indice latino 87. — Chrestomathia Aethiopica cum glossario ibid.
J. Dippel, Versuch einer systematischen Darstellung der Philosophie des Carolus Bovillus 821.
Ch. Duvivier, recherches sur le Hainaut ancien du VIIe. au XIIe. siècle 1601.
J. Earle, two of the Saxon chronicles parallel with supplementary extracts of the others 1406.
J. Eckardt, York und Paulucci, aus dem Nachlasse *G. Merkel's* 355.
Ecker, s. Archiv f. Anthropologie.
G. S. Empis, de le granulie ou maladie granuleuse 451.
C. Engelhardt, Nydam Mosefund 1859—1863. 1841.
F. M. Erizzo, evangeliarium Hierosolymitanum ex codice Vaticano Palaestino 641.
R. Eucken, de Aristotelis dicendi ratione Pars I 2027.
A. Eulenburg und *L. Landois*, die Transfusion des Blutes nach eigenen Experimentaluntersuchungen 1530.
Eusebius s. *Cureton*.
H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel Band II—IV. 3. Ausg. 758. — die Dichter des alten Bundes I Theil 2 Hälften ibid.
Falkmann s. *Preuss*.

Digitized by Google

F. Field, otium Norvicense s. tentamen de reliquiis Aquilae, Symmachi, Theodotionis 641.
Firdusi s. *Schack.*
E. F. Friedrich, das sogenannte hohe Lied Salomonis 517.
A. Fulda, Untersuchungen über die Sprache der homerischen Gedichte I 744.

Geheimnisse des sächsischen Cabinets Band I 761. — Band II 1616.
P. A. F. Gérard, histoire des Francs d'Austrasie Tome I et II 1251.
L. J. Gerstner, die Grundlehren der Staatsverwaltung Band I 512.
A. F. Gfrörer, zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter Band I 194.
W. Gisi, der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik 1512—1516 892.
L. Götze, Geschichte des Gymnasiums zu Stendal bis zur Gegenwart 1000.
K. H. Graf, die geschichtlichen Bücher des alten Testaments 974.
R. F. Grau, Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft 841.
V. Guibert, histoire naturelle et médicale des nouveaux médicaments. 2. édit. 1053.
G. Guiffrey, lettres inédites de Diane de Poitiers 1597.
M. Guizot, méditations sur l'état actuel de la réligion chrétienne 1281.
J. Gurland, neue Denkmäler der jüdischen Literatur in St. Petersburg 2 Hefte 1634.

Hafis s. *Nesselmann.*
C. F. Hall, life with the Esquimaux 2 vol. 937.
Händel's Werke Jahrg. VII. Lief. 19—21. 1201.

Digitized by Google

Hannovers Handel und Schifffahrt zur See und Mittel zur Hebung derselben 594.

T. Hare, the election of representatives, parliamentary and municipal, 3 edit. 725.

A. Haupt, Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Neue Folge. Band I, Heft I (Band XIII) 81.

E. Havet et *A. Cartelier*, le discours d' Isocrate sur lui-même, traduit avec le texte, une introduction et des notes 561.

W. Heineke, Beiträge zur Kenntniss und Behandlung der Krankheiten des Kniees 1641.

F. C. Heitz, la contre-révolution en Alsace de 1789—1793. 1076.

C. Hergt, Palästina 429.

J. C. Herpin, du raisin et de ses applications thérapeutiques 662.

M. Heyne, Bibliothek der ältesten Deutschen Literaturdenkmäler Band I (Ulfilas) 3. Aufl. 1091. — Band II (Hêliand) 1277.

J. B. Hicks, die combinirte äussere und innere Wendung, übersetzt mit Zusätzen von *W. L. Küneke* 521.

B. E. Hildebrand, diplomatarium Suecanum vol. V. pars II 1559.

H. O. H. Hildebrand, svenska folket under hednatiden 1841.

A. Hirsch, die Meningitis cerebro-spinalis epidemica von historisch-geographischem und von pathologisch-therapeutischem Standpunkte 1345.

History of the sect of Mahárájas or Vallabháchâryas 1521.

Holtzmann s. *Bunsen.*

F. J. Holzwarth, der Abfall der Niederlande Band I 273.

C. Hopf, Leonardi Chiensis de Lesbo a Turcis capta epistola Pio papae II missa 1360.

G. Horn, Voltaire und die Markgräfin von Baireuth 196.
A. Huillard-Bréholles, vie et correspondance de Pierre de la Vigne 681. — s. *Notices et extraits*.
T. H. Huxley, lecture on the elements of comparative Anatomy 308.

Ph. Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum tonus III. (Monumenta Moguntina) 1761.
F. Jagor, Singapore, Malacca, Java, Reiseskizzen 1160.
O. Jahn, biographische Aufsätze 1913.
J. Janssen, zur Genesis der ersten Theilung Polens 481.
Jbn Albannâ s. Marre.
Jbn Mâlik s. *Mémoires de l'académie Impériale de St.-Pétersbourg*.
Illustrated catalogue of the museum of comparative zoology at Harvard College. Nro. I by *Th. Lyman*, Nro. 2 by *Alex. Agassiz* 1423.
M. Joël, Don Chasdai Creska's religions-philosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse 1918.
Isnard, de l'arsenic dans la pathologie du système nerveux 77.
B. Jülg, die Mährchen des Siddhi-Kür 1632.

H. Th. Karsten, commentatio critica de Platonis quae feruntur epistolis praecipue tertia septima et octava 881.
S. Karsten s. Simplicius.
E. v. Kausler, Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur Band III 1033.
Kayser s. Cicero.
C. F. Keil und *F. Delitzsch*, biblischer Commen-

Digitized by Google

tar über das Alte Testament; die Bücher der Könige; der Prophet Jesajas 975.
Kellgren s. *Mémoires de l'académie Impériale de St.-Pétersbourg.*
J. Klein, über eine Handschrift des Nicolaus von Cues nebst ungedruckten Fragmenten Ciceronischer Reden 1579.
F. Kohlrausch, die deutsche Geschichte für Schule und Haus 15. Aufl. 961.
C. Kossowicz, decem Sendavestae excerpta 801.
A. v. Kremer, die himjarische Kasideh 770. — über die südarabische Sage ibid.
E. Krüger, System der Tonkunst 869.
B. Kugler, Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges 1726.
F. J. Kühns, Geschichte der Gerichtsverfassung und des Processes in der Mark Brandenburg vom X. bis XV. Jahrhundert Band I 2041.
W. L. Küneke s. *Hicks.*

A. Labot, convocation des états-généraux et législation électorale de 1789. 1957.
L. Landois s. *Eulenburg.*
S. Lantzius-Beninga, die unterscheidenden Merkmale der Deutschen Pflanzen-Familien und Geschlechter. Abth. I 241.
J. M. Lappenberg, Chronicon Holtzatiae auctore Presbytero Bremensi 234. — Die Chronik der nordelbischen Sachsen ibid.
G. Latham, the nationalities of Europe 2 vol. 1316.
J. C. M. Laurent, neutestamentliche Studien 1.
G. C. Lauth, Manetho und der Turiner Königspapyrus 1168. — les Zodiaques de Denderah ibid.
K. Lehrs, de Aristarchi studiis Homericis 2. Aufl. 1801.
Lenting s. *Wicquefort.*

Digitized by Google

L. Mc Leod, Madagascar and its people 2067.
R. Leuckart, Untersuchungen über Trichina spiralis 2. Aufl. 1362.
R. von Liliencron, die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert Band I 441.
David and *Charles Livingstone*, narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries 1857.
C. A. Lobeck, Sophoclis Ajax 3. edit. 839.
J. Lubbock, pre-historic times, ancient remains and the manners and customs of modern savages 1492.
Th. Lyman, Ophiuridae and Astrophytidae 1424.

Maçoudi s. Collection.
H. v. Maltzan, meine Wallfahrt nach Mekka 2 Bde. 542.
W. Mangold, der Römerbrief und die Anfänge der Römischen Gemeinde 1754.
Manuscrits orientaux, Catalogues des manuscrits hébreux et samaritains de la Bibliothèque impériale 1401.
Mar Jacob s. Phillips.
A. Marre, le Talkhys d'Ibn Albannâ publié et traduit 1143.
S. Marshall, a treatise on the law of Marine Insurance, Botomry and Respondentia. 5. edition *by W. Shee* 229.
F. Matthaei, die deutschen Ansiedlungen in Russland, ihre Geschichte und volkswirthschaftliche Bedeutung für Gegenwart und Zukunft 1262.
W. Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten 1545–1555. 1103.
A. Meineke, vindiciarum Aristophanearum liber 131.
M. Melsens, mémoire sur l'emploi de l'iodure de potassium 558.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences *de St.-Pétersbourg* VII. Serie. Tome XII Nro. 6. Ibn Mâlik's Lâmîyat al af' âl mit Badraddîn's Commentar edirt von *Kellgren* und *W. Volck* 545.

Memorial historico español: coleccion de documentos tomo XIX (Chartas de algunos P. P. de la compañia de Jesus entre los años de 1634 y 1648. T. VII) 834.

Memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica vol. II 361.

Merkel s. *Eckardt.*

P. Meyer, le roman de Flamenca 1767.

J. C. Mitterrutzner, die Dinka-Sprache in Central-Afrika 1692.

Monumenta Boica vol. XXXVII (Mōnumentorum Boicorum collectio nova vol. X.) 11.

Monumenta Germaniae historica ed. *G. H. Pertz.* Scriptorum Tomus XVIIII 321.

Mortimer-Ternaux, histoire de la Terreur 1792—1794 Tome V 1676.

A. Nagel, die Refractions- und Accommodations-Anomalien des Auges 1238.

O. Nasse, Beiträge zur Physiologie der Darmbewegung 735.

G. H. F. Nesselmann, der Divan des Schems-eddin Muhammed Hafis aus Schiras 455.

A. Neubauer, aus der Petersburger Bibliothek 440.

O. T. Newton, travels and discoveries in the Levant. 2 vol. 1681.

F. Nitzsch, Augustinus' Lehre vom Wunder 721.

Notices et Extraits des manuscripts de la bibliothèque impériale et autres bibliothèques Tome XXI 681.

Th. Oelsner, Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge. Jahrgang IV und V 1759.

Digitized by Google

H. Oesterley, Schimpf und Ernst von Joh. Pauli 1952.
J. J. Overbeck, S. Ephraemi Syri Rabulae, episcopi Edesseni, Balaei aliorumque opera selecta 1820.

P. da Palestrina, Motetten redigirt v. *Th. de Witt* Band I, II, III 1201.
W. G. Palgrave, narrative of a years journey through central and eastern Arabia 2 voll. 383.
Palm s. *Acta publica.*
J. Pantazides, Τῶν παρὰ Ξενοφῶντι διορθωτέων μέρος δεύτερον 2073.
G. Paris, de Pseudo-Turpino 1295. — histoire poétique de Charlemagne 1921.
G. Parthey, Hieroclis Synecdemus et notitiae graecae episcopatuum 1600.
K. Patkanow, Untersuchungen über den Bau der armenischen Sprache 991.
Joh. Pauli s. *Oesterley.*
Pavet de Courteille s. Collection.
Pertz s. *Monumenta Germaniae historica.*
O. Peschel, Geschichte der Erdkunde bis auf Alex. v. Humboldt und Carl Ritter 1121.
A. Petzholdt, der Kaukasus, eine naturhistorische sowie land- und volkswirthschaftliche Studie. Band I. 110.
Pharmacopoea Helvetica 1301.
L. Philippson, haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt? 399.
G. Phillips, scholia on passages of the Old Testament, by Mar Jacob, bishop of Edessa 641.
J. E. Polak, Persien, das Land und seine Bewohner Theil II 1068.
Porcher s. *Smith.*
E. de Pressensé, Jésus-Christ, son temps, sa vie, son oeuvre 848.

Digitized by Google

A. Preuner, Hestia-Vesta, ein Cyclus religionsgeschichtlicher Forschungen 101.
O. Preuss und *A. Falkmann*, Lippische Regesten Band III 1798.
M. Prutz, Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen 601.
de Puymaigre, chants populaires recueillis dans le pays messin 2011.

Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte Band I—III 234.
A. Quetelet, histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges 896.

H. C. Rawlinson, a selection from the miscellaneous inscriptions of Assyria 1479.
Rechtsquellen von Basel Stadt und Land Theil II. 27.
Recueil des historiens des Gaules et de la France ed. *de Wailly* et *Delisle* Tome XXII 1161.
E. Renan, les Apôtres 1281.
C. Richter, Anacharsis Clootz 118.
E. Rindfleisch, Lehrbuch der pathologischen Gewebelehre Liefer. I 1173.
J. A. de los Rios, historia critica de la literatura española Tome II—V 1983.
H. Ritter, Unsterblichkeit 2. Aufl. 2001.
Fr. Ritschl, Ino Leukothea, zwei antike Bronzen von Neuwied und München 1132.
M. Rohrer, Beitrag zur Meteorologie und Klimatologie Galiziens 1481.
Val. Rose, Anecdota Graeca et Graecolatina Heft I 18
G. Rosen, der Haram von Jerusalem und der Tempelplatz des Moria 1621.

de Sartorio s. *Coleccion de documentos ineditos.*

Digitized by Google

F. de Saulcy, voyage en Terre-Sainte 2 vol. 1565.
Legrand du Saulle, la folie devant les tribunaux 904.
A. F. v. Schack, Heldensagen von Firdusi übersetzt. 2. Aufl. 550. — Poesie und Kunst der Araber in Spanien 2 Bde. 1041.
R. Schirmer, die Lehre von den Refractions- und Accommodations-Störungen des Auges 1238.
Schultze s. *Deiters*.
W. Seelig, Schleswig-Holstein und der Zollverein 212.
F. Seitz, Catarrh und Influenza 7.
Shee s. *Marshall*.
Simplicii commentarius in IV libros Aristotelis de caelo ed. *S. Karsten* 319.
R. M. Smith and *E. A. Porcher*, history of the recent discoveries at Cyrene 251.
L. Spach, oeuvres choisies tome I et II 461.
Spörer s. *Ssolowjoff*.
T. A. B. Spratt, travels and researches in Crete 2 vol. 1550.
R. Ssolowjoff, Geschichte des Falls von Polen nach russischen Quellen, übersetzt von *J. Spörer* 481.
R. Starklof, das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach Band I 714. — Band II 2062.
L. Stein, die Verwaltungslehre Theil I 1961.
Al. Strauch, die Vertheilung der Schildkröten über den Erdball 1605.

H. Taine, les philosophes français du XIXe siècle. 2. édition 401.
P. de Tchihatchef, le Bosphore et Constantinople avec perspectives des pays limitrophes 1704.
G. Teichmüller, Aristotelische Forschungen. I: Beiträge zur Erklärung von Aristoteles' Poetik 1934.
H. Thiersch, Friedrich Thiersch's Leben Band I 959.

Digitized by Google

A. F. C. Tischendorf, epistolae Pauli et catholicae ex libro palimpsesto seculi octavi vel noni 1081. — Apocalypses apocryphae Mosis, Esdrae, Pauli, Johannis, item Mariae dormitio ibid.
H. B. Tristram, the Land of Israel, a journal of travels in Palestine 429.
J. J. von Tschudi, Reisen durch Südamerika Band I 1431.
Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Band II 1636.

G. Valentin, Versuch einer physiologischen Pathologie des Herzens und der Blutgefässe 854.
W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmählichen Ausbildung 1902.
A. v. Vivenot, zur Geschichte des Baseler Friedens Abth. I und II 1001.
M. de Vogüé, le temple de Jérusalem, monographie du Haram-el-Chérif 1621.
Volck s. *Mémoires de l'Académie Impériale de St.-Pétersbourg.*
G. Volkmar, der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden 913.

E. Wagner, das Volksschulwesen in England und seine neueste Entwicklung 1881.
de Wailly s. Recueil des historiens.
G. Waitz, Urkunden und andere Aktenstücke zur Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause 2 Hefte 234.
K. von Weber, Anna Kurfürstin zu Sachsen 754.
L. Weiland, das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Loewen 698.
J. B. Wenig, schola Syriaca complectens chre-

Digitized by Google

stomathiam cum apparatu grammatico et lexicon 642.
Th. West, ten years in South-Central-Polynesia 1945.
F. Wibel, die Cultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas 1492.
A. de Wicquefort, histoire des Provinces-Unies des Païs-Bas depuis la paix de Munster. Tome I, publié par *E. Lenting*. Tome II, publié par *C. A. Chais van Buren* 34.
v. Wilmowsky, die Römische Villa zu Nennig und ihr Mosaik 1721.
A. Winther, Experimentalstudien über die Pathologie des Flügelfells 2079.
de Witt s. *Palestrina*.
M. F. Woepcke, passages relatifs à des sommations de séries de cubes extraits de deux manuscrits arabes inédits du British Museum de Londres 1143. — passages relatifs à des sommations de séries de cubes extraits de trois manuscrits arabes inédits de la bibliothèque impériale de Paris 1144.
J. J. A. Worsaae, den danske erobring af England og Normandiet 1671. — Om Slesvigs eller Sönderjyllands Oltidsminder 1841.
W. Wright, contributions to the apocryphal literature of the New Testament 642.

Fr. Zarncke, über den fünffüssigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe 260.
J. C. F. Zöllner, photometrische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper 1399.
H. Zschokke, das neutestamentliche Emmaus 429.
Zunz, Literaturgeschichte der synagogalen Poesie 1790.

Digitized by Google

Digitized by Google